

Wiener Zeitschrift

für

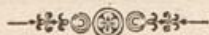
Kunst, Literatur, Theater

und

Mode

1833.

Drittes Quartal.



Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Science & Civilization

Library of the University of Cambridge

1833

British Museum

John Smith

Printed by R. Clarendon, London

Inhaltsverzeichnis

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Drittes Quartal 1833.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

- Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen, von U. von Keheue. 810.
 Helene. Schauspiel in 4 Aufzügen von Bauernfeld. 857.
 Sigmund. Schauspiel in 2 Aufzügen. Nach dem Roman: „Indiana“ und
 Scribe von Fr. A. v. Kurländer. } 930.
 List und Strafe. Lustspiel in einem Aufzuge nach Sedaine von Herzenskron. }

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

- Der todte Neffe. Komisches Singspiel in einem Acte, aus dem Französischen von
 Lebrun. 859.
 Robert der Teufel. Große, romantische Oper in 5 Acten. Nach dem Französischen des
 Scribe und Delavigne. Musik von Meyerbeer. 905.
 Der Bär und der Pascha. Komische Operette aus dem Französischen. 955.

Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

- | | | | |
|--|--|---|----------------------|
| Gastrollen des Hrn.
August Fischer, vom
Königstädter Theater
zu Berlin. | Als Don Juan in der gleichnamigen Oper.
„ Graf Hubry in der Oper: „Der Vampyr.“
„ Baron Waldeburg in der Oper: „Die Unbe-
kannte.“ | } | 682. |
| Gastrollen des
Hrn. Wetter, königl.
württembergischen
Hoffängers. | Als Masaniello in der „Stummen von Portici.“
„ Georg in der „weißen Frau.“
„ Tamino in der „Zauberflöte.“
„ Johann von Paris in der gleichnamigen Oper. 746.
„ Florestan in „Fidelio.“
„ Joseph in: „Joseph und seine Brüder.“
„ Graf Arthur in der „Unbekannten.“
„ Don Octavio in „Don Juan.“ | } | 699.
747.
795. |
| Gastrollen des Hrn.
Detroit, vom k.
sächsischen Hoftheater
in Dresden. | Als Tischlergeselle Hähnchen im „Fest der Handwerker.“ 730.
In der Posse: „Der Lügner und sein Sohn.“ 796.
In der Operette: „Der Bär und der Pascha.“ 955. | } | |

- Gastrollen des } Als Graf Aubri im „Tampyr.“ } 746.
 Hrn. Pezold, Königl. } „ Figaro im „Barbier von Sevilla.“ }
 württembergischen } „ Baron von Waldeburg in der „Unbekannten.“ 746. 795.
 Hoffängers. } „ Don Juan in der gleichnamigen Oper. 795.
 Gastrollen des Hrn. Wurda, vom großherzogl. Theater zu Strelitz:
 Als Max in Weber's „Freyschütz.“ }
 „ Fra Diavolo in der gleichnamigen Oper. } 850.
 Gastspiel der Dlle. Marie Chnes als Rosine in Rossini's „Barbier von Sevilla.“ 850.
 Gastspiel des Hrn. Buch als Maurergeselle im „Fest der Handwerker.“ 955.

Im k. k. priv. Theater an der Wien.

- Die unterbrochene Benefizvorstellung, oder: Die Affenkomödie. Posse in 2 Aufz. 740.
 Bibar, der Affassinenfürst. Großes, romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen. 762.
 Der Hund des Aubri de Mont Didier, oder: Der Wald bey Bondi. Schauspiel in 3
 Aufzügen nach Pixerecourt. 844.
 Peter von Szápár, oder: Der Held in Sclavenketten. Großes Schauspiel in 5 Aufzügen,
 von Mad. Birch: Pfeiffer. 899.
 Reserl, die Nachtwandlerinn. Localposse m. Ges. in 3 Aufz. Musik von Gläser. 932.
 Montbars der Franke, oder: Die Eroberung von Panama. Schauspiel in 4 Aufzügen,
 nach van der Velde bearbeitet. 955.
 Die blaue Maske, oder: Corea die Improvisatorinn. Romant. Schausp. in 4 Aufz. 956.

Gastspiele im k. k. priv. Theater an der Wien.

- Gastrolle der Mad. und Dlle. Hilmar im „Hund des Aubri.“ 844.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

- Robert der Teufel. Oper in 4 Aufzügen. Musik von Meyerbeer. 674. 803.
 Furioso, oder: Der Bandit von Ragusa. Schauspiel in 3 Acten. 708.
 Die Zwillinge, Lustspiel in 2 Aufzügen von E. Grammerstötter. }
 Die Steckenpferde, Posse in 5 Acten von P. A. Wolff. } 739.
 Der Erbe aus Westindien, oder: Wer ist der Schuldige? Schauspiel in 3 Acten. 740.
 Elise und Claudie. Komische Oper in 2 Acten. Musik von Mercadante. 778.
 Der Berggeist, oder: Die Wünsche. Zauberspiel von Gleich. }
 Der Rothmantel, oder: Das Gespenst auf Rummelsburg. Lustspiel in 4 Aufzügen } 779.
 zügen von Kozebue.
 Er weiß Alles. Lustspiel in 4 Acten, nach Picard von Dr. Birch. 780.
 Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, von Kozebue. 802.
 Die weiße Frau. Oper von Boieldieu. 803.
 Abällino der große Bandit, von Schöffle. }
 Tancred. Oper von Rossini. } 835.
 Der Barbier von Sevilla. Oper von Rossini. 836.
 Männerfreundschaft. Lustspiel in 4 Aufz., n. d. Engl. von E. Grammerstötter. 851.
 Der Besessene, oder: Peregrin's Wahn und Leiden. Drama in 3 Acten. 852.
 Der Erbprinz, oder: Das Geheimniß. Schauspiel in 4 Aufzügen, von w. F. W. Ziegler. 867.
 Die Waise und der Mörder. Drama in 3 Acten, nach dem Französischen des Frederik
 von J. F. Castelli. 892.

- Die Nachtigall und der Gutsherr. Drama in 3 Acten von C. Grammerstötter. } 916.
 Carl XII. auf der Heimkehr.
 Der Freyschüh. Oper von C. Maria von Weber. 947. 948.
 Das Käthchen von Heilbronn. Schauspiel von Kleist. 948.

Gastspiele im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Gastrolle des Hrn. Drška, Mitglied der Oper zu Prag:

Als Arhur in der „Unbekannten“ (la Straniera), von Bellini. 683.

- | | | | | |
|--|---|---|---|-----------|
| Die Schnitt. | { | Als Amenaide in der Oper: „Tancred,“ von Rossini. | } | 836. |
| | | „ Rosine in der Oper: „Der Barbier von Sevilla.“ | | |
| Gastrollen des Hrn.
Dams, vom k. ständ.
Theater in Prag. | { | Als George Brown in der „weißen Frau.“ | } | 915. |
| | | „ Arthur in der „Unbekannten.“ | | |
| | | „ Fra Diavolo in der Oper gleiches Namens. | | |
| | | „ Mar im „Freyschüh.“ | | |
| | | „ Masaniello in der „Stummen von Portici.“ | | 915. 947. |

Gastrolle des Hrn. Kreipel vom Theater in Regensburg:

Als Mar im „Freyschüh.“ 947. 948.

Gedichte, Lieder, Sonette, Balladen, Legenden.

- Die Träume, von Franz von Erco. 648.
 Firdusi, von Christ. Wilt. Huber. 661.
 Die Heitern und die Traurigen, von Caroline Leonhardt. 674.
 Sonette aus Verona. — Romeo und Julie. — Julia's Wohnung. — Julia's Sarg. —
 Romeo's und Julia's Tod. — Romeo's und Julia's Grabstätte. 680.
 In des Mädchens frühem Grabe. Von Paul Lamatsch von Warnemünde. 698.
 Der leucadische Fels, von A. J. Laschan. 705.
 Die Visionen des Albert Morry. Von J. A. Büffel. 709.
 Der Graf am Rhein. Ballade von Eschabuschnigg. 741.
 Vorsatz, von E. Straube. 769.
 Das zweyte Gesicht. Ballade von Christian Wilt. Huber. 781.
 Liebeslänge. Von Montanus. 793. 937.
 Tröstung. Von A. Stifter. 802.
 Sonette an Eugenie. Von Franz von Herrmannsthal. 807. 816.
 Dichterherz. Von Betty Glück. 825.
 Die heil. Veronica. Legende von E. G. Ritter von Leitner. 829.
 Aus einer Liebesgeschichte. I. Überblick. II. Einzelner Fall. III. Das End' vom Liede.
 Von Manfred. 839.
 Der Bannerträger. Ballade von Joh. N. Vogl. 845.
 Des Todtengräbers Brautnacht. Volksmähre von Eschabuschnigg. 853.
 Das Heimweh, von Nina von Guyon, geb. Rouland. 874.
 Baum und Quelle, von Anton Kasper. 880.
 Herbstmelancholie, von Joh. N. Vogl. 904.
 Das Todtentischlein. Romanze von Joh. Gabr. Seidl.
 Menschenstreben, von E. Straube. 929.
 Des alten Kuenringers Meerfahrt, von Joh. N. Vogl. 941.
 Der Säng' von Burgund, von Franz von Erco. 952.

Gelegenheitsgedichte.

- An den hochverehrten F. F. Rath, Hrn. A. Stein (griech. u. deutsch), von Lemser. 657.
Meine Bäume. Von Joh. Ladislaus Pyrker. 685.
An die deutsche Muse. Geschrieben zu Paris am 2. Juny 1832. Von Nina von Guyon,
geb. Kouländ. 721.
Emiliens Gruß an Bodstedt. Von Lappe. 729.
Gelegenheitsverse, als das Schiff Ruhi Kewan, d. i. der wandelnde Berg, worauf sich
Sultan Mahmud befand, von einer Sandbank flott geworden, von Esaad Efendi.
Von J. von Hammer. 773.
Bey Gelegenheit der erfreulichen Ankunft Allerhöchst H. M. M. Franz I. und der Kai-
serinn Caroline zu Pilsen. Von Dr. Adalbert Sedlaczek, Professor zu Pilsen. 821.
Therese Peché, von Braun von Braunthal. 865.

Charaden und Logogryphe.

- Charade, von Anton Rainer Ofenheim. 688.
Logogryph, von Franz von Erco. 777.
Charade, von M. Enk. 833.
Zweyhylbige Charade, von Paul Lamatsch von Warnemünde. 873.
Homonym = Streckcharade, von Fr. Theod. Ehrlich. 912.

Singedichte.

- Sprachbemerkungen, von Eduard Freyherrn von Feuchtersleben. 729.
Das hülfreiche Ehepaar, von A. St. 753.
Wie du mir, so ich dir. 787.
Der Kiesel, von Joh. Rud. Wyl, dem älteren. 898.

Aphorismen.

- Aphorismen. Von Carl Walther. 706. 810. 912.

Erzählungen und Novellen.

- Die Felsmühle am See Attalides. Novelle von A. J. Büffel. 645. 653. 664. 669.
Die Novellisten, von S. W. 701. 711. 717. 725.
Der böse Dämon. Novelle von W. v. G. 749. 757. 765. 773. 783. 789.
Elliston und der Schauspieldichter. Wahre Anekdote. Aus dem Monthly Magazine. 797.
Scenen aus dem Seeleben. Mitgetheilt von Johann Grafen Mailáth. I. Die beyden
Löwen. 805. II. Befreyung 1794. 813. 822. III. Aufopferung. 830. 837.
Der Tauschhandel, von Marie Johanna Sedelmaier. 825.
Das eingebildete Genie, von C. Ortlepp. 861. 869. 877.
Die Erscheinung. Nach Boucher de Perthes. 942.
Lord Jacob Douglas's Tod in Spanien. Nach Froissart, B. I., Cap. 20, von Anton
Langerhans. 949.

Geographische, topographische und ethnographische Nachrichten und Reiseberichte.

- Lebensweise der Engländer auf ihren Landgütern. 677. 686.
Zur Topographie der Umgebungen Wiens und für Freunde schöner Ausichten. Von
Wilh. v. R**Uy. 688.

- Eine Parlamentsſitzung zu Staiti. Von Georg Göth. 733.
 Große Feſtlichkeiten zu Innsbruck im Jahre 1580. 742.
 Der Waſſerfall des Fallbachs bey Garing. Von Th. G. von Karajan. 854.
 Egyptens Alexandrien und ſeine nächſte Umgebung. Von Ed. Freyh. von Callot. 885.
 893. 901. 909. 918. 925.

Humoriſtiſche Auffäße.

Bertheidigung des Podagra. Von Willibald Pirckheimer. Geſchrieben 1521. 693.

Für Liebhaber der Botanik.

Seite 652. 700. 868. 940.

Correſpondenz-Nachrichten.

- | | |
|-----------------------------|---------------------------------------|
| Aus Dresden. 730. 953. | Aus München. 922. |
| „ London. 819. | „ Prag. 666. 706. 715. 874. 882. 890. |
| „ Mailand. 650. 658. | 913. 920. 938. 945. |
| „ Marienbad in Böhmen. 826. | „ Weimar. 722. |

L i t e r a t u r.

- Mariva und Bocaccio. Hiſtoriſcher Roman von C. Leſſing. Berlin, 1832, 2 Theile. 683.
- The plays and poems of William Shakespeare, accurately printed from the text of the corrected copies left by the late Samuel Johnson, George Steevens, Iſaak Reed and Edmond Malone. With notes critical, hiſtorical and explanatory, Dr. Johnson's preface, a life of the poet by Al. Chalmers, Shakespeare's will with his autograph, a copious glossary etc. A new edition in one volume. Leipsic, published by E. Fleischer. 1833. 689.
- The works of Thomas Moore Esquire, accurately printed from the laſt original editions with critical notes and a ſketch of his life. A new edition complete in one volume, with the portrait of the author. Leipsic, printed for E. Fleischer 1833.
- Novellen, von Fanny Tarnow. 3 Bände. 8. Leipsig, bey C. Focke. 691.
- Novellen, von J. Satori. 3 Bändchen. 8. Leipsig, 1832. 699.
- Schickſalswechſel. Roman von Eginhardt. Leipsig, 1832, bey C. Kollmann. 724.
- Das ſchwarze Herz. Erzählung von L. Krufe. Leipsig, 1833, bey C. Kollmann.
- Mesmeriſche Liebe. Novelle. — Das Mädchen von Rhodos. Erzählung aus dem Däniſchen von L. Krufe. Leipsig, 1832. 731.
- Die alten Freunde, Novelle. Palmyra, Phantaſieſtück aus dem Däniſchen von L. Krufe. Ebendaſelbſt.
- Alexander. Canzone von C. F. B. v. S. gr. 8. Dresden. 747.
- Die Georcheurs (Menſchenshinder), oder: Kronenraub und Peſt. Hiſtoriſche Fragmente aus dem Jahre 1418 von Vic. von Arſincourt. Aus dem Franzöſiſchen von Louis von Alvenſleben. 8. Leipsig, 1833. 2 Bände. 748.
- Die Geſchichte von Schottland. Aus dem Engliſchen des Walter Scott von Dr. G. N. Bärmann. Sieben Bändchen. kl. 16. Zwickau. 756.
- Großvaters Erzählungen aus der Geſchichte von Frankreich. Aus d. Engl. des Walter Scott von Dr. G. N. Bärmann. 4 Bändchen. kl. 12. Zwickau.
- The works of Walter Scott. A new ſeries. Vol. 1 — 4. Tales of a Grandfather, from the hiſtory of France. Ebendaſelbſt.

- Märzveilchen. Eine Sammlung von Novellen (poetischen Erzählungen), von Emmy... (Banini). Als Denkmal ihren Manen gestiftet. 8. Wien, 1834, bey Fr. Tendler. 770.
- Allgemeines Fremdwörterbuch, oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung, von Dr. J. Ch. A. Heyse. Sechste, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. I. Abtheil. 8. — J. Hannover, 1833. Hahn'sche Buchhandlung. 772.
- Der Guckkasten. Ein humoristischer Roman von Zweibein. kl. 8. Leipzig, 1833. 788.
- Episch-lyrische Dichtungen, von Ludw. Aug. Frankl. Wien, 1834, bey Söllinger. 8. 842.
- Allgemeine Erdbeschreibung für Schulen. Von R. F. W. Hoffmann. Stuttgart, bey C. Hoffmann. 1833. 859.
- Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der Länder- und Völkerkunde. Von Dr. W. F. Volger. 5. Auflage. Hannover, 1832. 860.
- Topographische Handelskarte des österreichischen Kaiserstaates. Von F. W. Klenner. Wien, 1833. 867.
- Almanach dramatischer Spiele, für das Jahr 1834. Von Lemberg. Wien. 16. 876.

Alt er t h u m s k u n d e.

- Über die Baudenkmäler des Alterthums in historischer Rücksicht, mit Beziehung auf v. Steinbüchel's antiquarischen Atlas. Von Thomas Collins Vanfield. 753. 760.
- Über die Amazonen. Nach einem englischen Aufsatze von D. C. F. Michaelis. 768.

W i l d e n d e K u n s t.

- Aus meinem Wiener Tagebuche. Die Spanier. Von Willibald Alexis. 794.
- Kupelwieser's Altargemälde. 834.

M a n n i g f a l t i g e s.

- Dommayr's neuer Saal zu Hiebing. 723.
- Fragment eines Parterregesprächs, von Pfl. 847.
- Über die neuen Zuwächse der van Alfen'schen Menagerie. Von L. F. Fisinger. 866.
- Lebensart eines Gelehrten in Paris. 933.

V e r m i s c h t e N a c h r i c h t e n u n d B e r i c h t i g u n g e n.

- Nachricht für Bühnendirectionen. 660.
- Bekanntmachung, Hrn. Hürt, Virtuosen auf dem Fagott, betreffend. 684.
- Berichtigung, Hrn. J. A. Lewald betreffend. 748.
- Anzeige des Hrn. Fr. A. von Kurländer. 892.
- Pränumerations-Ankündigung dieser Zeitschrift. 940.

B e y l a g e n.

- Allgemeines Notizenblatt. Nr. 27 bis 39.
- Wagenbild Nr. III., zu Nr. 90 nach S. 740.
- Musik-Beilage: „Lied an die Entfernte.“ In Musik gesetzt von Ant. Schuster. Zu Nr. 99, nach S. 812.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 2. July 1833.

79

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Felsmühle am See Attalières.

Novelle aus dem Feldzuge 1813 — 1814.

Von A. J. Büffel.

„Konrad!“ rief der . . . Lieutenant Wilhelm von . . . rg, „sattle schnell und sink, wir haben eine weite Strecke zu machen, denn ich bin von meinem Oberst beauftragt, noch heute Abend in Clavigny einzutreffen und dort dem Major von L . . eine wichtige Depesche zu überreichen, und muß morgen bis Mittag wieder zurück seyn. Nimm vier Flaschen von dem Burgunder mit, den mir der Hauswirth heute früh in mein Zimmer brachte, und vergiß deine Feldflasche nicht. Der Weg ist äußerst unwirthlich; wir stoßen lange auf kein Haus, noch viel weniger auf ein Dorf, um uns im Nothfalle zu erholen. Der Schnee ist tief, wir dürfen uns tüchtig zusammenehmen, wenn mir der Ritt nicht mißlingen soll. Ich verlasse mich auf meinen Braunen, er ist von frühesten Jugend an gewöhnt, Schneewiesen zu passiren und selbst die eisglatten Steige mit Verlässigkeit zu überschreiten.“ Konrad beeilte sich, die Anordnungen seines Herrn mit der strengsten Pünctlichkeit zu vollziehen. Er sattelte, schnallte, packte und schnürte mit Lust und Eifer, um von ihm nicht angedonnert zu werden. Er vergaß nicht das Geringste, aber am wenigsten sich selbst. Er haßte den Hunger und jede Entbehrung eben so wie den Feind, in dessen fröhlichem Lande er nicht selten den berühmten Übermuth rächte, womit er zu seinem tiefen Schmerze seit 1792 seine theure Heimat so oft mißhandeln sah. Die Hauswirthin, welcher er vom Morgen bis zum Abend mit den zierlichsten Complimenten und den schmeichelhaftesten Artigkeiten zuvorkam, war ihm sehr geneigt, und überraschte auch heute den „bon Conrad“ mit einer Quantität Weißbrot und einem Paar Flaschen Chambertin. Die Anhänglichkeit an seinen Herrn und sein unermüdeter Fleiß hatten ihm bey dem feindlichen Hauswirthspaaire eine solche Zuneigung erworben, daß sie ihn oft gegen die Launen seines Herrn in Schutz nahmen und heimlich mit besondern Leckerbissen labten. Besonders vergnügte sich die Frau am Nadbrechen der französischen Sprache, die er mit deutschen Worten und allem möglichen Kauderwelsch so durch einander würfelte, daß sie oft laut aufschrie über den lustigen Galimathias oder „Gachis,“ wie

es die Frau nannte. Noch mehr belustigte sie aber das ganz abgeschmutzte Büchlein, das er bey sich trug. Es war der „Geschwinde Franzos,“ den er nie von sich ließ, um immer fertig zu seyn, wenn er etwas zu verlangen hatte.

Die Pferde waren vorgeführt. Wilhelm bestieg munter und frohgemuth seinen Braunen und Konrad schwang sich lustig auf seinen Siebenbürger, der ihn so oft durch die blutigsten Gefechte trug. Sie reichten dem Hauswirth und seiner Gemahlinn zu herzlichem Abschied die Hand und Wilhelm empfahl ihrer Sorge seine Effecten bis zu seiner Rückkunft, die höchstens zweymal vier und zwanzig Stunden lang sich aufschieben dürfte. „Madame, au plaisir de vous revoir,“ rief Wilhelm und drückte den Helm recht fest in den Kopf, und Konrad, indem er ihr die Hand küßte, rief: „Madame, vive votre Chambertin, vous et votre mari!“

Herr und Diener flogen davon. Die flüchtigen Hufe schleuderten die Schneeschollen auf, und in einigen Minuten waren sie den Augen ihrer gastlichen Hauswirthin entschwunden.

Der edle Anstand Wilhelms von . . . rg, sein männlich-kriegerischer Sinn und sein gefälliger Ton ließen sie seit seinem Aufenthalte vergessen, daß er ein Deutscher, daß er ein Feind sey, der das stolze Frankreich mit belagerte. Die treffliche Erziehung, die Gewandtheit in der französischen Sprache erregten ihre Bewunderung, und versöhnten sie mit der Schmach, von deutscher Waffenhand gedemüthigt zu werden — sie, die bis zur gemeinen Poissarde herab mit Hohn und Verachtung sich über Deutschland aussprachen. Die Frau sah sich ungemein geehrt durch das Vertrauen eines deutschen Officiers, der seine Kostbarkeiten, seine Effecten, seine Papiere ihrer Obhut anvertraute und sie hegte das aufrichtige Verlangen, ihn recht bald wieder in ihrem Hause bewirthen zu können.

So heiter die Nachmittagsstunden waren, so sehr undüsterte sich gegen fünf Uhr Abends der ganze Himmel. Das dichteste Schneegestöber stürmte vom Himmel, der Nordwind brauste und wirbelte die Flocken im wildesten Tanze durch einander. Der ganze Horizont war mit einer graulichen Nacht umhüllt. Der Flockensturm wüthete und raste so furchtbar, als wollte er die ganze Gegend mit einer nie mehr zu vertilgenden Schneemasse auf ewig bedecken und begraben — als gälte es Dörfer und Schlösser zu zertrümmern und sie in den tobenden Schneestockentanz wie Spreu zu jagen und alle Pfade für immer zu verschütten. „Gott sey uns gnädig!“ rief die Frau, „mir bangt für Wilhelm und den guten Konrad! Nirgends eine Hütte, die sie aufnehmen — nichts als finstere Waldungen und unwegsame Steige. Sie sind verloren, wenn sie von der Straße abkommen, und wer findet bey einem solchen Wetter den rechten Pfad, wenn ihn der zürnende Himmel verschüttet? Bis Clavigny sind zwölf Stunden, die sie in sechs zurückzulegen vorhatten. An der Grenze verwirren sich die Wege. Die Thalschluchten beginnen und sie laufen Gefahr, sich in den großen Wäldern zu verirren und vom Frost zu erstarren, so sehr sie sich mit Mänteln verwahrten.“ — „Seh sorgenlos,“ sagte Koubiot, „es sind deutsche Soldaten, die den Winter und sein Ungemach besser kennen als wir, obschon er sich bey uns auch in keinem galanten und leichten Gewände sehen läßt. Jedemfalls trogen sie seinen Stürmen leichter, als wir in Rußland — Diese Deutschen sind Bären von Haus aus, ich kenne sie zu gut; sie spielen mit dem

Winter und mit seinen Schrecken und darum bin ich für den Officier eben so unbesorgt, wie für Konrad, den dein Chambertin gewiß wieder erweckt, wenn er schon halb erfroren in den kalten Armen des Schnees zu entschlummern scheint. Und — liebe Charlotte — Gott sey mit ihnen — ich kenne keinen Haß, aber diese Deutschen mögen — — “ Er verschluckte das letzte Wort. „Ey doch nicht erfrieren?“ rief sie. „Wir sind lästiger Gäste ledig und quitt -- wir sehen keinen Deutschen mehr in diesem Hause und dürfen uns nicht mehr erinern lassen, daß wir ihre Besiegten sind; denn es kränkt mich zu tief, Jene meine Gäste nennen zu müssen, die wir sonst schlugen und besiegten!“

„Aber dieser edle, gebildete, feine Mann, dieser treffliche Officier! wie herrlich spricht er Frankreichs Sprache! Ist er uns nicht schon darum näher?“ „Eben darum nur noch gehässiger,“ erwiederte er, „weil er sich die Fertigkeit aneignete, in unserer Sprache uns zu täuschen — französische Gesinnung zu affectiren und uns mit deutschem Hochmuth zu höhnen. Zwar ich ehre den Muth an dem Deutschen eben so sehr wie an dem Spanier — ich habe sie beyde kennen gelernt und drückte dem Erstern oft die Hand, obwohl wir kurz zuvor in der Schlacht uns gegenüberstanden. Ich bin nicht böse von Gemüth, aber ich leide fürchterlich, so lange ich einen Deutschen auf Frankreichs schönen Fluren sehe.“ Sie ruhte nicht, bis sie ihren Gemahl besänftigt hatte. Er mußte seinen auflohernden Haß bezähmen, er mußte ihr auf die Hand geloben, daß er den beyden Deutschen kein Unglück wünsche. „Nun ja,“ rief er aus, „wir haben die Rollen vertauscht — sie sind nun als Sieger auf unserm Grund und Boden — sie können jetzt uns gebieten, uns Gesetze dictiren und unsere Weinkeller leeren, nachdem wir viele Jahre ihren Wohlstand muthwillig — freylich als Sieger, als ruhmgelohnte Männer, zertreten hatten. — Charlotte, sie mögen wiederkommen, glücklich, wohlbehalten! Der Lieutenant gefällt mir, ich bin ihm gut, weil er Beweise der Tapferkeit gab und unsern Waffenruhm gegen jede Verleumdung in Schutz nimmt. Aber nur nicht nach Attalières mög' ihn das Unglück führen! — Dort wüthet unverföhnlicher Haß gegen die Deutschen, er wüthet gräßlich; ich weiß, ich kenne die Quelle desselben!“ — „Dahin sind sie ja nicht gesendet,“ unterbrach sie ihn, „und sollte sie das Mißgeschick dahin führen, so werden sie Mittel finden, diesem Hassse entweder auszuweichen oder ihn zu bändigen.“ — „Charlotte, bist du eine Deutsche geworden? — Ich staune über deine Theilnahme! Du, die Französin, zitterst für das mögliche Unglück zweyer Deutschen? Überlaß sie dem Schutze des Himmels und ihrem Muth.“ —

Mit diesen Worten entfernte er sich. Die Gattinn ward unruhiger als zuvor, sie konnte sich die schnellen Widersprüche ihres Gatten nicht enträthseln; hätte sie aber bemerkt, wie er im Hinausgehen schadensfroh lächelte, so würde sie bald errathen haben, daß ihn heute der Geist des Widerspruches in seiner ganzen Gewalt hatte, daß es ihm aber mit seinem Hassse bey weitem nicht so Ernst war, obschon ein schnelles Aufloherndes gekränkten Nationalstolzes in einen augenblicklichen Haß überzugehen schien.

Um sie wieder zu versöhnen, lud er ohne ihr Vorwissen den Obersten nebst mehreren andern Officieren zu einer Abendparthie ein, denn es war ihm Bedürfniß, unter Soldaten zu leben, besonders wenn er aus ihrem frühern Umgange an ihnen solche Eigenschaften fand, die dem feinen französischen Krieger von Erziehung unter allen Verhältnissen theuer bleiben. — Char-

lotte Roubiot war äußerst angenehm überrascht, als sie diese Einladung erfahren hatte. Der Abend ging unter heitern Gesprächen beym Genuße aus-
erlesener Weine und Speisen vorüber, und Roubiot brachte mit seiner
Frau und den übrigen Gästen ein: „Vive Guillaume avec son Conrad“ aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e T r ä u m e.

Werd' ich euch nimmer wiedersehen,
Ihr Bilder meiner schönsten Zeit?
Kein Stündchen mehr kann ich erkennen,
Kein Stündchen der Vergangenheit?
Werd' ich euch nirgend wiederfinden,
Weilt ihr in einer schönern Flur?
Flieht ihr aus diesen Nebelgründen
In eine lichtere Natur?

O, kehret wieder, kehret wieder,
Die meine Seele einst geschwellt,
Du Heimat aller meiner Lieder,
Du meiner Träume Wunderwelt!
Noch lebt ihr tief in meiner Seele,
Und nahend mit der Freude Schwung,
Auf des Gesangs melod'scher Welle
Ergreift mich die Erinnerung.

Wie Frühlingsweh'n floh'n meine Tage,
Geschaukelt in der Freude Schooß;
Fremd meiner Brust war Schmerz und Klage,
Mit Göttern tausch' ich nicht mein Loos.
Im Busen eine Welt voll Träume,
Die träumend ich mir selber schuf,
Trug ich bis zu der Sphären Räume
Laut jubelnd meinen Freudenruf.

Da lag vor meinen trunk'nen Blicken
Die Welt so schön, so klar und groß;
Und wie der Griche mit Entzücken
Einst seiner Schöpfung Reiz umschloß,
So hing ich froh am gold'nen Scheine,
Am heitern Regenbogenspiel,
Dess' siebenfacher Strahl in meine
Geträumten Himmel niederfiel.

Da ward das Leben mir zum Spiele,
Und angelockt vom ferhen Strahl,
Am Gängelbände der Gefühle
Stieg ich empor zum Ideal.
Mit reinem, unentweih'ten Blicke,
Natur, hing ich an deiner Brust,
Nichts fehlte mir zu meinem Glücke,
Nichts mangelte zu meiner Lust.

Der Alten fabelhafte Welten,
 Voll Leben, Farben, Geist und Licht,
 Mit ihren Göttern, ihren Helden,
 Wen rührten ihre Zauber nicht?
 Wie oft stand ich am Schiffsgestade,
 Bis der Syringen Schmerz erklang;
 Wie hoch entzückt, wenn die Najade
 Vom hohen Felsen niedersprang!

Wenn sich der Sonnenwagen senkte,
 Und zu der Liebe weichem Pfühl
 Cythere ihren Wagen lenkte,
 Wie ward mir da das Herz so still!
 Wer malt die Wollust meiner Thräne,
 Wer sagt, wie mir dereinst geschah,
 Wenn leicht hingleitend dort Selene
 Nach ihrem Schäfer niedersah?

Du schöner Wahn der schönsten Stunden —
 Der schleiche schweigend in sein Grab,
 Wer deine Zauber nie empfunden,
 Ihm fallen keine Blüthen ab.
 Ihm war das Höchste nie gegeben,
 Kein Gott ging leitend ihm voran —
 Klach, kalt und trocken ist das Leben,
 Befeligend ist nur der Wahn.

Und wie ein Kind in Liebesarmen
 Die Hände nach der Mutter spannt,
 Wollt' ich die Wirklichkeit umarmen,
 Und bot ihr freundlich meine Hand.
 Doch ach, in ihren öden Tiefen
 Erstarrt die schöne Wunderwelt,
 Die Himmelstöne all' entschliefen,
 Die mir den Busen einst geschwellt.

Wie schnell zerriß der dünne Schleier,
 Der einst den ungeheuren Sarg
 Der Welt und ihrer Ungeheuer
 Wohlthätig meinem Auge barg!
 Und nach der Schöpfung weit'sten Sphären
 Sandt' ich verzweifelnd meinen Blick,
 Spurlos, ach, mußte er wiederkehren,
 Und nicht ein Schatten blieb zurück.

Hülflos auf unbekanntem Wegen,
 Stand ich, starr von des Lebens Frost:
 Niemand kam freundlich mir entgegen,
 Und brachte dem Verirrten Trost.
 Da nahte sich ein himmlisch Wesen,
 Die Dichtung mit dem Zauberstab,
 Von ihrem Hauch war ich genesen,
 Fiel meines Kummers Bürde ab.

Und in dem Zauberland der Lieder,
 Wohin sie liebend mich geführt,
 fand ich die Wesen alle wieder,
 Sie, die mich einst so tief gerührt.
 Nur in der Dichtung heitern Tempeln
 Blüht unser Lebens Paradies —
 Mag mich die Welt zum Träumer stempeln,
 Es träumt sich gar zu süß!

Frans von Erco.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mailand.

Lange bin ich mit meinen Berichten über die Scala in Rückstand geblieben, und zwey volle Stagioni sind vorüber, ohne daß ich besondern Anlaß gefunden hätte, mich mit meinen Nachrichten zu beeilen. Da ich aber doch vergebens auf etwas Besseres warten würde, so will ich im Fluge die Leistungen der vergangenen Herbst- und Carnivalstagnone berühren. Hierzu stärkte ich mich vorerst mit der philosophischen Betrachtung, daß jede Kunstanstalt, so wie überhaupt jede Reihe menschlicher Bestrebungen unaufhörlich sich im Kreise bewege zwischen dem Hochpuncte vollendeter Leistung und dem entgegengesetzten Pole des Verfalles. Zwar erreicht die Scala diesen Gipfel noch nicht: wohl aber soll dort das Thermometer seit langen Jahren nicht so tief gestanden seyn, als in der letzten Herbststagnone. Eine neue Impresa hatte die Leitung der k. Theater der Scala und Canobbiana mit dem gewöhnlichen jährlichen Zuschusse der Regierung von ungefähr 100000 fl. übernommen, und Alles war gespannt, in wie fern sie den gerechten Erwartungen des Publicums Genüge leisten würde. Am 15. September begannen die Vorstellungen auf der Scala mit der älteren, aber in Mailand noch nicht gegebenen Oper: „Caritea“ von Mercadante. Eine Oper von bisher mindestens zweifelhaftem Erfolge, die noch dazu des Reizes der Neuheit entbehrte, da ihre bessern Stellen durch Clavierauszüge und Ballettmusik bereits allgemein bekannt waren, und deren schwierige Singpartien Sänger di primissima sfera fordern, konnte, da letztere nicht vorhanden waren, keinen hohen Anspruch auf den Beyfall des Publicums machen. Die k. bayrische Hofopernsängerin, Ulle. Vial führte die, ihrem Wesen nicht zusagende Titeltrolle aus; ihre schöne Sopranstimme und gute Gesangsmethode fand Anerkennung, aber gewagt ist es immerhin für beginnende, besonders für fremde Künstlerinnen, gleich vorweg in der Scala aufzutreten, wo der Vergleich mit den vollendetsten Virtuosen, für die jene Bühne ein würdiger Schauplatz ist, so nahe liegt! Der brave Contrealt, Mad. Fabbrica und der unermüdete Bassist Giordani thaten ihr Möglichstes; von dem Tenor Bianfi läßt sich eigentlich nichts weiter sagen, als daß er kein Tenor, sondern ein Bariton ist. — Der 22. September brachte zwar keine Neuigkeit, aber doch eine Veränderung auf die Scala; es wurde „Chiara di Rosenberg“ gegeben. Diese Opera buffa, im vorhergehenden Herbst für die Scala und die damals dort wirkenden ausgezeichneten Sänger eigens von Ricci geschrieben, hatte durch ihren innern Werth und durch die treffliche Ausführung den Glanzpunct der damaligen Stagnone gebildet und war der Liebling des Publicums geworden. Es ist aber hierlands eine mißliche Sache, eine Oper, die für gewisse Sänger geschrieben wurde, auf derselben Bühne mit veränderter (und gar mit geringerer) Besetzung zur Wiederholung zu bringen, da auch anerkannte Meisterstücke dramatischer Tonkunst bey abermaliger Einführung in die Scene hart gegen den mangelnden Reiz der Neuheit anzukämpfen haben. Das Publicum erkannte den aufgefressenen Liebling im unscheinbaren Kleide, freute sich der Musik, war aber unzufrieden mit der Ausführung. Der Vergleich mit ihren trefflichen Vorgängern schadete den Sängern; Ulle. Melas ersetzte mit ihrem gefälligen Organe die frisch zum Herzen dringende Stimme der Giulietta Crisi eben so wenig, als Spada den ausgezeichneten Buffo Vincenzo Galli, oder Giordani den beliebten Basso cantante Badioli vergessen machte. Dennoch erfreute sich „Chiara“ eines zahlreicheren Besuches, als ihre diesjährigen Mitschwester, denn man fand das Überbleibsel des vorigen Mahles immer noch schmachhafter als die neu zubereiteten Schaugerichte. — Am 27. October ging die Oper: „Ismaia, oder: Tod und Liebe“, Musik von Mercadante, Text von Romani, in die Scene. Der Text brachte eine nicht geringe Bewegung unter

die hiesigen Kritiker. Romani, der sich durch seine wohlklingenden, für musicalische Begleitung so ganz geschaffenen Verse unter den heutigen Operndichtern Italiens den unbestrittenen Vorrang erworben hat, ist bey aller Erfindungsgabe für einzelne dramatische Situationen in der Wahl des Stoffes zu seinen Opernbüchlein selten glücklich; zudem neigt er sich entschieden zur neuern französischen Literatur hin, und sucht da, so gut es gehen mag, seinen Gegenstand heraus, anstatt ihn aus seiner eigenen fruchtbareren Phantasie, die ihm gewiß Besseres darböte, zu schöpfen. Diesmal führte er uns eine aus *D'Arlicourt* entlehnte Geistergeschichte auf. Ein verliebter Ritter vergiftet seines Gelübdes und muß deshalb zu Ende des ersten Actes sterben; er kann aber keine Ruhe finden, wenn das Weib, die Ursache seines Todes, sich nicht mit seinem Schatten vermählt; dies geschieht, und die Geliebte sühnt mit ihrem Leben des Ritters Schuld. Eine Geistergeschichte ist etwas ganz Neues in der italienisch-dramatischen Literatur, darum that sich auch Romani nicht wenig auf diese Entdeckung zu Gute, indem er sich auf „Faust“, „Don Juan“ und den „Frenschüh“ beruft. Aber die Kritiker fallen über ihn her, sie hätten, meinen sie, mit diesem ersten Versuche genug, und wollten die Freugebigkeit des Autors auf keine härtere Probe stellen. Der klare, verständige, ich möchte sagen, nüchterne Sinn der Italiener liebt überhaupt das Wunderbare nicht, und noch weniger die Vermischung und das Hereinschauen des Geisterlebens in unser alltägliches Daseyn („die heutige *civil società* befriedigt sich nicht mehr mit solchen phantastischen Thorheiten,“ sagt ein Kritiker). Aber Romani kannte auch offenbar die Lebensart im Reiche der Geister zu wenig; der Schatten spricht, agirt und handelt den ganzen zweyten Act hindurch genau auf dieselbe irdische Weise, wie weiland der Ritter selbst, und man sollte darauf schwören, der letztere sey lebhaftig herabgestiegen, selbst ohne sein Hochzeitgewand zu vergessen — wenn nicht plötzlich eine dicke Wolke ihn unsern Blicken entzöge, und so muß es wohl ein Schatten, oder vielmehr ein Gespenst gewesen seyn! Die Musik sprach nicht an; *Mercadante* fällt in seinen Compositionen in den entgegengesetzten Fehler der *Rossini'schen* Schule. Diese opferte der Melodie die Harmonie und den dramatischen Ausdruck; ersterer sucht durch Tonmassen zu wirken, und bewegt sich, mit bedeutender Vernachlässigung der eigentlichen Singparthien in der Instrumentalmusik und in Chören, wodurch abermals der dramatische Ausdruck verloren geht, denn die Oper kommt, so zu sagen, gar nicht zu Worte. Gute Instrumentation, treffliche Chöre, schwache Solostücke, die unter dem Lärm des Orchesters zum Theil ungehört verhallen; diese Eigenschaften stellen sich in *Mercadante's* neuester Schöpfung heraus. Das Zeitatler der Erfindung in der italienischen Opernmusik scheint übrigens vorüber, und diese göttliche Gabe den heutigen Compositors nur in schwachen Umrissen eigen zu seyn. Einer nährt sich mit den Reminiscenzen des andern, und der letzte mit jenen eines Fremden. Diesmal erinnerte *Mercadante* in den wenigen Motiven an *Bellini*, welcher wieder an *Mozart*, *Spontini*, *Haydn*, *Beethoven* erinnert. Und so sind es die Brosamen jener unsterblichen Meister, welche in dem Lande der Tonkunst unter veränderter Firma das Glück ihrer Bearbeiter und die Lust des Publicums ausmachen! — Unter den einzelnen Stücken von „*Jemalia*“ gefiel besonders ein origineller, dem *Macbeth'schen* nachgebildeter Horenchor. Im zweyten Acte: *ehe — canta un morto!* Man meinte aber, dieser revenant müsse nicht viel von der himmlischen Musik profitirt haben, es sey denn, daß unsere sterblichen Ohren noch nicht den rechten Geschmack daran finden könnten. Überhaupt war die Ausführung weniger als mittelmäßig, und ich brauche der Sänger nicht weiter zu erwähnen, da man von ihren Lauten ohnehin nicht genug vernahm, auch wo die Composition es ihnen gestattet hätte, um sie beurtheilen zu können. — Am 17. November wurde „*Elena und Malvina*,“ ein Melodrama *semiseria*, von *Francesco Schira*, gegeben. Musik, Darstellung und Ausstattung, kurz die ganze Oper gab keinen Stoff zu einer vernünftigen Kritik. Freylich war die Oper eine überzählige, *di ripiego*, und einem „geschenkten Gaul“ *ic.* — allein man fühlt sich gedrungen, auszurufen: *Timeo et Danaos.* — Die edle *Scala*, der Tempel, wo es sich die gefeyertsten Kunstheroen zur Ehre anrechneten, sich dem gewähltesten Publicum vorzustellen, welche mit Recht als eine der größten und würdigsten Anstalten für Opernmusik gilt, diese that, das Haupt mit Asche besreut, in der einzigen Vorstellung genannten Nachwerkes reuige Buße für vergangene und künftige Sünden. Es wäre unchristlich, der Büsserinn den Schleyer vom Antlitze zu ziehen, darum wollen wir jenen Abend der verdienten Vergessenheit durch eine ausführliche Schilderung nicht entziehen. — Die beyden Ballete der *Stagione* waren von dem Balletmeister *Monticini* componirt; das erste, „*Beatrice Tenda*,“ dessen Stoff die *Mailänder* Geschichte geliefert hat, ist eine Wiederauf-

lage der Geschichte der „Anna Boleyn,“ und bewahrt die Vorzüge einer regelmäßigen Durchführung, eines immer steigenden Interesses der Handlung und einer effectvollen Entwicklung, doch vermiste man genügende Tanzstücke darin. Das Costüm war reich und geschmackvoll, ein jetzt selten zu ertheilendes Lob! Das zweyte Ballet: „Columbus auf der Insel Cuba,“ vereinigt in sich eine lebhafte Handlung, eine gut angelegte Entwicklung, wobey insbesondere die Verschwörungsscene auf Columbus Schiffe zu loben war, mit gefälligen, die weite Bühne belebenden Tänzen; doch vermindert sich das Interesse gegen das Ende, und es erscheint der Mangel einer gehaltenen Durchführung. Es ist eine alte Klage, daß man bey der Aufführung von Balleten auf die historische Wahrscheinlichkeit eben so wenig Rücksicht nimmt, als auf die innere Wahrheit und Consequenz des Gegenstandes. Es genüge an der Beschreibung einiger Stellen der eben genannten mimischen Production: Die Indianer auf Cuba feyern mit festlichen Spielen die Verlobung von Azima und Caonabo; da verkündigen Kanonenschiffe die nahende Flotte des Columbus und entsezt, betäubt, flieht das indische Volk. Nichts desto weniger springt, als das Admiralschiff am Ufer anlegt, und die Leiter auswirft, ein gefälliger Indianer herbey, hält unterthänig die Leiter, bis sich die fremden Männer ausgeschiffet haben, und entfernt sich sodann ganz ruhig und unbefangen. Zu weit aber ging offenbar das Streben nach historischer Treue, als sich die hübschen jungen Mädchen, welche als Zöglinge der hiesigen Tanzschule das Balletcorps bilden, ihren indianischen Rollen zu Liebe mit einer gelben, sie entstellenden Farbe bedecken mußten; zu weit die äußere Nachahmungsfucht, als die allegorischen Gestalten der Tapferkeit, des Neides, des Glückes und der Unsterblichkeit, welche dem Columbus im Traume erscheinen, mit häßlichen Larven bedeckt auftreten. — Noch muß ich eines schmerzlichen Verlustes erwähnen, welchen die Scala mit dem Beginne dieser Stagione erlitt; die Decorationen sind nicht mehr von der Hand des unvergleichlichen, unerseßlichen *Sanquirico*. Drey seiner Schüler haben sich in die Attribute des Meisters getheilt, aber bey allem Fleiße in der Ausführung, leuchtet aus ihren Gebilden keineswegs der schöpferische Funke des Genies, ohne welchen Topf und Pinsel — Topf und Pinsel bleiben.

(Der Schluß folgt.)

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Alstroemeria salsilloides.* (*Martius.*) Aus Brasilien. Asphodeleae. Hexandria, Monogynia.
Brunfelsia undulata. (*Swarz.*) Aus Westindien. Solanaceae. Didynamia, Angiospermia.
Cordyline cannaefolia. (*R. Brown.*) Aus Neuhoiland. Asphodeleae. Hexandria, Monogynia.
Elaeodendron australe. (*Ventenat.*) Aus Neuhoiland. Celastrinae. Pentandria, Monogynia.
Erica praegnans. (*Andrews.*) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Ericaceae. Octandria, Monogynia.
 — *spuria.* (*Andrews.*) — — — — —
 — *ventricosa, purpurea.* (*Hortorum.*) — — — — —
Isoplexis canariensis. (*Lindley.*) Von den canarischen Inseln. Scrofularinae. Didynamia, Angiospermia.
 — — *Sceptrum.* (*Lindley.*) — — — — —
Leptospermum flavescens. (*Smith.*) Aus Neuhoiland. Myrtaceae. Icosandria, Monogynia.
Lomatia longifolia. (*R. Brown.*) Aus Neuhoiland. Proteaceae. Tetrandria, Monogynia.
Ludia sessiliflora. (*Lamark.*) Von der Mauritius-Insel. Bixineae. Polyandria, Monogynia.
Melastoma cymosum. (*Wendland.*) Von Sierra-Leone. Melastomaceae. Decandria, Monogynia.
Olea exasperata. (*Jacquin.*) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Oleinae. Diandria, Monogynia.
Xerotes longifolia. (*R. Brown.*) Aus Neuhoiland. Junceae. Dioecia, Hexandria.

(Mit Nr. 27 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 4. July 1833.

80

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Felsmühle am See Attalières.

(Fortsetzung.)

„Wo mögen sie nun seyn?“ rief Madame Koubiot aus, als sie am Morgen erwachte. „Wir waren gestern vergnügt, in einem heiteren Zirkel, wir ließen unsern Wilhelm und den treuen Konrad leben, und gerade zu einer Stunde vielleicht, wo sie mit fürchterlicher Anstrengung einen Ausweg suchten und in dunkler Winternacht herumirten. Doch, ich tröste mich, und Konrad führt ein bedeutsames Sprichwort im Munde, das ungefähr so lautet: „Gott läßt keinen Deutschen zu Grunde gehen.““ Haben sie Clavigny erreicht, wo ihr Ziel ist, so haben wir für sie nicht zu bangen.“

Doch die theilnehmende Hauswirthinn hatte leider nicht geirrt! Ihre Ahnung traf wirklich ein. Der wüthende Sturm hatte alle Tiefen mit Schneemassen ausgefüllt — die Straßen waren nicht mehr zu unterscheiden; eine unabsehbare Schneewüste breitete sich vor ihnen aus; sie vertrauten umsonst der Schnelligkeit ihrer Pferde, die gerne mit Windeseile dahinsflogen, so lange noch eine gebahnte Straße vor ihnen lag und Erd und Himmel und Flockensturm nicht wie in einem Knäuel chaotischer Verwirrung sich verwickelt hatten.

Nun mochte es Wilhelm wohl berent haben, daß er einen Wegweiser ausschlug, der sich inmitten des Gestöbers leicht orientirt hätte. Sie geriethen mittlerweile in einen Wald. Die Pferde sanken bis an den Bauch in die Schneetiefen und arbeiteten sich nur mit äußerster Anstrengung heraus. Die schwer belasteten Äste tausendjähriger Eichen und gigantischer Fichten starreten ihnen auf jedem Schritte entgegen. Gewannen sie auf Augenblicke einen festen Pfad, so stürzten sie bald darauf wieder in eine Grube. Konrad, der noch immer nicht absteigen wollte, rannte mit seinem Siebenbürger so tief in einen schmalen Hohlweg hinein, daß er nur noch den Kopf hervorreckte. Wilhelm, immer voll Geistesgegenwart, kämpfte mit unbeugsamer Ausdauer gegen die Macht der Elemente und arbeitete geduldig mit Konrad, um das Pferd, das sich immer tiefer wühlte, zu retten. Sie glaubten sich nach Rußlands Schneefeldern versetzt, wo sie im Jahre 1812 mit allem Ungemach des Winters und einer furchtbaren Kälte zu ringen hatten. Endlich gelang es ihnen, festeres

Terrain zu gewinnen. Die Pferde zitterten und leuchteten, ihre Mähnen starrten von Schnee und Eis, an den Hufen ballten sich Schneeknäuel, und sie selbst, besorgt um die edlen Thiere, starrten in einem Panzer von Eis.

Die Waldung lüthete sich allmählig. Ihr Auge forschte nach einem wirthlichen Obdach, allein sie konnten nichts entdecken und mußten sich entschließen, unter freyem Himmel zu campiren und die Nacht wachend zuzubringen. Sie schickten sich an, Äste von den Bäumen zu hauen und wie einst in Rußland, in einer Schneewüste sich mühsam ein Feuer anzuschüren, um nicht ein Opfer der Winternacht zu werden. Ganz erschöpft lagerten sie sich auf einem alten, halb vermoderten Eichenstamm. Konrad, noch immer wohlgemuth, wenn ihm gleichwohl zuweilen ein Fluchwort ent schlüpfte, zog seine Flasche Chamberlin hervor, hob sie in die Höhe und rief: „Vive Madame Roubiot et son Chamberlin!“ Er machte einige Schlucke und reichte sie seinem Herrn. „Konrad, du sollst leben! Hoch lebe unser Regiment!“ — „Hoch,“ fiel Konrad ein, „unsere Hauswirthinn!“ Konrad schnitt das Brot und theilte davon den müden Pferden mit, die vor Durst den Schnee leckten.

Wilhelm ließ sich eine seiner Burgunderflaschen geben und bewirthete brüderlich seinen Bedienten. Der Wein erwärmte sie wieder, er glühte labend durch ihre Adern und beseelte sie mit neuem Muth. Wilhelm verbarg so gut als möglich seinen geheimen Kummer. Es lag ihm zu sehr daran, die Depesche an Ort und Stelle zu bringen und seinem Obersten aufs pünctlichste zu entsprechen, da er zugleich beauftragt war, in dem Standquartiere des Majors sich über neue Dislocationen zu besprechen und den genauesten Rapport über seine Conferenz zu erstatten. „Der Herr Oberst muß und wird es entschuldigen,“ sagte Konrad, „wenn wir später zurückkommen. Gegen den Feind haben wir Waffen, aber gegen solch heilloses Wetter, gegen Schneegehöber und unwegsame Schluchten gibt es keine Waffen.“ Wilhelm suchte sich zu orientiren, er bemerkte leider, daß sie von ihrem Bestimmungsorte zu sehr rechts abgekommen, und hoffte, wenn sich der Himmel ganz aufgeheitert, die Nacht hindurch einen neuen Ritt unternehmen zu können.

Plötzlich entdeckten sie auf einem nahen Hügel, der die Gegend beherrschte, einen Mann, der sich in Bewegung setzte und immer näher gegen sie den Schnee durchwatete. „Endlich,“ rief Wilhelm, „eine Menschengestalt! Konrad, nun laß uns wohl seyn! wir finden einen wohlwollenden Wegweiser! Er soll zehn Napoleons haben, wenn er uns aus dieser Schneewüste auf den rechten Weg nach Clavigny führt!“ Sie vergaßen im Augenblicke alles Ungemach und jedes Mühsal und hätten den Fremdling vor Entzücken an die Brust gedrückt. Die Gestalt schritt langsam daher. Ein hochstämmiger Mann mit breiten Schultern, die roth verbrämte Stülpmütze tief in die Stirne gedrückt, auf der rechten Achsel ein großes, scharfgeschliffenes Weil, zog daher, als käme er — sie zu schlachten. — Ein grauer Kittel schlug seine mächtigen Lenden; unter demselben trug er einen Pelzrock. Wilhelm und Konrad harrten ihm voll Erwartung entgegen; allein immer finsterner, immer ungaslicher erschien ihnen die riesenhafte Gestalt, je näher sie kam.

„Der marschirt verwegen,“ sagte Konrad, „er macht ja einen Frontmarsch auf uns zu, als wollte er uns angreifen! Er mag seine Art an uns versuchen, wir probiren unsere guten Klingen gegen den — —!“ Wilhelm gebot ihm zu schweigen und sich ruhig zu verhalten. Er rief dem Heranschreitenden in

französischer Sprache einen guten Abend zu und Konrad hielt sich bereit, schnell seinen Siebenbürger zu besteigen, um seinen Herrn zu beschützen, falls es dem Unbekannten gelüsten sollte, gegen ihn die Art zu führen.

Auch Wilhelm's Brauner war in solcher Verfassung, daß er sich nur auf ihn hinaufzuschwingen hatte, wenn etwa im Hinterhalte Verrath lauerte.

Mit kaltem Troste erwiderte der Unbekannte Wilhelm's freundlichen Gruß.

„Wir haben uns verirrt, sagt uns, mein Herr, wie weit liegt Clavigny von hier entfernt?“

„Ihr seyd auf unrechtem Wege — auf ganz entgegengesetztem! Was sucht ihr, was wollt ihr?“

„Ich habe Geschäfte in Clavigny, der heutige Nachmittagssturm, das fürchterliche Schneegestöber führten uns vom Wege ab. Begleitet uns gegen guten Lohn!“

„Ihr seyd Deutsche — seyd Frankreichs Feinde — ich sollte euch Geleit geben? Wer gab euch Ordre dahin? Was ist eure Absicht? —“

„Ich bin Officier, ich habe nur dem den Zweck meiner Sendung zu eröffnen, der mich erwartet.“

„Ich war auch Soldat und kenne seine Pflichten. Gut! Ich will euch aus dieser Waldgegend führen. Ich brauche keinen Lohn — der Franzose ist gütig ohne Eigennuz. Wart ihr auch in Rußland?“

„Ja, mein Freund, und dieser dort, mein treuer Gefährte, auch. Wir kennen den Winter Rußlands. Ihr auch? Ihr machtet Feldzüge? —“

„Ich kämpfte bey Aspern und Wagram und bewunderte den Löwenmuth der Deutschen!“

Er maß Wilhelm vom Kopf bis zum Fuße mit kaltem, höhnischen Blicke und musterte die Pferde, die seinen Beyfall zu haben schienen.

„Nun, so folgt mir,“ sagte er, „ich will euch ein bequemes Nachtquartier verschaffen, ihr bedürft der Ruhe und der Erholung. Meine Tochter wird euch ein gutes Nachtmahl bereiten.“ Er drückte Wilhelm die Hand; sein Antlitz heiterte sich auf und stößte den Verirrten neues Vertrauen ein. Sie führten ihre Pferde am Zügel und folgten dem Führer über einen Abhang, der sich nach einem tiefen Thalgrund zog. Mit einem Male eröffnete sich die Aussicht auf einen See, an dessen östlichem Gestade eine große Mühle hervorrage.

„Wie heißt der Ort?“ fragte Wilhelm, der wenige Worte mit dem Begleiter gewechselt hatte, da dieser wieder verschlossener und ernster geworden.

„Das ist die Felsmühle am See Altalière,“ antwortete er, „mein Besitzthum. Von dort aus führt ein bequemer Weg nach Clavigny, wohin ihr heute reiten wolltet. Für heute dürfte der Ritt zu spät seyn; ihr bleibt bey mir, erquickt euch und füttert eure Pferde.“

„Konrad, so dürfen wir am frühen Morgen aufbrechen und durch einen Eilritt das Versäumte nachholen.“

Konrad zerrte von Zeit zu Zeit seinen Herrn an dem Ärmel und wagte sogar einige Mahnungen, die aber Wilhelm aus Vorsicht und Klugheit immer in einem solchen Tone beantwortete oder widerlegte, daß sie keinen Verdacht zu erregen vermochten. Immer heiter und lächelnd verläugnete er jede Besorgniß und unterhielt sich wieder mit dem geheimnißvollen Geleitmann in fran-

zösischer Sprache über gleichgültige Gegenstände mit einer solchen Gewandtheit, daß es wirklich mehr als den Anschein hatte, der Besitzer der noch fernen Mühle sey ihm, dem Deutschen, dem Feinde gewogen. So näherten sie sich der Mühle, nachdem sie in einem Halbbogen um den See bey sternheller Nacht mit ihren Pferden fortgetraht waren.

Clotilde, so hieß die Tochter des Müllers, stand unter der Hausthüre. Sie harrete mit banger Erwartung ihres Vaters, der heute so spät und in so seltsamer Begleitung nach Hause kam. Sie eilte dem Vater entgegen und fragte bedencklich, was diese fremden Soldaten bedeuten. Da sie als Französin voraussetzte, daß ihres Vaters Begleitung nicht Französisch verstehe, fragte sie ihn mit dringender Hast, ob sie ihn etwa gefangen genommen, ob sie ihn nicht mißhandelten — ob sie zum Plündern kämen? Sie wollte schon das Hausgeflüde und die Mühlknechte rufen, wollte sie in der ersten Aufwallung auffordern, bewaffnet zu erscheinen, als Wilhelm sie zu ihrer größten Überraschung in ihrer Muttersprache versicherte, daß er als ein deutscher Officier nur in seinem Dienste käme und für die heutige Nacht als Verirreter das heilige Recht der Gastfreundschaft und ihrer Bewirthung anspreche. „Ihr sanfter Blick, Mademoiselle, bürgt mir für gastliche Aufnahme, die wir in Deutschland so gerne den Fremden, besonders aber dem Franzosen gewähren. — Sie sind ein vortreffliches Mädchen, eben so schön als gütig, das erkenne ich mit freudiger Überraschung! Sie können mir und meinem Bedienten nicht zürnen, denn die Sanftmuth ist allen Französinen eigen! — Befürchten Sie nichts, wir sind keine gefährlichen Abenteurer, die ausziehen, die Ruhe glücklicher Bewohner zu stören. Wir suchen nichts, auf Ehre nichts, als was unsers strengen Dienstes ist.“ Wie staunte Clotilde, als sie den Strom so versöhnender, süßer Worte in ihrer Muttersprache aus dem Munde des vermeinten Feindes vernahm! Die schöne, schlanke Jungfrau, lächelnd wie der Frühling, nahm ihn gastlich bey der Hand und bat ihn, hineinzutreten. Sie entschuldigte sich und ihre ungegründete Besorgniß um den geliebten Vater, und blickte unverwandt dem deutschen Officier ins Auge, das immer höher glühte, je mehr er bey dem Lichte die ausgezeichnete Schönheit des Mädchens erkannte. Der Eigenthümer der Mühle wies inzwischen Konrad einen geräumigen Stall für die Pferde an und ließ für Futter sorgen.

Als Konrad in die Stube trat, war schon für Erquickung gesorgt. Die heitere Miene des Lieutenants ließ ihn vermuthen, daß sie gute Aufnahme fanden, und schnell theilte sich der Frohsinn auch ihm mit. „Herr Lieutenant, ich glaube, wir treffen in Frankreich überall, wohin uns der Krieg oder das Wetter verschlägt, lauter Charlottes Koubiot und guten Chambertin. Erlauben Sie, wie heißt denn unsere junge, hübsche Hauswirthinn? Wenn sie nur keinen zu schweren, ausländischen Namen führt, dann will ich sogleich mit ihr zurecht kommen, wie mit unserer Madame Charlotte, die bestimmt die galanteste Frau in Frankreich ist.“

„Betrage dich artig,“ sagte Wilhelm, „sie führt einen netten, sprechbaren Namen — sie heißt, merk' dir's wohl, Clotilde.“ — „Warum nicht gar Piltrud oder Gertrud? Aber entschuldigen Sie, ich kenne deutsche Mädchen, die sich Mechtild nennen, und nun bin ich es schon zufrieden, es klingt so heimisch, der Name heimelt mich angenehm an.“

Wilhelm verdolmetschte der jungen Hauswirthinn Alles, was Konrad

in seiner frohen Laune geschwächt hatte, und Clotilde fühlte sich auf so wenige Augenblicke zu den beyden Gästen hingezogen, die sie unter den liebenswürdigsten Theilnahmeäußerungen bedauerte und mit allen Gattungen Erfrischung fortwährend erquickte. Mittlerweile kam der Vater selbst und nahm Theil an der Unterhaltung. Wilhelm dankte ihm aufs verbindlichste für die gütige Aufnahme und für die Verpflegung seiner Pferde und versicherte, daß er pünctlich Alles bezahlen werde. „Sie müssen lange bey uns bleiben,“ nahm Clotilde das Wort, „lange, lange!“ Sie betonte das „lange“ mit einem Ausdruck von Sehnsucht, von Ahnung, man möchte sagen, von Zuneigung und Liebe. Die kräftige deutsche Gestalt Wilhelms, seine stolze, martialische Haltung und der offene, trauliche Ausblick seiner Augen wirkte tief ein auf die schöne Jungfrau, die in ihrem einfachen, bürgerlichen Nationalcostüme immer mehr interessirte und fesselte.

Als sie ausgeruht hatten, bot ihnen der Hauswirth eine Lagerstätte an. Wilhelm schlug sie auf die höflichste Weise aus und bat nur um Stroh, um über Nacht in der Stube schlafen zu können. Clotilde drang in ihn, über eine Stiege ein Gemach zu nehmen, wo bequeme Betten wären. Er lehnte es aufs artigste ab, indem er als Soldat mit einem Strohlager sich zu begnügen gewohnt wäre; er wolle im Hause nicht die geringste Störung veranlassen, und wisse schon dafür den verbindlichsten Dank, daß man ihn so freundschaftlich begastete. Vater und Tochter nahmen von ihnen Abschied, aber noch unter der Thüre mußte sie sich verstohlen umwenden, um Wilhelm eine gute Nacht zuzuwinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

ΤΩι ENTIMOTΑΤΩι ΚΥΡΙΩι ΑΝΤΩΝΙΩι ΣΤΕΙΝ

ΤΩι Κ. Β. ΒΟΥΛΕΥΤΗι.

Ἄρα τίς ἔλαμψεν αὐγὴ
περὶ δωμάτων Ἀθήνης;
ἰδ', Ἑλλάς ἐξανέστη!
νῦν Ἰνάχου παρ' ὄρθαίς,
ἐν Ἀττικοῖς νέμεσσι,
τῆς Ἑλλάδος φίλοισι,
καὶ σοὶ, χάρις βέβαια.

Λερωσερ.

An den hochverehrten P. F. Rath
Herrn Anton Stein*).

Ha, welch' ein Glanz umstrahlet
Die hohe Burg Minervens!
Sieh, Hellas ist erstanden!

Nun wird man in den Hainen
Von Aithis, an den Ufern
Des Inachos, der Freunde,
Auch Dein, mit Liebe denken.

℞.

*) Der, nach Belgrads Einnahme 1789 durch eine griechische, auf Griechenland Bezug habende, Ode auf London, und später durch kleinere, in die von Griechen zu Wien herausgegebene Zeitschrift „Ἑρμῆς λόγιος“ aufgenommene Gedichte, endlich im Jahre 1818 durch den Hochgesang auf (das alte) Griechenland — „Ἕνος εἰς τὴν Ἑλλάδα“ — den Bewohnern des heutigen Griechenlands bekannt ward.

(S c h l u ß.)

Unter günstigeren Anzeichen schien die große Carnevalsstagnone heranzunehmen. Die berühmte Malibran-Garcia, welche sich erst seit wenigen Monaten in Italien befand, und hier nur durch die Glorie ihres Rufes bekannt war, war als Primadonna gewonnen. Allein der Unstern wollte, daß sie in die Hoffnung kam, somit aber die unfrige, sie zu hören, vereitelte; doch gelang es der Impresa, einen Ersatz für dieselbe zu finden, der unter den gegebenen Verhältnissen nicht hätte genügender seyn können. Dlle. Adelaide Tosi, eine Mailänderin und Zögling des hiesigen Conservatoriums, hatte sich, seit elf Jahren aus ihrer Vaterstadt entfernt, auf den Bühnen von Neapel, Madrid, London und andern Ruhm und Anerkennung als eine der ersten Sängern der italienischen Oper erworben; sie war eben nach Mailand zurückgekehrt und übernahm bereitwillig die ihr angetragene Parthie der Primadonna. — Am 26. December wurde die Scala mit „Fausta,“ Oper von Donizetti, eröffnet. Diese Oper war für Neapel bey Gelegenheit der Thronbesteigung des jetzigen Königs geschrieben worden, und hatte dort nicht sonderlich angesprochen. Der Gegenstand und das Libretto sind allerdings nicht geeignet, ein ästhetisches Interesse zu erwecken; es wird darin die verbrecherische Liebe Faustas, der Gemahlinn des Kaisers Constantin des Großen, zu dessen Sohne erster Ehe, Crispo, mit allen tragischen, daraus sich entwickelnden Folgen behandelt. Den Vorzügen der Musik aber ließ man Gerechtigkeit widerfahren, lobte ihre Kraft und Lieblichkeit, die gut ausgearbeitete, wirksame Instrumentation, und fand sie den Worten anpassend, wenn gleich, wie das so Mode ist, Anklänge aus Donizetti's früherer Oper: „Anna Bolena“ und aus Bellini nicht vermist wurden. Als eine würdige Künstlerin in Gesang und Spiel stellte sich die Tosi dar; ihre reine, wohlklingende, zum Herzen dringende Stimme in voller, künstlerischer Ausbildung, ihre edle, wahrhaft tragische Gestalt und Haltung, der vollendete dramatische Ausdruck in Gesang und Spiel, ihr ächt antikes Profil, alles dieses formte sich zum schönen Ganzen, und gewann der Tosi die ungetheilte Zuneigung des Publicums, trotz den nicht eben günstigen Situationen ihrer Rolle. Mehr begünstigt war in dieser Hinsicht Pedrassi als Crispo; er entfaltet eine hohe, reine, zwar nicht allzu starke, aber ungemein liebliche, oder wie die Mailänder sich auszudrücken pflegen, *sympathische* Stimme; bey seiner ausdrucksvollen Gesangsmethode und Anlage zu gutem Spiel verspricht er mit seinem anmuthigen Organe einer der ersten Tenore Italiens zu werden. Noch war er früher auf keinem größern Theater aufgetreten, bis im vorigen Herbst, wo ich ihn in Bologna hörte, und zwar neben der unvergleichlichen Malibran, der er nicht unwürdig zur Seite stand. — Der Bassist Zucchi brachte von der italienischen Oper in Paris einen bedeutenden Ruf mit, den er aber hier nicht bewährte; die Stimme scheint ihm ihren Dienst zu versagen. Die unglücklichen zwey Ballette, die mit „Fausta“ in die Scene kamen, will ich bloß mit ihrem Namen aufführen; „Camma“ hieß das große, langweilige, „L'Equivooco“ das kleine, gehaltlose. Das Costüme war in allen drey Vorstellungen der Scala nicht würdig, und verhielt sich stets im Gegensatz zu Pracht und Luxus. — Als ein unglücklicher, mißlungener Versuch kann die zweyte Oper: „Fernando Cortez,“ von Ricci, in Text, Musik, Darstellung und Ausstattung betrachtet werden. Diese Oper, welche, für Rom geschrieben, dort keinen Beyfall fand, auf welche sogar der Autor selbst nicht viel hielt, ist ein Musikstück, bey welchem so mancher Compositeur zu Gevatter stand, und hat mit Spontini's Meisterwerke durchaus nichts als den Namen gemein. Sie wurde von andern, in der „Fausta“ nicht beschäftigten, Sängern aufgeführt. In der Titelrolle trat die sehr vortheilhaft bekannte Contraaltistin, Mad. Ceconi, auf; allein ihre cubusförmige Gestalt und ihre sonstigen, einem gewaltigen, grausamen Heerführer durchaus nicht anpassenden Formen bereiteten ihr bey dem Publicum einen so ungünstigen Empfang, daß sie, bey der zweyten Vorstellung von Übelbefinden befallen, die Bühne nicht mehr betrat. Die in Ihren Blättern oft und rühmlich genannte Dlle. Palazzi, zweyte Primadonna, hatte es ihrem Unstern zuzuschreiben, daß sie in dieser Oper zuerst auftreten mußte; dennoch erhielt ihre schöne Stimme und ihre Geläufigkeit freundlichen, aufmunternden Beyfall vom Publicum, wenn gleich etwas mehr Gefühl im Ausdrucke und eine reinere, elegantere Methode zu wünschen übrig blieb. Wer auf diesem Theater eine Hauptrolle übernimmt, muß darauf gefaßt seyn, in jeder Beziehung nach dem höchsten Maßstabe beurtheilt zu werden; der an den Leistungen der vorzüglichsten Künstler herangebildete Geschmack des Publicums kennt die Muster, und fordert

stets Ausgezeichnetes, dem Rufe und der Würde der Anstalt Entsprechendes. Dafür gilt aber auch ein auf der Scala gewonnener Erfolg als ein *passé-partout* in der italienischen Kunstwelt. Der kräftige und ausdrucksvolle Tenor *Reina* verdiente alles Lob, das ihm noch in höherem Maß zu Theil geworden wäre, wenn ihm nicht die überschwänglichkeit seiner Bewegungen und die sichtliche Anstrengung, den Beyfall des Publicums zu erpressen, geschadet hätte. In den Decorationen, von *Sanquirico's* Schülern verfertigt, trat die letztere Eigenschaft merklicher hervor, als die Erinnerung an den Meister — etwa mit Ausnahme der schmerzlichen seines Verlustes. — Außer dem Geseze der Sparsamkeit, schienen andere Anforderungen bey dem *Costüme* nicht beachtet worden zu seyn; doch meinte ein Kritiker, die *Impresa* habe die historische Treue hiezu gewissenhaft beachtet, da bekanntlich nach *Robertson* die spanischen Eroberer ein wenig zerlumpt in der neuen Welt angekommen seyen. Um nicht ein ähnliches Urtheil zu wiederholen, übergehe ich die Aufführung des „*Nuovo Figaro*,“ gleichfalls von *Ricci*, welche ohnehin nur als *Aushülfsoper* galt. Erfreulichern Stoff zur Beurtheilung gewährte die hierauf folgende neu componirte Oper von *Coccia*: „*Catharina von Guise*.“ Den Text schrieb *Romani*, welcher, wie gewöhnlich, den Stoff hiezu aus der neuern französischen Literatur, und zwar aus einer Episode des Drama's: „*Heinrich III.*“ von *Dumas*, entlehnte; die Handlung dreht sich um die heimliche Liebe *Catharinens* und des königlichen Günstlings, *Grafen St. Negrin*, verfehrt mit der tragischen That der grausamen Eifersucht und des ehrgeizigen Hasses von *Catharinens* Gemahle, dem Herzoge von *Guise*, Haupt der *Ligue*. Ohne ein dramatisches Kunstwerk auszumachen, entwickeln sich hieraus eine Reihe wirksamer Situationen, welche durch die harmonischen, die wechselnden Gemüthszustände meisterhaft bezeichnenden Verse *Romani's* noch mehr hervorgehoben werden. Die Musik hat keinen jener glänzenden Lichtpunkte, die bey dem ersten Anblicke blenden und hinreißen, aber entschiedener innerer Werth, der bey jeder nachfolgenden Vorstellung vom Publicum mehr erkannt wurde, ist ihr nicht abzusprechen. *Coccia* zeigt sich als einen erfahrenen und gewandten Meister, der, Herr seiner Wissenschaft, zugleich dem guten Geschmacke und der wieder auflebenden Richtung der dramatischen Musik huldigt. Ihn lohnte reichlicher, stets wachsender Beyfall des Publicums und das Bewußtseyn, daß seine Schöpfung den Glanzpunct der ganzen *Stagione* ausgemacht habe. *Coccia* hatte noch überdies eine bedeutende Schwierigkeit dabey zu überwinden gehabt; er mußte seine Oper ohne Bass schreiben, darum auch *Arien* und *Duette* die Stellen der *pezzi concertanti* vertreten. Die *Tosi*, am ersten Abende nicht bey Stimme, entwickelte später in ihrer schwierigen und höchst anstrengenden Rolle die volle Innigkeit und Seele ihres Gesanges. *Catharina* wird gleich anfangs (wie das in den *Romani'schen* *Libretti* gewöhnlich ist) in einen aufgeregten Zustand verfehrt, der sich, ohne Ruhepunct, das ganze Stück hindurch in der Tonleiter der entgegengesetztesten Gemüthsbewegungen bis zu dem höchsten Grade verzehrender Leidenschaft steigert. *Pedraffi* in seiner Rolle als *S. Negrino* vorzüglich begünstigt, singt mit Gefühl und Ausdruck; nur vermiste man das entschiedene Auftreten, die kraftvolle Energie eines Parteyhauptes, welche Eigenschaften *Pedraffi* zu sehr hinter dem sentimentalen Liebhaber verbarg. *Reina* hatte einen seiner Individualität sehr zusagenden Part, den Herzog von *Guise*, und löste seine Aufgabe glücklich, wenn er gleich auch hier mit seiner Beweglichkeit des Guten zu viel that. *Mad. Fabrica* endlich stellte mit ihrer imposanten Figur und wohlklingenden Stimme einen verliebten, der Selbstverläugnung beflissenen *Pagen* dar. Welch einen Eindruck eine ungeschmückte doch melodioreiche Musik auch heute noch auf die durch die mannigfaltigsten Künstleyn verwöhnten Ohren des Publicums hervorzubringen vermöge, davon gab ein ungemein einfaches, mit höchst geringem Aufwand von Noten und Tonfällen geschriebenes *Duett* im zweyten Acte dieser Oper zwischen der *Tosi* und *Pedraffi* ein erfreuliches Beyspiel. Diesem *Duette* wurde der unbestrittene Preis unter allen Nummern dieser und der andern aufgeführten Opern zuerkannt, und stürmisch verlangte das Publicum am letzten Abende (nur dann ist es erlaubt) dessen Wiederholung; zu diesem Erfolge trug freulich die meisterhafte Ausführung der beyden Künstler, deren Organe, die weiche, reine und schmelzende Stimme *Pedraffi's* so wie die anregenden, schwellenden Töne der *Tosi* einen harmonischen Einklang bilden, wesentlich bey. — Im März ging die letzte eigens für diese *Stagione* geschriebene Oper: „*Il Conte d'Essex*,“ Musik von *Mercadante*, Text von *Romani*, in die Scene. Der Text weicht einigermaßen von der gewöhnlichen Behandlung dieses Stoffes ab, hat aber dadurch wenig mehr gewonnen, als den Nachtheil, daß die Handlung iener der letzten Oper: „*Catharina*,“ allzu ähnlich ist. Die Musik paßt ganz unter

das Urtheil, welches über *Mercadante* bey Anlaß der Oper: „*Ismalia*“ ausgesprochen wurde; sie hatte sich daher des Beyfalls des Publicums nicht zu erfreuen. *Mercadante* entwickelte darin zwar eine gründliche Kenntniß des technischen Theils der Musik, setzte eine gute Instrumentation, schrieb schöne Chöre, aber der Geist fehlte zu dieser kunstgerechten Form; der lebendige Odem, den nur Inspiration und Erfindungsgabe einzuhauchen vermögen. Dafür konnte man sich an einer ungewohnten Menge von Reminiscenzen entschädigen, zu welchen, um die Blumentese voll zu machen, auch *Coccia's* letzte Oper ihr Contingent beygetragen haben dürfte. Zu des Compositors Entschuldigung mag dienen, daß er für zwey Soprane und zwey Tenore, ohne Contrealt und Bass schreiben mußte. *Mad. Tosi* als Herzoginn von Nottingham, *Esser's* Geliebte, bewährte ihren Ruf und ihre Kunst, so wie, in gehörigem Abstände, deren Gemahl *Reina* — Nottingham. *Dlle. Palazesi* sang die Rolle der Elisabeth mit Erfolg; doch wäre ihr etwas mehr Feuer und ein tieferes Eindringen in den Geist der — diesmal ihrer Darstellungsgabe nicht zusagenden — Rolle zu wünschen gewesen. Ähnliches läßt sich von *Pedraffi* — der übrigens in seinem Part am vortheilhaftesten vom Maestro bedacht war — behaupten, da er allen seinen Rollen ein etwas eintöniges Colorit aufdrückt, und sich noch nicht zur vollendeten Auffassung und Darstellung charakteristischer Eigenthümlichkeit erhoben hat. — Über die zwey noch nicht erwähnten Ballets brauche ich um so weniger zu sagen, als sie ohnedies aus Ihrer Residenzstadt zu uns gewandert und ihrem Gegenstande nach bekannt ist. Das geistreiche Scherzspiel, der *Maskenball*, von *Henry*, gefiel, obgleich es schon vor einigen Jahren hier gegeben wurde, allgemein; die Wahl und Mannigfaltigkeit der Masken, der gute Geschmack und die Pracht des Costüms, die gefällige, nicht, wie gewöhnlich, betäubende Musik, das vortreffliche Spiel der Mimiker, so wie der die Aufmerksamkeit stets rege erhaltende Wechsel einzelner neu hinzugekommener Scenen von Abende zu Abend, trugen das Meiste zu diesem Erfolge bey. Das andere Ballet, neu von *Henry* componirt (doch wurde, wenn ich nicht irre, von demselben Compositore ein Ballet unter gleichem Titel und Inhalte vor vielen Jahren in Wien aufgeführt), hieß „*Wilhelm Tell*“; es erhielt einen allgemeinen — wie man hier sagt, clamorösen — Beyfall, welchen es aber nicht sowohl seinen dramatischen Schönheiten (denn die sind nicht anzutreffen) als vielmehr seinen drastischen effectvollen Scenen und einigen guten Tonstücken verdankt. Die weniger als mittelmäßigen Decorationen dieses Ballets bringen mich zu dem Geständnisse, daß die Bemühungen der Maser in den Scenerien der beyden letzten Opern sich, ihrem Erfolge nach, weit über ihre frühern und auch über ihre letzten Leistungen erhoben; eben so erfordert es die Billigkeit zu bekennen, daß die *Impresa* sich es in der zweyten Hälfte der Stagione angelegen seyn ließ, durch geschmackvolle und reiche Ausstattung der Opern und Ballets ihre frühern dießfälligen Sünden wieder gut zu machen, und das Andenken daran aus der Erinnerung des Publicums zu verwischen. — Und so gab diese Stagione, wenn kein völlig befriedigendes, doch immer ein günstigeres Resultat, als man ihr wohl anfangs das Prognostikon dafür gestellt hatte, darum auch in halb zufriedener Resignation über die schlechten Zeiten dieser Artikel schließen kann, wie ein Leipziger Messbericht.

Nachricht.

Der Verfasser des, im k. k. Hofburgtheater oft dargestellten, in diesen Blättern, Nr. 68, beurtheilten, Lustspiels: „*Liebe und Liebeln*“, Hr. Dr. *Römer*, hat den Unterzeichneten bevollmächtigt, Abschriften dieses Lustspiels an alle jene Bühnendirectionen des In- und Auslandes zu übersenden, welche wünschen, dasselbe rechtmäßig zu erhalten.

Wien, am 1. July 1833.

Friedrich Grohmann,
Inspicient des k. k. Hofburgtheaters,
wohnhaft an der Wien, Nr. 27.

Modellbild XXVII.

Kleid von durchsichtigem (dünnem) Battist, mit ein- und angelegten Stickereyen, nach einem Original des Hrn. *Th. Petko*, bürgl. Damenkleidmacher am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stock.

Der mit Blumen geschmückte Tülle-Hut nach einem Original von *M. Langer*, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
Sonabend, den 6. July 1833.

81

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

F i r d u s i.

Von Christian Wilhelm Huber.

Wie über's Meer die kühle Nachtlust rauschet,
Ertönt aus alter Zeit ein Wundersang;
Verstummend weilt der Nachwelt Sohn, und lauschet
Des mächt'gen Liedes stolzgetrag'nem Klang,
Im Traum des Lebens ist sein Geist versunken,
Es schlägt das Herz nun ungestüm nun bang,
Die Seele saugt, von heil'gen Schauern frunken,
Das Riesenbild in sich. Ein Feenland
Taucht aus der Ferne auf, in tausend Funken
Sprühet des alten Feuertienstes Brand,
Zu Schlachtgewühl, zu Minnespielen wallen
Die Helden dort im leuchtenden Gewand,
In alter Sprache lehren Nachtigallen
Den Sinn, d'rein alle Weisheit sich ergießt:
Das Tiefste, Höchste von den Wesen allen
Verschmilzt in Ihm zu Eins, der ist, was ist; —
Dort ebbt und flutet der Gefühle See,
Der Menschen Kraft ringt mit der Greifen List,
Und märchenhaft verwebt sich Lust und Weh.
Den Spiegel, d'rauf das Bild der Welten schwebet,
Zeigt uns das Königsbuch, das Schahnameh.

In Tus am väterlichen Herde lebet
Der größte Sänger Persiens, Firdusi.
Was auf des Wissens Feld der Geist erstrebet,
Vereint sein Genius zur Harmonie;
Eindringend in den Sinn der alten Sagen,
Sang er das Lied, des' volle Melodie
Den Ruhm Frans zur Ferne sollte tragen,
Ein Königsadler in geweihter Sendung,
Nach dreyßig Jahren, alternd im Entfagen,
Hat er sein Werk gefördert zur Vollendung:
In sechzigtausend Versen war's erklungen.
Nun hofft er des gerechten Lohnes Spendung:
Ein Goldstück war für jeden Vers bedungen.
Mahmud empfängt das Werk auf hohem Thron,
Er liest entzückt, was groß und schön gesungen,

Er liebt; — doch ist es großer Thaten Lohn,
 Daß kleine Seelen ihren Werth verkennen;
 Die Gönnerschaft ist oft des Dichters Hohn,
 Und Geiz kann stärker als Beschämung brennen.
 Die Höflinge, mit Zungen giftigspitz,
 Blenden des Sultans Blick. Die Ford'ring nennen
 Sie toll, und rechnen's nach mit schlechtem Wis.
 Den Preis, den oft die hohe Faust verstreut
 Um einer Sclavinn wellenden Besitz,
 Verdient kein Hochgesang der Ewigkeit!
 Bestimmt ward, mattes Silber nur zu spenden
 Dem Dichter, der doch laut'res Gold gebeut.
 Doch schlechte Gaben nur den Geber schänden,
 Aus fauler Saat erwächst der eig'ne Schade.
 Die Bothen, die vom Hof sie niedersenden,
 Als Überbringer der erlauchten Gnade —
 Der sechzigtausend leichten Silberlinge —
 Treffen so eben Firdusi im Bade.
 Der hatte oft geschaut verkehrte Dinge,
 Nun sieht des Mißdank's silzig Ungethüm er.
 Was braucht's der Wage, wo das Gut geringe!
 Schlagend der Großmuth höhrend Bild in Trümmer,
 Das ganze Geld in gleiche Drittel theilt er,
 Schenkt einen Theil dem Badhauseigenthümer,
 Den zweyten gibt den Dienern unverweilt er,
 Der Rest bleibt Bothenlohn; dann aus der Pforte,
 Den Dank erlassend, schnell von hinnen eilt er.
 Der Boden brennt ihn am verhaßten Orte,
 Zornglut aus dem gekränkten Herzen bricht,
 Ausströmen muß er seinen Schmerz in Worte.
 Mit scharfen Zügen schreibt er ein Gedicht,
 Reißend die Hülle von des Prunkes Särgen,
 Schleudernd des Worts zerschmetterndes Gewicht.
 Er schickt dem Sultan es durch einen Schergen.
 Abschüttelnd dann den Staub von den Sandalen,
 Mit Stab und Bündel zieht er nach den Bergen. —

Der Sultan liebt. Auf seinem Antlitz malen
 Sich alle Züge wilder Leidenschaft:
 Den Grimm verstärkt zur Wuth durch Vorwurfsqualen
 In schuldbesleckter Brust der Wahrheit Kraft.
 „Auf! fahrt mir Firdusi!“ so ruft er grollend,
 „Auf! bringt den Frevler mir in sich're Haft.“
 Sie eilen, dem Befehl Gehorsam zollend. —
 Der Sänger aber zieht frey durch die Welt;
 Der Sterne Saat, in ew'gen Bahnen rollend,
 Geleitet ihn, der Himmel ist sein Zelt,
 Es wiegt ihn die Natur in ihren Armen:
 Vom Geist der Liebe ist das All' beseelt;
 Der Friede kommt von Vergeshöh'n auf warmen,
 Kosenden Winden in das Thal geflogen.
 Ein Herrscher ist's, nicht Ciner, der Erbarmen
 Und Hülfe sucht; denn auf der Lüfte Wogen
 War schon sein Heldensang durch's ganze Land,
 Ein süßberauschend Traumgesicht, gezogen,
 Die Herzen fesselnd durch des Wortes Band.
 Wohin er tritt, sind ihm vertraut die Geister,
 Und Jeder beut dem Gast die treue Hand,
 Und jede Hütte ehrt den hohen Meister,
 Der Menschenwort zu Gottes Thron getragen:
 Der Paradiesische deshalb auch heißt er!

Die ausgesandten Häfcher nur, geschlagen
 Mit Blindheit, konnten, vielfach hintergangen,
 Den allbekannten Sänger nicht erfragen.
 Verdruß erschöpfte endlich ihr Verlangen;
 Des Sultans Grimm ward durch die Zeit gemildert,
 Auch bleichte schon das Alter seine Wangen.
 Da ward ihm klar, wie man zu grell geschildert,
 Was herrlich stand, Gemeines überragend,
 Und wie durch Trug sein beßrer Sinn verwildert.
 Nun kam es einst, daß er, im Forste jagend,
 Die rechte Bahn und sein Gefolg verlor.
 Einbrechend in den Busch, zu weit sich wagend
 In Waldesnacht durch Farrenkraut und Moor,
 Kam er zuletzt in eine wüste Schlucht,
 Die wohl kein Menschenfuß betrat zuvor,
 Und wo umsonst er einen Ausweg sucht.
 Grau'nvoll begann die Nacht heranzurollen,
 Der Sturm fuhr auf und brach der Eichen Wucht,
 Der Donner senkte sich mit finst'rem Grollen,
 Gleich Strömen stürzten nieder Wolkengüsse,
 Und rissen mit sich fort Gestein und Schollen.
 Dem König, ungewohnt solch' rauher Grüsse,
 Ward bang. Ein Diener nur blieb ihm zur Seiten,
 Sonst stünd' er ganz verlassen; seine Füße
 Wanken, er kann nicht vor-, nicht rückwärts schreiten.
 Da sinkt er nieder, übermannt von Schmerz
 Und Kummer. Doch wie Engelslaute gleiten
 Des greisen Dieners Worte in sein Herz:
 „Wenn sich in Dämm'ring senken deine Bahnen,
 „Sollst lenken du die Blicke himmelwärts,
 „Durch Sand der Wüste mü'h'n sich Karawanen,
 „Die Sterne leiten sie zu Pilgerhallen.“
 Die Verse aus dem Königsbuche mahnen
 Den Sultan an den Sänger; segnend fallen
 Die Worte nieder, wie gestreute Körner.
 Er fühlt sich neu belebt. Und horch! ein Schallen
 Schnfüchtig milden Rufs erlauscht von fern er.
 Wie auf der See ein Rachen, naht der Ton,
 Bald schmettern rings um ihn der Jäger Hörner.
 Kaum sitzt der Sultan wieder auf dem Thron,
 Bedenket er vor Allem den verbannten,
 Verhöhn'ten Mann, des Wortes freyen Sohn,
 Durch Gold versöhnen will er den Verkannten.
 Kein Gut, kein Schmuck wollte der Prachtlust frommen.
 Kamehl' und Pferde zieh'n mit Abgesandten
 Nach Tus hinunter, wo, wie man vernommen,
 Der Sänger arm, doch hochgeachtet lebt. —
 Schon ist der prächt'ge Siegeszug gekommen
 An's ob're Thor der Stadt. Die Menge strebt
 Herbey. Der Herold laut die Sendung kündet,
 Und: „Firdusi!“ von tausend Lippen schwebt.
 Der Jubel theilt, wie Brand am Brande zündet,
 Sich Allen mit. Auf Plätze wogt's und Straßen,
 Wie in das Meer ein breiter Strom sich mündet. —
 Sieh! auch das unt're Thor ist nicht verlassen,
 Auch dorten wallen Menschen, — doch sie trauern,
 Und Alle, die dem Zuge nah'n, erblassen.
 Die Reise geht hinaus zu jenen Mauern,
 Wo Viele ruh'n, wo über kalten Steinen
 Beym Hauch der Luft die Grabepressen schauern.

Und immer mehr und mehr zum Sarg sich einen.
 Ein Leichenzug! „Wer ist die Leiche? Sprecht!“
 „Nimm! 's ist Firdusi, den wir beweinen,
 Ein Morgenstrahl dem kommenden Geschlecht!“
 Sein Tod war schön, umkränzt von Lieb' und Treue,
 Der Himmel hat des Sängers Stolz gerächt:
 Ihm ward der Friede, seinem Herrn die Reue.

Die Felsmühle am See Attalières.

(F o r t s e t z u n g.)

Konrad sah vor dem Schlafengehen noch einmal nach den Pferden. Nach Vollendung seiner Geschäfte lockte ihn die Neugierde die Mühle zu sehen. Zwei rüstige Mühlknechte nahmen ihn in ihre Mitte — sie zeigten sich ungemein willfährig, und als sie merkten, daß er etwas französisch verstand, forschten sie ihn unablässig aus, nach der Absicht ihres Rittes nach Attalières, das heute zum ersten Male deutsche Soldaten sehe. Er entnahm aus ihren zudringlichen Fragen nicht undeutlich, daß man ihnen eine böse Absicht — die Besetzung des Ortes mit einer Masse von Truppen und dergleichen unwillkommene Projecte zur Schuld legen wolle. Sie führten ihn durch einen geräumigen Hof, da er den Wunsch äußerte, die Mühle zu sehen. Oh' sie dahin gelangten, öffnete sich eine hohe Felschlucht, die grauenhaft mit ihren schroffen, hohen Wänden in die kalte Sternennacht hinausstarre. Hier liefen die benachbarten kleinen Bäche zusammen, die sich einige Toisen hoch in die geräumige Schlucht wie in ein gemeinschaftliches Bassin brausend ergossen. In diesem von drey steilen Wänden umgrenzten, mehrere Klafter tiefen Wasserbehälter zog das Wasser schäumende Kreise und stürzte in breiten Doppelrinnen auf die gewaltigen Räder donnernd hinunter. Der blaue, mit Sternen durchwirkte Himmel spiegelte sich in der schauervollen Tiefe. Konrad blickte mit Entsetzen in den Wasserschlund, der wie ein unheimliches Grab mit kleinen, hüpfenden Wellen spielte, als wollte er ein Opfer heranziehen. Die Knechte erzählten ihm mit kaltem Lächeln, wie schon Mancher hinunterstürzte, und gaben ihm zu verstehen, daß man sich hier jedes ungebetenen Gastes losmachen könnte, indem sie ihn durch einen größern Nebencanal, wenn sie die Doppelrinnen sperren, welche den Mühlrädern die nöthige Wassermasse zuführten, in den See hinauschwemmen. —

Es wurde ihm zu unheimlich, um länger zu verweilen. Er bat sie, ihn zurückzubegleiten und dankte für das Schauspiel, das ihn mit Grausen erfüllte.

Als er zurückkam, war Wilhelm noch wach und beschäftigte sich damit, an den Obersten einen Bericht aufzusetzen. Er zankte ihn aus über seine verspätete Zurückkunft; allein er ließ sich schnell wieder begütigen und ertheilte ihm verschiedene Aufträge. Konrad erzählte ihm von dem tiefen, von hohen Felsenwänden umschlossenen Bassin und von den Äußerungen der Mühlknechte, deren kalter Hohn, deren versteckte Drohungen ihn mit Besorgnissen erfüllt hätten. „Hasenfuß,“ sagte Wilhelm, „vor einem Bassin wirfst du nicht bangen, da du mit mir die tiefsten Ströme auf deinem treuen Siebenbürger durchzogst, und eine Handvoll Mühlknechte sind noch keine Schwadron oder Compagnie entschlossener Männer, die für das theure Vaterland kämpfen und sterben! Riegle übrigens fest zu, lege unsere Pistolen auf den Tisch und sey gefaßt, wenn gegen alle Erwartung die Verrätherey das heilige Recht der Gastfreundschaft zu schänden Lust bekommen sollte. Ich lese in den Augen der

schönen Müllerstochter nichts, was mich mit einer bösen Ahnung schrecken möchte, aber wohl, daß sie für deutsche Männer zu empfinden vermag. Clotilde dünkt mich ein vortreffliches Mädchen — ihr reines, himmelblaues Auge spiegelt ein reines Herz und edle Gesinnungen ab. Kurz, ich sage dir: das Mädchen verdiente im reichsten Schmucke in unsern Salons unter den schönsten Damen zu glänzen!“ Sie verabredeten in traulicher Stille jede Gegenwehr und alle Mittel dazu. Konrad sollte im Nothfalle schnell satteln und nach dem Standquartiere zurückreiten, um Wilhelm zu befreien, was nun leichter auszuführen wäre, da sie von Attalieres aus einen sichern Fahrweg entdeckt hatten. Der Schlummer senkte sich auf ihre müden Augenlieder, und sie schliefen sanft ein auf dem Strohlager.

Bey Clairon, so hieß der Eigenthümer der Mühle, fanden in der Nacht geheime Zusammenkünfte und Berathungen Statt. Die schöne Clotilde schloß kein Auge; immer schwebte Wilhelms Bild vor ihrer Seele; sie richtete sich im Bette auf, und das umlockte Haupt auf den runden Arm gestützt, überließ sie sich den heitersten Träumereyen der ersten unschuldigen Liebe, die sich den Himmel auf die Erde herabzaubert, und das ernste, schweigende Dunkel der freundlichen Nacht in einen Bonnemorgen Edens verwandelt. Schmerz und Liebe durchströmten zugleich ihr Herz; Clotilde hatte vor einem halben Jahre ihre Mutter verloren, der sie jede Angelegenheit des Herzens anvertrauen durfte, während der Vater, von rauher, kriegerischer Natur beherrscht, sich wenig auf die zarten Empfindungen der Tochter verstand und sie an einen reichen Pächter in der Nachbarschaft zu fesseln trachtete. Das Bild der zärtlich geliebten Mutter wechselte immer mit jenem Wilhelms, den sie immer als ihren „bon Guillaume“ vor sich hin flüsterte. Erst nach Mitternacht überwältigte die holde Schwärmerinn der Schlaf. Sie sank auf das Bette zurück, hoffend, und dem Morgenlichte mit Sehnsucht entgegenschmachtend. Clairon, obchon überzeugt, daß Wilhelm durchaus keine feindseligen Absichten oder Aufträge habe, daß er als Officier nur dem Befehle seines Regimentscommandanten nachkomme, im fürchterlichen Sturme aber bey ganz verschneiten Wegen von der Richtung seines vorgezeichneten Marsches hinausgedrängt wurde und bey ihm nur ein Obdach suchte, um am Morgen sich nach Clavigny zu begeben, hatte sich leider von den rachsüchtigen Nachbarn zu einem Entschlusse verleiten lassen, der, wenn er denselben mit ihnen ausführte, das Völkerrecht und jenes der Gastfreundschaft zugleich auf die ruchloseste Weise verletzte. —

Noch war in seiner rauhen Natur nicht alles Gefühl für Recht erstickt; noch regte sich in dem alten Soldaten, der so vielen Gefahren trogte und selbst von deutscher Hand gepflegt wurde, ein gewisses Zartgefühl; noch ließ sich eine fromme Scheu vor dem Heiligen in seiner Brust vernehmen und gewann immer wieder die Oberhand über den Nationalhaß, der seine Nachbarn mit zügelloser Wuth forttrieb. Sie hatten beschlossen, Wilhelm aufzuheben, und dann in Masse nach Clavigny zu ziehen, um auch dort dem Major seines Regiments ein gleiches Schicksal zu bereiten. Sie bemühten sich, ihn zu einer schmählischen Unthat zu verleiten; sie boten Alles auf, ihm Deutschland und sein Volk, von dem sie, die große Nation, unverdiente Schmach erlitten, ins gehässigste Licht zu stellen und den Nationalstolz aufzustürmen. Allein, so nah' er oft dem gefaßten Beschlusse stand, rief er doch immer aus: „Ich bin sein Wirth und kann als solcher nicht wie ein Räuber den Gast verderben. Ich hielt immer auf Ehre

und trage ihr Zeichen an der Brust. Wagt es nicht, ihn nur zu berühren! Mein Haus soll nie die Spur einer blutigen That schänden! Ich bin Vater und auf meine Tochter soll nicht der Fluch der Deutschen übergehen!“

Sie schwiegen und schienen ihr Vorhaben aufzugeben.

Wilhelm erwachte. Der Wintertag war klar und rein; der Schnee blühte mit Millionen Diamanten zum Fenster herein und neuer Muth goß sich in Wilhelms Seele, der sich schon freute, Clotilde wiederzusehen. Er riegelte auf, ließ aber die ganze Rüstung in ihrer alten Lage. Da pochte es ganz leise an der Thüre. Sie standen Beyde in voller Uniform, sauber, glänzend, wie es dem Soldaten ziemt. Clotilde öffnete sachte die Thüre und erkundigte sich nach Wilhelms Befinden, wie er geschlafen und welches Frühstück ihm gefällig wäre. Wie wunderbar ergriff ihn die schöne Jungfrau, die mit dem Wohlklang ihrer reinen Stimme zugleich erhöhte Reize verband! Wilhelm ward sich's nun ganz bewußt, daß er sie liebe, denn er fühlte die Blut, die ihm mächtig und rasch das Blut durch die Pulse jagte, die ihm mit einer unbeschreiblichen Wehmuth zugleich das Herz durchdrang. Clotildens Blicke sprachen mehr als die ausgewähltesten, inhaltschwersten Worte, die der ersten Liebe eigen sind. — Scham und Verlegenheit unterbrachen auf einige Augenblicke das Gespräch; aber Wilhelm, dem der Morgen das Mädchen in einem ganz neuen, ungewöhnlichen Zauber darstellte, faßte sich und besiegte schnell wieder die ersten Aufwallungen des Blutes, das ihm so heiß zum Herzen strömte. Er nahm mit dem Ausdrucke der galantesten Verbindlichkeit das gebotene Frühstück an, denn er war nicht mehr im Stande, etwas abzulehnen, so weit hatte Clotildens Liebe ihre ganze Herrschaft über ihn geltend gemacht.

Ob schon sie in ihrem Hause genug Dienerschaft hatte, um derselben die Bedienung zu übertragen, so unterzog sie, die liebende Tochter, die blühende Gebieterinn des Hauses, sich ganz allein dem Geschäfte, um nur recht oft in seine Nähe zu kommen. Konrad, der mit satyrischen Seitenblicken diese Scene beobachtete, sah zum Fenster hinaus und summte den Refrain des Schiller'schen Reiterliedes vor sich hin:

„Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort!“

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im Juny 1833.

Die einzige dramatische Novität der letzten Wochen: „Der Felsensteg, oder: eine Nacht in der Meiercy bey Präd St. Pol,“ ist ein Stück voll drastischer Momente, das sich, wenn es gleich der gallische Verfasser mit der Wahrscheinlichkeit eben nicht genau genommen hat, recht gut ansehen läßt. Die Herbst (Amalie) und Mad. Binder (Felix) wurden nach dem ersten Act gerufen, die übrigen Abtheilungen wurden minder lebhaft aufgenommen.

Eine höchst erfreuliche Reprise aus älterer Zeit war jene: „Das Gut Sternberg,“ welches unstreitig unter die besten Lustspiele der bühnentundigen Menschenkennerinn, Frau von Weissen thurn, gezählt werden muß. Das Verdienst des Lustspiels bewährte sich um so mehr durch den allgemein stürmischen Beyfall, der sich durch wiederholtes Hervorrufen des Hrn. Ernst (Volzheim) schon nach dem ersten Acte und Aller am Schlusse, als nicht eben alle Rollen zweckmäßig besetzt waren, und ein Theil der beschäftigten Mitglieder ihre Rollen schlecht memorirt hatten. Vorzüglich trifft dieser Vorwurf Hrn. Grabinger (Gruber), und das Ganze müßte noch sehr an Rundung und Effect gewonnen haben, wenn Hr. Director Polawsky das kleine hübsche Köllchen selbst übernommen hätte. Wenn auch Hr. Ernst hie und da nicht ganz

fest erschien, so muß er wohl entschuldigt werden, da er seit dem Abgange des Hrn. Moriz eine Unzahl von Rollen übernehmen mußte, und auch jetzt durch die längere Unpäßlichkeit des Hrn. Stölzel in gleicher Thätigkeit erhalten, fast nicht von den Bretern kommt. Mad. Binder (Köschen) war ein liebliches Bild ländlicher Anmuth und Unschuld, und wurde von den Damen: Ulram (Barbara), Schikane der (Katharine), Friederike und Nina Herbst (Anna und Käthe), so wie von den Hrn. Feismantel (Umtmann Köbel), Dietrich (Solau) und Schikane der (Nichter) aufs erfreulichste unterstützt.

Nachdem die Gastrollen der Dlle. Hirschmann durch die Folgen der leidigen Influenza, vorzüglich aber durch die dauernde Unpäßlichkeit des Hrn. Stölzel längere Zeit unterbrochen worden waren, setzte sie dieselben mit der Thecla im „Wallenstein“ fort, welcher uns, die angenehme Leistung des Kunstgastes abgerechnet, auch wieder einmal den Genuß verschaffte, Hrn. Bayer in der ganzen Fülle seiner Darstellungskraft zu sehen. Obschon von einer plötzlichen Heiserkeit befallen, stellte er uns doch das großartige Heldenbild mit Wahrheit und Fülle, wenige Stellen — z. B. den Schluß des Traumes — abgerechnet, ganz ohne künstlerische Coqetterie und Effecthascherey dar, und verdiente in vollem Maße den reichen Beyfall, der ihm im Laufe der Darstellung gezollt wurde, so wie das mehrmalige Hervorrufen, dessen er sich erfreute. Hr. Bayer zeigte uns diesen Abend wieder einmal, was er vermag. Hr. Stölzel (May) verfiel in dieselben Fehler, die wir schon an seinem Vladimir in „Isidor und Olga“ gerügt haben. Auch er wurde wiederholt gerufen, doch nach der unnützen Kraftverschwendung bey seinem letzten Abgange mit bedeutender Opposition, die sich vielleicht noch lauter offenbart haben würde, wenn nicht zugleich auch Hr. Bayer gerufen worden, und gleich nach ihm aus der Coullisse getreten wäre. Dlle. Hirschmann scheint tief eingedrungen in das überirdische Wesen, welches Schiller in seiner Thecla zeichnete. Sie gab dessen Bild in Adel und Zartheit der Gestalt recht glücklich wieder, nur hätte ich, so sehr ich mich auch des klang- und umfangreichen Organs der Dlle. Hirschmann in andern Rollen erfreute, gewünscht, daß sie sich in der Darstellung dieses irdischen Seraphs nur der höhern Chorden desselben bedient hätte. Der Monolog erregte einen lang anhaltenden Beyfallsturm, obschon ihre Umgebung in den vorübergehenden Scenen eben nicht königlich zu nennen war. Schiller's Schatten mag es der Direction vergeben, daß sie das Fräulein Neubrunn der Dlle. Wolze übertrug, welche es selbst zu fühlen schien, daß sie nicht an ihrer Stelle war. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein junger Schauspieler, wie Hr. Dolt, die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns nicht einmal in sein Gedächtniß aufnimmt? — Er stotzte mitunter, und sagte manche Phrase um ein halb Duzend Verse später, als sie angezeigt ist.

Zum Vortheile des Hrn. Dams kam Kraup's Oper: „Udalrich und Bozena,“ welche wegen der Krankheit des Hrn. Drska lange geruht hatte, wieder auf das Repertoire, und der Beneficiant (Udalrich) theilte mit Dlle. Luher (Bozena) und Hrn. Podhorsky (Worowin) den reichen Beyfall des Abends.

Recht angenehme Kunstgäste in der Oper waren uns die beyden Mitglieder der k. Hofoper zu Berlin, Hr. und Mad. Hoffmann (beyde in Wien, letztere als Dlle. Greis, schon rühmlichst bekannt). Hr. Hoffmann betrat unsere Bühne zum ersten Male als Othello in der Rossini'schen Oper gleiches Namens, und mit Vergnügen lernten wir in ihm einen ächt dramatischen und poetischen Sänger kennen, der im Vortrag und Ausdruck des Gefanges lebhaft an Wild erinnert, und, wie dieser, nicht durch musicalische Coqetterie, sondern durch Kraft und Gefühl auch wieder nicht auf die Sinnlichkeit, sondern auf Sinn und Gefühl der Zuhörer wirkt. Wie jenem ist ihm auch ein bedeutendes Schauspielertalent von der Natur verliehen, das er zu einem Grade ausgebildet, wie man es bey Sängern nur selten vorfindet; doch finde ich vorzüglich im Othello noch eine Ähnlichkeit zwischen beyden Künstlern, jene nemlich, daß einer wie der andere den Othello zwar mit tiefer Glut des Gefühls darstellt, doch ist es mehr eine deutsche, höchstens etwa spanische Wärme, nicht der afrikanische Sonnenbrand, wodurch der Rossini'sche „Othello,“ wenigstens in dem zweyten und dritten Acte — die erste Scene des ersten muß der Künstler als einen concertanten Prolog betrachten — dem Shakespeare'schen wieder genähert werden kann. — Ganz vortreflich war er in seiner zweyten Gastrolle: Fra Diavolo, wo auch seine hohe, schlankte Gestalt und die sprechende, beynah neapolitanische Physiognomie mit dem dunkeln, feurigen Auge wirksam nachhalf, und den wir eigentlich von ihm zuerst spielen sahen. Er stellte diesen Charakter auf eine Weise vor, daß solche selbst für ein Schauspiel genügt haben dürfte, und vorzüglich interessant war es, daß der Grundton seines Wesens

selbst in den Scenen, wo er als Cavalier vor dem Lord und der Lady mit aller Feinheit des Lebemanns aus den höhern Ständen erscheint, auf eine eigenthümliche Weise durchklang, die zwar dem beschränkten britannischen Ehepaar nicht auffallen kann, doch dem Publicum einen Blick in das Innere des genannten Räuberhaupteingelassen erlaubt, und so die Begebenheit des zweyten und dritten Actes deusam motivirt. — Zampa, seine dritte Rolle, wurde dadurch doppelt interessant, daß bekannt geworden war, er habe selbe erst hier einstudirt, und es war auch nicht zu läugnen, daß dieser Umstand ihm das Vertrauen auf die Sicherheit des Erfolges etwas beschränkt zu haben schien, er wurde aber von Scene zu Scene, von Act zu Act sicherer und fester, und steigerte in dem Terzett des dritten Actes mit Dlle. L u z e r den immer wachsenden Beyfall des Publicums zum vollsten Enthusiasmus.

Der Kleomenes in der „Belagerung von Korinth“ wurde vom Publicum am kältesten von allen seinen Leistungen aufgenommen, auch schien es uns, als schade ihm in der Darstellung dieser Vaterrolle der schöne Fehler, der sich von Tage zu Tage vermindert.

Von dem ihn unterstützenden Personale unsrer Oper muß vorzüglich Dlle. L u z e r erwähnt werden, welche als Zerline liebenswürdig wie immer war, als Desdemona neue Beweise ihres regen Fortschreitens an den Tag legte, und bewies, daß sie auch in der tragischen Oper bald als ein bedeutender Stern glänzen werde.

Mad. H o f f m a n n erschien zuerst auf unsrer Bühne als Anna in der „weisen Frau,“ und erregte durch die zierliche Gestalt und das interessante Anstich ein gutes Vorurtheil; leider aber schien ihre Stimme durch große Befangenheit, wo nicht Unpasslichkeit, sehr in ihrer Wirksamkeit gehemmt, und wenn man gleich schon in dieser — ihr nicht ganz zusagenden — Parthie die talentvolle und sorgsam gebildete Schülerin der neuen italienischen Schule erkannte, so muß doch zugestanden werden, daß sie beynahe mehr Effect durch die dramatische Darstellung als durch den Gesang erregte. Weit vortheilhafter erschien sie als Rosine im „Barbier,“ wo sie Gelegenheit fand, ihre geschmackvolle Methode und glänzende Kehlertigkeit sowohl in den ursprünglichen Gesangsstücken der Rosine als in einer eingelegten großen Arie aus der „Cenerentola“ im schönsten Lichte zu zeigen, und den reichsten Beyfall zu ernten. Bey der Wiederholung des „Diavolo“ übernahm Mad. H o f f m a n n wegen plötzlicher Heiserkeit der Dlle. L u z e r die Rolle der Zerline, und führte auch diese als Sängerin und Schauspielerin sehr erfreulich durch.

Hr. Louis S c h i n d e l m e i s t e r, Mitglied der königl. Capelle zu Berlin, hat ein recht interessantes Concert im Theater gegeben, worin ihn Hr. und Mad. H o f f m a n n und Dlle. H i r s c h m a n n auf sehr erfreuliche Weise unterstützten. Auf eine Overture von Mozart folgte eine Arie aus der Oper: „Amazily,“ von P a c i n i, mit Glanz und Virtuosität gesungen von Mad. H o f f m a n n, worauf der Concertgeber ein Concert für die Clarinette (F-moll) von ihm selbst componirt, vortrug. Reichern Beyfall fand er in der Phantasie für die Clarinette mit Orchesterbegleitung, von Carl M. von W e b e r, womit er den musicalischen Abend beschloß. Hr. H o f f m a n n sang mit tiefem Gefühl und seelenvollem Ausdruck B e e t h o v e n's „Adelaide,“ von dem Concertgeber auf dem Pianoforte begleitet, und mit einer reichen Fülle von Humor declamirte Dlle. H i r s c h m a n n (ohne Buch, ganz gegen den Gebrauch unsrerer Declamatoren) die niedliche Humoreske: „Na!“ einseitiger Roman, von S a p h i r. Theilnahme und Beyfallsbezeugungen waren lebhaft, ja beynahe stürmisch zu nennen, und das Publicum vertiefte das Haus in voller Zufriedenheit.

Eine interessante Gabe in der Literatur der heimischen Tonkunst sind die: „Six Idylles pour le Pianoforte,“ par J. F. K i t t e l. Der Verfasser ist ein Schüler unsers geschätzten Tomaschek, welcher es in seinen Celogen zuerst unternahm, neue Wahlverwandtschaften zwischen der Poesie und der poetischen Tonkunst aufzufinden, und Dichtungsformen in Tonformen wiederzugeben. Seines Lehrers nicht unwürdig, hat hier Hr. K i t t e l einige idyllische Stoffe mit eben so viel Gefühl als Sinn und Deutsamkeit in Tönen bearbeitet. Die Überschriften der einzelnen Stücke sind (wahrscheinlich nur dem Titel zu Liebe auch französisch, da die Composition in der That wahrhaft deutsch und frey von fremdem Zierrath und falschem Glitter ist): 1. „Timides desirs.“ 2. „Courage dans l'espérance.“ 3. „Amour exaucé.“ 4. „Amour et larmes.“ 5. „Consolation dans la tristesse.“ 6. „Oubli difficile.“ Wollte man einigen dieser musicalischen Idyllen den Vorzug vor den andern geben, so dürften es Nr. 2, 4 und 6 seyn, vorzüglich anziehend ist der Gegensatz zwischen der L i e b e und ihren T h r ä n e n. Sehr lobenswerth ist der Umstand, daß in Nr. 1 und 5 nur eine gesunde E m p f i n d u n g und durchaus keine weichliche E m p f i n d e l e y herrscht. Die Freunde des Pianoforte, wenigstens alle, die eine C o m p o s i t i o n zu schätzen wissen, die sich außer dem gewöhnlichen Kreise bewegt, werden gewiß wünschen, bald wieder von dem jungen Tondichter mit einem Schärfelein seiner Muse beschenkt zu werden.

Herausgeber und Redacteur: J o h a n n S c h i c k h.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 9. July 1833.

82

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Felsmühle am See Attalières.

(S c h l u ß.)

Clotilde trug auf und nahm endlich am Tische Platz, so, daß sie Wilhelm gegenüberzustehen kam. Sie war äußerst munter, der Strom der Rede floss leichter und ruhiger, aber Konrad ärgerte sich im Stillen, daß er nur Weniges auffaßte. Endlich trat Clairon ein. Clotilde räumte ihm den Platz und entfernte sich. Eine gewisse Befangenheit, eine lästige Unruhe, von der er sich gern losgekämpft hätte, prägte sich auf seiner Stirne aus. Wilhelm war unerschöpflich in Lobeserhebungen der trefflichen Tochter, pries ihn glücklich, beneidenswerth; Clairon zuckte aber die Achseln und blickte von Zeit zu Zeit ins Freye. Wilhelm suchte das Gespräch in Fluß zu bringen, er schlug alle Saiten an, bis er endlich dasselbe auf historische Erinnerungen hinführte, bis er an Schlachten erinnerte, in welchen die Tapferkeit gegläntzt hatte. Da verzog sich jede düstere Wolke auf Clairon's Stirne, er nahm Theil an der Rede und wurde zutraulicher. „Ich will Euch Geleit geben,“ sagte er, als er sich von seinem Stuhle erhob.

„Wir bedürfen desselben nicht,“ entgegnete Wilhelm, „das Wetter ist schön, der Weg gut und befahren, wir danken.“ Clairon nahm Wilhelm's Hand und schüttelte sie recht freundschaftlich.

Als er sich entfernt hatte, sagte Wilhelm zu Konrad: „Wie gefällt dir das Mädchen?“ — „Ganz vortrefflich, Herr Lieutenant,“ erwiderte er, „wenn wir noch zwey Stunden verweilen, gibt es ein Heirathsversprechen. Das Mädchel ist in Sie ganz verduht und vernarrt, und Sie — haben Zeit, sich zu entfernen, um den Liebesbrand nicht in volle Flammen ausbrechen zu lassen. Inzwischen fürchte ich, der alte, finstre Clairon löschet ihn ganz unerwartet. So herrlich die Tochter ist, so widrig kömmt mir der zweydeutige Vater vor.“ — „Konrad,“ fuhr Wilhelm fort, „du bist ja ein Stern- und Traumdeuter — ein glücklicher Lottospieler, der schon Manches errieth. Das Gemälde von der anstoßenden Mühle beunruhigte mich heute Nachts mit einem seltsamen Traume. Mir war's, als nähme mich Clotilde in ihre Arme, trüge mich fort, und versenkte sich mit mir in den See. Ich ärgerte

mich im Traume, daß mir so etwas passirte, ich wehrte mich mit aller Manneskraft; allein ich war wie gelähmt und mußte mich von dem schönen Mädchen nolens volens auf emporgehobenen Armen forttragen lassen.“ — „Das bedeutet Heirath,“ erwiderte Konrad, „ich sehe Glück in diesem Traume; nur das Versenken möchte weggeblieben seyn, denn es überläuft mich eiskalt, wenn ich mir's so recht deutlich vorstelle, wie sie mit Ihnen forteilt und sich gleichsam im See begraben will.“ —

„Also kein Treffer, Konrad?“ fragte Wilhelm lächelnd; „du bist heute nicht bey guter Laune! Mir gefällt dieser seltsame Traum, denn ich sah einen Engel in der holdesten Frauengestalt.“ Wilhelm unterbrach das Gespräch über diesen Gegenstand, der ihn nur im Vorübergehen beschäftigte. Der Eindruck des Schauerlichen erlosch schnell, so oft er Clotilde sah und vermochte durchaus nicht sein Gemüth zu umdüstern.

Clotilde erregte durch ihr zuvorkommendes Benehmen, durch ihre Zuneigung keinen geringen Haß gegen Wilhelm und gegen sich selbst. Einer der Mühlknechte hatte, hoffnungslos für sie entglüht, die Sage verbreitet, daß sie dem feindlichen Officier die Hand geboten, worüber besonders der ganz nahe wohnende Pächter, dem sie der Vater zur Frau geben wollte, furchtbar ergrimmte.

Wilhelm bemerkte, daß sich mehrere Gruppen von Bauern in einiger Entfernung am Seegestade sammelten. Da er keine Waffen bey ihnen entdeckte, nahm er die Sache sehr gleichgültig und traf Anstalten zum Abmarsche. Konrad sattelte und wollte, die Pferde aus dem Stalle führen. Da trat Clairon herein, machte Wilhelm auf die Gefahr aufmerksam, die ihn bedrohte und rieth ihm, schnell aufzubrechen.

„So lange Ihr in meinem Hause seyd, soll Euch kein Haar gekrümmt werden. Ich habe in Euch einen vortrefflichen jungen Mann, einen geschickten Soldaten von Erfahrung kennen gelernt. Die Neigung meiner Tochter entflammte den Haß gegen Euch noch mehr. Er erwachte leider schon gestern, als Ihr die Schwelle meines Hauses betratet. Ich suchte die erzürnten Gemüther zu beruhigen, aber zweifle am Erfolge. Ihr steht in Clairon's Schutze; ich will es wieder versuchen, das Gewitter zu verscheuchen. Laßt Euch im Augenblicke nicht sehen und haltet Euch ruhig. Mein Wort hat noch Gewicht!“ Konrad kam und meldete, daß die Pferde gesattelt und gezäumt seyen. Wilhelm beehrte ihn, als Clairon sich entfernt hatte, über die große Gefahr und trug ihm auf, spornstreichs mit der Depesche nach Clavigny zu reiten, dem Major den Stand der Dinge genau zu hinterbringen und ihn in seinem Namen um ein Detaschement zu bitten, das seine Person sicherte. Er schrieb einige flüchtige Zeilen auf ein Blättchen Papier, worin er zu aller Vorsicht den Major von seiner Lage in Kenntniß setzte. Konrad wollte ihn nicht verlassen, er bat mit emporgehobenen Händen, ihn nicht wegzuschicken, er stellte ihm die Nothwendigkeit seiner Gegenwart vor und mißrieth ihre Trennung. Wilhelm bestand auf dem einmal gefaßten Entschlusse und Konrad mußte gehorchen. Er fiel Wilhelm um den Hals, drückte ihn an seine Brust, und nahm unter Thränen Abschied. „In drey Stunden erwarte ich dich wieder zurück. Lebe wohl und — rette mich!“ Konrad führte in aller Stille Wilhelm's Braunen in den Stall zurück, schwang sich auf seinen Siebenbürger und sprengte davon. Da er seinen Mantel überwarf und den Säbel sich höher unter dem-

selben anschnallte, erkannte man ihn nicht sogleich; im Gegentheile hielten sie ihn für einen Lärmböthen, der die Nachbarn aufrufen sollte.

Clotilde klammerte sich flehend an ihren Vater; sie bot alle versöhnenden, alle ermutigenden Worte auf, sein Ansehen geltend zu machen, die Nachbarn aufzuklären und zur Ruhe zu bringen, um Wilhelms theures Leben vor ihrer Wuth zu schützen. Sie stellte ihm vor, welches Unglück ihrem Hause selbst drohte, falls sie sich an ihm vergrieffen, wie schwer der deutsche Arm, das Schwert der Allirten jede Mißhandlung an ihnen selbst strafen würde, ja sie ging, die liebebegeisterte Jungfrau, so weit, den Vater zur Pflicht zu mahnen, die Auszeichnung, die seine Brust schmückte, nicht durch ein verrätherisches Einverständnis zu bestechen. Sie ließ nicht von ihm, bis er ihr das heilige Versprechen gab, sich von jedem Bunde gegen Wilhelm loszusagen — sie beschwor ihn bey dem Geiste ihrer geliebten Mutter und warf sich endlich zu seinen Füßen, um die rauhe Kriegerseele mit ihren Bitten zu rühren.

Er hob sie schweigend auf, drückte sie an sein Herz und sagte: „Clotilde, dein Vater wird nie ein Verräther an dem braven Deutschen. Es soll ihm nichts Schlimmes begegnen! Aber deine Liebe, Kind, deine Leidenschaft kann ich nicht zugeben. Entfage ihr! Bedenke, daß du die Tochter der großen Nation bist, die nicht zugibt, daß sie sich mit dem verhaßtesten Feinde verbinde! Du wolltest deinem Vater, deinem Vaterlande untreu werden? — Clotilde, traue nicht der Soldatenliebe, sie ist flüchtig und unstät wie das Loos des Soldaten. Du könntest Frankreich verläugnen?“ Sie stürzte von ihrem Vater weg, warf sich in einen Lehnstuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte. Er blieb betrachtend vor ihr stehen; es ergriff ihn der Schmerz der Tochter mit Doppelgewalt; er mochte sich im Stillen bitter anklagen, selbst in voriger Nacht durch hingeworfene Worte zur Rache aufgereizt zu haben. Er seufzte tief auf, und rief endlich: „Clotilde, Herzenstochter! hier meine Hand! Du sollst mich nicht mehr Vater nennen, brech' ich dir das Wort! Alles soll eine gute Wendung nehmen!“

Wilhelm beobachtete vom Fenster aus die Bewegungen der Bauern, die sich allmählig nach verschiedenen Richtungen zerstreuten. Er hätte bald die Absendung Konrads bereut und wollte ihn noch einholen, um den Anmarsch des nachgesuchten Detaschements persönlich einzustellen, als er plötzlich rückwärts von der Mühle her Flintenschüsse vernahm.

Im Hause herrschte eine Todtenstille, die nur das Rauschen des Wassers, das Geklapper der Mühle und der brausende Umschwung der Räder unterbrach. Endlich erhob sich ein wilder Lärm. Clotilde stürzte herein und rief: „Wilhelm, rüste dich! Zieh deine Pistolen, sey tapfer und dein Arm zerstäubt die Verräther, die dein Blut verlangen! Wo ist Konrad? Ruf ihn! Ich will ihn holen! Dein treuer Gefährte schützt mit mir den theuren Gast! Ich weiche nimmer von deiner Seite! Ich, das Mädchen, ich, die Französin, die einzige Tochter Clairon's, will dir Schirm seyn, will mit dir sterben, wenn die Rotte verblendeter Meuterer über diese geweihte Stelle dringen sollte!“ Sie schlang ihren Arm um ihn, und nahm eine Pistole vom Tische weg. Wilhelm, der die Gefahr immer näher kommen sah, stand fest und unerschütterlich. Er hörte Clairon's Donnerstimme, der seine Knechte zusammenrief und zur tapfern Gegenwehr aufforderte. Hurtig flogen sie herbey — sie glaubten, es rücken feindliche Truppen heran und griffen mit wilder Hast nach den Mus-

reten, die sie in der Mühle verborgen hatten. Clairon stellte sie im Hausflur auf; er verstand sich als geübter Soldat auf Angriff und Vertheidigung, und sein Hauscommando, so wirksam in der Mühle, sollte auch heute als ein militärisches nichts an seinem Nachdrucke verlieren.

Wilhelm faßte Muth, er überzeugte sich, daß Clairon's Versicherungen keine Heucheleien waren, daß er unter seinem mächtigen Schirm stehe, der jeden Angriff seiner aufgeregten Landsleute mit Erfolg zurückschlagen werde. „Clotilde,“ sagte er, „ich sah dich heute als meinen Schutzgeist im Traume. Du trugst mich empor auf dem linden Bogen deiner Arme, aber schaudre nicht: — du trugst mich nach der Tiefe, nach dem See und — ich bin Soldat und zähle die Tage der Zukunft nicht! Mir gilt der Augenblick, und in diesem umschließe ich einen Himmel! Eine unbegreifliche Fügung des Himmels führte mich in dein Haus. Dein Vater hat mich gerettet — er wird meinen Untergang nicht beschworen haben. Geh', theure Clotilde, verlaß mich in einem so gefährlichen Momente! Deiner bedarf der Vater noch viele Jahre. Ich theile das Loos des Krieges wie viele Tausende meiner Waffenbrüder. Der Soldat nimmt alles hin mit kaltem Gleichmuth — Leben und Tod! — Besorge diese Papiere, wenn ich falle, bis Konrad kommt, und denke mein!“ Wie begeistert rief sie aus: „Ich weiche nicht von deiner Seite, Wilhelm, dir gehört mein Leben, dir Wilhelm! Du hast so schön geträumt! — O, meine Mutter winkte mir heute Nachts so zärtlich; du standest als Bräutigam neben mir! Sie breitete die Arme aus nach uns und segnete das glückliche Paar. Laß mich an deiner Seite stehen! Über Clairon's Haus waltet kein günstiges Loos, und die Zweydeutigkeit meines unglücklichen Vaters vollendet seinen Untergang!“ Kaum waren die letzten Worte ihren Lippen, die fieberhaft zuckten, entflohen, als Clairon hereintrat. „In seinen Armen,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „das ist doch zu viel!“ Aber schnell gewann die Vaterliebe wieder die Oberhand. Die Natur, die immer wieder in der menschlichen Brust das Gleichgewicht herstellt, siegte über die plöbliche Aufwallung des Nationalhasses. Die tiefe, schmerzliche Wehmuth, die aus Clotildens Blicken tief in das Herz des Vaters drang; die edle Ruhe Wilhelms, diese feste Entschlossenheit, diese würdevolle, besonnene Haltung entwaffneten den Zorn und brachen die stürmische Macht der Leidenschaft. „Ihr seyd geschützt,“ hub Clairon an, „ich bin nun ganz ohne Sorgen um Euch. Ich erwarte zudem mit jedem Augenblicke Eure Truppen selbst. Ihr hättet derselben nicht bedurft; Ihr hegtet nicht viel Zutrauen gegen mich! — Clotilde, gehe deinen häuslichen Geschäften nach! Hier ist nicht deine Stelle! Ich will dich vertreten! —“

Wilhelm, der Clotildens Hand in der seinigen festhielt, nahm das Wort: „Herr Clairon, bemüht Euch nicht mehr um die Sicherheit meiner Person! Ihr habt genug gethan! Dieses herrliche Mädchen hier, Eure Clotilde, ist mein treuer Beschützer! Diesem vertrau' ich wie Euch selbst. — Gönn' ihr noch einige Minuten an meiner Seite, gönn' mir den schönen Genuß ihrer heitern, beglückenden Gegenwart! Ich habe in diesen wenigen Pulschlägen das schönste Leben durchlebt. Die Trennung ist nahe, ich hoffe binnen einer Stunde nicht mehr in diesen Mauern zu seyn. Clotilde, dieser Name sollte mich überall hin begleiten! — — Blick auf, schöne Tochter, schau mir ins Auge, eh' ich scheid. Kann ich dich auch nie besitzen — du bist doch ewig mein!“ Diese Worte rührten den alten Clairon; Clotilde preßte ihre Lippen auf

Wilhelms Hand und benetzte sie mit Thränen. Plötzlich erscholl der wilde Ruf: „Nieder mit den Deutschen!“ Eine Rote bewaffneter Bauern stürmte von der Höhe herab. Sie hatten aus der Entfernung das Detaschement bemerkt, das in Eile heranritt.

Sie drangen wuthentbrannt in das Haus, warfen die bewaffneten Mühlknechte über den Haufen und forderten Clairon auf, den deutschen Officier auszuliefern, um eine Geißel in ihrer Gewalt zu haben, die sie gegen die Feinde sicher stellte.

Clairon warf sich ihnen entgegen und versuchte durch Drohungen und gute Worte auf sie einzuwirken. Er riß einem seiner Knechte die Musquete aus der Hand und fällte das Bajonet gegen den andringenden Haufen. Sie schalteten ihn einen Verräther, der selbst mit dem Deutschen einverstanden sey, der seine Tochter an ihn verkuppelte, und legten ihre Feuergewehre auf ihn an. Die Mühlknechte sammelten sich schnell um ihren Herrn und stellten sich als eine Schutzwehr an seine Seite.

Wilhelm schritt, zwey Pistolen vor sich hinhaltend, unter die Thüre, während Clotilde stehend in ihn drang, sich nicht der Gefahr preiszugeben, und sich zu ihrem Vater Bahn machte. Die Bauern drangen vor. Plötzlich fiel ein Schuß. Eine Kugel durchbohrte Wilhelms Brust. Er stürzte zurück in Clotildens Arme und hauchte sein Leben aus.

„Mein Wilhelm!“ schrie sie mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes, des fürchterlichsten Entsetzens. Ihr Schmerzruf scholl durch das ganze Haus. Verzweiflung malte sich auf allen Muskeln ihres blassen Gesichtes; sie schloß krampfhaft den entseelten Liebling in ihre Arme und starrte mit dem Blicke der Verzweiflung die Rote an, die versteinert vor der Thüre stand und von unheimlicher Furcht ergriffen, nach allen Richtungen entfloß. „Meine Clotilde,“ rief Clairon, der sich vor dem Leichname niederwarf. „Tochter, ich verdiene den heiligen Namen eines Vaters nicht mehr!“ — „Hinweg,“ rief sie, „hinweg, hier schläft ein Engel! Verräther, störe seinen Schlummer nicht!“ Clairon stierte wie ein Verzweifelter vor sich hin und schlug die geballten Fäuste vor die Stirne. Er wußte nicht mehr, was um ihn her vorging.

Clotilde raffte den Leichnam auf, schwang ihn mit kräftigen Armen empor, eilte mit ihm nach dem tiefen Bassin und stürzte sich mit ihm in die grauensvolle Tiefe.

Das Detaschement rückte heran. Konrad gab seinem Siebenbürger den Sporn, um seinem Herrn die freudige Nachricht der Rettung zu bringen. Wie staunte er, als er die Spuren des Blutes, als er Clairon händeringend sah! Die Zunge war ihm gelähmt! Todesschauer rieselte ihm eiskalt durch alle Glieder — er sah mit Entsetzen das Gräßliche, das geschehen, bis endlich ein Strom glühender Thränen aus seinen Augen hervorquoll. Der tief gebeugte Clairon erzählte ihm, was sich zugetragen. Er wußte nicht, was mit Clotilde vorging.

Das Detaschement stieg vor dem Hause ab; — es sah noch Überreste des Unglücklichen — die Pistolen, den Säbel und versiegelte Papiere. Nach einigen Stunden entdeckten sie die Leichname der Liebenden in dem felsumschlossenen Bassin.

Die Heitern und die Traurigen.

Hin nach dem Wald' bin ich gegangen
 Bey holder, frischer Mayenluft,
 In neuer Jugend vollem Prangen
 War Alles Leben, Alles Duft.

Die Sonne scherzte mit den Keimen,
 Sie blickten innig froh empor,
 Und in des Himmels blauen Räumen
 Ertönte munt'rer Vögel Chor.

Die Tannen und die Kiefern tragen
 Ihr ernstes, dunkelgrünes Kleid.
 „Ihr Tannen, wollt ihr niemals sagen
 Vom Lebensglück, von Wonnezeit?“

Sie seh'n mich ruhig an und schweigen,
 Indem sie auf die andern seh'n,
 Mit ihren hellen Blätterzweigen; —
 Die heitern Bäume nur versteh'n.

Die Blätter sind des Waldes Lichter,
 Des Waldgotts Lieblinge, sein Scherz!
 Sie sind die fröhlichen Gesichter, —
 Die Nadeln — Lebensweh und Schmerz!

Die Vöglein sich die heitern wählen,
 Um ihnen Gruß und Lied zu weih'n; —
 Ach, nur bey glücklich frohen Seelen
 Zieht Freund und Fremder freudig ein.

Zum Wald bin wieder ich gegangen,
 Den Blätterbaum find' ich entlaubt.
 Der Nadelbaum hebt ohne Bangen
 Mit Muth sein frisch umgrüntes Haupt.

Die Birke und Buche klagen leise,
 Sie schau'n nach Blatt und Sang sich um.
 Der Tanne blieb auch unterm Eise
 Ihr ächtes, wahres Eigenthum.

Caroline Leonhardt.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Die Aufführung der vieractigen Oper: „Robert der Teufel,“ Musik von Meyerbeer, Text von Scribe, in dem Josephstädtertheater (zum ersten Male am 20. Junn) hat im Wiener Publicum Erwartungen erregt und größtentheils wohl auch befriedigt, welche von so verschiedenartigen Gesichtspuncten ausgingen, daß es dem Ref. erlaubt seyn muß, zuerst diese Anforderungen in ein helleres Licht zu setzen. Die Hoffnung, in genannter Composition ein ächt deutsches Werk zu finden, worauf wir Deutsche, geschmeichelt durch den ungewöhnlichen Succes derselben im Auslande, mit Stolz hinweisen könnten; ferner eben dieser außerordentliche Erfolg, der von Paris und London als ein schöner Vorbothe hereinzog ins deutsche Land; endlich die entschiedene Aenderung in der Auffassungsweise des berühmten Componisten, der früher bekanntlich ein offener Anhänger der italienischen Schule war: — alles das ist als Standpunct der Erwartungen zu betrachten, von welchem aus der Kenner und der Dilettant diese Erscheinung prüfen wollte. Es liegt nicht in der Absicht unsers Blattes, eine detaillirte, rein musicalische Auseinandersetzung der einzelnen Nummern zu liefern: es handelt sich unserer

Ansicht nach vielmehr um den Totaleindruck, um den Effect und das Verdienst eines Ganzen, da eine jede Kunstleistung nur als solches ihrem ersten, hohen Zwecke entspricht. Dem Scrib'schen Text, wie er im Original ist, und wie er sich wohl auch in der Josephstädter Bearbeitung zusammenrathen läßt, fehlt das vorzüglichste Substratum für den Dondichter — die Leidenschaft. Roberts Charakter ist ein lockeres Mosaik von Wankelmuth, der jeder Verführung zum Bösen so leichtes Spiel gewährt, daß diese letztere sonach gar keiner Kraft bedarf, mithin wieder ein Hauptingredienz wegfällt. Auch das Gute will begründet seyn: aber wo ist dies in der Erscheinung Alicens, die als Roberts Schutzgeist zu betrachten ist, der Fall? Wie begründet, wie erklärt, wie entfaltet sich ihr Interesse? Es ist also von dem unumgänglichen „Kampf des Guten mit dem Bösen,“ von der Glut der Leidenschaft, von dem Siege der Tugend keine Rede; die erste mußte künstlich ersetzt werden durch übernatürliche Incisa; den letzteren müssen wir füglich als errungen annehmen, weil das böse Princip zufällig untergeht und dem Wankelmuth des Helden kein Wechsel (ich sage absichtlich nicht, „keine Wahl“) mehr übrig bleibt. Was die Liebe anbelangt, die dem Ganzen so nebenher eingeflochten ist, so müssen wir den handelnden Personen diese Angelegenheit aufs Wort glauben: zur Überzeugung durch die Handlung selbst fehlt es, vermuthlich durch das Vorwalten der Nebendinge, an Raum und Zeit. Und dieses Vorwalten der Nebendinge ist der bedeutendste Tadel, der Musik und Text trifft, wonach es begreiflich wird, daß ewig auf Ersatz gedacht werden mußte, weil die Hauptsache, nemlich die Idee eines Ganzen, zu Grunde gegangen ist — und daß, weil nun einmal ein Seitenweg eingeschlagen worden, Künsteln an die Stelle der Kunst treten mußte. Wenn diese Oper Meyerbeer's in Paris so zu sagen Furore machte, so wurde dies eben durch die ungewöhnlichen Beywerke erzielt; ich verweise auf die gleichzeitigen Zeitungsberichte: das Schiff hatte seine glückliche Fahrt dem Ballaste zu danken. Wenn die Franzosen sie für eine ächt deutsche musicalische Leistung erklärten, so thaten sie dies, weil sie fühlten, daß es weder italienische, noch französische Musik sey. Ich fordere jeden unparteyischen Beurtheiler auf, zuerst „Sidelio,“ „Don Juan“ und den „Freyschütz,“ dann Meyerbeer's „Robert“ anzuhören — und er entscheide, ob dies auch eine deutsche Composition sey. Ich finde ein so buntes Gemenge von der leichten welschen Gondoliera, dem Schweizer Alpenfange und dem altfranzösischen Volksliede an, verweht mit allen Bravouren und Tonfeistänkereyen der großen Oper, bis hinauf zum strengen Kirchenstyle, daß mir das Ganze wieder nur als ein recht künstlich zusammengefügtes Mosaik erscheint, dem der Typus durchdringender Charakteristik, dieser einzige Wapenbrief des Genies, abgeht. Wer sich mit einer halben Auffassung zufrieden stellt, dürfte mir leicht die vielen charakteristischen Momente der Oper entgegenstellen. Aber eben dadurch, daß es nur Momente sind, sehe ich meine Ansicht gerechtfertigt; was nützt es mir, wenn ich das Rollen der Würfel schon früher in der Musik höre, wenn mir Pauken, Cimellen und pizzichirende Bässe die Nähe der Unterwelt deutlich genug prognosticiren, wenn ich am Ende, die Charakteristik überblickend, im Helden nichts als ein schwankes Rohr, in seinem Verführer nichts als einen wehmüthigen Verworfenen gewahre, der nicht einmal Kraft und Muth zu seiner Bosheit in die Wage legt und eher Mitleid als Abscheu erregt. — Demungeachtet wird diese Oper durch ihre Einzelheiten, aber auch nur durch diese, allenthalben eine gewisse Sensation erregen. Den Musiker vom Fache wird die tadellose, mitunter kühne und originelle Behandlung der Form gewinnen, welche allenthalben ein reiches, wohlbewandertes Talent durchsehen läßt; den Dilettanten wird das Neue und Frappante überraschen. Wer, gleichviel ob Kenner oder Laie, könnte auch die wunderlieb aufstauende Melodie der Arie mit Chor: „Gold ist nur Chimäre,“ im ersten Acte, das schöne Duett mit Chor im nächsten, wo sich die zweyte Stimme wie ein blühender Epheu um den ersten Sopran schlängelt, ferner den schauerhaft schönen Geisterchor des dritten Actes mit seiner wunderbaren Instrumentirung, endlich den zweyten Satz des Schlußterzettes im letzten Acte: „Sohn, mein Sohn,“ ohne Befriedigung, ja ohne Entzücken hören? In diesen Momenten tritt das große Talent des Compositeurs in seiner ganzen Freyheit, in seiner siegreichen Gewalt hervor, und läßt um so mehr bedauern, daß es größtentheils in die Fesseln der Absichtlichkeit geschlagen wurde, und daß es mithin kommen mußte, daß die Poesie dieser Musik leider nur in der engsten Bedeutung des griechischen Wortes ποίω genommen werden muß. Absichtlichkeit, — ich habe das Wort ausgesprochen, und ich glaube, jeder unparteyische Kenner wird nach wiederholter Anhörung, deren man allerdings bedarf, von dieser Meinung nicht sehr entfernt seyn! Fast jede Nummer, einzeln betrachtet, hätte als Concertstück einen bedeutenden Werth: aber wie viel wurde nicht diesem secundären

Interesse aufgeopfert? — vielleicht die ganze Wahrheit. Wie viel Frappantes ist nicht da, bloß um zu brilliren? wie viel Süßes und Weiches, bloß um zu schmeicheln? wie viel ist nicht allein auf den Effect, wie viel mitunter sogar auf die örtlichen Interessen (man denke an Paris, wofür Meyerbeer seinen „Robert“ componirte) berechnet? Vermögen aber die Überraschungen des Wechsels, die Kühnheit der Instrumentirung und die Berechnung der Contraste die charakteristische Durchführung zu ersetzen? Die Zeit, welche nichts Vollendetes untergehen läßt, wird diesen Vorwurf beantworten; ich will nicht einmal an die Popularität der Musik appelliren, weil ich sie selbst für keinen genügenden Prüfstein halte.

So viel über die Oper selbst; die Aufführung, welcher Ref. zu mehreren Malen beywohnte, ist im Verhältniß mit den Kräften dieser Bühne durchweg ausgezeichnet und die beste aller bisherigen Vorstellungen dieses Theaters zu nennen. Chor (namentlich der weibliche) und Orchester, gegen früherhin vermehrt, vertragen, nach der Berechnung des Componisten, noch eine Verstärkung; jedoch wie sie nun waren, contentirte das letztere völlig, und der erstere, durch brave Solosänger consolidirt, muß lobend erwähnt werden. Überhaupt ist der günstige Eindruck, welchen „Robert der Teufel“ in Wien hervorbrachte, hauptsächlich der präcisen und correcten Aufführung, welche auf das erfreulichste überraschte und allgemeine Anerkennung fand, zuzuschreiben; eine bedeutende Auszeichnung für die darin beschäftigten Künstler, daß sie der in der Oper vorwaltenden Form vortrefflichkeit, die ihrem Wirken zum Bezirke angewiesen ist, so viel Eingang zu verschaffen wußten: eine Aufgabe, welche durch die ungeweinen Schwierigkeiten der Composition und mitunter durch die abenteuerlichsten Stellungen des Gesanges und der Instrumente, keine geringe zu nennen, und deren entsprechende Lösung daher um so ehrenvoller ist. Hr. Pöck macht sein Verdienst durch schönen, reinen Gesangsvortrag in der klippenvollen Parthie des Vertram vor Allen geltend; mit Vergnügen stimmt man in den allgemeinen Beyfall, der diese seine Leistung jedesmal begleitet. Schade, daß diese Parthie, die ewig in Bravouren hinausgeht, nur die kräftige Bravour der Leidenschaft nicht in sich faßt und dem beliebtesten Künstler ein solches Hervortreten (wie z. B. Casparn im „Frenschütz“ die Arie: „Triumph, die Hölle siegt“) nicht gewährt. Ute. Segatta, gleichfalls sehr anstrengend beschäftigt, sang ihre Alice mit Ausdruck und Reinheit; daselbe gilt von Hrn. Demmer, als Robert, welcher nach den Bedingungen seiner Aufgabe in Feuer, Kraft und Wahrheit gut abzuwechseln wußte. Das Vocalterzett des dritten Actes zwischen Vertram, Alice und Robert, ein Non plus ultra an excentrischen Schwierigkeiten, jedoch eher peinlich als schön, wurde überraschend ausgeführt; eben so das früher erwähnte Schlussterzett des vierten Actes. Mad. Zimmer sang die Isabella zwar ganz fehlerfrey, aber dieses allein dürfte nicht genügen; der zweyte Act litt durch sie, denn unter den Kunstverhältnissen anderer Individuen des Josephstädter Vereins ist Mad. Zimmer keine Primadonna. Hr. Emminger verdient als Reimbaut lobende Erwähnung; das Duett des dritten Actes mit Vertram gefällt mit Recht; jedoch scheint die Bemerkung nöthig, daß der Tenor nicht auf Kosten des Basses hervortreten suche; Hr. Emminger nehme sich hier Hrn. Pöck's Ruhe und Beherrschung zum Vorbilde. Der Gespensterchor dieses Actes könnte vielleicht scenisch besser placirt werden; die Schärfe der Stimmen schadet, die des Messings stört. — Costümes und Decorationen, durchaus neu und geschmackvoll, die Arrangements, präcise und ohne Störung, müssen gerühmt werden; die ganze Vorstellung war ein erfreulicher Beweis, wie durch allseitiges, eifriges Zusammenwirken und durch den Eifer für die Kunst, selbst unter beschränkteren Verhältnissen, etwas Entsprechendes geleistet werden könne; und die oft wiederholten Aufführungen unter stetem Besuch und Beyfall zeigen, daß der thätige Director Stöger auf die verdiente Anerkennung von Seiten des Publicums zählen könne.

(Mit Nr. 28 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 11. July 1833.

83

Don diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensweise der Engländer auf ihren Landgütern.

Ein Fremder, der sich eine genaue Vorstellung von dem Charakter der Engländer machen will, darf sie nicht in der Hauptstadt allein beobachten: er muß sich auf das Land begeben, in den Weilern und Dörfern aufhalten, die Schlösser, Pachthöfe, Strohütten und Dorfkirchen besuchen, in den Wäldern, Parken und Gärten, auf den mit lebendigen Hecken eingefassten Wegen und Fußpfaden, welche die Saatsfelder und Wiesen durchschneiden, als aufmerkssamer Beobachter sich umsehen, den Kirchweihfesten und andern ländlichen Lustbarkeiten beywohnen, sich überhaupt in die Sitten und Gebräuche, Gemüths- und Denkungsart aller Landbewohner, von der höchsten Classe bis zur niedrigsten, zu schicken wissen.

In vielen Ländern concentriren sich die reichen und gebildeten Familien in den Städten, und das Land wird nur von rohen Bauern bewohnt. In Großbritannien hingegen ist die Hauptstadt für Personen von hohem Range nur ein Zusammenkunftsort, wo sie einen kleinen Theil des Jahres in Zerstreungen und lärmenden Freuden hinbringen. Nach dieser Art von Carneval kehren sie wieder zu ihrem gewöhnlichen Landleben zurück, das ihnen besser zu behagen scheint. Die verschiedenen Stände sind im ganzen Königreich vertheilt; man findet Individuen von jedem derselben, sogar in den abgelegensten Gegenden.

Der Engländer ist zum Landleben vorzüglich geeignet, weil er für die damit verbundenen Arbeiten und Vergnügungen gleich leidenschaftlich eingenommen ist. Selbst die im Getümmel und Sinnenrausche aufgewachsenen Städter gewöhnen sich leicht an das stille, ruhige Landleben. Der Wechsler und Großhändler wählt sich zum Aufenthalte in der schönen Jahreszeit einen kleinen Landsitz in der Nachbarschaft, und bildet sich auf sein Blumenbeet, auf das Obst seines Baumgartens eben so viel ein, als auf seine bestgelungenen Speculationen. Sogar jene Kaufleute, die bey Geschäften von geringerem Belange bemüßiget sind, ihre Tage in dunkeln Gewölbern zu verleben, suchen Alles auf, was ihnen einen, wenn auch noch so kargen Ersatz für den lange entbehrten Anblick der Naturschönheiten gewähren kann. In allen Gassen der Altstadt,

selbst in den engsten und finstersten, sind die Fenster mit Blumen und erotischen Pflanzen verziert. Jeder Fleck, wo nur ein wenig vegetabilische Erde sich zeigt, wird mit Rasen und Blumen bedeckt, und die auf den öffentlichen Plätzen symmetrisch geordneten Bäume erinnern von weitem an Parke.

Wer den Engländer nur in der Stadt kennen lernt, wird zu einer wenig vortheilhaften Meinung von dessen geselligen Eigenschaften gestimmt, oder besser zu sagen, er lernt ihn gar nicht kennen: denn er findet ihn entweder in Gedanken an häufige Geschäfte verloren, oder durch tausend Verbindlichkeiten zerstreut, welche in dieser großen Hauptstadt viel Zeit rauben, und die Aufmerksamkeit theilen. Deswegen hat er auch beständig den Anschein, als wäre er zur Eile gezwungen, und von Sorgen geplagt: wo immer er sich befindet, steht er auf dem Sprunge sich anderswohin zu begeben; in dem Augenblicke, wo er von einem Gegenstande spricht, ist sein Geist mit einem andern beschäftigt; besucht er Jemanden, so berechnet er auf dem Wege die Zeit, die er zu zehn oder zwölf andern meistens gleichgültigen Besuchen noch gewinnen könnte.

Die Kürze der Visiten und Zusammenkünfte bey Freunden und Bekannten gestattet es nicht, von andern als ganz unbedeutenden Dingen zu sprechen; am wenigsten gestattet dieß die seltsame, ich möchte sagen, unständige Einrichtung der zahlreichen glänzenden Gesellschaften in den angesehensten Häusern.

Der allenthalben herrschende Zwang, die steifen Höflichkeitsgebräuche, die schnöden Gespräche, der Mangel an vertraulichem Umgange, die unordentliche, schwelgerische Lebensart, welche die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht umschafft, das Gewühl und Getöse in den nothigen Straßen, die Rohheit des Pöbels, der widrige Anblick verstümmelter, mit Lumpen und Fehen nur halb bedeckter Bettler, die sich an allen Ecken hinlagern und den Vorübergehenden oft zudringlich den Weg vertreten; die mit schwefeligem Kohlendampfe und verpesteten Ausdünstungen geschwängerte und oft durch dichte Nebel verfinsterte Atmosphäre — alle diese Ursachen wirken nachtheilig, selbst auf diejenigen, *quis meliore luto finxit praecordia Titan*; sie drücken das Gemüth nieder, lähmen die Schwungkraft des Geistes, beengen das Herz, und hindern die besten Eigenschaften sich zu entfalten. Auf dem Lande ist es, wo der Engländer sich seinen Gefühlen überläßt. Hier macht er sich von allen frostigen Förmlichkeiten los; hier legt er alle Zurückhaltung ab; er ist fröhlich, offen und herzlich. Reichlich mit allen Bequemlichkeiten versehen und prächtig bewohnt, macht er einen kostspieligen Aufwand für seine Tafel, Dienerschaft, Pferde und Wagen. Sein Landhaus enthält sowohl was in der Zurückgezogenheit dem Gelehrten und dem Geschäftsmanne, als was zu den ländlichen Arbeiten und Übungen dienlich und erforderlich ist. Man findet hier zugleich Bücher, Gemälde, Musik, physische und mathematische Instrumente, Modelle von alt und von neu erfundenen Werkzeugen zum Behufe der Landwirthschaft, Hunde, allerley Geräthe für die Jagd, den Fisch- und Vogelfang. Er thut seinen Gästen eben so wenig Zwang an, als sich selbst; aber vom rechten Geiste der Gastfreundschaft beseelt, bietet er Alles auf, was ihnen sein Haus angenehm machen kann, und stellt es Jedem frey, seiner Neigung zu folgen.

Dem Aufenthalte der Großen und Reichen auf dem Lande verdankt England seine erstaunlichen Fortschritte in allen Zweigen der Landökonomie, die auf einer Stufe steht, welche noch keine Nation der Welt erreicht hat. Die leidenschaftliche Vorliebe, mit der sie, keine Mühe noch Kosten scheuend, unaufhör-

sich fortfahren, allerley Versuche anzustellen, und alles Erdenkliche aufzubieten, was zur Verbesserung und Verschönerung ihrer Besitzungen beytragen kann; das feine Gefühl für die schönen Formen und harmonischen Zusammenstellungen der ländlichen Natur; den richtigen, geläuterten Geschmack, die magische Kunstfertigkeit, den schöpferischen Geist — alle diese vortrefflichen Eigenschaften und unschätzbaren Kenntnisse haben die vornehmen Eigenthümer den geringern gleichsam eingeimpft, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß manche mittelmäßige Besitzungen wie Miniaturgemälde der größern aussehen. Die englischen Parke übertreffen alle Parke und Gärten Europa's an reicher Mannigfaltigkeit und Abwechslung der entzückendsten und imposantesten Gegenstände, mit deren Aufzählung und Beschreibung man dicke Bände anfüllen könnte. Große Wiesen, hier und da von Gruppen gigantischer Bäume beschattet, breiten ihre grünen Teppiche aus. Die düstern Wälder und Gebüsche werden angenehm belebt durch den Gesang der Vögel und durch das Wild aller Art, wovon es darin wimmelt. Bald stürmisch rauschende, bald sanft rieselnde Bäche, worin die flinke Forelle ihr muthwilliges Spiel treibt, durchkreuzen die schönsten Parthien, entweder in ihren natürlichen, oder in eigens für sie ausgegrabenen, mit Thränenweiden, Birken, Lerchen und hangenden Äschen eingefassten Betten. Über diese Bäche sind die niedlichsten Brückchen von verschiedener Farbe und Bauart gespannt. Hier sieht man einen mit Fischen von allen Gattungen bevölkerten Teich, dessen krystallenes Gewässer die Schwingungen der, auf seinen Ufern prangenden Silberpappeln abspiegelt, dort natürliche, oder in Ermanglung derselben, durch Menschenhände errichtete Hügel, worauf Lusthäuser, Rundgebäude, Kioske &c. stehen, und von wo man die herrlichsten Ausichten genießt; in dunkeln Dickichten verborgene Fischerhütten und Einsiedeleien, wohin Schlangenpfade führen; Springbrunnen, Wasserfälle, Grotten, Ruinen, Statuen — kurz, nichts ist in diesen Zaubergärten vergessen, was die Sinne zu ergöhen und die Seele mit den süßesten Wonnegefühlen zu durchdringen vermag.

Höchst erfreulich und herzerhebend ist es, wenn man betrachtet, wie das gemeine Landvolk seine Gründe verbessert, seine Erzeugnisse veredelt, und die Schönheiten der Natur nachahmend, rings um seine Wohnsitze, ohne bedeutende Kosten, Verzierungen anbringt, deren Nettigkeit und Symmetrie wirklich bewunderungswürdig sind. Das Gütchen mag eine noch so nachtheilige Lage, ein noch so unfruchtbares Erdreich haben, so verwandelt es sich doch bald unter der Hand eines englischen Bauers in ein kleines Eden. Sein scharfes Auge faßt schnell den Vortheil auf, den er daraus ziehen kann, und er entwirft in seinem Kopfe den Plan zu der künftigen Landschaft. Er schreitet ungesäumt zur Ausführung und seine Verfahrensart ist eben so einfach als sinnreich. Bäume, deren Schatten er zu verbreitern sucht; andere, die er behutsam auspugt und beschneidet; Blumen und Pflanzen, deren sanfte Schattirungen er zweckmäßig abzustufen weiß; die Anlegung eines Rasens; die Eröffnung einer freyen Aussicht auf ein fließendes Gewässer oder auf die bläuliche Tinte eines entfernten Objectes — vor allem aber der beharrliche Eifer, mit dem er im Schweiß seines Angesichts den dürrn undankbaren Boden, bald Schaufel und Karst — bald Pflug und Egge anwendend, umgräbt und durchwühlt, dann allerley Düngungen versucht, bis in demselben jede Frucht gedeihet: darin bestehen alle seine Kunstgriffe. Er setzt seine Verbesserungs- und Verschönerungsarbeiten

mit gelassener Unverdroffenheit fort, wie ein Maler, der mit Herzenslust sein Lieblingswerk zu fördern trachtet. Sogar der Proletar *) wendet, mit seinen Nachbarn wetteifernd, Alles an, was in seinen Kräften steht, um seine Hütte und das dazu gehörige kleine Grundstück zu verschönern. Die undurchdringliche hohe Hecke, womit sein ganzes Eigenthum eingefriedet ist; das mit den wohlriechendsten Blumen und Kräutern bepflanzte, mit grün angestrichenen Stacketen eingeschlossene Vorgärtchen; die nahe an der Hütte, unter immergrünen Stechpalmen angebrachten Rasenbänke, das Geißblatt und der Ephen, welche die Mauer bekleiden; rückwärts der Hütte rechts ein Gemüse-, links ein Obstgarten, und mitten zwischen beyden eine, aus Glanzspath und versteinerten Muscheln zusammengesetzte Grotte, aus welcher ein nie versiegendes Quellwasser in einen geräumigen Behälter herabplätschert, von wo es ein enges Bächlein bildend, in die Felder und Wiesen sich verliert; die innere Reinlichkeit und Bequemlichkeit der gegen Nässe und Kälte gut verwahrten Hütte, worin der Eigenthümer mit seiner, meistens zahlreichen Familie, zwar mäßig, aber gegen drückende Noth geschützt, still und zufrieden lebt, ja an hohen Festtagen bey einer fetten Henne im Topfe, und einem Krüge Porter sich gütlich thut — dieß Alles deutet auf Wohlthaten hin, die aus höhern Quellen fließend, sich allgemein verbreiten, und bis auf die letzte Classe des Landvolkes heilsam wirken.

*) Proletarii, Römer aus der ärmsten Volksclasse, die keine Steuer entrichteten. So genannt von proles, Kind, weil sie ihre Söhne zum Kriegsdienste stellten.

(Der Schluß folgt.)

Sonette aus Verona.

Romeo und Julie.

Steh, Wand'rer, still! du wandelst in den Mauern,
Wo liebend sich zwey edle Herzen fanden,
Gen Hur'gen Haß den schweren Kampf bestanden,
Und sich verklärt durch Treu' in Todeschauern.

Ja, lange noch wird dein Gedächtniß dauern,
Unglücklich Paar, in nah und fernen Landen,
Bey allen, die den gleichen Drang empfanden,
Oft wird um dich des Dichters Lied noch trauern.

Drum heilig sey dem Wand'rer jede Stelle,
Wo er die Spur der Liebenden gefunden,
Und ihn ihr Geist umschwebt mit leisen Tritten!

Gesegnet sey vor allem jene Schwelle,
Wo Julien oft begrüßt die Abendstunden,
Und auch der Sarg, wo Beyde ausgelitten! *)

Julia's Wohnung.

Seht ihr das Haus mit alterndem Gemäuer,
Wo trauernd noch der Liebe Geister schweben?
Dieß Haus umschloß einst Julia's zartes Leben,
Hier nährte sie das heil'ge Liebesfeuer.

*) Man zeigt in Verona das Haus, wo Julie wohnte, und einen steinernen Sarg, wo beyde Leichen ruhten.

Hier harrete oft um Mitternacht ihr Treuer,
 Von Feindeswuth und Todesnoth umgeben,
 Hier sah der Mond die Schlummerlose beben;
 D'rum sey dieß Haus stets dem Gedächtniß theuer.

Und ist's zu Staub im Zeitensturm geworden,
 Wie jenes Herz, das liebend d'rin geschlagen,
 Erhebe hier sich eine Tempelhalle.

Dann wallt hieher ihr Schwerbelad'nen alle,
 Ergießend euch in fromme Liebesklagen,
 Daß Schmerz und Gram nicht eure Jugend morden.

Julia's Sarg.

Ist's euch vergönnt, mit gläub'gem Sinn zu schauen,
 So könnt ihr mit in jenes Kloster gehen^{*)},
 Dort werdet ihr in ödem Winkel sehen
 Ein einsam Mahl, in Marmelstein gehauen.

Auch wird euch bald der Sage Mund vertrauen,
 Es sey allhier Entsetzliches geschehen,
 Und plötzlich wird euch Grabesluft umwehen,
 Und eure Brust durchzieh'n ein Ahnungsgrauen.

Denn dieser Stein umschloß im Todtenreiche
 Die treue Maid, zum Scheintod hingesunken,
 Als ihr die List den Schlummertrank erwählet.

Und dieser Stein barg auch Romeo's Leiche,
 Als er das Gift, das tödtende, getrunken,
 Und sich der Braut im Leichentuch vermählet.

Romeo's und Julia's Tod**).

Dort, wo noch steh'n der alten Beste Mauern,
 Am Ort, wo einst geruht die Lebensmüden,
 Sand Romeo, durchzuckt von Todesschauern,
 Im Arm der Braut den heißersehnten Frieden.

Sein Liebesglück will er nicht überdauern,
 Denn nimmer gib's Ersatz für ihn hienieden,
 Im Lande, wo nur Haß und Rache lauern,
 Aus dem er wähnt die Einzige geschieden.

Doch ach! es naht auch Julia's letzte Stunde,
 Sie sieht erwacht des Einz'gen Leben weichen,
 Und schnell entflieht ihr Geist an seinem Munde.

Und Liebe wirkt noch Wunder durch die Leichen;
 Die Väter sind's, die sich am Sarg zum Bunde
 Nach langem Zwist versöhnt die Hände reichen.

Romeo's und Julia's Grabstätte.

Vergebens sucht mein Blick die heil'ge Stelle,
 Die euern Staub, ihr Liebenden, empfangen,
 Wo ausgeglüht das irdische Verlangen,
 Und euch verfliegt die reiche Thränenquelle.

^{*)} Einst ein Kloster der mindern Brüder, jetzt ein Waisenhaus.

^{**)} Ihr tragisches Ende fällt in die Regierung des Fürsten Bartholomäus della Scala, in das Jahr 1303.

Bezeichnet ist durch keinen Stein die Zelle,
 Wo ihr zur Ruh' der Brautnacht eingegangen,
 Ich sehe nicht das Marmordenkmaß prangen,
 Das sich erhob an eurer Grabeschwelle.

Die Ahnengruft, die schirmend euch vereinet,
 Ward durch die Zeit zum Garten umgestaltet,
 Und leise geht hier eine dunkle Sage.

Ein Brunnen quillt, wo euer Aug' geweinet,
 Und Schatten küßt, wo eu're Brust erkaltet,
 Und in dem Laub tönt Philomelens Klage.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Hrn. August Fischer, vom Königsstädter Theater zu Berlin.

Hr. Fischer setzte seine Gastspiele (nachdem die Oper: „Des Adlers Horst,“ in welcher er zuerst aufgetreten war, ihr kurzes Daseyn auf unserm Operntheater überstanden hatte) in mehreren seiner ehemals beliebtesten Rollen fort. Die erste in der Reihenfolge war die des Don Juan. Hr. Fischer wirkte in dieser Parthie nicht das, was man nach seiner Persönlichkeit und seinem früher so oft bewährten Talente hätte erwarten können. Sein Spiel hat an Lebendigkeit und Feinheit nachgelassen, vor allem aber scheint seine Stimme, die sonst durch Kraft, Umfang und Wohlklang so ausgezeichnet war, in jeder dieser einzelnen Beziehungen verloren zu haben. Es ist möglich, daß nur eine zufällige und vorübergehende Ursache dem Erfolge des Sängers an dem heutigen Abende Abbruch that; wir sind deshalb gern erbötig, einen Grund der Art nach seinem ganzen Umfange gelten zu lassen, und das um so mehr, da einzelne Gesangstücke im Verlaufe der Oper, durch die Art, wie Hr. Fischer sie vortrug, uns wohl an die Zeit erinnerten, wo der unbeschränkten Anerkennung seines Verdienstes keine Einwendung im Wege stand. Unter den Mitwirkenden in der genannten Oper zeichneten sich namentlich Mad. Ernst, als Elvira, und Mad. Schödel, als Donna Anna, durch die Schönheit ihres Gesanges aus. — In der nächstfolgenden Rolle, als Graf Aubri in der Lindpaintner'schen Oper: „Der Vampyr,“ erwarb Hr. Fischer ungleich größern, ja einstimmigen Beyfall des Publicums. Diese Parthie war einst eine seiner gelungensten gewesen, und als solche immer anerkannt worden. Obwohl seine Stimme auch heute an einigen Stellen nicht ganz mit der frühern Kraft durchgriff und mehrere Töne derselben des alten, so wohlthunenden Schmelzes entbehrten, so kann das Ganze doch nicht anders, als eine verdienstliche Leistung genannt werden. Am bedeutendsten trat die Scene mit Chor im zweyten Acte hervor, welche Hr. Fischer mit großer Kunstfertigkeit vortrug und die denn auch die entschiedenste Wirkung hervorbrachte. — Hr. Breiting sang an diesem Abend den Part des Hippolyt mit vielem Beyfall; er überwand die mannigfachen Schwierigkeiten dieser kunstvollen Composition mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit. Die übrigen Mitwirkenden, Mad. Ernst, als Isolde, Hr. Staudigel, als Inguerand, Ull. Henkel, als Lorette, und Hr. Weiß, als Etienne, lösten ihre Aufgaben nach Maßgabe ihres künstlerischen Standpunctes, die einen vortrefflich, die andern genügend. — Hr. Fischer beschloß am 2. July seine Gastrollen mit der Parthie des Baron von Waldeburg in Bellini's Oper: „Die Unbekannte.“ Den Glanzpunct dieser Rolle (der es zwar auch außerdem nicht an schönen und dankbaren Stellen fehlt) bildet die berühmte und unbeschreiblich ergreifende Arie im zweyten Acte, wo der todtgeglaubte Waldeburg vor dem Gerichte der Hospitaliter erscheint. Hr. Fischer trug diese Arie mit so vielem Gefühl und so schönem Ausdrucke vor, daß man weder Lust, noch Zeit übrig behielt, irgend etwas anderes zu vermissen. Lauter und einstimmiger Beyfall belohnte den Sänger, der auch am Schlusse der Oper mit vieler Theilnahme entlassen wurde. Mad. Ernst, als Alaide, behauptete den Ruhm, den sie, seitdem wir das Werk Bellini's in Wien kennen, in dieser unendlich schwierigen und anstrengenden Parthie erworben hat. — Eine, wir gestehen es offen, überraschende Erscheinung war uns Hrn. Cramolini's Auftreten als Graf Arthur, noch überraschender aber die Art, in welcher er die Rolle in Betreff des Gesanges ausführte. Nach Wild, und noch dazu in einer von dessen gelungensten Parthien aufzutreten, ist kein kleines Wagestück; wer aber die Probe so besteht, wie Hr. Cramolini

ni sie bestand, der beweist, wie viel man leisten kann, wenn man das Pfund, das die Natur verliehen, mit Fleiß und tüchtigem Willen verwendet. Hr. Cramolini sang die nicht leichten Solo- und Ensemblestücke mit so viel Sicherheit, Reinheit, Geschmack und Ausdruck, daß er nach jeder einzelnen Nummer, so wie am Schlusse der Oper, einstimmig hervorgerufen wurde. Möge Hr. Cramolini, der im Spiele so viel vor andern Sängern voraus hat, noch öfter solche Proben wagen, besonders mit Parthien, die seiner Stimme so vollkommen zusagen, wie die heutige. Gelingen ihm alle, wie diese, so hat er gleichsam eine neue Laufbahn vor sich. Bey Gelegenheit der heutigen Vorstellung dürfen wir Dlle. Clara Heinemann nicht übergehen, welche die Parthie der Isotta sang, und durch den Wohlklang ihrer herrlichen Stimme die allgemeine Theilnahme des Publicums erwarb. Auch Hr. Staudigel, als Comthur, empfing seinen verdienten Antheil an dem Beyfall des heutigen Abends.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 4. July: „Die Unbekannte (la Straniera),“ Oper in 2 Aufzügen, von Bellini. Hr. Drška, Mitglied der Oper zu Prag, den Arthur als Gast.

Wir erinnern uns noch der vorjährigen Leistungen dieses Sängers in dem k. k. Hofopertheater, welche ziemlich erfolglos vorübergingen und über den Standpunct, den Hr. Drška in der Sängervelt einnimmt, nicht den geringsten Zweifel übrig ließen. Der heutige Success auf dem Josephstädtertheater war noch weit unglücklicher; das Publicum schwieg, bey einzelnen Stellen geschah noch mehr. Der augenscheinlich noch sehr junge Gast ist mit der Theorie des Gefanges ziemlich vertraut, allein, vermuthlich allzufrühe Anstrengung brachte ihn um die Kraft und den Wohlklang seines Tones, den er wahrscheinlich nie vollkommen zu erzeugen wußte. Seine Stimme klingt, als ob die bessere Hälfte derselben verloren gegangen wäre: dann aber gaben die ungemein lebhaften Heberdungen nach oben, welche leider so oft bloß Behelfe zur Tonerzeugung werden müssen, den Beweis fortgesetzter Anstrengung. Die sogenannten milden Chorden sind ganz tonlos; das Spiel ist überladen, ohne im geringsten gefällig zu seyn. — Solche Erscheinungen an jugendlichen Individuen, die gewiß noch Kraft und Veruf zu andern weitigen genügenderen Leistungen in sich haben, sind für den Beobachter traurig, und würde die Stimme der Wahrheit von jener der Eitelkeit und Eigenliebe nicht übertönt, so kämen uns nicht Operisten vor, die von ihrem zwanzigsten Jahre bis in ihr vierzigstes ganz ohne Stimme, Methode und Success, nur durch Freunde und Umstände gehalten, der Kunst und dem Publicum zur Last fallen. Da die Aufführung dieser Oper in diesen Blättern schon ausführlich besprochen worden, so erübrigt nur noch Hrn. Pöck als Montfort zu nennen, der in seiner Parthie Ausgezeichnetes leistete und das Publicum entusiasmirte. Sämmtliche Gesangsnummern, in denen er mitwirkte, erregten durch seinen schönen Vortrag lebendiges Interesse; vielleicht hätte die einzige Stelle im Duette des zweyten Actes mit Arthur: „Weg mit den Thränen,“ etwas weicher gesungen werden können. — Das Haus war im Verhältniß zu dem günstigen Theaterabend nur mäßig besetzt.

L i t e r a t u r.

„Maria und Vocaccio.“ Historischer Roman von Caroline Lessing, Verfasserinn des Nachtstücks: „Isabella de Luvoes“ 1c. Berlin, in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. 1832. 2 Theile.

Ref., dem von den frühern Producten der Verfasserinn noch keines zu Gesicht gekommen war, nahm den vorliegenden Roman, der so berühmte Namen zur Schau trug, nicht ohne Erwartung zur Hand. Ein historischer Roman in der Bedeutung, welche wir durch die Leistungen ausgezeichneter Geister unserer Tage von dieser Gattung der epischen Poesie gewonnen haben, ist unsers Erachtens eine so gewaltige Aufgabe, daß selbst die Bestrebungen begabter Novellisten nicht immer ausreichen dürften, um sie nach allen ihren Theilen befriedigend zu lösen. Der historische Roman setzt eine Masse von Kenntnissen und Vorstudien über Zeitgeschichte, Costüm, Nationalität und Persönlichkeit der handelnden Personen voraus, aus deren Charakter, Denk- und Handlungsweise der Dichter die wichtigen Begebenheiten seiner Erzählung entwickeln und mit den historischen Ereignissen der Periode, worin seine Handlung fällt, in Verbindung bringen muß. Dieß nun möchten wenige — selbst der geistvollsten Damen, die jedenfalls schwerlich

zu der Kraft der Darstellung, wie sie von den bewegteren Scenen bedingt wird, sich zu erheben im Stande seyn dürften — zu leisten vermögen und auch den Frau C. Lessing — die wir übrigens mit Vergnügen zu den Gebildetsten ihres Geschlechts zählen, dürfte derselbe Fall eintreten — wenigstens scheint der in Rede stehende Roman nicht als Beweis für das Gegentheil gelten zu können. Derselbe besitzet allerdings eine Fülle von Handlung, die für die doppelte Anzahl der gegebenen Bände ausgereicht haben würde, und der Verfasserinn muß dieser Reichthum in der Erfindung rühmend anerkannt werden; allein der eigentlich historische Hintergrund ist durchaus nicht mit jener sichern Farbengebung, Treue und Gediegenheit behandelt, welche aus der Natur des historischen Romans hervorgeht und wie ihn nur der kühne, kräftige, schaffende, selbst in das Leben eingreifende Mann aufzufassen versteht. König Robert, Johanna und Maria, Petrarca, Boccaccio, Rienzi, Durazzo, Filippino, Julius, Mandetta u. s. w. sind sammt und sonders nicht mehr und nicht weniger als ganz gewöhnliche Väter, Liebhaber, Coquetten, Intriguants, Gutmacher und Vertraute des conversationellen Romans, denen die geschichtlichen Namen eben nicht zum Vortheile gereichen. Auch die Breite der Darstellung in einzelnen Momenten wirkt nicht günstig auf den Leser, dessen Neugierde selten jene Spannung erhalten dürfte, die sonst das historisch und persönlich Interessante an der Handlung und den auftretenden Individuen dem gebildeten Leser hätte einflößen müssen. Dazu kommt noch die Sonderbarkeit der Sprache, die sich stellenweise in Vergleichen ganz seltsamer Art (wolkenweise Brust — romantisch; wässernde Mühlen — schwefelerfüllter Erdbuckel anstatt Vesuv) oder in barocken Weugefällen, Emissionen und Wortfügungen bewegt, z. B. ein kleidsamer Schmerz, d. i. ein Schmerz, der wohl ansteht — glühe Hitze, ein giganter Bau; — unter dem Maler Cambue ist vermuthlich der alte Cimabue verstanden. — Nichtsdestoweniger sind wieder die Erscheinungen einer zarten Liebe, der sinnigen Weiblichkeit, Hingebung und überhaupt die meisten der, dem Gebiete der Historie fremden Momente mit sehr viel Leben, Natur und Phantasie geschildert, was uns die Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit macht, daß die schätzbare Verfasserinn im Fache der Conversationserzählung, der gewöhnlichen Novelle und ähnlicher Gebilde Verdienstliches, ja Ausgezeichnetes zu leisten berufen ist, wesswegen sie ihren und des Lesepublicums Nutzen sicher ungemein fördern würde, wenn sie ihr Talent auf einem Felde heurbaren wollte, wo dasselbe ohne Zweifel von glücklichen Erfolgen begleitet seyn muß. In jedem Falle verdient Frau Caroline Lessing mit vollem Rechte einen Ehrenplatz in den Reihen der Schriftstellernden Damen unserer Zeit. — Was das Äußere des Buches anbelangt, so ist es entsprechend — der Druck eben nicht allzu-correct.

S.

B e k a n n t m a c h u n g.

Der ausgezeichnete Virtuose Hr. Hürt, dem auf seinem Instrumente, dem Fagott, in der neuern Zeit wohl schwerlich ein Mitbewerber den Preis streitig machen wird, hat leider seine Verbindung mit dem Orchester des k. k. Hofopertheaters, zu dessen Zierden er bisher gehört hatte, aufgeben müssen, und ist seit dem 1. July aus demselben ausgetreten. Seine vielseitige musicalische Bildung setzt ihn jedoch in den Stand, dem Publicum Wiens, in dessen Mitte er zu bleiben gedenkt, auch ferner nützlich zu werden. Er wird sich fortan dem Clavierunterrichte widmen, und in diesem neuen Wirkungskreise gewiß den vortheilhaften Ruf rechtfertigen, den er nicht allein als Virtuose, sondern überhaupt als gründlicher und erfahrener Musiker sich erworben hat.

M o d e b i l d XXVIII.

Kleid von grün gestreiftem Cote-paste mit Chemisette von Tülle-Anglais und doppelttem mit Valenciennern Spitzen garnirten Kragen, nach einem Original des Hrn. Th. Petko, bürgerl. Damenkleidmacher am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stock.

Der mit Crepp gefütterte, und mit Gazeband gezierte Zughut von Gros-de-Naples, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
Sonabend, den 13. July 1833.

84

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Meine Bäume.

Von J. Ladislaus Pyrker.

Eingefendet von Stierle-Holzmeister.

Ich lieb' euch stets, ihr hochgethürmten Bäume,
In eurer still erhab'nen Majestät!
Ihr ragt empor in saphirblaue Räume,
Wo frey des Äthers reiner Odem weht;
Ich lieb' euch stets, und meiner Jugend Träume
Bergegenwärtigen auch jetzt noch spät
Mir all' die süßen, wonnevollen Stunden,
Die mir vor euch so selig hingeschwunden.

Noch weil' ich freudig auf des Berges Höhen
Bey euch — die Welt lügt, die Natur ist treu!
Die rege Brust wird still bey eurem Wehen,
Und fühlt sich bald von jeder Bürde frey:
Denn lieblich ist es, dort sich zu ergehen,
In munt'rer Vögel jubelndem Geschrey;
Zu schau'n im Thal die Abendlandschaft glühen,
Und über euch die ernstern Sterne sprühen.

Doch rast' ich, Lehrend, dann, ihr Doppellinden,
Die ihr des Kirchhofs stille Pforte schmückt,
Bey euch noch aus, da scheint mein Stern zu schwinden —
Der lebensmüde Pilger sitzt gebückt;
Er glaubt sich endlich an dem Ziel zu finden,
Das ihn des Schicksals Pfeilen mild entrückt,
Und möcht' entschlummert dort in's bess're Leben,
Von eurem Hauch umweht, hinüberschweben.

Lebensweise der Engländer auf ihren Landgütern.

(S c h l u ß.)

Der unter den Adelligen herrschende Geschmack am Landleben hat mächtig und heilsam, sowohl auf ihre körperliche Beschaffenheit als auf ihren moralischen Charakter gewirkt. Ich kenne keine schönere Menschengattung, als die der englischen Edelleute. Statt des weichen Außerlichen vieler Männer aus den höhern Ständen in den andern Ländern, zeichnen sie sich aus durch eine glückliche Mischung von körperlicher Anmuth und Kraft, durch eine frische blühende Gesichtsfarbe und dauerhafte Gesundheit, welche ich vorzüglich dem Umstande, daß sie die meiste Zeit unter freyem Himmel zubringen, dann ihren anstrengenden Feldarbeiten und Leibesbewegungen beymesse. Diese geben der Seele eine Kraftfülle und eine edle Stimmung, der Haltung und den Gebärden etwas zugleich Männliches und Ungezwungenes: Eigenschaften, welche sogar in der Hauptstadt, wo besonders die reichen Gutsbesitzer viele Narheiten und Excesse mitmachen, oder, wie das Sprichwort sagt, mit den Wölfen heulen müssen, sich doch nie gänzlich verläugnen. Auch scheinen die verschiedenen Stände sich einander mehr zu nähern, und einen günstigen wechselseitigen Einfluß auszuüben. Der Abstand zwischen ihnen ist nicht so groß, noch so abschreckend, als in den Städten.

Die Art, wie das Grundeigenthum zerstückelt, und unter mehrere Eigenthümer vertheilt wurde, hat seit Kurzem einige Veränderungen herbeigeführt. In den Jahren der Noth wurden die kleinen Besitzungen von den größern verschlungen. Diese Thatsachen sind aber nur als zufällige Abweichungen vom allgemeinen Systeme zu betrachten. Die ländlichen Arbeiten haben nichts an sich, was die Menschheit herabwürdigt; sie beglücken Jene, die sich ihnen widmen, durch das beständige Anschauen der herrlichen wunderbaren Werke des allmächtigen Schöpfers. Man wird wohl einfältige und rohe Bauern finden, aber niemals pöbelhafte. Daher geschieht es auch, daß der selbst für Beleidigungen empfindlichste, stolzeste Mensch nur selten durch das Betragen der Bauern, um so häufiger durch jenes der städtischen Handwerksleute, mit denen er manchmal sich abgeben muß, zu Äußerungen des Unwillens veranlaßt wird. Der adelige Gutsbesitzer mischt sich, den Unterschied des Ranges vergessend, unter die gemeinen Landleute; er sympathisirt mit ihren Herzensergießungen, und stimmt mit ein in das Jubelgeschrey der Menge. So helfen die unschuldigen, süßen Genüsse des Landlebens alle Neigungen und Gefühle in harmonischen Einklang bringen. Durch diese Vermischung der verschiedenen Stände hat die englische Poesie einen eigenthümlichen Schwung bekommen. Daher rühren die, aus ländlichen Scenen häufig entlehnten Gleichnisse, jene unnachahmlichen Naturschilderungen, woran die englischen Gedichte, seit Chaucer's „Blume und Blatt,“ so reichhaltig sind, und durch welche die Blüthen und Wohlgerüche der Lusthaine gleichsam in unsere Wohnungen versetzt wurden. Es scheint, als hätten die ländlichen Schriftsteller anderer Nationen der Natur nur Gelegenheitsbesuche gemacht; die unsrigen aber haben vertraulich mit ihr gelebt, alle ihre Geheimnisse, auch die verborgensten, erspähet, und selbst ihre Launen beobachtet. Nacht der Wind die Pappel wanken; fällt ein vom Baume abgelöstes Blatt flatternd auf die Erde; perlt der Thau

auf dem sammtnen Hügel; erfüllet das Weilchen die Luft mit seinem Balsamgeruche; entfaltet die Maslliebe am Sonnenscheine ihr carmoisinrothes Blatt: so bieten diese und ähnliche, wenn auch alltägliche Erscheinungen unsern vaterländischen Dichtern fruchtbare Stoffe zu interessanten Bildern und trefflichen Sittenlehren.

Dieser Geschmack der vorzüglichsten Köpfe am ländlichen Leben hat außerordentlich auf die Gestaltung der Landschaft gewirkt. Ein großer Theil der Landschaft ist flach, und der Anblick derselben würde langweilen, ohne die entzückenden Verschönerungen, welche wir dem ersünderischen Fleiße der Anbauer verdanken. Auch ist der Boden mit Schlössern und Pallästen gleichsam emailirt, und mit Parken und Gärten, wie mit Stickereyen eingefast. Man findet hier keinen Überfluß an imposanten, wohl aber an romantischen Gegenden, und reizenden, anmuthigen Bildern ungestörter Glückseligkeit. Jeder Pacht Hof, jede mit Moos bedeckte Hütte hat ein malerisches, angenehm überraschendes Aussehen. Da die Wege sich ununterbrochen durch liebliche Gebüsche und bunte Fluren winden, so kann das Auge sich nicht satt weiden an diesen mannigfaltigen, beständig abwechselnden Gegenständen.

Und was diese gesegneten Gesilde noch interessanter, und ihre glücklichen Bewohner noch achtungswürdiger macht, das sind die moralischen Gefühle, welche sie in der Brust jedes, für das Gute, Schöne und Nützliche empfänglichen Beobachters erwecken müssen.

Überall herrscht Liebe zur Ordnung und Arbeitsamkeit, Reinheit der Sitten, Gastfreyheit, Wohlthätigkeitsinn, Frömmigkeit, Gottesfurcht, Gehorsam den Gesetzen und festes Halten an alte Gebräuche. Alles scheint hier das Ergebnis einer langen Reihe friedlicher Jahrhunderte zu seyn. Die uralte Kirche mit ihrem massiven Portal und gothischen Thurme; die gemalten Fenstergläser, welche mit ängstlicher Sorgfalt erhalten werden; der Fußpad, der zwischen Weißdornhecken über lachende Fluren zum Friedhose führt; die Denkmale der Anführer und Krieger, Ahnen der jetzigen Grundherren; die Grabsteine mehrerer Generationen ehrbarer Landwirthe, deren Nachkommen das nemliche Feld bestellen, und vor dem nemlichen Altare niederknien; das stückweise, theils im gothischen, theils im modernen Style, je nach dem Geschmacke des Zeitalters und jeweiligen Besitzers, zusammengebaute Haus des Pastors; das Dorf mit seinen netten, freundlichen Strohhütten, und alten Bäumen, unter deren Schatten sich schon die Voreltern der jetzigen Generation zu ihren Spielen versammelten; die herrschaftliche Behausung, isolirt in der Ebene oder auf dem Rücken eines Hügel stehend, von wo aus sie die Umgegend zu beschützen scheint — alle diese Eigenthümlichkeiten einer englischen Landschaft zeugen von dem, seit Jahrhunderten, ungestörten Genuße bürgerlicher Ordnung und öffentlicher Ruhe, von einer vererblich fortgepflanzten Vaterlandsliebe, und von Tugenden, die dem Boden gleichsam ankleben, und eine sichere Gewährleistung für den moralischen Charakter der Nation sind, den sie in das vortheilhafteste Licht stellen.

Ein anziehendes Schauspiel ist es, an Sonn- und Feyer Tagen, wenn der Silberklang der Dorfglocke ertönt, Pächter und Bauern, Weiber und Kinder mit sitzamer Munterkeit in festlichen Kleidern nach dem Gotteshause eilen zu sehen. Mit nicht geringerm Interesse sah ich sie oft Abends beym Mondscheine in Familienkreisen vor ihren Thüren vereinigt, mit Wohlgefallen die neuen

kleinen Bequemlichkeiten und Verzierungen betrachtend, welche sie mit eigener Hand an ihren Wohnstätten angebracht hatten.

Dem Flore des Ackerbaues verdankt England größtentheils sein Glück und seinen Ruhm.

C h a r a d e.

(Zweysylbig.)

Gott sprach! Mein Erstes ward,
Doch sonderbarer Art
Wird es, das Älteste auf Erden,
Dereinst auch noch das Jüngste werden.
Viel Schönes schon hab' ich geboren,
Doch auch das Schlechte kommt an mich.
Dem bin ich heiß, und dem verloren,
Der lobt und jener schmähet mich.

Die zweite Sylbe ruft: „Durch Kunst entdeckt,
Hab' Gutes ich, oft Böses auch erweckt.
Bald siehst du mich mit Freunden prahlen,
Bald zeig' ich Geld dir, und bald Zahlen.
Und sprichst du Leser so wie ich,
Hält man für einen Weisen dich.“ —

Das Ganze, Freund! soll ich dir rathen,
Sey Zeuge stets von guten Thaten.
Kannst du mit dir zufrieden seyn,
So wird dir alles wohl gedeih'n.

Anton Rainer Ofenheim.

Zur Topographie der Umgebungen Wiens und für Freunde schöner Ausichten.

Den Freunden und Verehrern der schönen Natur wird der Trappberg bey Gablitz, vor wenig Jahren noch eine umfassende Fernsicht gewährend, wohl noch im ehren- den Angedenken seyn.

Zur Zeit, als Hr. Weidmann im zehnten Hefte seiner „Umgebungen von Wien“ diese großartige Aussicht schilderte (1825), wurde der üppig nachwachsende junge Mais bey Gelegenheit der Landesvermessung *) abgehauen, der Überblick freyer, und obendrein durch einen schwankenden, sogenannten „Steigbaum“ erleichtert. Dies, und Weidmann's Beschreibung führte so manchen Inländer und Fremden auf diese Höhen: bald aber verschwand der Steigbaum, der Trappberg theilte das Schicksal des Hadersfelder Obelisken, des Hermannskogels **) und des Triangulirungspunctes im Schattenwald bey Dornbach; die jungen Lärhbäume und andere wucherten empor, und mehrere Jahre hindurch wurde der Besteiger nur durch die Ahnungen höheren Genusses belohnt, den hie und da ein freyer Durchblick in die Ferne gewährte.

Um so erfreulicher ist es für Ref., den Freunden erhabener Bergesprospecte die Anlage eines einfachen, aber hinlänglich hohen und festen Gerüstes anzeigen zu können, das auf Veranlassung eines vieljährigen Besuchers und Kenners unserer Gebirge so eben auf dem Gipfel des Trappberges errichtet wird.

*) Der Gipfel diente als Triangulirungspunct.

**) Welcher in der Geschichte Wiens classische Punct, wie Ref. vernimmt, durch Einverständnis mit dem Stift Klosterneuburg als Grundherrschafft, diesen Sommer gelichtet werden soll.

Die Nähe der Residenz, der bequeme Zugang (man hat von Gablitz ein Stündchen durch schöne Waldungen zu steigen), die bedeutende Höhe und vortheilhafte Lage dieses Berges vereinigen sich, ihn zu einem der sehenswerthesten in Wiens Umgebungen zu stempeln: und Ref. glaubt ihn dem Tulbingerfögel in so fern vorziehen zu dürfen, weil nebst dem hehren Gebirgs panorama aller Kuppen vom Schneeberg bis zum Ditscher, der mächtigen Bergkette des Wiener Waldes und den unermesslichen Windungen der Donau, das Auge sich auch noch an dem Überblick der Hauptstadt und des ganzen Cesischen Gebirgsstockes weidet, der namentlich von dieser Seite eine ganz eigenthümliche, von allen andern Ansichten verschiedene Form erhält.

In der äußersten Ferne schliessen der Haimburger Berg, die kleinen Karpathen bey Preßburg nebst den Ebenen an der March und Thaya und den böhmisch-österreichischen Grenzgebirgen die Fernsicht.

Vom Trappberg gelangt man in einer halben Stunde zum Rabenstein, einer isolirten Hüttengruppe im üppigen Wiesengrün gelegen, wo man sich mit Käse, Butter und gutem Brod stärken, und auch vortrefflichen Kaffeh erhalten kann: ein Umstand, der wohl Manchem nicht gleichgültig seyn mag. Von hier ist der Rückweg nach Gablitz nicht zu verfehlen, und führt eine Stunde lang durch Wälder und über Wiesenabhänge.

Hat man mehr Zeit in der Gegend zu verweilen, so bieten folgende wenig gekannte und etwas schwer zu ersteigende Berge: Rehgrabenberg, Georgenberg und Feuerstein höchst anziehende Aussichten und materische Waldparthien.

Referent schließt mit dem herzlichsten Wunsche, daß diese Andeutung für Manchen die Quelle eines heitern, reinen Naturgenusses werden möge.

Witb. v. R**119.

L i t e r a t u r.

1. The plays and poems of William Shakspeare, accurately printed from the text of the corrected copies left by the late Samuel Johnson, George Steevens, Isaac Reed and Edmond Malone. With notes critical, historical and explanatory, Dr. Johnson's preface, a life of the poet by Al. Chalmers, Shakspeare's will with his autograph, a copious glossary etc. etc. A new edition in one volume. Leipsic, published by Ernest Fleischer. 1833.

2. The works of Thomas Moore Esquire accurately printed from the last original editions with critical notes and a sketch of his life. A new edition complete in one volume, with the portrait of the author. Leipsic, printed for E. Fleischer. 1833.

Hr. Ernst Fleischer in Leipzig hat sich seit einem Jahrzehend von der deutschen Lesewelt einen großen und durchaus eigenthümlichen Dank verdient. Er hat die edelsten Werke des Auslandes, die uns früher entweder gar nicht, oder doch nur hin und wieder, und zwar in höchst kostspieligen, händerreichen Originalausgaben zugänglich waren, zuerst in unsere Bücherschränke und somit auch in unsere Herzen eingebürgert; er hat uns vollständige, wohlfeile und, in Erwägung der mannigfachen Schwierigkeiten, auch ziemlich correcte Ausgaben der vorzüglichsten Classiker Englands, Italiens und Spaniens geliefert. Unternehmungen solcher Art tragen einen eigenen Stempel der Verdienstlichkeit; sie begeben sich, wenigstens im Augenblicke des Entschlusses, aller jener schnellen und glänzenden Vortheile, welche die kaufmännische Buchhändler speculation aus den Erzeugnissen der Gegenwart oder den Conjunctionen der Tagesgeschichte zu ziehen weiß; sie haben ein höheres, ein ewigeres Ziel; sie erwecken die Thaten und Leistungen der Vergangenheit, um sie der Zukunft dauernd und würdig zu erhalten; sie machen, was früher Alleinbesitz weniger, vom Glück und Reichthum Auserwählter war, zum schönen Gemeingut eines ganzen Volks, zu dessen edlern Charakterzügen und Bedürfnissen es nun einmal gehört, sich ohne Rücksicht auf Stamm und Sprache, an den Großthaten der Menschheit im Allgemeinen zu erlaben und zu ersärken. Von solchem Gesichtspunct aus wollen wir Hrn. Fleischer's Unternehmungen betrachten; das deutsche Lesepublicum findet, wenn es von demselben ausgeht, gewiß seine Rechnung dabey; findet Hr. Fleischer die seinige auch in anderer, materieller Beziehung, wie wir das von Herzen hoffen und glauben, so ist beyden Theilen geholfen, so ist ein gutes Werk mehr gefördert und anerkannt worden. Die bisher erschienenen Ausgaben ausländischer Classiker in dem oben genannten Verlage umfassen, so weit wir dieselben im Gedächtnisse übersehen, von englischen Classikern: die sämmtlichen Werke W. Shakspeare's,

die Werke Milton's, Sheridan's, Thom. Moore's und außerdem das unschätzbare Pronouncing Dictionary von Walker; von den Italienern die Werke Dante's, Ariosto's, Tasso's und Petrarca's in einem Bande gesammelt, unter dem Titel: „Il Parnasso Italiano“ (der zweyte Band, ebenfalls vier Autoren enthaltend, ist angekündigt und vielleicht schon erschienen); von den Spaniern endlich die sämmtlichen dramatischen Werke Calderon's. — Wir haben es hier bloß mit den Engländern und von diesen nur mit zweyen, im Eingange unsers Artikels benannten zu thun. Hr. Fleischer machte in der Zeit- und Reihenfolge seiner Classifier mit demjenigen den Anfang, der in der Reihe der Geister aller Zeiten und aller Völker oben an steht, mit Shakespeare. Ihn hat er zum Chorführer erwählt, und so die beste Wahl getroffen. Wenn der Chor uns den Sinn, die Bedeutung der Tragödie künden soll, und der Führer desselben im Namen Aller spricht, so mögen wir diesem Chorführer getrost aufs Wort glauben, wenn er uns das große Schauspiel der Welt und des Lebens erklärt, und sein Ausspruch mag uns wie das pythagorische: *αὐτὸς ἐστὶν* als ewiges Gesetz gelten. Die bisher bekannte Fleischer'sche Ausgabe des Shakespeare in einem Bande, ist entweder schon vergriffen, oder die in derselben noch zurückgebliebenen, beim ersten Anfange solcher Unternehmungen sehr erklärlichen, wohl unvermeidlichen Mängel machten eine zweyte, correctere, vollständigere und mit vermehrten Hülfquellen versehene nothwendig. Eine solche ist nunmehr unter dem oben angeführten Titel erschienen, und es gereicht uns zur wahren Freude, sie dem deutschen Publicum aus voller Überzeugung empfehlen zu können. Der überaus schöne, in Deutschland wohl kaum übertroffene Druck thut dem Auge recht eigentl. wohl und erleichtert durch die Größe, Schärfe und Deutlichkeit der Buchstaben das Lesen in einem Grade, der nichts zu wünschen übrig läßt; der Text ist, so viel der flüchtige Durchblick eines Großoctavbandes von 1100 Seiten darüber entscheiden kann, von musterhafter, in unsern Officinen noch nicht erreichter Correctheit; die Zugaben zu dem Texte machen die Ausgabe auch in sprachlicher und kritischer Hinsicht zu einer höchst nützlichen und werthvollen. Unter diesen Zugaben steht, wie sich von selbst versteht, die Vorrede von Johnson an der Spitze des Buches. Shakespeare sollte ohne diese Vorrede gar nicht gedruckt, gar nicht gelesen werden; denn nur ein Johnson konnte eine Vorrede zu einem Shakespeare schreiben. Jedes Wort ist lauterer Gold, und wer diese Worte der Vorrede so recht begriffen, so recht in sein Inneres aufgenommen hat, der geht dann mit der wahren, gehörigen Stimmung an das, was nach der Vorrede folgt. — Die Biographie Shakespeare's von Chalmers ist die vollständigste, gerechteste und am besten geschriebene, die wir haben; sie steht also hier an ihrem rechten Plage. — Für alle Bewunderer des Unsterblichen ist gewiß ein Abdruck seines Testaments mit einem facsimile seiner Handschrift eine willkommene Gabe. Bey einem so Großen ist nichts klein. — Dann folgen die chronologische Ordnung sämmtlicher Shakespeare'scher Stücke, eine Übersicht aller bisher erschienenen Ausgaben, eine Untersuchung über die dem Dichter mit Recht oder mit Unrecht zugeschriebenen Stücke und zuletzt eine Nachricht über alle von ihm vorhandenen Bildnisse, von seiner bis zu unserer Zeit. — Im höchsten Grade werthvoll sind die ebenfalls gesammelten und dem Texte vorangeschickten erklärenden und kritischen Erörterungen der einzelnen Stücke. Alles, was die zahlreichen Commentatoren des Dichters über die Quellen, aus denen er schöpfte, so wie über die Art und Weise, in welcher er seine Stoffe behandelte, uns hinterlassen haben, findet sich hier in gedrängtem aber doch vollständigen Auszuge vereinigt. Johnson (the last, not least) beschließt immer den Reigen, und sagt (was das kunststrichterliche Urtheil über die Stücke betrifft) in vier Zeilen oft mehr als die übrigen zusammengenommen. Desto schätzenswerther sind jene übrigen, unter denen tüchtige Namen vorkommen, in Beziehung auf historische Nachweisungen über Shakespeare, seine Zeit, und die Zeit seiner Stücke. Überaus belehrend sind die am Schlusse des Bandes zusammengestellten Noten. Sie enthalten eine reiche Fundgrube von Sach- und Worterklärungen, und sind, wie die oben erwähnten historischen Erörterungen, das vereinte Resultat aller über den Dichter bisher angestellten Untersuchungen. Mit Recht steht Johnson auch hier oben an. Wir übergehen die Namen der andern Commentatoren, die ja ohnehin den Freunden Shakespeare's bekannt genug sind. — Das Ganze schließt ein Glossarium, welches, freylich unentbehrlich und auch in andern Ausgaben zu finden, sich doch durch seine Vollständigkeit auszeichnet.

2. Auf eine ähnliche Weise ist Hr. Fleischer mit der in der Überschrift unsers Artikels angeführten, neuen Auflage seines Thomas Moore verfahren. Die erste Ausgabe dieser gesammelten Werke Moore's vom Jahre 1826, rücksichtlich welcher man

dem Herausgeber, außer andern Vorzügen, das gewiß nicht geringe Verdienst nachrühmen muß, daß er den nun so berühmten brittischen „Anakreon“ zuerst in seiner wahren und vollständigen Gestalt bey uns eingeführt, ist in dem Zeitraum von sechs Jahren gänzlich vergriffen worden. Das Bedürfniß einer neuen Auflage veranlaßte den thätigen, umsichtigen Verleger, dieselbe auf alle erdenkliche Weise zu vervollständigen und zu vervollkommen. Unsere Leser werden sich durch eine Vergleichung der beyden Auflagen überzeugen, in welchem Grade ihm dieß gelungen ist. Das Außere, Druck und Papier, hat auf eine sehr augenscheinliche Weise gewonnen; der ganze Band macht der deutschen Officin wahre Ehre, und kann sich, als Gesamtausgabe in einem Bande, jedem englischen oder französischen an die Seite stellen. Der Text und die Noten sind mit Sorgfalt durchgesehen und von Fehlern möglichst gereinigt worden. Was die Zugaben und Erweiterungen der neuen Auflage betrifft, so bestehen sie 1. in einem von unserm Landsmann Schwedgert ausgeführten, durch Schönheit des Sticks und Ähnlichkeit gleich ausgezeichneten Portrait des Dichters; 2. in einer biographischen Skizze und Sammlung recht interessanter Anekdoten aus Moore's häuslichem, literarischen und politischen Leben, von J. W. Lafe. Außerst dankenswerth ist die in diesem Abschnitt vorkommende, zwar nicht vollständige, doch theilweise genügende Aufklärung über den dunkeln Punct, der bis auf diesen Augenblick Moore's Namen, in Beziehung auf das Vermächtniß seines Freundes, Lord Byron, umdüstert hat. Wir meinen die Geschichte von der Verbrennung der Byron'schen Originalmemoiren. Die Vernichtung dieser gewiß höchst interessanten und für das Andenken des großen Dichters wichtigen Actenstücke hat man mit Recht unerklärlich, wenn nicht unverzeihlich genannt. Ganz aufgeheilt wird die Sache auch hier nicht, aber Moore's Antheil daran doch auf eine für ihn rechtfertigende Weise beleuchtet. Der Verlust ist einmal geschehen, so wenigstens müssen wir annehmen; die Verlierenden sind der verdammte Dichter selbst, und — die ganze literarische Welt, der Byron's Name ein großer, theurer geworden ist. Ob gegen diesen allgemeinen Verlust der Vortheil in Anschlag kommen dürfe, den ein halbes Duzend von Individuen durch die Vertilgung jener Memoiren davongetragen, das mögen die entscheiden, welche diese Vertilgung vorgeschlagen und ausgeführt haben. — Als den werthvollsten Zuwachs zu der neuen Auflage betrachten wir 3. die Uebersetzung der Oden des Anakreon, welche, als Nichtoriginalwerk des brittischen Dichters, in der ersten Ausgabe fehlte, und hier vollständig nachgeliefert ist. Sie ist eine der ersten und gelungensten Arbeiten Moore's; sie gründete und entschied seinen literarischen Ruhm in England. — Die letzte Erweiterung der neuen Auflage besteht 4. in einer Reihe von Gedichten, 58 an der Zahl, welche seit dem Jahre 1826 von dem Dichter verfaßt, zum Theil in Zeitschriften und bey andern Gelegenheiten erschienen, und hier unter die Rubrik Miscellaneous Poems, den wenigen früheren, unter diesem Titel vorhandenen angereicht sind. Viele darunter beziehen sich auf die neuesten Zeitereignisse, und werden den Lesern durch den Glanz der Sprache, durch den schlagenden Witz und die oft fürchtbar bittere Satyre, ein ganz eigenthümliches Interesse gewähren. — Der Verleger verspricht die noch zu erwartenden Erzeugnisse des Dichters in eigenen Supplementbänden erscheinen zu lassen. Möge der wackere deutsche Mann in seinem reinen, trefflichen Streben fortfahren; er verdient sich den Dank zweyer Nationen, und trägt zum „Bau der Ewigkeiten“ einen festen, dauernden Stein herbey.

F. W.

Novellen, von Fanny Tarnow. Drey Bände. 8. Leipzig, bey C. Focke. I. 382, II. 276, III. 240 Seiten.

Die Verfasserinn vorliegender Novellensammlung nimmt unter den Schriftstellerinnen einen ehrenvollen Rang ein. Gegenwärtige Auswahl verdient wohl eine besondere Beachtung, weil nur Interessantes und Gelungenes aufgenommen wurde. Ohne jener Classe von Erzählern anzugehören, welche nur durch Darstellungen aus der Schauerwelt den Leser zu fesseln oder ihn durch eine gewisse Hyperfentimentalität zu blenden wissen, führt die Verfasserinn ihre Bilder aus dem Gemüthsleben — denn so möchte Ref. diese Leistungen nennen — mit sicherer, geübter Hand durch, und man sieht gar bald, daß Erfahrung, klare Weltanschauung, vorzüglich aber eine genaue Kenntniß des weiblichen Herzens in allen seinen Geheimnissen und räthselhaften Beziehungen, diesen Schöpfungen gleich verdienstlich zum Grunde liegt.

Fünf der vorliegenden Erzählungen — denn die Mehrzahl eignet sich der Überschrift: „Novellen“ nicht ganz — spielen auf französischem Boden, in den Perioden der Revolution, Restauration und des Kaiserthums; und es ist allerdings kein geringes Verdienst der Verfasserinn, daß man trotz dieser vorherrschenden Eintönigkeit jede mit steigendem Interesse liest. Gleich die erste: „Leonidens Verirrungen,“ deren Inhalt durch den Titel hinlänglich bezeichnet wird, ist eine wahrhaft vollendete Darstellung. Das allmähliche Sinken eines durch Eitelkeit und Ruhmsucht verleiteteten Frauenherzens in den interessantesten Situationen, bis dahin, wo es durch die Macht wahrer Liebe ergriffen, sich zu spät nach dem Wege des Guten zurücklenkt, wo das, was Leichtsinns des frühern Lebens gefehlt, erst in Reue abgeüßt, mindestens ein tugendhaftes Ende herbeiführt, — ist in einer Reihe anziehender Verwicklungen, die sich zugleich an historische Denkwürdigkeiten ketten, so schön als wahr ausgeführt. Die nächste Novelle: „Valentine,“ zeigt uns eine aufopfernde, ihre Pflichten mit wahrer Begeisterung übende Gattinn, welche eben durch diese Würde und Reinheit zur Retterinn und zum Friedensengel wird an dem Manne, den nur Zufall und Umstände in ihre Arme geführt; der Schluß ist eben so befriedigend als versöhnend. Die erste Erzählung des zweyten Bandes: „Miranda,“ führt uns zwey vortrefflich geschilderte Charaktere vor: die Heldinn derselben, die durch Hingebung und Selbstaufopferung jeden Schatten, den ein Fehltritt unbewachter Jugend auf ihr Leben geworfen, vergessen macht; dann aber den Gegenstand ihrer innigen Liebe, der durch Zagen und Unentschlossenheit sich den Sagen leidiger Convenienz nicht zu widersehen wagt, und so das Glück zweyer Wesen trennt, die in dieser Scheidung als schöne Bilder der Wehmuth an dem Auge des Lesers vorübergehen. Jugendlische Verirrung und das Auffinden eines würdigen heißgeliebten Sohnes sind der Stoff der „Stimme der Natur,“ welche Erzählung uns durch das schöne Ineinandergreifen der Begebenheiten und durch die delicate Art der Behandlung vor allen angesprochen hat. Überhaupt hat die Verfasserinn von dem Vorrecht, Scenen zu schildern, deren gewählte und sorgfältige Ausführung nur dem zarten Gemüthe des Weibes vollkommen gelingen kann, häufig Gebrauch gemacht, und wir wissen ihr für das reine und anständige Colorit derselben Dank.

Waren die bisher genannten Leistungen anziehend durch den Stoff: so sind es die beyden Erzählungen des letzten Bandes: „Berthold,“ und „Helene,“ durch die umsichtige Darstellung und Charakteristik; wenn man sich gleich mit dem Gegenstande derselben nicht so innig als mit dem der frühern zu befreunden vermag, indem uns in der erstern der alles Unheil über zwey edle Herzen herbeiführende Emigrantensoß, in der letztern: Wahnsinn und Tod, durch die Verführung eines Leichtsinrigen begründet, etwas zu grell entgegenreten und uns allenthalben das Gefühl der Wehmuth und des Mitleids als das einzige, nicht genug erhebende, begleitet. Wie gesagt, ist jedoch die sorgsame Ausführung und Darstellung sehr zu loben, worin wir einen Beweis finden, daß die Verfasserinn diesen von uns ausgesprochenen Tadel vielleicht selbst gefühlt haben mag.

Die reine moralische Tendenz, welche sich in allen diesen Erzählungen ausdrückt, verdient unsere besondere Auszeichnung; der Styl ist gut und fließend, frey von Überladungen und Sentenzen; das Ganze eine erfreuliche, hervortretende Erscheinung auf dem großen Markt der Unterhaltungsschriften, welche wir der Lesewelt daher mit voller Beruhigung anempfehlen können. Druck und Papier sind anständig. p.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 16. July 1833.

85

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Vertheidigung des Podagra.

Von Willibald Pirtheimer.

Geschrieben 1521.

Willibald Pirtheimer gehört zu den Notabeln der an berühmten Männern reichen Tage Maximilians I. und Carls V. Von der Hand seines weltberühmten Freundes Albrecht Dürer haben wir sein Portrait. Es stellt einen sehr ernstern und überaus kraftvollen Mann dar. Er vereinigte in seiner Person den Gelehrten, den Staatsmann und den Feldherrn. Viele Briefe und ganze Werke über Geschichte, Politik, Kunst und Literatur seiner merkwürdigen Zeit sind gedruckt. Alle in zierlichem Latein; auch einige deutsche und griechische Gedichte. Er war Patrizier und erster Senator von Nürnberg; damals die erste und bedeutendste Reichsstadt, der Sitz der Künste. Beyde obengenannte Kaiser bedienten sich seines Rathes, verwendeten ihn zu mehreren Gesandtschaften und zu andern wichtigen Geschäften. Er commandirte in den Schweizerkriegen, und beschrieb wie Cäsar und Friedrich diese Kriege.

Die „Vertheidigung des Podagra“ ist bisher nicht übersetzt. Wir nehmen dieses originelle Stück älterer Literatur als ein Beyspiel auf, wie vor mehr als 300 Jahren auch vielfach und wichtig beschäftigte Männer den Scherz liebten. Sein etwas langes und faltenreiches Gewand mußte jedoch verkürzt und einigermaßen modern staffirt werden.

Zueignungsschreiben.

„Den hochwürdigsten Herrn Jacob von Vanissis, würdigsten Dechant zu Trient, grüßt Willibald Pirtheimer vielmal.“

„Zwey Dinge, die mit einander im Widerspruch stehen, passiren mir seit einiger Zeit. Einerseits dringen Freunde in mich, da nun Alles schreibe, was Finger hat, solle auch ich das Papier nicht schonen; andererseits, wenn ich etwas geschrieben habe, fährt man feindlich über mich her, und fragt, warum ich mich in Sachen mische, die mich nichts angehen. Um nun einmal Freunden und Feinden recht zu thun, habe ich einen Gegenstand gewählt, der mich leider angeht, und der Niemanden anstößig seyn kann, als allenfalls den Podagriften. Da sie aber schlecht bey Fuße sind, habe ich ihre Verfolgung wenig

zu fürchten. Ich vertheidige das Podagra. Habe ich doch in früherer Zeit manche nicht bessere Sache vertheidigen müssen; man treibt im Alter gerne spielend, womit man in der Jugend im Ernst sich zu beschäftigen gezwungen war. An vorleuchtenden Beyspielen fehlt es auch nicht; hat man nicht in alter und neuer Zeit das Lob der Tyranny, des Fiebers, der kahlen Köpfe, der Narrheit geschrieben? Und wenn ich auch letzteres Lob nur ein wenig verdiene, so ist mir, als mühte man mir einigen Wit zu. Wenigstens, wenn ich die Stirne runzle, kann ich so gut lügen wie ein Anderer.“

„Dir, mein lieber Vanissis, schicke ich diesen Späß nicht bloß als meinem Leidensgefährten, sondern vielmehr um unsere alte Freundschaft aufzufrischen. Kannst du einigen Trost daraus schöpfen, so soll es mir lieb seyn; was mich betrifft, ich bin weit entfernt, irgend einen der angeführten Vorzüge des Podagra anzuerkennen, sondern es wird mir täglich lästiger. Vielleicht unterhält es dich, gewiß aber nützt es dir zu erfahren, daß ich durch sieben Jahren verewigten Kaiser Maximilian auf Reisen begleitete, mitunter in Länder, wo es trefflichen Wein und nur schlechtes Wasser gab; und daß ich Narr von einem närrischen Doctor mich bereden ließ, diese ganze Ewigkeit hindurch keinen Tropfen Wein zu trinken. Gottlob, ich bin wieder zu Verstand gekommen. Hüte dich, daß du nicht auch in solchen Irrthum gerathest. Nürnberg, am 1. October 1521.“

„Mir ist nicht unbekannt, gerechteste Richter,“ so spricht das, seinen Anklägern gegenüber in Person vor Gericht stehende Podagra selbst, „mir ist nicht unbekannt, daß man etwas höchst Schwieriges und Undankbares unternimmt, wenn man ein veraltertes Vorurtheil den Leuten aus dem Kopf bringen will. Meine Ankläger machen es sich bequem; sie berufen sich auf die öffentliche Meinung. „Wenn ein gutes Haar an dem Podagra wäre,“ sagen sie, „warum ist es denn bey aller Welt so verhaßt, verwünscht und verabscheut?“ Mit dieser Frage glauben sie den Prozeß schon gewonnen, und die Richter bewogen zu haben, mich aus der Welt zu schaffen. Ich könnte mit Plato, den man den göttlichen nennt, antworten: „Was dem großen Haufen gefällt, ist schon deswegen verdächtig, und im Gegensatz ist nicht gleich Alles schlecht, was von Vielen, sondern was mit Recht getadelt wird. Denn Jeder lobt nur seinesgleichen, und tadelt, was seinen Neigungen entgegensteht; die Weisen und Guten aber sind immer die kleinere Zahl. Jedoch ich will statt solcher philosophischer Ansicht lieber eine praktische Frage entgegenstellen: Sind Lehrmeister, Gesetze und Richter aus der Welt zu schaffen, weil sie von faulen und liederlichen Jungen, von Dieben, Räubern, Ehebrechern und sonstigen Missethättern gehaßt, verwünscht und verabscheut werden? — Meine geehrten Richter sagen: „Nein.“ So müssen sie denn auch erkennen, wie viel darauf ankommt, ob der Abscheu allgemein ist, und wer die Leute sind, die ihn äußern.“

„Sollte ich auch für ein Übel gelten, so bin ich doch gewiß kein allgemeines, nur Wenige sind meine Auserwählten. Wo hat ein Bauer das Podagra? Wo ein Mensch, der nicht faullenzet, sondern fleißig arbeitet? nicht schlampamt, sondern einfache Speisen genießt oder gar Hunger leidet, den Durst mit Wasser löscht, in groben Kleidern einhergeht, auf hartem Lager schläft? Unter diesen Leuten, und es sind ihrer Viele, hört man nichts von Haß und Abscheu gegen das Podagra. Aber es gibt andere Leute, die so le-

ben, oder besser zu sagen so trinken, daß das Podagra kommen muß, es mag wollen oder nicht. Eben meine vortrefflichen Herren Ankläger sind es, die sich vor allen auszeichnen. Sie studieren Tag und Nacht, aber auf Zeitvertreib und Genüsse; sie sind Feinde vom Müßig gehen, sie wollen lieber müßig sitzen und liegen; sie gehen auf die Jagd, aber nicht bey Tag, und nicht in den Wald; Wein mögen sie gar nicht, wenn's Landwein ist, aber ungarischen, französische, spanischen; und damit ihnen diese Ausländer nicht zu stark werden, nehmen sie etwas Stärkeres zu Hülfe, Anisette, Punsch, Kaffeh mit Rum; sie essen eben nicht viel, sondern nur, was Europa, Ost- und Westindien, die Erde und das Meer an Leckerbissen hervorbringen. Und nun soll ich nicht kommen? Kann ich anders? bin ich nicht gezwungen?"

„Gerechtigkeit und Unparteylichkeit zeichnen Euch aus, ehrenwerthe Richter, und daher müßt Ihr mit mir sympathisiren, der ich beyde Eigenschaften im höchsten Grad besitze. Ich mache keinen Unterschied zwischen den Ständen; der Fürst und der Bürger, der Geistliche und der Weltliche, der Krieger und der Staatsmann, der Cardinal und der Caplan, der Feldmarschall und der Fähndrich, der Minister und der Bureaupracticant, Alles ist mir gleich; ohne Rücksicht auf Rang und Reichthum empfängt Jeder genau nach seinen Meriten, und nach den Bemühungen, die er sich um meinetwillen gibt. Allein, sie sind wie Leute, die ihr Haus anzünden, und dann sich beklagen, daß es brennt; sie behandeln mich wie schlechte Ehemänner ihre Frauen. Erst geben sie sich alle ersinnliche Mühe, mich zu bekommen, lassen nicht nach, bis sie mich haben; gleich darauf möchten sie mich wieder los seyn, machen mir die bittersten Vorwürfe, belegen mich mit schimpflichen Namen. Doch bin ich ja nicht einmal eine Krankheit zu nennen. Denn, wäre ich das, so verstünden die Ärzte mich zu heilen; oder ich müßte eine unheilbare Krankheit seyn, die den Leidenden unausgesetzt plagt; das thue ich aber nicht, ich lasse meinen Leuten mehr Zeit zur Ruhe und Erholung, als den Kindern in englischen Fabriken gegönnt ist.“

„Schon verstummen meine Ankläger; nur Einer drängt sich noch hervor, und klagt, er habe von jeher mäßig gelebt, doch leide er am Podagra; es sey eitle Lüge, was ich von meiner Gerechtigkeit gerühmt. „„Erinnern Sie sich, mein Herr,““ antworte ich, „„erinnern Sie sich, oder wenn es Ihnen unbekannt geblieben, vernehmen Sie hiemit von mir, daß Ihr Großvater ganz ein Leben geführt, wie ich es erst eben als das sicherste Mittel, mich zu citiren, geschildert habe, daß er von meinen vorzüglichsten Auserwählten war, daß auch Ihr Vater sich Verdienste um mich gesammelt hat; Sie haben von Beyden Adel und Güter geerbt, warum wollen Sie nicht auch das Podagra geerbt haben? Ich denke, daß Sie es haben, ist nichts als höchst gerecht.““

„Geh ich von der Widerlegung der mir gemachten Vorwürfe zu meinen Verdiensten übergehe, sey mir noch eine Bemerkung erlaubt.“

„Wenn Jemanden ein Unglück trifft, wenn ihn eine schwere Krankheit ergreift, oder ihm sonst etwas zustößt, das man für ein wirkliches Übel hält, was geschieht? Die Freunde erschrecken, suchen zu helfen, wenigstens zu trösten; gutmüthige Amts- oder Spielgefährten bezeugen ihr Mitleid; gleichgültige Bekannte halten sich ferne von einem Gegenstand, der ihnen unangenehme Eindrücke macht. Was hingegen geschieht, wenn Jemand erfährt, daß sein Freund das Podagra bekommen? Er lacht. Und was thut der gutmüthige Gefährte? Er lacht. Und der gleichgültige Bekannte? Er lacht auch. Sie gehen wohl alle

mit einander hin, gratuliren dem Patienten, und bringen einen lustigen Abend bey ihm zu. — Kann sonach das Podagra ein Übel seyn? Ich frage die ganze unparteyische Welt.“

„Verehrte Richter! diesen Umstand allein behaltet stets vor Augen; er wird sie Euch schärfen, um meine Vorzüge und die Vortheile zu erkennen, die ich meinen Leuten bringe.“

„Zum Ersten: Ich bringe ihnen Ehre. Leuten, aus denen man sonst vielleicht nicht viel machen würde, weicht man aus, sobald man sieht, daß sie das Podagra haben; sie können das als eine Art Respect betrachten. Sie dürfen sitzen selbst vor vornehmen Personen. Werden sie zu einer großen Tafel geladen, erwartet sie schon wieder eine Auszeichnung; während alle Übrigen aus derselben Schüssel essen, bekommt der Podagrif seine leichte, compendiose Extraspise, und man gibt sich wohl auch die Mühe, für ihn statt des Weines ein Decoct zu bereiten. Er wird in der Sänfte getragen, während Andere seinesgleichen zu Fuß gehen. Es geschieht wohl, daß ein lustiger Bruder, den Ball erst bey hellem Tage verlassend, zu einem nahe wohnenden Freunde springt, und sich in ein Bett wirft, um auszuschlafen; solche Keckheit wird man gegen einen Podagriften niemals sich erlauben.“

„Ich mache meine Leute reich. Was sie früher für Schildkrötensuppe und englischen Salm, für Capwein und Oporto ausgegeben, das ersparen sie jetzt. Sie vermeiden kostbare Nachtschwärmerereyen, und andere Gelegenheiten, viel Geld anzubringen, welche sich nicht wohl alle anführen lassen. Sie bleiben hübsch zu Hause, beobachten den Cours, bedenken die nothwendigen Vorsichten, wenn man discontiren oder auf Interessen leihen will, und sehen auf ihr eigenes Hauswesen mit vieler Sorgfalt.“

„Ich sorge für ihr hohes Alter. Mit dem Podagra wird man alt; das ist ein Spruch, den jedes Kind weiß. Es ist auch ganz natürlich. Meine Leute springen nicht, tanzen nicht, laufen nicht, sind daher sicher vor Lungenfuchten, Lungenentzündungen u. dgl.; da sie wenig ausgehen, werden sie nicht niedergeführt, und es fällt ihnen kein Ziegel auf den Kopf; ich treibe die bösen Säfte in die Extremitäten, und verhindere damit, daß sie sich auf edle Theile setzen; ich verbiete meinen Leuten den Wein, und stelle sie damit sicher vor der Wassersucht; wer meine Diät hält, den trifft der Schlag nicht, und im eigenen Fett erstickt mir Keiner.“

„Ich gehe nun zu den Vortheilen über, die ich der Seele meiner Leute gewähre, nachdem ich die Frage kurz werde untersucht haben, ob der Seele einiger Vorzug vor dem Körper gebühre; worüber es verschiedene Meinungen gibt. Ich betrachte Seele und Körper, wie Reiter und Pferd. Wenn ich mich auf einen Platz stelle, wo verschiedene Herren zu Pferde passiren, und die Zuschauer um ihre Meinung frage, so werden wahrscheinlich der größern Zahl die Pferde lieber seyn als die Reiter. Dieses inhumane Urtheil entspringt nicht allenthalben aus Unverstand oder Eigennutz der Zuschauer, sondern ist hier und da wohl gegründet. Denn Mancher stachelt sein edles Pferd so wild in die Welt hinein, daß es besser wäre, es ginge allein; wogegen ein Anderer zu schwach ist, den Willen des Pferdes zu lenken; und ein Dritter aus Faulheit sein Thier langsam dahin stolpern läßt, daß es viel Staub aufwühlt, und man den Reiter gar nicht wahrnimmt. So verhält es sich auch mit den Seelen; manche mißbraucht den schönen Körper, manche unterliegt seinen Begierden,

von mancher ist kaum eine Spur vorhanden. Dieser abweichenden Meinungen und wirklichen Ausnahmen ungeachtet, wird doch vor Gericht in der Regel angenommen, daß der Seele der Vorzug vor dem Körper gebühre. Sonach steht mein Verdienst in folgenden Betrachtungen desto höher.“

„Ich bilde den Geist meiner Ordensjünger. Man bemerkt an ihnen einige Anlage zur Poesie; wenigstens läßt sich ihnen Erfindungsgabe nicht absprechen. Wenn z. B. Jemand bemerkt, daß sie nur mit Schmerzen oder gar nicht auftreten können, so haben sie den Fuß angestoßen, oder übertreten, es ist etwas darauf gefallen, der Krampf ist in der Wade, ein Fußnagel in das Fleisch gewachsen u. s. w.; die prosaische Wahrheit ist den Podagriften schon nicht mehr geläufig.“

„In der Physik zeichnen sie sich aus; besonders stark sind sie in der Meteorologie, einer Wissenschaft, die noch ferne von ihrer Vollendung ist. Ein Podagrifft weiß alle Witterungsveränderungen verlässlicher vorherzusagen als der gründlichste Gelehrte.“

„Es ist ihnen vergönnt, alle Zeitungen und Journale zu lesen, wozu wenig andere Sterbliche Zeit finden. Mit Hülfe dieser reinen Quellen der Wahrheit und menschlicher Erkenntnisse machen sie erstaunliche Fortschritte in allen Wissenschaften; schimpfen über die Ärzte, tadeln die Richter, kritisiren Prediger und recensiren Minister.“

„Ich verbreite Tugend allenthalben. Ich sage nicht, daß derjenige am sichersten vor Vergehen ist, der gar nicht gehen kann. Das wären leere Worte; vor Gericht gelten nur wahrhafte Gründe. Mag ein Podagrifft z. B. sich einst noch so viel auf seinen feinen Fuß und seine Tanzkunst eingebildet haben, wenn er hinabsieht auf seine jetzt in Polstern eingebundenen Füße, so vergeht ihm die Hoffart wie dem Pfau. Dem Zorn überläßt er sich auch nicht mehr; er hat es zu oft erfahren, das Übel wird dadurch nur ärger. Gegen Haß und Neid, die in den Herzen der Armen gegen die Reichen wohnen, zeige ich ihnen nur einen reichen Podagriften in seinem Schlafzimmer; gleich verkehrt sich Haß in Mitleid, ihr Neid verschwindet; sie möchten nicht einmal tauschen. Ich lasse meine Leute nicht durch üppige Ruhe in Trägheit versinken. Ich dulde nicht Fraß und Völlerey; da bin ich höchst consequent, auf jeden Fehltritt folgt unausbleiblich die Strafe. Und wenn meine Ankläger die reine Wahrheit sprechen wollten, müßten sie gestehen, daß ich gegen alle sieben Hauptünden mit gleichem Glücke kämpfe. Nebstbey übe ich meine Leute in der heilsamen, durch das ganze Leben nöthigen, und doch so seltenen Tugend der Geduld.“

„Sollte sonach nicht sowohl meine Losprechung als vielmehr meine Belohnung in der Frage stehen? Allein ich sehe voraus, der Reichthum und vornehme Stand meiner Ankläger wird die Richter verblenden. Reich bin ich nicht; der Reichthum ist stolz; so viele Besuche ich ihm auch mache, er macht mir keinen. Niemand aber kann sich älterer Abkunft rühmen. Schon an dem Hofe des Trojanischen Königs Priamus, einem so uralten Hof, daß man nicht einmal weiß, ob er jemals existirt hat, hatte ich Zutritt; und neuere Alterthumsforscher sind der Meinung, daß die einzige verwundbare Stelle am ganzen Achilles, unten an der Ferse, nichts Anderes als das Podagra gewesen.“

„Ich erwarte ruhig das Urtheil. Wenn meine Richter nicht offenbar als bestechlich erscheinen wollen, muß ich losgesprochen werden.“

Fidelis.

An des Mädchens frühem Grabe.

Ich sah die Blüthe nicht, die im Entfalten
Durch holde Anmuth jedes Herz gerührt,
Ich sah sie nicht, die schönste der Gestalten,
Von der Natur mit jedem Reiz geziert:
Die Trauerkunde durft' ich nur erhalten,
Daß sie der Tod ins Heimatland geführt;
Und dennoch kenn' ich sie: es malt die Milde
Sich ja so leicht in eines Engels Bilde.

Sie schläft jetzt sanft. Das frische Grün der Auen,
Des Tages Glanz, des Mondes dämmernd Licht,
Kein ird'sches Wunder kann ihr Aug' mehr schauen,
Sie hört nicht, daß man klagend von ihr spricht;
Wenn ihren Hügel Thränen auch behauen,
So fühlt sie doch der Thränen Deutung nicht:
Denn mit der Morgenröthe auf den Wangen
Ist das Gefühl und jeder Sinn vergangen.

Doch nur die Hülle schläft im stillen Raume,
Den freyen Geist, den schließt kein Marmor ein,
D'rum sieht sie auch vom lichten Sternensaaume
Auf Jene, die ihr stille Thränen weih'n,
Und dieß Gefühl, so dacht' ich oft im Traume,
Muß herrlicher, als jedes ird'sche seyn.
Sie hat's erprobt, aus lichter Himmelsferne
Blickt sie auf unsern Schmerz gleich einem Sterne.

So schlumm're süß, du holdes Bild des Schönen,
Im stillen Haus des Todes schläft sich's gut!
Verschließt sich auch dein Ohr den ird'schen Tönen,
Sieht auch dein Auge nicht des Tages Glut:
So gießt doch die Erinn'ring ihre Thränen
Sanft auf das Grab, wo deine Hülle ruht, —
Und ist das ird'sche Traumbild einst zerronnen,
So seh'n wir dich umstrahlt von tausend Sonnen.

Paul Lamatsch von Barnemilude.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Hrn. Wetter, Königl. württembergischen Hoffängers.

Die schönen Tenorstimmen fangen leider an, wenigstens bey uns in Deutschland, immer seltener zu werden; findet sich ja einmal eine, so dauert sie nicht lange, und nach ein paar Jahren erkennt man sie kaum wieder. Wir haben nicht Raum und Beruf, den Grund dieser betrübenden Erscheinung aus einander zu setzen und zu untersuchen: ob die Sänger durch ihre Organisation und Lebensart, ob die Componisten durch ihre überladenen und aufreibenden Tondichtungen, ob das Publicum durch seine übertriebenen Forderungen an Kraft und Anstrengung die Schuld dieses Aussterbens und frühzeitigen Unterganges tragen; wahrscheinlich wirken die drey genannten Ursachen in Gemeinschaft zu diesem Resultate hin, aber nothwendig scheint uns demungeachtet das letztere nicht zu seyn, da wir von einzelnen, zwar seltenen, aber doch hinlänglich beschredenden Ausnahmen wissen, welche darthun, daß es zuvörderst und hauptsächlich auf den Sänger selbst ankomme, seine Stimme zu erhalten, ja zu stärken, und doch dabey den Forderungen der Zeit und der Mode zu genügen. Ein Beyspiel dieser Art ist Wild, dessen Tenorstimme über zwanzig Jahre ausgehalten hat, und der als Sänger jetzt noch in reicher, voller Ernte steht. — Vor ungefähr zehn Jahren wollte man von Hrn. Wetter, der um diese Zeit seine theatralische Laufbahn in Leipzig begann, etwas Ähnliches voraussagen; seine Stimme erregte damals durch Kraft, Wohlklang und Anmuth des Ausdrucks allgemeine Aufmerksamkeit; noch fehlte die musicalische und dramatische Ausbildung; diese erwartete man von der Zeit und dem Fleiße des hoffnungsvollen Anfängers, dem man, wie es schien, mit Grund, eine glänzende Zukunft verhieß. — Aber die Prophezeung hat sich nicht erfüllt, wenigstens haben wir hier in Wien keinen überzeugenden Beweis davon erhalten. Hr. Wetter ist auf der Bühne besser zu Hause, als er es vor Jahren war, das Technische der Gesangeskunst ist ihm hin und wieder geläufiger geworden, aber von seiner Stimme haben wir nur schwache oder entstellte Überbleibsel

wiedergefunden. Was ihm in dieser Hinsicht mangelt, sucht er durch übermäßige Anstrengung zu ersetzen, aber dieser Erfas ist weder an und für sich schön, noch auch der verständig gewählt; denn Töne, die nichts anders als laut, aber nichts weniger als wohlklingend sind, haben doch mit der Kunst der Musik nicht das Geringste gemein. Die erste Rolle des Hrn. Bett er war die des Masaniello in Kuber's „Stimme von Portici.“ Die Parthie hat, mit Ausnahme des Schlummerliedes und allenfalls des Fischerliedes, wenig (wenn wir so sagen dürfen) musicalische Weideplätze, auf denen gefäet ist und geerntet werden kann. Die beyden genannten Nummern aber fordern Stimme, und besonders Höhe, zumal die erstere, bey der der Sänger mit dem Gebrauch des Falsetts ganz und gar im Reinen seyn muß, wenn er nur einigermaßen wirken will. Von diesen Erfordernissen aber war wenig zu bemerken, beyde Musikstücke gingen deshalb auch spurlos vorüber. Bey den kräftigen Stellen der Rolle hatte die übertriebene Anstrengung des Sängers öfter das sogenannte Überschlagen der Stimme zur Folge, was denn immer einen peinlichen, dem Ohre sehr wehe thnenden Eindruck macht. — Mit günstigerem Erfolge trat Hr. Bett er zunächst als George in der „weisen Frau“ auf. Seine Mäßigung und Selbstbeherrschung bewahrten ihn dieses Mal vor den Unfällen, die ihn in seiner ersten Rolle getroffen; der hübsche, gefühlvolle Vortrag der Arie im zweyten, wie auch bey der Scene mit Chor im dritten Acte bewiesen, daß man auch bey nicht gerade ausgezeichnete Stimme, doch eine gewisse Wirkung hervorbringen kann, die der einer wahren musicalischen Kunstleistung ähnlich sieht. Der dritte Act ward mit ziemlich allgemeinem und lebhaften Beyfall gewürdigt. — Die am wenigsten gelungene Parthie unsers Gastes war die des Tamino in Mozart's „Zauberflöte.“ Hr. Bett er schien von dem unseligen Irrthum auszugehen, daß das gute Singen allein in dem lauten Singen, oder gerade herausgesagt: im Schreyen bestehe. Aber nie war dieser Irrthum übler und verderblicher angebracht als hier, denn von allen Musikern in der Welt haben wohl Mozart's Himmelstöne es am wenigsten verdient, so mittheilslos behandelt zu werden. Was unter solchen Umständen aus der Arie: Dieß Bildniß ic. werden mußte, brauchen wir wohl nicht weiter zu erörtern. Sonst pflegt man bey dem Anhören dieser Arie, so ganz im Stillen, den Manen unseres, unseres Mozart ein gerührtes Dankopfer zu bringen. — Überhaupt waren es bey der heutigen Aufführung der „Zauberflöte“ nur zwey Personen, die diesen heiligen Namen im innersten Herzen zu tragen schienen; nemlich Mad. Ernst und Hr. Staudigel. Beyde sangen mit einer Empfindung, die wir nicht anders als Pietät nennen möchten, so bewunderungswürdig schön führten sie ihre Parthien aus. Wir wissen nicht, wem von Beyden der Preis gebührt, aber das wissen wir gewiß, daß wir das: „O Isis und Osiris,“ noch nie und nirgends schöner gefungen gehört haben. Solche Leistungen, bey solchen Umgebungen verdienen mehr als den Dank des Publicums. Im Orchester vermiften wir, bey einer Mozart'schen Oper, einen großen Theil der Künstler, die sonst den Ruhm und die Herde dieser Anstalt machten; nur einige treue und fleißige Stützen derselben waren noch auf den alten, wohl bekannten Plätzen zu erblicken. Natürlich wirkte auch dieser Umstand bey mehreren Nummern störend auf das Ganze.

L i t e r a t u r.

„Novellen,“ von J. Satori. Drey Bändchen. 8. Leipzig 1832, bey W. Engelmann. I. 130, II. 167, III. 144.

Vorliegende Novellen sind das Werk einer Dame, wie es Referent mit Erstaunen aus dem Buche selbst — III. B., 133. S. — entnommen hat; der Name, welchen diese Erzeugnisse an der Stirne führen, war uns allerdings schon früher durch Almanache und Journale bekannt geworden: die nähere Bekanntschaft, welche die Lectüre gegenwärtiger drey Bändchen gewährt, wird wohl Manchen zufrieden stellen. Allerdings gewahrte ich staunend eine Dame als Verfasserinn dieser Darstellungen, weil fast durchgehends Stoffe gewählt wurden, die durch den inwohnenden Beysatz von Kraft, Ernst und historischer Bedeutsamkeit wohl weit eher die bildende Hand eines Mannes vermuthen ließen und wirklich auch erfordert hätten. Unter diesen Umständen wird man Ref. doch auch zugleich die Bemerkung gestatten, daß Manches so ganz anders aufgefaßt und benutzt worden, als es sich mit den strengen Anforderungen der Kunst vereinigen läßt, und daß eben das für das Gemüthsleben einer zarten Frauenbrust entfernter Liegende und Fremdartige dieser Stoffe nicht in seiner ganzen Bedeutsamkeit hervorgehoben werden konnte. Unter den vier Novellen dieser Sammlung ist die

erste: „Für Gott, König und Vaterland,“ durch ihr inneres wohlgesteigertes Interesse die fesselndste; die letzte: „Kampf und Glaube,“ durch das aufgearbeitete Material die reichhaltigste. In beyden, so wie auch in den übrigen Leistungen tritt ein nicht ganz unbedeutendes Erzählertalent an den Tag, so einer vollkommenen Ausbildung fähig, als einer allgemeinen Theilnahme würdig. Aber bis jetzt ringt die Verfasserinn sichtbar noch mit der Form, ich möchte sagen, mit der ganzen äußern Gestaltung dieser epischen Dichtungsart. Ohne der unverbesserlichen Secte einer Manier anzugehören, ist es vielmehr eine gewisse Unbeholfenheit, welche hie und da Mängel sichtbar — demungeachtet aber das Talent der Verf. unverkennbar macht. Auf diesem Wege kömmt es, daß die erstgenannte Novelle an den Schwächen leidet, die gewöhnlich allen Productionen anleben, die sich auf das historische Interesse der jüngsten Tage beziehen; die letztgenannte verfällt in den Schlufabtheilungen in eine bloße historische Aufzählung; die erste des zweyten Bändchens: „Louise von Savoyen,“ deren Schlufblätter der eben ausgesprochene Vorwurf trifft, hätte Ref. um ihres Inhaltes willen am wenigsten von einer Dame bearbeitet geglaubt; die zweyte: „Boja,“ verdient durch ihre Ausführung und den einer Frauenseele so geistverwandten, ansprechenden Stoff, gerechte Auszeichnung. — Wendungen wie folgende: I. 61. „Was nun Anna ihrer Freundin entdeckte, es wird sich in der Reihe der Begebenheiten entwickeln u. s. w.“ II. 119. „Was während dieser Zeit Giappo dem Alten eingeflüstert das wird aus den Begebenheiten hervorgehen u. s. w.“ und wie sie sich noch an andern Stellen in jeder Novelle, z. B. III. 69. und 89. ganz diesen ähnlich wiederholen, sind eben nicht die geschicktesten Ausweichungen vor den Augen des Lesers und zeigen zugleich, wenn nicht von zu geringer Beherrschung, doch von nicht hinlänglich sorgfamer Anordnung des Stoffes. Troz diesem Tadel, der sich auf das Einzelne bezieht, erregt das Ganze, wie gesagt, doch immer Interesse und spricht für den geistigen Verus der Verfasserinn, die sich in künftigen Arbeiten von gleichen Verstöken gewiß frey halten und ihnen durch gewonnene Erfahrung und strengere Durchsicht leicht abhelfen kann. Ref. ist überzeugt, daß die vorliegende Sammlung Theilnahme im Lesepublicum und gewiß weit mildere Beurtheiler finden wird: — aber eben jene Achtung, die man einem sich übrigens so schön offenbarenden Talente schuldig ist, macht es zur Pflicht die Schwächen seiner Leistungen nicht unberührt zu lassen — und von diesem Standpuncte aus betrachtet, kann gegenwärtige Anzeige füglich als eine empfehlende angesehen werden.

Druck und Papier ist sehr elegant.

P.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Angelonia salicariaefolia. (Humboldt.) Aus Neuspanien. Scrofularinae. Didynamia, Angiospermia.
 Arthrostemma versicolor. (Decandolle.) Aus Mexico. Melastomaceae. Octandria, Monogynia.
 Bunchosia argentea. (Decandolle.) Aus Caracas. Malpighiaceae. Decandria, Monogynia.
 Crinum americanum. (Linné.) Aus Südamerika. Amaryllideae. Hexandria, Monogynia.
 Erica capitata. (Linné.) Vom Borg. d. g. Hoff. Ericaceae. Octandria, Monogynia.
 — comosa, alba. (Hortorum.) — — — — —
 — jasmiflora. (Andrews.) — — — — —
 — rubens. (Thunberg.) — — — — —
 Melaleuca thymifolia. (Smith.) Aus Neuholland. Myrtaceae. Polyadelphia, Icosandria.
 Passiflora alba. (Hortorum.) Vaterl. unbekannt. Passifloraceae. Monadelphia, Pentandria.
 Relbania pungens. (Heritier.) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Compositae. Syngenesia, Superflua.
 Sabal minor. (Persoon.) Aus Carolina. Palmae. Hexandria, Trigynia.
 Semionotis floribunda. (Schott.) Aus Brasilien. Leguminosae. Diadelphia, Decandria.
 Tabernaemontana coronaria. (Willdenow.) Aus Ostindien. Apocynaceae. Pentandria, Monogynia.
 Xanthosoma sagittaeifolium. (Schott.) Aus Westindien. Aroideae, Monoecia, Androgynia.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Tagebuch.

(Mit Nr. 29 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 18. July 1833.

86

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Novellisten.

Es war Sonntag; mein Gutsnachbar, der wackere Major Tempel auf Tannenberg, hatte mich ausdrücklich ersuchen lassen, den Nachmittag bey ihm zuzubringen; ich machte mich gleich nach Tische auf den Weg. In bedächtigen Schritten, die Zügel auf den Hals meines Braunen gelegt, ritt ich durch die anmuthige Alkaziengasse, welche nach dem Schlosse Tannenberg führt. — Es ging mir so Manches im Kopfe herum. Mein Gut war im besten Zustande und näherte seinen Mann. Einige Reisejahre abgerechnet, hatte ich mich von Jugend auf mit der Landwirthschaft beschäftigt und gefiel mir in diesem Berufe. Meine Eltern waren vor zwey Jahren bald nach einander hinübergegangen, Geschwister besaß ich keine, so stand ich denn allein in der Welt da. Anhaltende Beschäftigungen füllten den größten Theil des Tages, ein Schrank voll gewählter Bücher und der Umgang mit dem Pfarrer meines Ortes die Freystunden aus, und so hatte ich meine Einsamkeit bisher wenig gefühlt. Seit einigen Monaten war dieß jedoch anders. Ein Zufall verschaffte mir die Bekanntschaft des oben genannten Majors, dessen Besitzungen an die meinigen grenzten. Der alte Krieger, ein jovialer und gebildeter Greis, behandelte mich äußerst zuvorkommend und herzlich, und diese Herzlichkeit wuchs, als er erfuhr, daß ich ein Freund seines Neffen, des Rittmeisters sey, der in einer ziemlich entfernten Stadt in Garnison lag.

Der größte Schatz des Majors war seine Tochter Marie, ein liebliches Geschöpf in der vollsten Blüthe kräftiger Jugend prangend. Mit acht und zwanzig Jahren, einem gesunden Körper und freyen Herzen weilt man nicht lange ungestraft in der Nähe eines reizenden jungfräulichen Wesens. So ging es auch mir. Nur zu bald mußte ich mir das Geständniß machen, daß ich Marien mit voller Seele zugethan sey. Aber Marie war nicht nur gut und schön, sie war auch reich, und solche Mädchen bleiben nicht lange unbemerkt. Es fanden sich bald genug Leute, die für solche Reize eben so gute Augen hatten, wie meine Wenigkeit.

Herr von Goldenhoff, Lieutenant in der Garde, der Sohn eines Waffengeführten des Majors, ging seit mehreren Wochen auf Tannenberg aus

und ein. Auch der Freyherr von Zippenrode, ein Lebemann ohne Gleichen, in der Nähe begütert, fing plötzlich an, den Major mit seinen Besuchen zu beehren, und wenige Sonntage vergingen, wo nicht einer der beyden Herren an dem gastfreyen Tische des Majors saß. Beyde waren wohlgemachte Männer, beyde besaßen viel Unterhaltungsgabe, beyde befanden sich in den besten Jahren und — Umständen.

Jeder von ihnen wäre daher eine — wie man zu sagen pflegt — sehr anständige Parthie für Marien gewesen. Der alte Major schien seine Tochter gewähren lassen zu wollen, und wenn auch ich mich der besondern Gunst des Majors allerdings rühmen durfte, so gab er mir doch in dieser Hinsicht keinen sichtbaren Vorzug, um so mehr, als ich noch nichts gethan oder gesprochen hatte, was ihn dazu veranlassen konnte. Ich war einige Zeit hindurch sonntäglicher Gast auf Tannenbergs gewesen, und auch immer der einzige. Diese Sonntage, diese schönen Sonntage waren jetzt vorüber. Kam der Baron mit seinen vier Polaken angerasselt, setzte der Gardelieutenant mit dem vogelschnellen Renner über die Planken in den Hof hinein, dann war es mit dem stillen Leben der früheren Tage vorbei. Unterhaltungen über Unterhaltungen, immer eine geräuschvoller als die andere, kamen auf das Tapet, und dabey ward natürlich jede Gelegenheit benützt, Marien den Hof zu machen. Das Bewußtseyn, einen Nebenbuhler zu haben, feuerte jeden der jungen Männer an, sein Auserkieses zu thun, und es war vorauszu sehen, daß die Sachen nicht lange auf dem bisherigen Fuße bleiben konnten. Daß auch ich unter Mariens Bewunderer gehöre, daran dachte keiner der Beyden, denn ich hatte alles Auffallende sorgfältig vermieden. Marie war freundlich und unbefangen gegen Alle, und konnte ich es gleich nicht läugnen, daß sie wärmer, zutraulicher gegen mich war als gegen die Andern, so übersah ich auch den Umstand nicht, daß der gewandte und reiche Baron, der glänzende Officier Erscheinungen waren, die mich, den einfachen Landmann, weit überstrahlten.

Ach, so oft schon war ich entschlossen kräftig durchzugreifen, mich gegen Vater und Tochter zu erklären, und das holde Kind von den Versuchungen des Lebens hinweg, unter mein friedliches Dach zu entführen; aber eine unbesiegbare Blödigkeit, die Folge meiner Erziehung und meines einsiedlerischen Lebens, verhinderte mich immer wieder das auszusprechen, wovon mein Herz so voll war, während meine Nebenbuhler keck, frey und rasch auf ihr Ziel losstürmten.

Unter solchen Betrachtungen war ich auf einer kleinen Höhe angelangt, von welcher ich kaum einen Pfeilschuß unter mir das Schloß Tannenbergs erblickte. „Du willst noch heute entscheidend auftreten,“ sagte ich zu mir selbst, „es darf nicht länger so bleiben. Einige Minuten später schritt ich schon durch den langen Gang, der zum Speisesaal führte, als mich eine silberhelle Stimme bey dem Namen rief. Es war Marie; ich begrüßte sie zärtlich. „Gut, daß Sie kommen, der Vater hat schon einige Mal nach Ihnen gefragt, er sitzt noch bey dem Kaffee mit seinen Gästen.“

„Sind denn Gäste da?“ fragte ich etwas unmutig. Marie nickte lächelnd. Ich fixirte sie nachdenklich; es schien, als möchte das Mädchen etwas sagen, was ihm jedoch nicht recht über die Lippen wollte. Mehrmal setzte sie vergeblich an, endlich aber legte sie die Hand auf meine Schulter und sprach halb scherzend, halb verlegen: „Sie sind bisweilen etwas rasch und heftig,

lieber Rein egg; versprechen Sie mir, das heute nicht zu seyn. Ergeben Sie sich hübsch geduldig in Alles, was da kommt und fordern Sie keine Erläuterungen.“

Dies gesagt, drehte sich das reizende Kind auf dem Absatze herum und verfolgte seinen Weg, indes ich kopfschüttelnd in den Speisesaal trat.

Der Major saß mit dem Baron und dem Lieutenant bey dem duftenden Mokka; aus den langen türkischen Pfeifen wirbelten die Rauchwölkchen eines trefflichen Knasters in langsamen Kreisen zur Decke hinauf. Freundlich bewillkommte mich der Hausherr, mit einem Anfluge von Verdruss die beyden Herren. Der Major winkte mir schweigend Platz zu nehmen, schob mir eben so schweigend Pfeife und Kaffeetasse zu, lehnte sich dann wieder in seinen Stuhl zurück und blies lange, lange Wolken vor sich hin. Ich wunderte mich heimlich über die räthselhafte Stille, welche in der Gesellschaft herrschte, über eine gewisse Spannung, die auf den Gesichtern lag, so wie über die, sonst nicht herkömmliche Abwesenheit Mariens; da erhob der Major plötzlich seine Stimme.

„Es ist mir lieb, meine Herren, daß Sie alle beysammen sind, denn das gibt mir Gelegenheit, eine Sache zu besprechen, die mir schon lange auf dem Herzen lag.“

Meine Nebenbuhler veränderten die Farbe, ich horchte neugierig, was da kommen würde.

„Sie haben Gefallen an meiner Tochter Marie gefunden, in den letzten Tagen haben sich Zwey von Ihnen gegen mich darüber geäußert. —“

Man denke sich meine Empfindungen bey diesen Worten des Majors, ich sah mich von meinen Mitbewerbern überflügelt, mir entging der strafende Seitenblick keineswegs, den der Sprecher auf mich warf. Hier galt es raschen Entschluß. Ehe der Major weiter reden konnte, sagte ich schnell und nicht ohne einige Bitterkeit:

„Der dritte Mann, mein verehrter Freund, ist heute in der Absicht gekommen, eine solche Erklärung zu wagen.“

Die beyden Edelleute warfen mir einige vernichtende Blicke zu, der Major aber, ohne auch nur eine Sylbe zu erwiedern, fuhr in gemessenem Tone fort:

„Sie sind mir alle gleich lieb und werth, meine Herren, ich habe nicht Ursache irgend einen von Ihnen um des andern willen hintanzusetzen, und meine Tochter hat die Entscheidung dieser Verhandlungen mir anheimgestellt. Ich bin daher auf folgenden Ausweg verfallen: Seit ich außer Diensten und hier auf dem Lande lebe, ist leichte Unterhaltungselectüre meine Hauptzerstreuung geworden; für ernste Studien bin ich zu alt; in meinen Jahren besitzt man nicht einmal die Geduld, sich durch einen dreybändigen Roman, wie sie jetzt Mode sind, durchzuwinden; daher ist es die Form der Erzählung, vorzüglich die sogenannte Novelle, für die ich eine unbegrenzte Vorliebe besitze. Sie werden das Trefflichste, was in dieser Gattung Britten, Franzosen, Italiener, vorzüglich aber die Deutschen geleistet haben, in meinen Bücherschränken finden. Ja es ist bey mir so sehr zur eigentlichen Liebhaberey geworden, daß ich sogar junge gebildete Männer meiner Bekanntschaft auf jede mögliche Weise aufzumunternpflege, sich in diesem Fache zu versuchen, und in der That war ich bereits einige Male so glücklich, recht wackere Leistungen dieser Art veranlaßt zu haben. Wohlhan, meine Herren, Sie alle sind Männer von Talent und Phantasie, versuchen Sie sich in der Novelle; wer die beste liefert, mit dem will

ich dann in Beziehung auf meine Tochter weitere Rücksprache nehmen. Sind Sie das zufrieden?"

Der Major blickte fragend im Kreise umher. Ich saß steif und starr vor Schrecken auf meinem Stuhle. War der sonst so vernünftige Mann toll geworden? Von einer gelungenen Novelle will er die Entscheidung über die Hand seiner Tochter abhängig machen? Welch' sträfliche Verkehrtheit! Und — genau betrachtet — war ich hier nicht absichtlich in Nachtheil gesetzt? Ward ich zum Novellisten erzogen und gebildet? Konnte nicht an meine Nebenbuhler, die fast immer in der Residenz lebten, und so viele Muße übrig hatten, sich mit der schönen Literatur zu beschäftigen, eine solche Aufforderung mit weit größerem Rechte gemacht werden, als an mich, den mit Geschäften überladenen Landwirth, der es nur einer besonders günstigen Constellation zu verdanken hatte, daß ihm die Poesie des Lebens nicht längst schon übergegangen war in Dreschen, Viehmast und Düngerbereitung?

Weit geringere Sorge schien der Vorschlag des Majors meinen Nebenbuhlern zu machen. Edles Selbstvertrauen strahlte in ihren Zügen, und nach kurzem Besinnen erklärten sie sich bereit, auf den Wunsch des Majors einzugehen.

Was konnte ich thun, ohne mich dem Spotte meiner Mitwerber auszusetzen, als ebenfalls meine Beystimmung geben?

„Den Termin, bis zu welchem Sie Ihre Arbeiten liefern wollen, überlasse ich Ihrer eigenen Angabe,“ sagte der Major mit wohlgefälligem Lächeln.

„Nun, drey bis vier Wochen,“ riefen die Beyden wie aus einem Munde.

„Gut; über vier Wochen von heute senden Sie die Manuscripte ein, Tags darauf erbitte ich mir Ihre persönliche Gegenwart. Aber noch Eins, meine Herren! Wollen Sie sich meinem Urtheile und dem meiner Tochter unbedingt unterwerfen? Wollen Sie mir versprechen, wenn Sie mich in der Zwischenzeit besuchen, kein Wort über diesen Gegenstand mit meiner Tochter zu verhandeln? Wollen Sie mir auf Beydes Ihr Ehrenwort geben?“

Mit einem großen Aufwand von Reden gaben die beyden Herren das verlangte Ehrenwort. Von ganzer Seele ärgerlich, folgte ich nach.

„Und damit Punctum für heute!“ rief der Major, klopfte seine Pfeife aus und rückte mit dem Stuhle.

Alles erhob sich, um in den Park hinauszugehen, wo Marie und einige Besucher aus der Nachbarschaft bereits auf und nieder wandelten.

Man zertheilte sich in verschiedene Parthien, der Major spielte mit dem Oberförster und zwey ältlichen Herren Whist; die jüngern Leute beyderley Geschlechts tollten in den breiten Alleen und auf den Rasenplätzen des Parks herum. Meine beyden Nebenbuhler waren bis zur Ausgelassenheit lustig, mir war das nicht möglich. Ich hätte trotz des gegebenen Wortes Marien so gerne eine ernste Frage gestellt, allein es wollte sich durchaus keine Gelegenheit dazu zeigen. Freundinnen und — Freunde umringten das Mädchen so eng, daß ich auch nicht zu der gleichgültigsten Zwiesprache gelangen konnte. Ich wurde immer mißmuthiger. So rückte der Abend heran. Da wurde Marie, eine Meisterinn im Harfenspiel, um ein Lied ersucht; früher als gewöhnlich gab sie nach. Die Harfe ward herbeygeholt, Marie nahm auf einer etwas erhöhten Rasenbank Platz, und über den Kreis der umher gelagerten Zuhörer in die Ferne hinausblickend, begann sie folgenden Gesang:

Mit den frommen, klaren Augen
Blicke mich nicht länger an;
Denn sonst ist's um meinen Frieden,
Um mein ruhig Herz gethan.

Lenz und Liebe wecken Lieder
In der Brust so ahnungsvoll;
D'rum vergönne, daß ich singe,
Was ich dir nicht sagen soll.

Haine grünen, Vögel singen,
Alles prangt in Frühlingspracht;
Ich allein muß noch verschweigen,
Was mich reich und glücklich macht.

Und wenn auch mein Mund verschlossen —
Lange noch verschlossen bleibt,
Wird es doch mein Auge sagen,
Was zu dir mich rastlos treibt.

Das Lied war geendet, in sanften Accorden verhallte das Accompagnement der Harfe. Unter lärmenden Beyfallsbezeugungen umdrängten die Hörer *M a r i e*; nur Einer fehlte darunter, und dieser Eine war — ich. Ich besaß nemlich unter andern Schwächen auch die, zuweilen Verse zu machen; doch hatte ich meine Productionen dieser Art bisher immer sorgfältig vor den Blicken Anderer bewahrt. Der Himmel weiß, auf welche Weise mir *M a r i e* auf die Spur gekommen seyn mochte, genug, das Lied, welches sie gesungen hatte, war von mir, und einer beliebten Melodie unterlegt. Ich war stumm, ärgerlich, verlegen und blieb es bis zum Abschiede.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der leucadische Fels.

Siehst du's dort aus blauen Wellen
Wie ein weiß' Gefieder schwellen?
Das ist Lesbos Felsenstrand.
Tobt ein Sturm im Wogenreiche,
Scheint dir eine Riesenleiche
Jener Klippe bleich' Gewand.
Hält die Flut in leisem Tone,
Strahlt er dir, ein Silbereschwan,
In dem Glanz der Abendsonne
Segelnd auf dem Ocean.

Denn es ist ja diese Stelle,
Wo einst ihre bange Seele
Sich der höchsten Qual entwand;
Als sie, um ihr Glück betrogen,
In des Meeres kühlen Wogen
Ihrer Schmerzen Ende fand.
Und nun steigt sie, wenn am Meere
Sonnenabglanz golden ruht,
Ihre Leyer in dem Arme,
An's Gestade aus der Flut.

Dort auf schroffen Felsenzinnen
Welt, versenkt in trübes Sinnen
Eine trauernde Gestalt.
Zarter Töne leisem Weben,
Die vom Strande seewärts schweben,
Hörst du, wer vorüberwaltet;
Und in den geheimen Tiefen
Bis zur heißen Thräne Drang
Fühlt die Seele sich ergriffen
Durch des Sanges weichen Klang.

Und sie greift in ihre Leyer,
Und der großen Abendfeyer
Bringt sie dar den Wehesang.
Lieblich hallen dann die Saiten
Durch die abendlichen Weiten
Wie Metall in reinem Klang.
Und der Schiffer hört die Lieder,
Schaut entzückt zum Fels empor,
Und sie winkt ihm freundlich nieder
Mit des Schleyers bleichem Flor.

Sappho's Lied, das sich erhalten
Durch der eig'nen Weihe Walten
Aus der Vorwelt dunklem Grab,
Auf unsichtbar geist'gen Schwingen
Hörst du neu und kräftig klingen
Von dem Felsenjoch' herab.
Hörst! wie sie der Wehmuth Schauer
In's Getöse der Saiten haucht,
Während sich voll stiller Trauer
In die Flut ihr Auge taucht.

Wenn in sternlosen Nächten
Wind und Welle tobend rechten,
Und am klippenreichen Strand
Schäumend sich die Wogen schlagen,
Siehst du hoch am Felsen ragen
Sie im flatternden Gewand.
Und es faßt die weiche Seele
Bei der Elemente Wuth
Mit unheimlich düstern Zauber
Wilden Wahnsinns Fieberglut.

Ihre stieren Blicke schauen
Durch der Finsternisse Grauen,
Wie mit Lust, des Aufruhrs Graus;
Und der Leier straffe Sehnen
Reißt sie, daß sie heulend dröhnen
In die hohle Nacht hinaus,
Bis in gräßlicher Verzückung
Sie vom Fels herab sich schwingt,
Und die widergrimnte Woge
Stierig ihre Beute schlingt.

Lönt die Brandung wieder leise,
Schwellt das Meer im stillen Gleise,
Horch! da schallt es lieb und mild,
Auf des Felsens steiler Krone
In dem Strahl der Abendsonne
Weilet wieder Sappho's Bild:
Und sie winkt dem Schiffer nieder,
Der an ihr vorüberzieht,
Und er nimmt die zarten Lieder
In die schöne Heimat mit.

A. F. Laschan.

A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Des Menschen Leben ist voll bitter-süßer Sehnsucht. Die entflohenen Kinderjahre, das Mittelalter, ein fernes Gebirge, ziehen uns an, während die Wirklichkeit allen Gegenständen ihren Reiz benimmt, die Gegenwart uns Alles kühl und kalt erblicken läßt. Darum lasse das sehrende Auge in entfernten Thälern umherschweifen, ziehe aber nicht hin; denn die Gegenstände der Sehnsucht leuchten und ziehen gleich Irrlichtern nur in der Entfernung an.

Im herben Unglücke erfüllt den Busen der Menschen eine erhabene Resignation, die ihn gegen Alles, selbst gegen noch größere Leiden, gleichgültig macht; gleich dem Schiffbruch Leidenden sieht er bloß über sich den Himmel und unter sich den gähnenden Schlund, aus welcher Lage nur wunderbare Errettung oder Tod ihn erlösen können.

Es gibt Perioden, in welchen sich der Mensch ganz ungewöhnlich glücklich und zufrieden fühlt — der Geist ist sich mehr als je seines Wollens bewußt — das Herz fließt über vor Liebe und Wohlwollen — und die Phantasie schwingt ihre Flügel mit solcher Lebhaftigkeit, daß das glückliche Wesen, der Mensch, kaum Ruhe findet. Es ist dieser Zustand eine continuirliche Reihe von Freuden, die aus uns selbst hervorgehen, und darum um so wahrhaftiger sind — die Sonne des Glücks geht nie unter — es ist keine Pause zwischen dem freundlichen Abendroth der Erinnerung und dem fröhlichen Morgenroth der Hoffnung.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende Juny 1833.

Eine recht erfreuliche Novität unserer Bühne war: „Der Doppelgänger,“ Lustspiel in 4 Aufzügen, von F. v. Holbein, worin der gewandte Bühnendichter nicht allein seine längst bekannte Kenntniß des Effectes und des Publicums wieder auf das glänzende bewährt hat, sondern durch die romantische Lebendigkeit, welche, manchem Lustspiele des Calderon nicht unähnlich, in diesem „Doppelgänger“ herrscht, dem Conversationsstück einen eigenen Reiz ertheilt und für dasselbe gleichsam eine neue Bahn eröffnet hat. Von den Menechmen des Plautus bis auf das denselben nachgebildete Lustspiel der Irrungen des großen Britten, und von diesem bis zu den „Drillingen“ Bonin's herab sind die zahllosen Irrfate, welche aus der angeborenen oder zufälligen Ähnlichkeit zweyer Personen so oft und vielmal als Motiv des komischen Effectes benutzt worden, daß man der Idee wohl die Neuheit absprechen möchte; aber Hr. von Holbein hat derselben durch die Verschiedenheit der Charaktere beider Doppelgänger bey so großer Ähnlichkeit der Gestalten und der Verhältnisse einen ganz beson-

dem originellen Reiz gegeben, daß jede Parallele mit den Doppelgestalten früherer Dramen sich bey einer nähern Betrachtung in nichts auflöst. Dazu kommt noch die natürliche Herbeiführung der drolligen Situationen zu berücksichtigen und vor Allem die recht gewandte Organisation des Ganzen, welche den Ursprung aus einer Erzählung kaum ahnen ließe, wenn Hr. v. Holbein selbst nicht selbst ganz aufrichtig eingestände. Eine weitere Bergliederung des Stoffes dürfte hier ganz unnütz seyn, da das Lustspiel sich bereits auf den ersten Bühnen Deutschlands bekannt und beliebt gemacht, ja auf den meisten zum Repertoirestück aufgeschwungen hat, und wir dürfen uns mit dem besten Gewissen auf eine bloße Relation der hiesigen Aufführung beschränken, die sich gleichfalls einer sehr freundlichen Aufnahme vom Publicum zu erfreuen hatte, wenn ihr gleich noch in vielen Theilen jene Frische und Lebendigkeit abging, welche ein Lustspiel dieser Art unbedingt erfordert, und hoffentlich bey den Wiederholungen nachkommen wird. Hrn. Stölzel gelang der muntere Lieutenant Zonau sehr wohl, in den melancholischen Seidler schlichen sich einige Inconsequenzen ein, welche der Entfaltung dieses Charakters Schaden thaten. Er gab nemlich jenem etwas scheuen und schwermüthigen Charakter in den ersten Scenen einen Anflug von Einfalt, der erst in dem Moment, wo Dozon ihn beleidigt, der edleren Manneswürde Platz macht, welche Seidler zeigen soll, und die er in mehreren folgenden Scenen, vorzüglich in jener bey dem Grafen und der Erklärung mit Zonau, dann jener mit Heloisen glücklich festhielt; doch fiel er hie und da wieder in den ersten Fehler zurück, den er hoffentlich in den folgenden Aufführungen nach und nach ganz beseitigen wird. Zwenmaliges Hervorrufen konnte Hrn. Stölzel ein Beweis der Zufriedenheit des Publicums mit seiner Leistung seyn. Seinem Doppelgänger, dessen Unbeholfenheit manchen interessanten Moment vernichtete, ist vorzüglich eine sorgfältigere Einübung seiner Erscheinung anzurathen, auch wäre eine frappantere Ähnlichkeit durch besseres Arrangement des Schnur- und Backenbartes zu erzielen. Unterstützt wurde er vorzüglich gut von den H. Polawsky und Feistmantel, und da der letztere, dessen ganze Rolle fast nur aus glücklich angewandten Epigrammen besteht, offenbar das leichtere Spiel hatte, so muß vor Allen das Verdienst des ersten anerkannt werden, der seine kleine Rolle mit dem heitersten Humor ausstattete, und vorzüglich in der Scene, wo er, um seinen Neffen in der eignen Schlinge zu fangen, ihn als Lieutenant Seidler anzunehmen scheint, eine Fülle von komischen Nuancen entwickelte, welche lauten Beyfall erregten. In Bezug auf die Damenrollen scheint Hr. v. Holbein, welcher den weiblichen Mimen Deutschlands so manchen glänzenden Paradenur, so manche Gast- und Reiserolle geschrieben, auf deren Dankbarkeit gerechnet zu haben, daß sie auch diesmal, wo ihnen ein brillanter Erfolg bereitet wird, zur Unterstützung des Ganzen fleißig und sorgsam mitwirken würden; aber was ist kürzer als das Gedächtniß einer dramatischen Künstlerinn? — Daher hatten sie die Elsbeth, Liesli, Clärchen, Käthchen u. s. w. rein vergessen, die heutige Landrätthin und Heloise aber gar nicht in ihr Gedächtniß aufgenommen!! — Was! die Erscheinung des Grafen und Nataliens auf der Terrasse der Eremitage betrifft, so bezeichnete der Herr und die Dame die Unaufmerksamkeit bey Seidler's Erklärung mit so weniger Aufmerksamkeit und Sorgfalt, daß man glauben mußte, sie hätten Alles angehört, wodurch die folgende Scene sehr an Deutlichkeit verlor. Da es nicht leicht möglich seyn wird, diesen beyden Personen einen Knauffect in dieser Scene zu verschaffen, und um des Ensemble willen einmal ein Mimen unserer Zeit nichts thut, so dürfte es besser seyn, wenn sie erst in dem Augenblicke hinauskämen, wo Seidler zu Heloisen's Füßen liegt.

Zum Benefice der Dlle. Hirschmann und deren letzter Gastrolle wandelte Schiller's wunderbare „Jungfrau von Orleans“ wieder einmal über unsere Breter, leider aber theils so schwach besetzt, theils so nachlässig gespielt, daß die Beneficiantinn wohl nur in der regen Theilnahme des Publicums, das sie fast nach jedem Acte, am Schlusse zweymal hervorrief, und keine schöne Stelle ohne Anerkennung vorübergehen ließ, ihren Lohn für die Darstellung gefunden haben mag. Dlle. Hirschmann hebt von dem dreysfachen Element der gottbegeisterten Jungfrau die Hirtinn vorzüglich heraus, und läßt aus diesem Grundprincip die Heldinn wie die Seherinn hervorgehen; deßhalb sind auch jene Scenen die vorzüglichsten, wo die reine Jungfrauennatur vorwaltet, und ich muß gestehen, insbesondere den Moment des Wiedersehens ihrer Schwestern noch nie mit dieser ergreifenden Innigkeit gesehen zu haben. Im Ganzen hätte ich hier und da mehr innere Ruhe und einige beynahe zierliche Handbewegungen hinweggewünscht, um die Darstellung in ihrer Art für steckenlos zu erklären. Daß Hr. Polawsky in diesem Trauerspiele unbeschäftigt ist, mag er bey Schil-

ter's Schatten verantworten, so wie die Besetzung des Talbot, Seneschall, Bastoff, Thibaut, Bertrand u. s. w. Hr. Hametner als Raoul, dessen Organ sich zwar durch aus nicht zu dieser Rolle eignet, zeigte wenigstens löbliches Studium, und scheint sich eines kunstreichen Lehrers erfreut zu haben. Hr. Wayer, welcher den Dunois sonst zu seinen besten Rollen zählt, so wie Ull. Fr. Herbst, die einmal durch ihre Agnes Sorel die Hauptperson ganz in Schatten stellte, schienen unwohl oder übel gelaunt, Hr. Stölzel (Lionel) manierirte wieder, und die äußere Ausstattung war im höchsten Grade dürftig.

Auch das Weiffenthurn'sche Lustspiel: „Welcher ist der Bräutigam?“ das zu sehr für den Moment seiner ersten Erscheinung auf dem k. k. Hofburgtheater berechnet wurde, um jetzt noch sehr anzusprechen, ist wieder in die Scene gesetzt worden, und hat der Mad. Binder (Räthe) einen brillanten Triumph verschafft, welche überhaupt eine eigene Gabe hat, ganz gemein gezeichneten Charakteren einen Anstrich von Unmuth und zarter Laune zu ertheilen, welche das Interesse an denselben erhöht. Weniger können die beyden andern weiblichen Rollen, die deutschhümliche Rosalie (Ull. Fr. Herbst) und die sentimentale Julie (Ull. Nina Herbst) wirken, und auch die Mutter (Mad. Brunetti) gehört zu sehr den Jahren 1813 und 1814 an, um heute noch Theilnahme zu erregen. Die beyden jungen Leute wurden von den Hh. Stölzel und Ernst recht wacker gespielt, und auch Hr. Grabinger (Bilau) fand Beyfall, obschon man sehr befremdet war, in einem Lustspiele, welches zwey komische Acte enthält, Hrn. Polawsky abermals — nicht zu sehen.

Hr. Hoffmann wiederholte noch den „Fra Diavolo“ mit gleich günstigem Erfolge. Wegen plötzlicher Erkrankung der Ull. Luher hatte Mad. Hoffmann bey dieser Vorstellung die Parthie der Zerline übernommen, und führte sie recht beyfällig durch. Auch als „Zampa“ und Masaniello in der „Stummen von Portici“ (welche er gleichfalls wiederholen mußte) bewährte er sich wieder als denkender Künstler und erregte, zumal im dritten Acte der erstern Oper einen wahren Beyfallsturm. Mad. Hoffmann sprach als Elvira weniger an, wie als Rosine und Zerline.

(Der Schluß folgt.)

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 6. July zum ersten Male: „Furioso, oder: Der Bandit von Ragusa,“ Schauspiel in 3 Acten, mit Tanz, Gesichten u. s. w.

Der Verfasser dieser Räuberkomödie hat sich nicht genannt, er hat sich auf diese Art wirklich manche Beschämung erspart. Man denke sich einen dürftigen Extract aus „Abellino,“ „Fra Diavolo,“ „Ali Baba“ und ähnlichen Piecen, und man hat ein beyläufiges Bild dieser dramatischen Spectakelgeschichte. Ja selbst die gewöhnlichen überraschenden Coups fehlen dem Machwerk, welches durch die mißlungene Ausführung jede Einwirkung, sogar auf die höhern Regionen des Hauses, verlor.

Modellbild XXIX.

Kleid mit Taschen von rosagesüßtertem Mouffeline, mit feinen Spizchen garnirt; Collier à la vieille Marquise, nach einem Original des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Die Tülle-Englais-Haube mit Falten garnirt und mit Gazebändern geziert ist nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
Sonnabend, den 20. July 1833.

87

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Visionen des Albert Moryr.

Von J. A. Büffel.

I.

Gern folgt mein Blick dem güld'nen Sternenwagen,
Wenn er herüberrollt in nächt'gem Grauen:
Da mahnt es mich, nach ihm hinauszuschauen,
Und wünsche nordwärts mich von ihm getragen.

Es flüstert dann herab zu mir mit Klagen:
„Du liebest uns die Blumenbeete bauen,
Du gabst sie hin den Fremden mit Vertrauen,
Und konntest uns auf immerhin entsagen?“

Wir schlummern sanft in Nordlands kühlem Schooße,
Gemeinsam theilen wir des Lenzes Blüten,
Weil uns gemeinsam fielen finst're Loose.

Fern ist dein Arm, vor Rache uns zu hüten —
Sie greift verwegen nach dem Gräbermoose,
Um selbst an welken Blumen auszuwüthen!“

II.

Auffschwing' ich mich, den Wagen zu besteigen.
Kein Zeuge lauscht, ich segle durch die Lüfte,
Wohin die Sehnsucht oft vertrauend schiffte,
Und wandle sinnend durch den Sterneureigen.

Da weht um mich der Nächte tiefes Schweigen,
Und niedersinkt der Flug auf stille Gräfte;
Entgegen hauchen mir die Rosendüfte
Aus der Cypressen dichtverschlung'nen Zweigen.

Mir winken lächelnd blühende Gestalten,
Die Arme breiten sie mir dann entgegen
Vom Marmordeckel, von dem eiskalten;

Und ringsum hebt es an, sich zu bewegen,
Beredsam wird des Schicksals finst'res Walten,
Mir seine dunklen Räthsel auszuliegen.

Und sanfter Gruß beginnt von Kindesmunde;
 Ein Knabe, der acht Mayen mir geblühet,
 Um den der Mutter Sorge war bemühet,
 Umfaßt die Hand mir in der Geisterstunde:

„Ach, nie vernarbt dir mehr des Schmerzes Wunde,
 Weil rastlos dich der Schmerz zum Lande ziehet,
 Wo finst'rer Groll und Jorn gen dich erglühet
 In racherfüllter Herzen trübem Grunde.

Oft wachen wir am bleichen Grabessteine,
 Und schweben auf und schweben singend nieder,
 Wie buntbeschwingte, scherzende Sylphiden.

Uns quält kein Schmerz, uns fließt der Thränen keine,
 Wir zogen nach der ew'gen Heimat wieder!
 Vergiß den Schmerz bey deiner Kinder Frieden!“

IV.

Das Mägdlein, das sich auf den Zweigen wieget,
 Die Locken blond, im Auge Himmelsbläue,
 Um ihre reine Stirn' der Unschuld Weihe,
 Ist's meine Bertha nicht, die, sanft geschmieget

An mich, der Launen Unhold einst besieget?
 Die des Gewitters Wolken oft zerstreuet
 Mit zarter Hand, ein Engel, hochehret,
 Dem nur der Blumen stiller Schmuck genüget?

Wie einst verklärt, als ihrem Rosenmunde
 Das letzte Lebwohl so tief entklungen,
 Umschwebt sie mich, die Stirne mir zu fächeln:

Wie ich einst that in jener Leidenstunde,
 Wo mit dem Tode heiter sie gerungen,
 Um ihre Lippen noch der Freude Lächeln!

V.

Noch zwey Gestalten! Blüthen, kaum erschlossen
 Am Lebensstengel in des Lenzes Sonnen!
 Ein zartes Brüderpaar, voll Lust und Wonnen,
 Vom milden Thau des Morgens übergossen!

Einst hielt ich sie an diese Brust geschlossen,
 Als ich des Liedes zweyten Laut begonnen,
 Von süßen Träumen trügerisch umspinnen,
 Im Lebenskranze zwey verschlung'ne Sprossen! —

Sie flattern durch die säuselnden Cypressen,
 Es sucht ihr Blick die liebenden Geschwister;
 Mir schlägt das Herz vor wunderbarem Sehnen,

Sie alle wieder in den Arm zu pressen.
 Sie winken mir mit traulichem Geflüster,
 Als mahnten sie, zu trocken mir die Thränen.

VI.

Zurück nun lenk' ich aus den Regionen,
 Es wendet sich das Aug' hinweg von Malen,
 Wo durch den Thränenflor die Leiden strahlen,
 Nach des geliebten Südens warmen Zonen.

Hin über der Gebirge Gletscherkronen
 Treibt jetzt der Flug, nach jenen Blumenthalen,
 Tribut den theuren Hügeln dort zu zahlen
 Und Den mit treuer Sohneslieb' zu lohnen,

Des Nests schlummern einsam und vergessen,
 Obgleich er Schönes schuf mit Künstlerfinne.
 Das ist das sich're Loos des Ungemeinen:

Es bleibt ein schmaler Raum ihm zugemessen,
 Und mühsam wird ihn einst der Pilger inne,
 Wenn längst verstummt um ihn der Klage Weinen!

Die Novellisten.

(Fortsetzung.)

Drey Tage später saß ich auf meinem Braunen und trabte der Residenz zu. Marie, die reizende Marie, und die verdammt Novelle, durch welche ich zu ihrem Besitz kommen sollte, gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Einige vergebliche Versuche hatten mich belehrt, daß es keine Kleinigkeit sey, eine Novelle zu schreiben. Ich sah ein, daß mir meine poetischen Lucubrationen hier keineswegs zu Statten kommen würden, und daß es in gewissen Jahren unendlich leichter sey, einen erträglichen Vers, als eine wohlgefügte Prosa in die Welt hinauszuschicken.

Nun sollte ich aber vollends eine Novelle liefern, die den Preis unter dreym gewinnen mußte! Welche Situation! — „Du willst dich bey einigen Freunden der Residenz Rath's erholen,“ dachte ich in der Angst meines Herzens, und ließ augenblicklich satteln.

Mein erster Weg, nachdem ich in einem Gasthose abgestiegen war, ging zu dem Magister Müller, einem alten Bekannten und Jugendgenossen meines Vaters.

Ich wurde mit unverstellter Herzlichkeit empfangen, und schritt, nachdem die einleitenden Höflichkeitsphrasen vorüber waren, sogleich zum Zwecke. Ich gab eine Wette vor, in Folge deren ich mich anheischig gemacht hätte, binnen vier Wochen eine gute Novelle zu liefern, in welcher Beziehung ich mir nun den Rath eines so erfahrenen Literaturveteranen erbäte.

Müller schüttelte bedenklich den Kopf, nahm eine Prise um die andere, und blickte mich halb lächelnd halb besorgt an. Endlich winkte er mir auf ein Sofa, nahm mir gegenüber im Lehnstuhle Platz und begann: „Ich sehe nur zu deutlich, mein junger Freund, daß Sie noch nicht wissen, wie viel dazu gehört, eine gelungene Novelle zu liefern. Erlauben Sie mir daher einige Bemerkungen.“

„Die Novelle, auf italienischem und spanischen Boden entsprossen, ist in unserm Klima zu einer von der ursprünglichen sehr abweichenden Form gediehen.

Es herrscht eine ganz außerordentliche Verschiedenheit zwischen den Novellen eines Boccaccio, Bandoello, Cervantes und denen eines Tieck, Steffens, Arnim, Schäfer, Wilibald Alexis.“

„Jene, eine leichte, einfache, schnell verlaufende Begebenheit, in dem Gebiete des Scherzes und der Liebe, häufig auch des niedern Gross sich bewegend, mit scharfen und kecken Strichen die Thorheiten verliebter Gecken, eifersüchtiger Ehemänner, Leichtsinns und Gluts der südlichen Schönen schildernd; dagegen die deutsche Novelle, ein kleiner Roman, der sich damit beschäftigt, die Tiefen der Menschenbrust — oft die geheimsten und entsetzlichsten derselben — zu enthüllen, oder scharfsinnige Kunsttheorien zu entwickeln, nicht selten auch in das Gebiet der Ahnungen, Visionen, des Aberglaubens oder des Magnetismus hinüberspielend, und da, wo das flache Treiben der Conversationswelt zum Gegenstande dient, öfters unter der humoristischen Maske die bitterste, schmerzlichste Ironie bergend.“

„Ja, mein Freund, der Deutsche hat sich eine eigene Gattung der Novelle erschaffen, sie ist von der Novelle des Südens eben so streng geschieden, wie nordisches Leben und Treiben von dem südlichen. Dort ungefesselte freye Natur, üppige Behaglichkeit, treffender Witz, heitere Phantasie; hier strenge Regel, gediegene Form, Universalität, Reflexion, Ironie, Romantik — freylich auch öfters phantastische Überspannung!“

„Wir haben Novellen, lieber Freund, in denen sich das Leben mit allen seinen Höhen und seinen Tiefen spiegelt, Novellen, wie sie keine Literatur, selbst die englische nicht besitzt, die doch in der Form des Romans das Trefflichste aufzuweisen vermag.“

„Sie werden einwenden, daß Sie doch in Taschenbüchern und Zeitschriften Novellen aller Art und sonder Zahl gelesen hätten, auf die das so eben Gesagte nicht passen möchte, und daß viele derselben von den fruchtbaren und renommirten Novellisten K., Y., Z. unterzeichnet seyen, allein diese sogenannten Novellen haben nur den Schein aufgefaßt, nicht das Wesen.“

„Der Deutsche ist immer gern ein à la. Tritt nun ein Tieck, ein Steffens oder ein ähnlicher origineller Kopf mit einer ausgezeichneten Dichtung dieser Art auf, so wachsen in kurzer Zeit Novellen à la Tieck, à la Steffens u. s. w. haufenweise aus der Erde hervor, wie Pilze bey feuchter Witterung. Laissons cela; über diesen Punct ist schon viel gesagt. Aber Ihnen, lieber Reinegg, der Sie doch nichts Alltäglichen liefern wollen, Ihnen rathe ich, die ganze Sache lieber aufzugeben, die Wette lieber freywillig zu verlieren, als durch eine Schülerarbeit Wette und — Achtung einzubüßen.“

„Novellen sollten meines Bedünkens nur von bejahrten Autoren geschrieben werden, die eine Fülle von Welterfahrung, Gewandtheit im Technischen, Scharfsinn, Phantasie und classische Bildung besitzen. Die epische Form paßt überhaupt nicht für die Jugend. Seelenmaler, Zeit- und Sittenschilderer sollte nur der völlig gereifte Mensch seyn.“

„Als Beweis, wie selten wahrhaft gute Novellen vorkommen, will ich Sie übrigens an die Erfahrung einer bekannten Taschenbuchsredaction erinnern, die sich vor Kurzem genöthigt sah zu erklären, daß unter 165, sage Einhundert fünf und sechzig zur Preisbewerbung eingesandten Novellen, auch nicht eine preiswürdige vorgekommen sey.“

„Mit schauerlicher Wehmuth oder wehmüthigem Schauer las ich diese Worte. Man kann nicht behaupten, die Stürme einer ereignißschweren Zeit hätten hier eingewirkt, denn 165 Novellen an ein einziges Institut eingesandt, deuten doch wahrlich nicht auf Mißwachs in dieser Gattung hin, aber es ging damit wie mit der Traube nach einem warmen aber regnickten Sommer: viel Wein, aber wenig Geist darin! —“

Erschöpft hielt hier der Magister inne, nahm eine unendliche Prise und versank in tiefes Nachdenken. Ich hatte seiner salbungsvollen Rede mit wahrhaft schmerzlicher Andacht gehorcht, und wenn gleich die Übertreibung in derselben nicht zu verkennen war, so ging doch jedenfalls daraus hervor, daß für das Gelingen meiner Bemühungen wenig zu hoffen sey.

„Geben Sie die Sache auf und verlieren Sie lieber freywillig die Wette,“ hatte mir Müller gerathen; ach, der gute Mann konnte nicht ahnen, was ich eigentlich aufgeben sollte!

Ich nahm Abschied von dem Magister, welchem meine Verstimmung nicht entging, und der eine herzliche Freude darüber zu empfinden schien, daß er seinen jungen Freund abgehalten habe, unter die Fahne der literarischen Eintagsfliegen zu treten. Mißmüthig schlenderte ich durch die prächtigen Straßen der Residenz und trat endlich in ein Kaffehhaus. Unter den vielen Journalen, die auf den Tischen umherlagen, bemerkte ich einige Nummern der „Zeitung für gemüthliche Leser.“

Gleich auf dem ersten Blatte fand ich den Beschluß einer Novelle, die in den Zeiten des spanischen Successionskrieges spielte, und worin die Geschichte nach vielfachem Morden und rührendem Entfagen, wie Harfenklang im Mondenlichte verwehte und verschwamm. Sie war unterzeichnet: Theobald Schwerthold. So viel war mir aus Freund Müller's weitläufiger Rede dennoch klar geworden, daß die hier vorliegende Dichtung keineswegs zu den classischen gehöre. „Aber brächest du doch wenigstens eine solche zu Stande!“ sagte ich mir selbst, „wenn du auch den Preis nicht erringst, du wirst doch das Deinige gethan haben, wirst nicht das spöttische Lächeln, das mitleidige Achselzucken sehen müssen, mit dem man deine Erklärung völliger Unfähigkeit zum Autornwesen aufnehmen wird.“ Ich gestehe, daß mich bey diesem Gedanken eine Fieberhitze überflog; das Blut stieg mir ins Gesicht, und eine Thräne des Unmuths trat mir in die Augen, welche noch immer mechanisch auf das Blatt in meiner Hand hinstarrten.

Dicht neben mir saß ein dicker Mann mit einem höchst gutmüthigen Gesichte. Ich mochte vielleicht durch einen Seufzer meine innere Bewegung verrathen haben, er blickte daher von seiner Lectüre weg und faßte erst mich ins Auge und dann die Nummer der Zeitung für gemüthliche Leser. „Nicht wahr, mein Herr, die Geschichte hat Sie traurig gemacht? Ich habe kurz vorher den Schluß gelesen und bin durch die herzerreißende Scene ganz matt geworden, aber dafür habe ich nach der „Allgemeinen“ gegriffen, und diese hat mich wieder ganz aufgeheitert.“

Beynabe hätte ich über das seltsame Mißverständniß lachen müssen, doch faßte ich mich und fragte den Mann, ob er den Pseudonymus, Theobald Schwerthold, kenne?

„Oy freylich kenne ich ihn; es ist ein gewisser Goldenhoff, Premierlieutenant in der Garde.“

Das war für mich eine betrübende Neuigkeit! Die Novelle, deren Beschluß ich hier gelesen hatte, verrieth, abgesehen von ihrem Werthe, den ich vielleicht nicht zu würdigen verstand, einen ziemlich gefesteten Novellisten. Sie besaß in Styl und Außenwerk ganz jenes glatte, schimmernde, gewichene und parfümirte Wesen, was die Novellen eines *Tromliß* u. s. w. dem weiblichen Lesepublicum so anmuthig macht, und, ach, *Marie* gehörte zu diesem Publicum!

Ich verließ das Kaffeehaus in einer noch weit schlimmeren Laune, als die war, in welcher ich hineingekommen.

Schon im Begriffe nach dem Gasthose zu eilen, in welchem ich abgestiegen, fiel mir noch ein junger Mann meiner Bekannschaft ein, der Belletrist von Handwerk war. Ich beschloß auch noch diesen Praktischen zu Rathe zu ziehen. Das Zimmer, in welchem der Gesuchte hauste, sah äußerst poetisch aus. Einige Gypsbüsten, tüchtig verstaubt, standen über dem Schreibpulte, auf welchem Almanache, Manuscripte, Kaffeetassen, Lichtpuken und Tabakspfeifen in malerischer Verwirrung durcheinander lagen. Eine Guitarre hing am Ofen und elegante Kleidungsstücke über den Stuhllehnen, während schwarze Wäsche und ein weißer Pudel das Sofa besetzt hielten. Der Belletrist selbst kam mir in einem sehr nachlässigen Negligée entgegen, begrüßte mich herzlich, warf den Pudel und die Wäsche vom Sofa und lud mich zum Niedersitzen ein. Wir plauderten dieß und jenes, endlich aber rückte ich mit meinem Anliegen heraus und gab wieder, wie beym Magister, eine Wette vor.

„Und wegen einer Novelle sind Sie in Verlegenheit?“ fragte der Schöngest und lachte herzlich. „Das ist doch eine wahre Kinderrey, wenn man nur sonst der deutschen Sprache mächtig ist.“

„Für eine Kleinigkeit möchte ich das wohl nicht erklären,“ bemerkte ich etwas gereizt, „der deutschen Sprache glaube ich ziemlich mächtig zu seyn, aber ich traue mir so Mancherley nicht zu, was außerdem noch zur Abfassung einer gediegenen Novelle erforderlich seyn möchte; vor Allem jene Gabe, auch den alltäglichsten Gestalten und Verhältnissen poetisches Leben einzuhauhen.“

„Freundchen, Sie verstehen eben den Kummel noch nicht,“ erwiderte der junge Mann. „Ich wiederhole: es ist nichts leichter als eine Novelle zu schreiben, vorausgesetzt, das Schreibmateriale sey in gutem Zustande. Zum Exempel, Sie wollen eine historische machen, denn die sind gegenwärtig beliebt, da nehmen Sie eine gute Chronik her, so speciell als möglich, schlagen das Mittelalter ungefähr bey 1500 auf, und blättern bis inclusive Ludwig XIV. Diese Periode ist die passendste, weil man die Leute schon ziemlich modern schwächen und empfinden lassen kann, ohne ihnen deßhalb die Ritterlichkeit rauben zu müssen. Ferner suchen Sie eine Schlacht, Hinrichtung, Aufruhr oder andern Scandal auf, wobey irgend eine berühmte oder berühmte geschichtliche Person die Hauptrolle spielt. Nun haben Sie schon

- 1) den historischen Hintergrund,
- 2) die Effectscene,
- 3) den historischen Charakter.

Sie fügen hiezu einen phantastereichen, frommen aber löwenmüthigen Jüngling, nota bene ohne allen Charakter, da solches durchaus nicht Mode, und eine lilienzarte, himmlischschöne, gottesmuthige Jungfrau; diese bilden: 4)

das Liebespaar, und werden ganz leicht in Zusammenhang mit dem historischen Charakter gebracht. Historische Stoffe machen ohnehin die Fabel der Novelle zu einer leichten Sache, und die heutigen Liebesfiguren sind so eingerichtet, daß sie (mit der gehörigen Costümveränderung) in alle Zeiten und Verhältnisse passen.“

„Versehen Sie ferner den Leser gleich in medias res, sollte er auch die ganze Geschichte hindurch zu einem fortwährenden Zurückgehen gezwungen seyn. Zu Allem dem nun einige mittelalterliche Rohheit, eine gute Staffage von Lanzknechten, Freybeutern, Ritterhelmen und Donnerbüchsen, eine schöne Landschaft, etwas Abendroth und Entfagung und — die Novelle à la X. Y. ist fertig.“

„Oder Sie wollen eine Kunstnovelle machen: noch leichter, nur etwas langweiliger zu arbeiten. Das erste beste Buch von Quandt, oder einem ähnlichen etwas breiten Kunstkritiker wird Ihnen, wenn Sie für Ihre Person auch nicht das mindeste von der Sache verstehen, Stoff zu himmellangen Kunstgesprächen geben. Diese legen Sie einer gemischten Gesellschaft in den Mund, die auf einem alten Waldschlosse ihr Wesen treibt, und flechten nebenbey etwas Liebe hinein, weil denn das doch die Brühe ist, mit der alle Romanenkost zubereitet wird. Oder Sie lassen einige verrückte Musiker à la Hoffmann auftreten, oder Sie schicken einen frommen deutschen Malersohn nach Italien u. s. w.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, Ende Juny 1833.

(S c h l u ß.)

Ulle. Sabine Heinefetter erschien auf unserer Bühne zuvörderst als Romeo in Bellini's „Montechi und Capuletti,“ und der Erfolg dieses ersten Gastspiels war von der Art, daß man selbes durchaus nur mit dem abgenützten Referentengemeinplatz bezeichnen kann: „Sie machte im vollsten Sinne des Wortes Furore“ und wurde — ein unerhörter Fall in Prag — in einem Abend achtmal, zwey- bis dreyimal hinter einander, hervorgerufen. Ulle. Heinefetter ist aber auch von der Natur mit einer angenehmen, kräftigen Gestalt, sprechenden Physiognomie und schönen, Klang- und umfangreichen Stimme beschenkt, und hat diese Gaben durch reiches und sinniges Studium auf eine sehr interessante Art ausgebildet; da sie die Grundlage in der deutschen Schule gemacht zu haben scheint, und sodann den italienischen Glanz nur für jene Fälle, wohin er paßt, in ihre Gesangsweise aufgenommen hat. Zugleich mit dieser großen technischen und geistigen Virtuosität des Gesangs hat sie sich eine Kunst der mimischen Darstellung erworben, die ihr im schönen Verein mit jener einen der ersten Plätze unter den dramatischen Sängern unserer Zeit anweist. Vorzüglich bewundernswerth ist die wahrhaft männliche Haltung, zumal in den Momenten, wo sie das Schwert zieht — die gefährlichste Klippe für Sängern, an welcher oft die ersten scheitern — und ihre ganze Haltung und Bewegung schien in der That früher einen schönen Jüngling als eine Dame zu bezeichnen. Ihre große tragische Kraft läßt uns mit doppelter Sehnsucht ihrer Desdemona entgegensehen, die wir von ihr noch zu hoffen haben. Ein zweytes Vergnügen, welches uns der angenehme Gast verschaffte, war die Bestätigung, welche wir an Ulle. Luzer (Giulietta) besitzen, die — wenn gleich noch kaum ein Jahr bey der Bühne — sich so würdig und glänzend an der Seite der gefeyerten Künstlerinn bewährte, daß auch sie mehrmals mit derselben gerufen wurde. Die ganze Oper ging sehr gut zusammen und gefiel allgemein.

Wenn Ulle. Heinefetter in ihrer zweyten Gastrolle Rosine im „Barbier von Sevilla“ nur in den Gesangstücken eben so ansprach als das erste Mal, und vorzüglich in dem Duett mit Figaro, im ersten Finale durch die siegende Kraft ihrer Stimme und in dem eingelegten Gesangstücke der Lehrscene die größte Bewunderung erregte: im Spiel

aber — einzelne Stellen ausgenommen, welche unsere vortreffliche *Vinder* nicht san-
niger und anmuthiger vortragen könnte — des nöthigen Humors zu ermangeln schien,
so mag dies (obschon uns scheint, daß sich ihr schönes Talent in Spiel und Gesang
durchaus mehr zum Tragischen hinneigt) doch wohl größtentheils Schuld ihrer Umgebung
gewesen seyn, denn wir haben, den liebenswürdigen Gast abgerechnet, diese Oper
noch nie so schlecht gesehen, als diesmal. Da Hr. *Drška* auf Urlaub abwesend ist,
war die Rolle des Grafen *Almaviva* Hrn. *Dobrowsky* zugefallen, der nicht allein so
unrichtig sang, daß *Ulle Heinefetter* ihn im letzten Duett mit sichtlichcr Anstren-
gung im Tacte zu erhalten suchen mußte, sondern nicht einmal seine Rolle wußte,
in der Scene als Musikmeister das nothwendige Requisit, den Brief, vergessen hatte,
und *Basilio* in der letzten Scene drohte, ihm ein Pistol durch den Kopf zu jagen!!
Auch Hr. *Podhorsky*, der, wenn ihm gleich die Gewandtheit *Figaro's* fehlt, die
Rolle doch mit Kunstfertigkeit singt, war heute nicht bey Stimme, und alle übrigen
mitwirkenden Personen sangen und spielten, als wäre die Oper nach längerer Unter-
brechung ohne Probe gegeben worden. *Ulle Heinefetter* mußte bald nachgeben,
bald gewaltsam mit sich fortreißen, und wurde in dieser Hinsicht von allen Anwesenden
eben so sehr bedauert als bewundert.

Zur ersten Wiedererscheinung unserer vortrefflichen *Mad. Podhorsky* — welche
gegenwärtig zu ihrer völligen Herstellung und Kräftigung das *Franzensbad* gebraucht —
soll die Gräfinn in *Mozart's* „*Figaro*“ bestimmt seyn, dessen Aufführung uns doppelt
erfreulich werden dürfte, da *Ulle Lucher* dem Vernehmen nach die *Susanne* über-
nommen, und ihr reiches Talent zum ersten Male in einer deutschen Musik entsal-
ten wird.

Die beyden Grottesktänzer, Hr. *Carelle* aus Paris und Hr. *Eckner* aus Mün-
chen, haben ihre Gastrollen mit einem *Divertissement*, worin der erste einen chinesi-
schen, der zweyte einen kosakischen Tanz aufführte, und einem sogenannten komisch
(?) pantomimischen Ballet: „*Die Müllerinn, oder: Das nächtliche Rendezvous*“ begon-
nen. Hr. *Eckner* ist ein ziemlich kräftiger Grottesktänzer und Hr. *Carelle* besitzt
eine bewundernswerthe Gewandtheit des Körpers, doch machen zwey Grottesken noch
kein Ballet, wir glauben daher wohl, daß sie, wo ein *Corps de Ballet* sie thätig
unterstützt, recht angenehm mitwirken können, hier fanden sie kein solches vor, und
da sie allein arbeiten mußten, war insbesondere Hr. *Eckner* am Schlusse, wo er uns
seine größten *Tours de force* zum Besten gab, schon so ermüdet von dem ewigen Hin-
und Hertrippeln in der undankbaren Rolle des alten Müllers, daß seinen gelungenen
Leistungen jener Glanz fehlte, der ihnen erst den wahren Werth geben muß. Die Er-
findung (!) des Ballets ist jene so oft dagewesene, gleichsam stereotype Liebesaventure
aus allen schlechten Pantomimen, mit dem einzigen Unterschiede, daß hier *Arlequin*
und *Pierrot* in eine Person verschmolzen sind, und die bekannte *Todtenscene* des erstern
in einem Sacke gespielt wird. Hr. *Carelle* gab manche Momente derselben vortrefflich;
doch haben wir noch nichts von dem Außerordentlichen an ihm bemerkt, welches zu for-
dern uns die pomphaften Berichte über ihn berechtigen. Alles, was er diesmal lei-
stete, haben wir schon früher vieles besser gesehen. Da uns der *Anschlagzettel* meldete,
das Ballet stehe unter der Leitung des Hrn. Balletmeisters *Cassel*, so glaub-
ten wir, es werde vielleicht ein choreographischer Geist durch denselben wirken, und —
wie es einmal Hrn. *Zuff* gelang — selbst mit diesen schwachen Kräften etwas Er-
freuliches darstellen. Darin hatten wir aber die Rechnung ohne Wirth gemacht, und sa-
hen in den Ensemble's nichts als die gewöhnliche große Rondo und einiges tactlose
Herumhüpfen, wie in „*Zampa*“ und an allen Abenden, wo uns das Schicksal mit Tanz
heimsucht. Der Beyfall war ziemlich mäßig, obschon die zwey Helden des Ballets
am Schlusse gerufen wurden. Zur Begleitung des *Divertissements* und Ballets wurde:
„*Der Diener zweyer Herren*“ — mit Ausnahme des wackern Hrn. *Fesimantl* (*Tru-
faldino*) — ungenügend gegeben.

Hr. *Langeschwarz* ist hier angekommen, und man sieht seinen improvisatori-
schen Vorstellungen mit gespannter Erwartung entgegen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 23. July 1833.

88

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verendet.

Die Novellisten.

(F o r t s e t z u n g.)

„Die meiste Schwierigkeit würde Ihnen eine Novelle à la Tieck machen. Der Mann hat immer so etwas Eigenes, Originelles — der Geyer weiß, wo das Geheimniß steckt — aber ich habe mich mehrmals vergebens bemüht, es ihm nachzumachen. Er bringt die Sonderlinge, Narren, Originale aller Art, nicht einzeln auf die Bühne, nein, er stellt ganze Cohorten davon auf! Diese feine Ironie, mit welcher er sein Zeitalter schildert, diese Gewandtheit und Tiefe, diese vornehme Vernachlässigung des äußern Stoffes sind wahrhaft unnachahmlich. Und wie oft tritt mitten aus der Alltagsprose der ächte Dichter hervor! Doch ich schweige, sonst könnten Sie mich für einen Tieckisten halten.“

„Glauben Sie indessen nicht, daß die Novellen dieses Meisters wirklich so allgemein anerkannt sind, als es scheinen dürfte, und als sie es verdienen. Tausende, die mit Entzücken davon sprechen, haben vielleicht beym Lesen oft genug gegähnt, und was ihm die meisten Anhänger gewonnen hat, ist sicher die reizende Episode: „Die wilde Engländerinn,“ im Taschenbuche „Urania.“ Es wußten vielleicht die Wenigsten den tiefen Blick zu würdigen, den der Dichter hier in das menschliche Herz gethan, noch die Gewandtheit, mit der er einen höchst eiglichen Punct behandelt hat; nein, es ist die Situation selbst, diese originelle Situation, wo die wilde Schöne vom Pferde springt, und das Gewand am Sattel hängen bleibt, welche unsinniges Furore gemacht und Tieck bey Tausenden zu einem „köstlichen Kerl“ gestempelt hat, die früher seinen „Geheimnißvollen“ nicht begreifen, seine „Gemälde“ nicht goutiren konnten, in seinem „Reisenden“ einen etwas langweiligen Narrenconvent sahen. Aber so ist einmal das große Lesepublicum, es will amüßet, gekitzelt seyn. Classische Producte wollen classische Leser, aber dieser sind wenig. Darum, lieber Neiegg, halten Sie sich an das, was ich Ihnen gesagt habe. Ich habe nicht die Ehre jene Deutschen zu kennen, mit denen Sie die fatale Wette eingegangen sind, allein wer eine solche Wette aufs Tapet bringen, und einen Termin von vier Wochen zur Abfassung einer Novelle anberaumen kann, der hat keinen hohen Begriff von der Sache, und wird sich wohl mit gefälliger Modewaare abfinden lassen.“

Der Belletrist schwieg hier, und mir schwindelte der Kopf von dem Geplauder desselben. Mit welchem unerhörten Leichtsinne behandelte er die Sache! Und doch war sein letztes Argument richtig; der Major war allem Anscheine nach nicht der Mann, ein wirklich classisches Erzeugniß dieser Gattung beurtheilen zu können, und meine Nebenbuhler nicht die Leute, ein solches zu liefern. In dessen, was konnte mir das helfen? Ich fühlte, daß auch ein sehr alltägliches Novellenfabricat über meine Kräfte gehen dürfte. Trübsinnig starrte ich vor mich hin und dachte bereits daran, mich mit guter Manier zu empfehlen, als mich Fahlwitz, — so hieß der junge Mann — der inzwischen zu Athem gekommen war, lebhaft beym Arme ergriff: „Mir fällt ein guter Ausweg für Sie ein. Sie verlieren eine vielleicht bedeutende — Wette, wenn Sie die Novelle nicht liefern, oder wenigstens keine gute; noch ärgerlicher, ohne Zweifel, wäre es Ihnen, sich bestegt zu sehen. Wohlan, Sie sollen sehen, daß ich Ihr Freund bin.“ Er slog bey diesen Worten an sein Pult, kramte unter den Papieren und brachte endlich drey starke Manuscripthefte zum Vorschein.

„Hier sind drey Novellen *comme il faut* nach dem neuesten Geschmack ausgearbeitet, und zur Absendung an Taschenbuchverleger bereit. Lesen Sie dieselben durch und wählen Sie die, welche Ihnen am meisten zusagt. Ich überlasse sie Ihnen gegen ein mäßiges Honorar für immer und ewig als Eigenthum. Hier eine historische à zehn, hier eine Malernovelle à acht, hier eine Wahnsinn- und Schauernovelle à fünfzehn Friedrichs'or. Ich rathe Ihnen zu letzterer; es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie nicht den Preis erhalten sollte, und wäre es wirklich nicht der Fall, so bin ich bereit, sie ohne Widerrede zurückzunehmen. Mehr kann ich doch wahrlich nicht thun, Ihnen meine Dienstwilligkeit zu beweisen. —“

Ich gestehe, daß mich dieser Antrag im ersten Augenblicke völlig verblüffte. Fast schien es mir, als sollte ich den Handel eingehen; ich fühlte mich würdig Mariens Hand zu verdienen, ich war mir des festen Willens bewußt, sie glücklich zu machen. Wenn der Vater ungerecht genug war, Leistungen von mir zu fordern, die durchaus nicht in mein Fach gehörten, warum sollte ich nicht den unschuldigen Betrug —? aber nein! bald genug durchschaute ich die Sophistery, der Leidenschaft und der Gedanke: Mariens Hand durch einen solchen unwürdigen Kunstgriff zu erlangen, stand in seiner ganzen häßlichen Blöße vor meiner Seele.

Ich wies den Antrag des Belletristen fest und bestimmt zurück, dankte ihm aber herzlich für die bey dieser Gelegenheit bewiesene freundschaftliche Gesinnung; dann empfahl ich mich. „Nun machen Sie, was Sie wollen,“ rief mir der Scribent gutmüthig nach, „ich stehe Ihnen noch immer zu Diensten, falls Sie sich anders besinnen sollten.“ — „Gib deine Sache immerhin verloren,“ sagte ich zu mir selbst, als ich mich unten auf der Straße befand, „und vermeide einen Wettstreit, der dir nur Schande und Neue bringen könnte.“

Die Stadt aber war mir nun völlig verhaßt, wie drückende Gewichte lagen die hohen finstern Gebäude auf meiner Seele. Eine Stunde später hatte ich die Barrieren hinter mir.

Geistig und körperlich erschöpft langte ich zu Hause an. Ich mußte in meinem Unmüthe hell auflachen, als ich den Erfolg meiner Reise überdachte. Weder Rath noch Trost hatte ich mir geholt, im Gegentheil, ich war mir der

Schwierigkeiten nur noch deutlicher bewußt worden, die ich zu überwinden hatte, wenn ich meine Absichten auf Marie nicht lieber rundweg aufgeben wollte. Ein solches Aufgeben liegt jedoch nicht im Charakter eines liebenden jungen Mannes. Beynahe mit mir selbst zerfallen, stand ich da, ohne zu einem festen Entschlusse gelangen zu können. — Wir waren im July; die Ernte begann, und mit ihr stürzte ein Strom von Geschäften über mich herein. Ich wußte längst, daß das Auge des Herrn unersichtlich sey und war längst gewohnt, überall selbst einzugreifen. Diese Thätigkeit war mir Bedürfniß geworden, sie gewährte mir immer Befriedigung; aber dießmal wurde mir meine Geschäftsüberhäufung doch oft zur drückenden Last. Ich konnte ja kaum zu Athem kommen! Tagelang mußte ich auf dem freyen Felde, in der sengenden Glut der Juliussonne weilen; kam ich abgetrieben und müde nach Hause, da gab es schon Anfragen, Verhandlungen aller Art und Schlichtung mancher verdrießlichen Angelegenheiten. Sonst freylich hatte ich das nicht so sehr empfunden, meine Gemüthsstimmung war aber auch ganz verschieden von der gegenwärtigen.

Wo sollte ich jetzt Lust und Liebe, wo auch nur die physische Ausdauer und Zeit hernehmen, um den Muses zu opfern? Ich griff wohl häufig zur Feder, spürte nach einem Novellenstoffe umher, machte Entwürfe, oder studierte die Novellen berühmter Autoren dieses Faches; mit einer Novelle war es bereits bis zum vierten Bogen gediehen — ich muß heute noch lachen, wenn ich an das Ding denke, — allein die Arbeit wollte sich nicht fördern, wie oft ich auch tief in die Nacht hinein saß und specularirte und grübelte, so daß ich über all diesen Anstrengungen der heterogensten Art fast zum Schatten geschwunden wäre.

Eines Abends, nachdem ich lange in tiefen Gedanken da gesessen war, fiel mein Blick auf das geöffnete Pult, in welchem Massen bekriegelten Papiers — lauter schriftstellerische Versuche — lagen und von da auf den nebenan hängenden Kalender. Letzterer belehrte mich, daß binnen sechs Tagen der Termin zu Ende sey, den Mariens Vater für die Preisbewerber festgestellt hatte.

Der Kalender mag eine prosaische Lectüre — wenigstens für Männer — seyn, aber schwerlich wird ein Blick auf irgend eine gedruckte Zeile so seltsame Empfindungen hervorrufen, als dieß häufig bey dem Kalender der Fall ist. Man denke an die Gefühle, mit welchen der Zahlungsunfähige auf den Datum hinblickt, wo er seinen Gläubiger erwarten muß, der Trauernde auf den Tag, wo ihm ein geliebtes Wesen starb, die rothige Braut auf den Tag, der sie in eine neue Sphäre versetzen soll und so fort!

Auch bey mir entschied dießmal der Kalender. Es war unmöglich, bis zu dem bezeichneten Tage fertig zu werden, es war doppelt unmöglich, in einer so widerigen Seelenstimmung, wie meine gegenwärtige. Sehr schwierig schon ist es, bey dem allerersten Versuche in irgend einer Gattung von Phantastischerzeugnissen Vorzügliches zu leisten, unmöglich aber unter dem Drucke so peinlicher Verhältnisse, wie die meinigen! Warum mich lange mühen, und endlich doch nichts ernten, als den Hohn eines Nebenbuhlers? An Marien durfte ich mich, dem ausdrücklichen Verbote des Vaters zufolge, nicht wenden, hätte ich dieß dürfen, hätte ich ihr die Lage der Dinge darstellen können, es wäre vielleicht Alles anders geworden; allein die heimliche Umgehung des väterlichen Interdicts erlaubte mein Stolz und Mariens Pflichtgefühl nicht. So gedieh denn ein rascher Entschluß in meiner Seele. Ich riß die unglückseligen Papiere aus dem Pult

hervor, band sie zusammen und warf das Packet in eine Kiste mit zum Verbrennen bestimmten Papieren.

Dann setzte ich mich nieder, um an den bereits erwähnten Neffen des Majors, den Rittmeister Julius Tempel zu schreiben. Vor einigen Jahren mein Begleiter auf einer großen Reise, war Julius seitdem durch die Bande der innigsten Freundschaft mit mir verbunden. Wir lebten jetzt getrennt und wechselten selten Briefe, dann aber immer solche, in denen sich eine ganze Lebensperiode, und der Gang unserer geistigen Entwicklung abspiegelte. Diesmal sollte er den längsten Brief erhalten, der je aus meiner Feder gestossen war, denn noch nie hatte ich ihm so viel mitzutheilen. Ich schrieb ihm Alles, was sich in der letzten Zeit zugetragen, meine Liebe zu Marien, den thörichten Einfall ihres Vaters, meine schriftstellerische Passionsgeschichte mit sämtlichen, auch den geringsten Nebenumständen. Während des Niederschreibens gerieth ich durch das Hervorrufen aller dieser heftigen Gemüthsaufreregungen immer mehr in Feuer, und bald stand in einer von allen Rücksichten entkleideten leidenschaftlichen Sprache mein ganzer innerer und äußerer Zustand auf dem Papier. Es schlug drey Uhr Morgens, als ich die Epistel mit folgenden Worten schloß:

„Und somit, lieber Julius, bin ich dahin gekommen, lieber ewig auf Mariens Besitz zu verzichten, als der überspannten Laune deines Oheims zu fröhnen. Noch stände es heute vielleicht in meiner Macht, mir um einige Goldstücke zu verschaffen, was ich bedarf, und ziemlich sicher könnte ich seyn, daß die Täuschung nie, oder doch wenigstens nicht binnen dieser wenigen Tage enthüllt würde. Auch wäre es wohl verzeihlich, deinen Oheim in dieser Sache, auf diese Weise zu täuschen. Doch mir efelt vor dem Gedanken, die Hand des lieblichsten Geschöpfes unter der Sonne durch eine Erbärmlichkeit zu erschrecken, die allenfalls nur in die Moral einer Kokebue'schen Posse taugte. Wüßte Marie, was ich seither gelitten habe, wüßte ihr Vater, daß er um einer — Laune willen den Frieden meiner Seele für lange vernichtet hat: ich glaube, der — sonst so treffliche — Greis würde nicht länger verkennen, welche Thorheit zu begehen er im Begriffe steht, indem er die Tochter seines Herzens dem Manne in die Arme werfen will, der — unter einigen, vielleicht mittelmäßigen Novellen, die am wenigsten mittelmäßige zu schreiben verstand! —“

„Ich war seit jenem fatalen Tage nicht mehr in Tannenbergs, werde auch nie wieder hinkommen. Was soll ich dort? Ich fühle deutlich, daß ich den gefährlichsten Aufwallungen nicht entgehen könnte, wenn es zu mündlichen Erörterungen käme. Ich habe einen andern Ausweg im Sinne. Sobald meine dringendsten Geschäfte abgethan sind, übergebe ich einem tüchtigen Manne die Verwaltung meines Gutes, und ziehe für ein Jahr weg von hier, um vergessen und vergeben zu lernen. Vertrete du, Geliebter, meine Stelle, und melde deinem Oheim diesen meinen Entschluß: ich will durchaus alle fernere Verbindung mit demselben abgebrochen wissen. —“

Der zu einem Packet angewachsene Brief ging einige Stunden später ab, und wie gewöhnlich, wenn man nach langem Schwanken endlich zu einem durchgreifenden Entschlusse gekommen ist, fand auch ich mich wunderbar beruhigt. Zwar zuckte es noch schmerzlich in meiner Brust auf, wenn ich Mariens gedachte, allein das Bewußtseyn: „du mußt so handeln,“ beschwichtigte des Herzens stürmische Regung. Überdies griff ich zu dem nie fehlschlagenden Mittel: Beschäftigung und wieder Beschäftigung. Sterbensmüde sank ich Abends

auf mein Lager, und nach einem kurzen traumlosen Schlummer, schweifste ich mit dem ersten Sonnenstrahle wieder hinaus in die freye hellende Natur.

(Der Schluß folgt.)

An die deutsche Muse.

(Geschrieben zu Paris am 2. Juny 1832.)

Deutsche Muse, soll ich von dir scheiden,
Die in's Leben hold mich eingeführt;
Mich entzückt mit namenlosen Freuden,
Wonnevoll die junge Brust berührt?
Folgend deinem süßen Zaubertriebe,
Schien das rauhe Leben mir so schön!
Du warst ja des Mädchens erste Liebe,
Und ich sollte dich entschwinden seh'n!

Weichst auch du dem mächtigen Gefühle,
Das bisher dem Herzen unbekannt?
Alles schwindet vor dem neuen Ziele,
Eitern, Freunde, Fürst und Vaterland!
Wenn das Weib den Gatten sich erwählet,
Opfert auf der Liebe Hochaltar
Sie, von nie geahnter Lust beseelet,
Alles, was bisher ihr theuer war.

Ach . . . von meines Vaterlands Gefilde
Schied ich, von dem lieben Osterreich!
Galliens Himmel ist wohl schön und milde,
Friedlich war er dort und segensreich.
Galliens Muse lockt mit süßen Tönen,
Und ihr Lied klingt zauberisch und mild;
Aber meines Herzens erstes Sehnen
Hat die deutsche Muse nur gestillt.

O, so mögest du mich hier begleiten
In des Gatten schönem Vaterland;
Hin die Phantasie zum Ister leiten,
Wand' ich an der Seine fernem Strand.
Wenn Paris mit seines Reichthums Fülle
In Erstaunen seht den regen Sinn,
Flüsterst du dann in des Herzens Stille:
Ach, es gibt doch nur ein liebes Wien!

In der Liebe seelenvollen Stunden,
An des heißgeliebten Gatten Brust
Fühl' ich nicht der Trennung herbe Wunden,
Bin ich nur des Glückes mir bewusst!
Aber — wenn ein namenloses Sehnen
In der Einsamkeit mich bang bewegt,
Schwimmt der Blick in stillen Wehmuthstränen,
Wenn das Herz laut nach der Heimat schlägt.

Deutsche Muse! sprich dann sanft zum Herzen,
Das dein Zauber oft so süß umwand;
Leise Worte meiner Sehnsucht Schmerzen,
Zaub're mich zurück in's Vaterland;
Laß' besreundte, liebliche Gestalten
Leise dann an mir vorüberzieh'n;
Muse! laß, laß deine Zauber walten,
Und — ich träume mich zurück nach Wien.

Nina von Seyden geb. Rouland.

Weimar, Ende April 1833.

In unserm Museum hielt ein Hr. Auquier aus Genf Vorlesungen über die neuere französische Literatur vor einem, freylich kleinen, zum Theil aus Landsleuten, zum Theil aus Engländern und einigen geistreichen Damen, bestehenden Publicum, des Erbgroßherzogs königl. Hoheit an der Spitze. Der vorliegende Prospectus versprach: „Portraits anecdotiques et littéraires des principaux écrivains françois vivants, une esquisse rapide du mouvement intellectuel qui a conduit à la littérature originale et pittoresque de notre époque.“ Das steigende Interesse dafür war um so merkwürdiger, je sorgfältiger dabey jede Verührung mit der Politik vermieden ward. Besonders anziehend fand man seine Mittheilungen über Chateaubriand, Barthélemy, Méry, Mad. Récamier, Staël; weniger die Mittheilungen aus den Werken der Genannten, die zu bekannt sind, als daß der Vortrag des Hrn. Auquier ihnen neuen Reiz verleihen könnte. — Die besuchtesten Séances littéraires sind und bleiben unsere theatralischen. Hier ist uns ein wahres panorama poétique der älteren und neueren Kunst des In- und Auslandes fortwährend geöffnet, und der Intendant ermuntert und ermutigt die Künstler; was jeder zu würdigen versteht, der die Schwierigkeit seines Postens kennt.

Unter den inländischen Erzeugnissen der Muse erwarb sich eine Oper und ein Ballet gerechte Anerkennung. „Der Verräther in den Alpen,“ romantische Oper in 3 Acten nach einer Novelle von Georg Döring, von unserm beliebten Komiker Seidel bearbeitet, und von Eduard Genast in Musik gesetzt, zeichnet sich zwar weder durch Lyrik der Sprache, Neuheit der Intrigue, Handlung und Charaktere, noch durch Originalität der musicalischen Conception aus, wohl aber durch scenisch effectvolle Anordnung und Zusammenstellung des Gegebenen, durch melodiereichen Fluß der Composition, und überraschte in der trefflich geleiteten Zusammenwirkung aller Opernkünste, besonders auch der äußerst reichen und prächtigen äußern Ausstattung, sehr angenehm. Bey der Darstellung thaten sich besonders der Compositeur der Oper in der Hauptrolle des Verräthers, der erste Tenor, Hr. Freymüller, ein fleißiger, sehr geschickter, junger Künstler, und die erste Sopranstimme, Mad. Streit, zum Vortheil des Ganzen hervor. Die Oper gefiel, wenn sie auch nicht außerordentliche Wirkung gethan hat. Es fragt sich nun, welchen Eindruck sie auswärts bey geringerem scenischen Aufwande machen wird. Das zweyte inländische Product ist das Werk eines jungen, bey dem Chor des Theaters angestellten Mannes, Namens Röttsch, ein Ballet: „Die Bergknappen,“ das in seiner mimischen Verfassung, wie in der begleitenden Musik, sehr achtungswerth erschien. Von erotischen Pflanzen macht eine Burleske mit Gesang von Blum, „der Spiegel des Taufend schön,“ eine Art „Aschenbrödel“ in Gestalt eines Bauers (Freß — Hr. Genast), einiges Aufsehen. Es ist ein mixtum compositum, zur Gattung des Lächerlichen gehörend, wie wir von Angely und Blum schon Mehreres gesehen haben. Ein paar Scenen, so wie die gute Besetzung der Hauptrolle, des Kämmerlings Freudenfeyer von Seidel, sind geeignet, ihm Beyfall zu erwerben. Auf Kunstwerth macht diese Spasburleske ohnehin keinen Anspruch. Die Anwesenheit eines Gastspielers, Hrn. Krieger's vom Stadttheater in Nachen, brachte mehrere ältere Stücke auf das Repertoire. In „Carl XII.“ gab er den Bauer auf Rügen, im „Onkel Brand“ die Titelrolle mit großer Kunstfertigkeit. Was dieser möglich war, leistete er. Aber die köstlichsten Güter des Komikers, die keine Kunst gibt, nur die Natur, Laune und Humor stehen ihm nicht in dem Maße zu Gebote, wie es die beyden Rollen verlangen. Gelungener war darum sein Hauptmann von Posert in Jffland's „Spieler,“ ein wahres Kunststück von Copie. Hrn. Krieger's Talent scheint mehr ein nachahmendes, als selbstschöpferisches zu seyn, mehr Virtuosität, — und eignet sich darum für unmarkirte, der Verrechnung zugängliche Rollen. In dem genannten Stücke zeichnete sich unser ehrwürdiger Veteran Graff, als Kriegsminister, Hr. Els und Winterberger (Geheimrath und Baron von Wallenfeld), Hr. Holdermann und Hunnius, als Lieutenant Stern und Gabrecht, sehr vortheilhaft aus.

Zwischen allen diesen Erscheinungen der neuern und neuesten Kunst eröffnet man uns von Zeit zu Zeit den classischen Hintergrund einer „Armida,“ „Minna von Barnhelm,“ eines „Göz von Berlichingen.“ Wenn das von Seiten der Intendantz von Kunstsinne und Geschmack zeugt, so beweisen dergleichen Leistungen zugleich, daß es ihr auch nicht an Kunstmitteln fehlt; denn die Damen Streit und Genast, so wie unser Berlichingen, Weißlingen, Selbiz (Genast, Durand, Hunnius) sind ihren Aufgaben gewachsen. Doch genug vom Theater!

Nur eines Hrn. Haase von Dessau, mit dem die Gallerie unserer ausgezeichnetsten Violinspieler, die wir in Weimar seit Jahren gehört haben, auf die unerwartetste Weise bereichert worden ist, muß ich noch erwähnen. Wenn Paganini der Napoleon seines Instruments ist, mit dem er usurpatorisch macht, was er will, so ist dieser Künstler unter den Fürsten der Violine der mächtigste Autokrat, der innerhalb der Geseze der Kunst und des gediegensten Geschmacks unbeschränkt herrscht. „Wenn ich nicht Paganini wäre,“ müßte jeder Kenner sagen, wenn er ihn hörte, „möcht' ich wohl Haase seyn.“ Wie Hummel jetzt in London „der große Finger Europa's“ genannt wird, mag Paganini trachten, der große Arm zu heißen, sonst kommt ihm Hr. Haase leicht zuvor. Ein großer Bogen ist er jedenfalls.

Finger und Arm erinnern mich noch an Goethe's „Faust,“ den nachgelassenen nemlich, dem die Kritik jetzt, wenigstens in dem Beyblatte der Frankfurter Oberpostamtszeitung, eine Faust macht. Sie definiert dort den Titel: Nachlaß für Sammlung der zerstreuten Goethe'schen Werke, sehr zum Nachtheile der Herausgeber, und weist Erlahmung der Goethe'schen Jugendkraft ganz überflüssig nach. Trotz dem geht das Gerücht, daß auch dieser nachgelassene Spätling der gealterten Muse Goethe's zur Darstellung auf unserer Bühne kommen werde; und das mit Recht. Im übrigen, den angefochtenen Mangel an Auswahl in Goethe's Nachlasse betreffend, haben die Herausgeber eben nur keine Ausnahme von der gewöhnlichen Art gemacht, wie nachgelassene Schriften berühmter Männer bisher immer gesammelt und herausgegeben wurden. Man denke nur an die nugae und quisquilie des Matthiſſo'n'schen Nachlasses.

Dommayr's neuer Saal in Hieging.

Das freundliche, vielbesuchte und vielbewohnte Hieging, und namentlich das elegante Locale des Hrn. Dommayr hat durch die schnelle Erbauung dieses glänzenden Saales wieder eine neue Anziehungskraft gewonnen; und da es sich hier nicht bloß um eine entsprechende Gelegenheit zur Unterhaltung handelt, sondern diese selbst als höchst gelungenes Kunstwerk unsere Aufmerksamkeit, wie die des ganzen Publicums in Anspruch nimmt, so ist es eine erkreuliche Mühe, die nähern Details desselben aus einander zu sehen.

Vor allem verdient unser, schon früher als genialer Architekt und geschmackvoller Decorateur rühmlich bekannte Hr. J. B. Rupp, nach dessen zum Grunde liegender Idee der herrliche Salon ausgeführt wurde, die ausgezeichnetste Anerkennung für diese vollkommen gelungene Kunstschöpfung, welche füglich als ihm allein angehörig zu betrachten ist, indem eben Plan und Idee des ganzen Bauwerkes unsere volle Bewunderung in Anspruch nehmen. Dabey wäre es jedoch unbillig, der schönen, makellosen Ausführung, die durch ihr beschleunigtes Gedeihen vollends das Erstaunen erregt, nicht zugleich verdiensterweise zu gedenken.

Der neue Saal, an die rechtslaufende Wand des bisherigen Speisefalons angebaut (welcher dem neuvollendeten jetzt gleichsam nur als Vorhalle dient) und mit diesem durch mehrere große Fenster und Glasthüren in directer Communication, hat die Form eines Rechteckes und fast 11 Klafter in der Länge und $6\frac{1}{2}$ Klafter in der Breite; er wird von 24 gelbmarmorirten, 3 Klafter hohen, freystehenden Säulen im Vierte umschlossen, die ein geschmackvoll mit Sparrenköpfen geschmücktes Gebälke stützen, von welchem auf sich, in schönster, leichter und luftiger Wölbung, bis zu 5 Klaftern Höhe, die Decke schwingt. Die durch diese Wölbung an beyden Stirnwänden über dem Gebälke sich bildenden Kreissegmente sind mit Sachkenntniß zur Erhellung und Kühlung des Saales verwendet, und gewähren durch die einfache und passende (radienförmige) Eintheilung der hier angebrachten Glasflügel einen wahrhaft großartigen Anblick, dessen Schönheit zum Theile noch dadurch erhöht wird, daß auf der einen Seite das Grün der entfernteren Baumwipfel durchblickt. Die Säulen — an den Wänden der Oberlichten gekuppelt, in den Längen nach angemessenen Entfernungen vertheilt — verjüngen sich von unten auf geradlinig und sind mit Capitälern gekrönt, welche zwey Reihen von Blättern zeigen. Die erste derselben besteht aus Knorren, die zweyte aus Wasserlaub, und abwechselnd mit diesem sprossen kleine Palmetten hervor. Der Abacus, welcher das Capital der Säulen deckt, ist hier „zum ersten Mal quadratisch“ und beruhigt in dieser Gestalt das Auge vollständig. Das Gebälke besteht aus sehr einfachen, zu dem Ganzen proportionirten, ver-

zierten Gliedern, und wird durch den mit leichten, geschmackvollen hellen Arabesken geschmückten Fries besonders gehoben, wozu der graugrüne Grund der Rückwände sehr vortheilhaft beyträgt. — Das akustisch gebaute Orchester, dem Mitteleingange aus dem bisherigen Speisesalon gegenüber, wird durch eine Parapetwand, die mit Bronzekränzen und Rosetten verziert ist, vom Saale geschieden; auf derselben Seite befindet sich ein kleines Toilettenzimmer.

Die mittlere Länge des Saales erhellet ein großer, geschmackvoller Luster, an dessen beyden Seiten sich zwey nur um etwas kleinere befinden, indest die Beleuchtung im Gevierte durch dreyfache argandische Lampen, welche zwischen den Säulen angebracht sind, auf das entsprechendste bezweckt wird. Das Orchester, von welchem wieder Strauss den Zauber seiner Walzermelodien ertönen läßt, hat seinen eigenen Candelaber. Die Heizung des (nebenhin gesagt, glänzend ammeublierten) Salons wird, wie wir vernahmen, nach Meißner'scher Einrichtung, jedoch mit entgegengesetzten Luftabzügen, bewerkstelligt.

So hat das reizende Giebing in diesem neuen Bauwerke, wo dem Vergnügen des Wiener Publicums eine so reiche Ausbeute versprochen und bereitet wird, ein architektonisches Meisterwerk erhalten, für dessen Gründung und Erfindung dem trefflichen, vaterländischen Künstler Hrn. J. W. Rupp das ausgezeichnetste Lob gebührt und dessen schnelle, vollendete Herstellung das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt. P.

L i t e r a t u r.

„Schicksalswechsel.“ Roman von Eginhardt, Verfasser der Parodien Schiller'scher und anderer bekannten Gedichte. Leipzig, bey Christian Ernst Kollmann. 1832.

In so fern als wohl jedes epische oder dramatische Product die Wechselfälle im Schicksal einzelner Individuen oder moralischer Personen zum Substrat haben muß, scheint schon im Titel dieser Erzählung ein Mißgriff eingetreten zu seyn und die Zeichnung der darin vorkommenden Charaktere, Situationen und Verhältnisse, ist auch nicht von der Art, um uns von dem Verfasser Bedeutendes im Fache der Novellistik erwarten zu lassen. Sein Product erscheint lediglich als ein Aggregat verbrauchter Romanscenen, deren Darstellung an Spiess, Kramer und Consorten, besten Falls an Clauren erinnert, und worin die Art, wie sich Freyherrn und Grafen geberden, eben nicht den vortheilhaftesten Begriff von des Verfassers Vertrautheit mit dem Tone der höhern Kreise einflößt. Besonders nüchtern ist der eingeflochtene Scherz, und der verfelnde Bataillonsarzt dürfte schwerlich die Lacher auf seine Seite bringen. Befremdend ist uns der Umstand erschienen, daß von den vielen Worten aus fremden Idiomen, sich auch nicht ein einziges einer richtigen Orthographie erfreut, was wohl kaum bloß dem Seher zur Last fallen dürfte, da uns andere Verlagsartikel der nemlichen Officin zu Gesichte gekommen sind, welche sich durch eine empfehlungswürdige Correctheit hervorthun. Ubrigens möchte wohl nur eine gewisse Gattung von Lesern, deren Forderungen minder streng sind, an den eingeflochtenen Schilderungen von Vogelschießen, Kegelschießen, Tanzbällen, alten Jungfern, Zweykämpfen u. dgl., Geschmack finden, und diesen mag sonach das, recht gefällig ausgestattete Buch empfohlen werden. S.

(Mit Nr. 30 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauss's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Donnerstag, den 25. July 1833.

89

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 R., halbjährig um 12 R. und ganzjährig um 24 R. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 R., halbjährig um 8 R. und ganzjährig um 16 R. C. M. von H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 R. 12 kr. halb- und 26 R. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Novellisten.

(S c h t u f.)

So war der verhängnißvolle Tag herangelommen, der Mariens Freyer auf Schloß Tannenbergs versammeln sollte. Ich war trotz aller gewaltsam erzwungenen Fassung dennoch gewaltig verstört. Gleich nach Tische hängte ich ein Gewehr über die Schulter und zog in die Waldung hinaus, denn einer ernstlichen Arbeit war ich heute nicht fähig, und die Einsamkeit der Stube war mir völlig unerträglich. In tiefen Gedanken strich ich durch die Schatten des Forstes; die Tannen rauschten über meinem Haupte, ein spiegelheller Bach rieselte lustig durch das buschige Moos nach dem Thale hinunter. Mir ward wunderbar und weh zu Muthe: dieses feyerliche Schweigen, welches in den Hochwäldern unseres Erdstrichs um diese Tageszeit zu herrschen pflegt, macht einen eigenthümlichen Eindruck auf die menschliche Phantasie. Mir vollends, der ich von Jugend an auf dem Lande gelebt, waren meine Wälder herzlich lieb geworden; ich hatte vielfältig erprobt, wie in Stunden, wo mich die Außenwelt unangenehm berührte, das Blut allmählig ruhiger zu kreisen begann, wenn ich unter den grünen Bogengängen des Forstes einherschritt, den ich schon als Knabe mit einer Art von heiligem Schauer betreten hatte. Wohl war ich auf mehrjährigen Reisen durch die schönsten Gegenden des europäischen Festlandes, durch die üppige Naturpracht Italiens, die erhabene Größe der Schweiz und des süddeutschen Gebirgslandes mit Entzücken und Bewunderung erfüllt worden, aber dennoch hatte ich mit freudiger Wehmuth die waldbedeckten Hügel, die lachenden Kornstreu meiner Heimat wieder begrüßt, an denen die ersten Erinnerungen, die süßesten Träume meiner Jugend hingen.

Einige Stunden mochte ich so planlos umhergestreift seyn, ganz mit meiner innern Welt beschäftigt, nicht auf Weg und Richtung achtend, da lichte sich der Wald, die Gegend wurde freyer, und ich fand mich auf dem Wege, der nach — Tannenbergs führte, kaum eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt. Betroffen blieb ich stehen und starrte wie träumend auf die Anhöhe vor mir hin, welche die rothen Dächer des Rittergutes verbarg. Da ertönte Wagengerassel, und im raschen Laufe bog eine Equipage um den Hügel herum; ich erkannte das polnische Gespann des Barons. Es war unmöglich, ein Zusammen-

treffen zu vermeiden, mit hochklopfendem Herzen blieb ich daher stehen; der Baron aber bog sich weit aus dem Wagen heraus, als er mich gewahrte. „Glück auf den Weg, Herr Nachbar!“ rief er mir spöttisch lachend zu, und hieb dann scharf in die Pferde, die er eigenhändig lenkte.

Ich zog überrascht den Hut und blickte in sonderbarer Verwirrung dem davoneilenden Wagen nach, so lange ich ihn mit den Augen verfolgen konnte. Da erregte neuer Hufschlag meine Aufmerksamkeit; im gestreckten Galopp brauste der Lieutenant auf dem stüchtigen Renner einher. In meine Nähe gekommen, warf er einen durchdringenden Blick auf mich und parirte sein Kopf. „Aha, Sie wollen auch die Messe nicht versäumen? Nun meinethwegen, immer frisch voran! Wenn es Ihnen glückt — von mir haben Sie nichts zu besorgen; ich werde mich zu trösten wissen.“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, die auch wahrscheinlich nicht zum Klügsten ausgefallen wäre, gab er seinem Pferde den Sporn.

Längst war der Reiter in hohen Staubwolken meinem Blicke entschwunden, und noch stand ich wie angewurzelt auf dem alten Flecke, nicht wissend, ob ich wache oder träume. „Was ist hier vorgefallen?“ fragte ich mich verwundert. „Keiner von den Beyden sieht mir so aus, wie ein beglückter Bräutigam — wer löset mir dieses Räthsel?“

Aber die Räthsel dieses Tages waren noch nicht zu Ende. Bereits hatte ich den Rückweg angetreten, da hörte ich mich bey meinem Namen rufen. Der Sohn des Tannenberger Gärtners, ein munterer vierschrotiger Junge, kam mir im lustigen Trabe nachgeeilt, er hielt ein Papier in der Hand, welches er, athemlos vom raschen Laufe, mir überreichte. Mit stürmischer Hast entfaltete ich das Billet und las:

„Wenn Sie, lieber R e i n e g g, wissen, daß man den Pflichten des Anstandes zuweilen Gehör geben muß, was auch die innere Stimme dazu spräche, so kommen Sie augenblicklich nach Tannenberg, und sollte es auch zum letzten Male seyn. Dieß wünscht
M a r i e.“

„Und sollte es zum letzten Male seyn — vorwärts!“ rief ich fast trohig und beschleunigte meine Schritte so sehr, daß der kleine Bothe bald hinter mir zurückblieb.

Wäre noch Hoffnung da gewesen, M a r i e hätte sie mir in diesem Bilette wohl geben können, das übrigens nicht den kleinsten Lichtstrahl in das Dunkel meiner Seele warf. Aber der Major sollte wenigstens sehen, daß nicht Furcht es war, was mich bewog, seines Hauses Schwelle zu meiden.

Erhigt und bestaubt langte ich im Schlosse an und ward sogleich nach dem Zimmer des Gutsherrn gewiesen. Ich legte Büchse und Waidtasche im Vorzimmer ab und trat entschlossen in das Gemach.

Der Major war allein, seine Miene gespannt und beynah finster. „Sie wollen also heute nicht mit concurriren, Herr Nachbar?“ begann er sogleich nach einer stüchtigen Begrüßung.

Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg, bezwang mich jedoch und erwiderte kurz: „Nein, Herr Major.“

„Sie sind aber doch unter den Bewerbern aufgetreten, haben sich wenigstens als einen solchen bekannt, darum bin ich Ihnen eine Mittheilung über die Sache schuldig.“

Ich schwieg.

„Ihre beyden Mitbewerber sind vor einer halben Stunde für immer aus meinem Hause geschieden; eine Novelle, eingesendet von Freundeshand, ward von mir und Marien als die vorzüglichste erkannt.“

Er griff nach einigen Papieren, die auf dem Tische lagen, und hielt sie mir mit ironischem Lächeln hin. Es war — mein Brief an Julius.

Empört über den Hohn und starr vor Unwillen über den Verrath des Freundes, blickte ich, jedes Lautes unfähig, auf das Papier.

„Es ist also Ihre Arbeit,“ sprach der Major weiter, „die den Preis — errungen hätte, wenn sie nicht — Fragment wäre. Sie ist unvollendet, der fünfte Act des Drama's fehlt; ein Bruchstück kann aber nicht den Preis erwerben. Damit jedoch die hübsche Novelle kein Bruchstück bleibe, so erlauben Sie mir, Ihnen den Schluß zu dictiren. Nehmen Sie gefälligst Platz, hier ist Schreibmaterial.“ Ich sah mich recht eigentlich mißhandelt und wußte voraus, was kommen würde; indeß beschloß ich zu sehen, wie weit es der Major — welcher freylich durch meinen Brief bitter verletzt seyn mußte — noch treiben würde. Dann aber wollte ich alle Strahlen meines Zornes in einen einzigen Brennpunct versammeln.

Außerlich ruhig setzte ich mich also, ohne eine Sylbe zu sprechen, an den Tisch, ergriff die Feder und harrete mit einer Miene, in die ich so viele spöttische Ergebung legte, als ich aufzubringen vermochte, der weiteren Verfügung des Majors.

Dieser aber, als hätte er auch nicht die leiseste Ahnung von den Empfindungen, die mich durchbebten, stopfte gelassen eine Pfeife, und dictirte mir dann folgende Zeilen, die ich mit fliegender Feder niederschrieb.

„Der Brief an Julius war abgeschickt, ich schlug mir die ganze Geschichte aus dem Sinne, und dachte nicht weiter an den alten tollen Major und seine überspannte Tochter, die sich gutwillig solchen unsinnigen Bedingungen unterwerfen konnte. Am Entscheidungstage ließ mich jedoch der Major rufen. „Herr Keinegg,“ sagte er finster, „Sie wollten zwar klüglich dem Sturme ausweichen, es hilft Ihnen aber nichts. Meine Meinung sollen und müssen Sie dennoch hören: — Wohlan! Ich kann und will Ihnen die Hand meiner Marie nicht —“

Hier hielt der Major inne, um seine Pfeife, die erloschen war, wieder in Brand zu setzen.

„Nun, Herr Major,“ sprach ich mit einer vor Wuth gebrochenen Stimme, „fahren Sie fort.“

„Geduld,“ versetzte er kaltblütig, „ich habe den Faden verloren über der verdammten Pfeife. Wollen Sie nicht so gefällig seyn, mir das Ganze noch einmal vorzulesen?“

Ich that es.

„Gut, so schreiben Sie noch hin „versagen.““

Wie vom Blitze getroffen, warf ich die Feder zur Erde und sprang vom Stuhle auf. Hatte ich falsch gehört, oder wollte der Mann meiner so gräßlich spotten? — Doch nein, ich blickte in das Greisenantlitz, es lag wohl eine erzwungene Ruhe auf demselben, aber in dem Auge glänzte eine Perle der Nührung.

Jetzt ging mir eine neue Lebenssonne auf; ich flog um den Tisch herum, ich preßte den Vater an meine Brust, ich erstickte ihn fast mit meinen Küssen.

„Laß mich los, toller Bursche,“ rief er lachend, „und küsse dort!“ Er wies nach der Thüre; in dieser stand vom Purpurschimmer der süßesten Scham überhaucht — Marie und hinter ihr — Freund Julius.

Es war Abend geworden, als der erste Sturm des Entzückens und der Überraschung ausgetobt hatte. Auf einem runden Tischchen brannten vier Wachskerzen in silbernen Armleuchtern, und trefflicher Rheinwein funkelte in grünen Römern; nie aber saßen vier glücklichere Menschen bey einander. Jetzt konnte ich erst mit einiger Ruhe den Major um Erläuterung bitten. „Ey, das ist bald gethan,“ erwiderte dieser. „Ich hatte schon lange bemerkt, daß du Marien gut warst, und vice versa sie dir, das Alter ist in solchen Dingen oft scharfsichtiger, als ihr jungen Leute es euch einbildet. Mir gefiel dein ganzes Wesen und Treiben recht gut, lieber Sohn, um so weniger Behagen fand ich an den beyden Rittern, die sich so nach und nach hier eingenistet hatten, und mir manchen schönen Sonntag verdarben. Der Geyer weiß, wie es kam, daß sich Beyde an einem und demselben Tage gegen mich über ihre Absichten erklärten. Vor den Kopf mochte ich die Herren, ihrer Familien wegen, nicht stoßen, und den einfachsten Grund zu einer Abweisung, daß nemlich Mariens Herz bereits versagt sey, konnte ich nicht angeben, denn du hattest dich noch nicht ausgesprochen. Dafür wollte ich dich ein wenig strafen; deßhalb hatte ich den tollen Einfall mit der Novelle. Marie, der ich — auch nicht ohne einige Mühe — das Geständniß abgelockt hatte, daß du ihr lieber seyst, als die Andern, billigte meinen Plan: das gute Kind war zufällig über einige Verse gerathen, die aus deiner Feder gestossen, und zog daraus den Schluß, es müsse dir eine Kleinigkeit seyn, eine Novelle comme il faut zu liefern. Sie vergaß, daß das Dichterpferd leichter im lyrischen Galopp als im schulgerechten Schritt zu reiten sey.

Die Bereitwilligkeit, mit der deine Nebenbuhler auf meinen Vorschlag eingingen, bewies mir, daß sie wenig Charakter besaßen; du gabst deine Bestimmung in einer Art von mürrischer Desperation und bliebst dann aus, während die Andern ihre Bistten sans gêne fortsetzten. Daraus schloß ich, daß du die Sache ernster nähmest.

Vorgestern kam Julius hier an, er war gleich nach Empfang deines Briefes abgereist, um mir den Kopf zurecht zu setzen. Ich las deinen Brief, ich blickte auf den Grund deiner Seele und freute mich. Mich hast du freylich darin arg mitgenommen, indeß, es war nicht unverdient. Übrigens ist dein Brief, abgerechnet die äußere Form und einige etwas leidenschaftliche Seitenhiebe, eine förmliche Erzählung, an der nichts fehlt, als die Lösung des Knotens.

Gestern liefen die beyden Novellen ein; das Product des Barons ist höchst originell. Man sieht, der Mann hat schon mehr als einmal den Autorenkiel geführt; hier wollte er sich selbst übertreffen, hatte die hochtönendsten Phrasen, die überspanntesten Situationen auf einander gehäuft und alles das in einer so dunkeln, confusen Darstellungsweise, daß ich mich lebhaft an Scheffer's Novelle: „Die weiße Henne,“ erinnerte. Noch alltäglicher war die Arbeit des Lieutenants. Seine Helden schritten à la Tromlit im steifsten Paradeschritt einher, nur der Zopf fehlte noch! Sie spielte natürlich im Mittelalter, allein die geharnischten Männer übersprudelten von Empfindsamkeit und Nervenschwäche,

leibhafte Brüder jener fristeten Novellenritter, die sich heut zu Tage in allen Taschenbüchern breit machen.

Als nun die Herren heute Mittags einrückten, wiederholte ich vor Allem die Frage, ob sie sich meinem und Mariens Ausspruche unbedenklich unterwerfen wollten. Natürlich bejahten Beyde.

„Wohlan, meine Werthen,“ fuhr ich fort, „erfahren Sie, daß der Preis einem Dritten zuerkannt worden ist, und fast wider seinen Willen. Seine Novelle möchte vielleicht Ihrer Theorie nicht ganz gemäß seyn, aber mir gefällt sie ungemein, und Marie schwört darauf, daß sie noch nichts Schöneres gelesen habe.“ Hierauf berührte ich den Umstand, wie es dir leicht gewesen wäre, eine preiswürdige Novelle aufzutreiben, wie du aber solchen Betrug verschmäht, und fragte endlich, ob sie denn im Ernste geglaubt hätten, daß ich das Lebensglück meiner Tochter von einer gelungenen schriftstellerischen Arbeit abhängig machen könne? Darüber wurden die Beyden unwirsch, versuchten Einwendungen, trachteten mich zu verschüchtern und dergleichen mehr; allein ich wand mich mit aalglatten Complimenten durch, stellte ihnen ihre Manuscripte unter tausend Lobeserhebungen zurück und schaffte mir sie so in besser Form vom Halbe.

Dich aber ließ ich sogleich durch Marien citiren, um deine Arbeit angemessen zu honoriren. Dein Brief — er gehöre nun in welches Fach er wolle — hat mich entzückt, den Schluß war ich dir schuldig, und ich glaube, du wirst sagen: „„Ende gut, Alles gut! —““ E. W.

Emiliens Gruß an Bodstedt.

(Meine älteste Tochter war in eine entfernte Gegend verheirathet worden und wir glaubten sie uns schon völlig entrissen, als ihr Gatte eine Pfarre in unserer Nähe erhielt.)

O Bodstedt, liebe Stätte,
Nimm auf mein Lebensboot!
Errungen durch Gebethe,
O Bodstedt, liebe Stätte,
Nun enden Harm und Noth.

Die Heimat seh' ich wieder,
Die schwer das Herz entbehrt,
Die Schwestern und die Brüder;
Die Heimat seh' ich wieder,
Und meiner Eltern Herd.

Mein Schiffchen war verschlagen
In fremder Meere Flut.
Kaum durft' ich Hoffnung wagen.
Mein Schiffchen war verschlagen,
Doch nun ist alles gut.

Was nun mir auch im Leben
Hinfort beschieden sey:
Gern will ich mich ergeben,
Was nun mir auch im Leben
Hinfort beschieden sey.

Lapp e.

Sprachbemerkungen.

Von Eduard Freyherrn von Feuchtersleben.

Wie kann man Mein ein Fürwort nennen,
Und einen Irrthum d'rin verkennen,
Da jeder weiß, Heid oder Christ,
Daß es ein Hauptwort ist! —

Ein droll'ger Brauch, frey muß ich es bekennen,
Uns selig erst, wenn wir entsezt, zu nennen.

Nach Adellung, nach Grimm, so fort,
Ist Ja ein Nebenwort,
Dagegen steht manch' Eh'paar da
Und seufzt: ein Bindewort sey Ja. —

Grammatiker haben fürwahr ihre Noth
Mit Mathematikern! Lebensstrafe
Ist Todesstraf, und Straf gleich Strafe,
Hiernach ist also Leben gleich Tod. —

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfangs July 1833.

Ich schwieg so lange, weil sich wirklich nichts von hier berichten ließ, da die Naturfeyer eines herrlichen, nur überheissen Frühlings, mit all ihrem üppigen Blumen Schmuck wohl überall dieß Jahr begangen wurde, aber auf der Resonanz eines jeden verschiedenen Gemüthes auch in anderer Stimmung ertönt und nachklingt. — Unser Theater auf dem Lintischen Bude wurde einen ganzen Monat lang nur zu den gymnastischen und athletischen Vorstellungen des Hrn. Rappo benutzet. Dieser Herkules unserer Zeit, dessen Kräfte leider nicht gegen Ungeheuer, Riesen und Drachen angewendet werden können, da solche heut zu Tage so geistiger Natur sind, daß sie sich nur durch Federfiele bekämpfen lassen, muß die seltene Naturgabe dieser wundersamen Kräfte zu eigenem Nutzen so verspielen! allgemeine Bewunderung wird ihm gewiß überall, da Geschicklichkeit, Grazie und Anstand bey seinen Darstellungen eben so ausgezeichnet sind, wie seine überraschende Muskelkraft und Kühnheit.

Für die unglücklichen Bewohner von Reichenbach, welche durch die schreckliche Feuerbrunst, die diese gewerbfleißige Stadt verheerte, ganz verarmten, gab unsere königl. Capelle eine große musicalische Akademie, deren Reiz noch dadurch erhöht war, daß der herrliche Saal des königl. Palais im großen Garten dazu bewilligt wurde. Dieser Saal, welcher 700 Zuhörer fassen könnte, hat zugleich eine seltene Höhe und schöne ovale Form, die höchst vortheilhaft für den Klang der Musik sind. Eine sehr schöne Ouverture von Reiffiger eröffnete die Akademie, hierauf sang Mlle. Maschina Schneider eine Arie aus der „Sonnambula“, von Bellini, mit dem reizenden Vortrag, der ihr alle Herzen gewinnt. Der treffliche Violoncellist Friedrich Kummer trug eine sehr kunst- und geschmackvolle Phantasie vor, mit eben so viel Bravour als Gefühl und Zartheit. Mlle. Schneider und Sigr. Pesadori sangen hierauf das Duett aus Rossini's „Gazza ladra“, beyde vortreflich; das letzte Finale aus „Don Giovanni“, welches gewöhnlich bey den Aufführungen weggelassen wird, beschloß den ersten Theil. Die sehr schöne, große Symphonie, von Spohr, aus Es-dur, die wir hier noch nie von der Capelle hörten, machte hauptsächlich den zweyten Theil, ein brillantes und sehr gefälliges Quintett von Rossini machte den Schluß, und wurde von den Frauen Weltheim und Schneider und den Hrn. Pesadori, Benincasa und Weßri nebst Chor sehr brav ausgeführt. Doch weder dieser reiche Kunstgenuß, noch der wohlthätige Zweck, zu dem die braven Künstler so ganz uneigennützig hier wirkten, noch der wunderbare Eindruck, den es machte, in diesen, seit einem Jahrhundert verstummten, prachtvollen Räumen endlich einmal wieder festliche Klänge zu hören, konnte die ziemlich beträchtliche Zahl der Zuhörer begeistern! war es der erhöhte Entreepreis, oder waren es die drohenden Gewitterwolken, genug, eine dumpfe Schwüle ruhte über ihnen, welche selbst ihre erklärten Lieblinge nicht verschonen konnten. — Nun ist das Theater wieder eröffnet, die ersten Neuigkeiten sind die „Leonore“, von Holtei und Eberwein, und „der kleine Tambour Kataplan“; beydes gefällt. In einer herrlichen Darstellung der „Donna Diana“ haben wir zuerst unsere höhern Künstler wieder begrüßt.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastspiel des Hrn. Detroit, vom k. sächsischen Hoftheater zu Dresden.

Am 12. July trat der k. sächsische Hofschauspieler, Hr. Detroit, in dem „Fest der Handwerker“ als Tischergeselle Händchen auf. Die Wahl des Stückes und der Rolle zu

einem Gastspiele auf dem Wiener Operntheater ist von der Art, daß wir Hrn. Detroit keinen bessern Dienst zu erweisen wissen, als wenn wir unser Urtheil über sein Darstellungstalent bis zu einer andern, doch etwas würdigeren Gelegenheit aufschieben. Wir hoffen, daß er uns eine solche bieten und somit auch das Prädicat rechtfertigen werde, das seinem Namen angehängt ist und das bisher fast noch immer als eine Empfehlung im Auslande gegolten hat. Was die Ausführung der genannten Rolle betrifft, so haben wir, außer einer sehr augenscheinlichen Übertreibung, nichts bemerkt, was dieselbe ausgezeichnet oder der Rolle selbst ein größeres Interesse verliehen hätte. Der besondere Unterschied zwischen der Darstellung des Hrn. Detroit und der des Hrn. Gramolini, welcher letztere die Rolle des Fischlers bey uns immer zur allgemeinen Zufriedenheit und zwar ohne jene widerliche Übertreibung gegeben hatte, bestand darin, daß der Gast das artige Trinklied, das Einzige in dem ganzen Stücke, was einer Musik ähnlich sieht, wegließ und dagegen eine Art von Parodie der Scene aus „Maria Stuart,“ wo die beyden Königinnen zusammentreffen, zum Besten gab. Diese Parodie ist nichts mehr und nichts weniger als die Übersehung einiger Worte und Wendungen des Schiller'schen Textes in die pöbelhafte Denk- und Sprechweise der Berliner Fischweiber. Die Veranlassung ist viel zu unbedeutend, als daß wir über die Zulässigkeit solcher Spässe ein Wort verlieren möchten; will man sie aber dulden, so sollten sie doch wenigstens mit etwas mehr Geist und Witz ausgestattet seyn, als es der heutige war, an dem wir, die entschiedene Gemeinheit abgerechnet, nichts Hervorragendes haben wahrnehmen können. Auf jeden Fall war es für Hrn. Detroit eine undankbare Mühe, eine Plattitüde solcher Art so viele Meilen weit herzutragen; viel besser wäre sie unterweges geblieben. — Auch Hr. Börner, der abermals von seiner Kunstreise nach Wien zurückgekehrt ist, und seine Darstellungen auf der Opernbühne, d. h. seinen Maurergesellen im „Fest der Handwerker“ wieder begonnen hat, versuchte an dem heutigen Abend eine neue Saite auf dem alten Instrumente anzuschlagen. Aber es war auch eine Saite, von der unser Lessing einmal sagt, daß sie „weder stimmt noch hält.“ — Mit dem Einlegen neuer Scenen und Spässe ist es überhaupt eine mißliche Sache. Dem Witz und Humor in hinreichendem Maße zu Gebote stehen, um bey solchen Gelegenheiten wirklich etwas Gutes herauszubringen, dem kann ein Publicum wohl Manches der Art erlauben oder vielmehr nachsehen; wo aber weder das eine, noch das andere vorhanden ist, da wäre es doch gerathener, sich mit dergleichen Zugaben gar nicht zu befassen; dem Geber würde dadurch manche Verlegenheit, dem Empfänger nicht selten eine ärgerliche Empfindung erspart werden.

L i t e r a t u r.

- „Das schwarze Herz.“ Erzählung von L. Kruse. 8. Leipzig, 1833. Kollmann. 246 S.
 „Meßmerische Liebe.“ Novelle. — „Das Mädchen von Rhodos.“ (Erzählung.) U. d. Dänischen des S. S. Blicher. Von Kruse. 8. Leipzig, 1832. Ebend. 292 S.
 „Die alten Freunde.“ Novelle. — „Palmyra.“ Phantasiestück aus dem Dänischen. Von L. Kruse. 8. Ebend. 292 S.

Seit seinem ersten Auftreten im Gebiete der Erzählung gewann Kruse die allgemeine Aufmerksamkeit des lesenden Publicums; außer Hofmann und Spindler erinnern wir uns keines Dichters, der die Gunst des Publicums so schnell gewonnen und so dauernd in Anspruch genommen, entsinnen uns aber auch kaum eines Erzählers, der sie mit mehr Recht verdient hätte. Seit mehreren Jahren gehört Kruse unter die ausgezeichnetsten Lieblinge der Lesewelt, zu den Notabilitäten deutscher Erzähler; seine Producte erregten diese ehrenvolle Sensation gleicherweise in England und in Frankreich, wohin sie bald nach ihrem Erscheinen durch kundige Übersetzer verpflanzt worden waren. Ref. hat sich schon an andern Orten darüber ausgesprochen, wie ihm die moderne Erzählung — besonders wo sie eine so tiefdunkle, geheimnißvolle Färbung annimmt, wie dieß in Kruse's Gebilden der Fall ist — mit dem bürgerlichen Trauerspiele viele Ähnlichkeit zu haben scheint: natürlich, daß sie dem Leben näher verwandt und eigenthümlicher, mehr eine bloß spannende, indeß jenes eine erschütternde Wirkung hervorbringt. Der Dichter fühlt die Gegenwart in solcher Form wiedergeben zu müssen, um seine Idee der Auffassung und Anschauung mehr und mehr zu approximiren — und nun steigert sich unter dem Einflusse wunderbarer Umstände, Verkettungen und Charaktere die Empfindung, die Wahrheit und das Leben zu einer Höhe, von welcher aus uns das letztere — im Gegensatz mit unsern ephemeren Tagesanforderungen — entweder als geheimnißvoll und räthselhaft oder wohl gar als

unheimlich und schauerlich entgegentritt. So ergeht es uns in den meisten der Kruse'schen Schöpfungen, aus welchen uns ein düsterer, aber darum nicht minder heilsamer Ernst des Lebens anweht. Erst verstand es der Dichter, wie fast noch keiner seiner Vorgänger, durch Gebilde zu fesseln, worin Tugend, Unschuld oder der leicht verzeihliche Fehltritt mit dem warnenden Damme menschlicher Sagen in solchen Conflict und durch den Drang der Nebenstände in solche Gefahr geietzen, daß ein furchtbares Bangen um das Höchste, das Leben, eintrat; wir erinnern den Leser an seine wahrhaft vortrefflichen Criminalerzählungen, worin sein Geist zuerst tiefe Charakteristik, Seelen- und Weltkenntnis, dann den ganzen Wechselgang und Drang der Leidenschaft auf das interessanteste entfaltete. Jetzt, diesem großentheils aufgearbeiteten Felde minder zugewendet, greift er nach den höhern Interessen des Lebens, nach jenen nur ahnbaren Verknüpfungen mit der Geisterwelt und den Rätselfeln, die bloß im Ahnungsschimmer vom Jenseits zu uns herüberglänzen; und diese Bilder, um deren lebendige Entwicklung sich die ganze Spannkraft der Seele bewirbt, läßt er kühn und geheimnißvoll in dem Leben der Gegenwart unter den passendsten und fesselndsten Umständen auftauchen. Vollendet ist in dieser Beziehung die Erzählung: „Das schwarze Herz,“ zu nennen; eben darin, daß sie sammt ihren Geheimnissen dem Leben so nahe liegt, ruht der besondere unerklärliche Reiz, den sie über den Leser ausübt, der sich in die nothwendige, wehmüthige Katastrophe gleichsam hineinsteckt. Ahnungsvermögen und eine natürlich gelöste Doppelgängerey bilden hier ein räthselhaftes, schaurig-schönes Gemälde, welches bey seinem rein sittlichen Zwecke gewiß jedes Herz mächtig erfassen und erschüttern wird. „Die alten Freunde“ sind ein einfaches, schönes Bild voll tüchtiger Charakteristik und gesunder Lebensansicht; der fast abergläubische Wahn des alten Kammerath's, der anfangs dem Bilde ein trübes Colorit zu geben droht, ist vom Dichter nur eingeführt, um widerlegt und geheilt zu werden: und so gewährt das Ganze Interesse und Beruhigung. — Die vielleicht nur zur Completirung beigefügte Erzählung aus dem Dänischen, die „Ruinen von Palmyra,“ ist von weit geringerem Werthe als die vorgenannten; ein Phantasiestück — feck, aber fremdartig und der tiefen, in der Idee begründeten Bedeutung ermangelnd, vermag sie diese Schwäche durch die sorgfältige und geschickte Behandlung kaum zu verhüllen. — Im Ganzen gewähren vorliegende Bändchen eine anziehende, gehaltvollere und tiefere Unterhaltung, als dies in andern Erscheinungen desselben Gebietes der Fall ist, und Kruse hat in diesen neuern Producten die hochgespannten Erwartungen der Lesewelt und der Kritik erfreulich befriedigt.

Die äußere Ausstattung könnte bey den Schriften eines ausgezeichneten Erzählers, der sich einer so großen Theilnahme zu erfreuen hat, wohl eleganter seyn; die Größe des Druckes ist für das Auge vortheilhaft.

P.

Modell XXX.

Kleid von Mulle, gestickt und mit doppeltem Kragen. Das Bêret von Taft mit Federn.

Kleid von Cot-poli mit einer gestickten Tülle: Anglais: Chemisette. Der Crepphut mit Mohnblumen und Band geziert.

Die Kleider nach Originalen von Hrn. Th. Petfo, bürgl. Damenkleidmacher am Graben im Trattnerhofe, Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Der Kopfschuh nach Originalen von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 27. July 1833.

90

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine Parlaments Sitzung zu Otaiti.

Von Georg Göth.

Wir wollen hier getreu die Verhandlungen einer der merkwürdigsten Sitzungen der otaïtischen Gerichtspflege erzählen, in welcher eine sehr interessante Frage der gesellschaftlichen Ordnung vorgenommen wurde, eine Frage, welche seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts so häufig den Verstand der Aufgeklärtesten in Europa beschäftigte. Das Ganze ist mehr als eine Seltenheit, als ein bemerkenswerthes Beispiel des fortschreitenden Geistes anzusehen, welcher bey allen Völkern herrscht.

Die Abschaffung der Todesstrafe, welche viele wünschen und andere nicht, war auch ein Gegenstand der Berathungen in einer Sitzung zu Otaiti. Diese Frage wurde jedoch bey diesem neuen Volke, dessen Charakter von einem gewissen Grade von Weichlichkeit begründet wird, und wo sich speculative Theorien noch sehr beschränkt finden, bald gelöst.

Ohne Zweifel wird man von jenen Rednern nicht die gedrängte und schnelle Logik erwarten, welche unsere europäischen Parlamenstredner besitzen; man wird in ihren einfachen Gesprächen die Wiederholung der Grundsätze von Filangieri, Beccaria, Mably, Bentham oder Rossi wahrnehmen, aber indem man sich in den Stand der Civilisation dieses Volkes versetzt, wird man nicht umhin können, in ihren Worten eine gewisse freye und naive Beredsamkeit zu erkennen, welche viel Feinheit des Geistes und besonders viel gesunden Menschenverstand beweisen.

Welche Entwicklung von Ideen kann man aber auch bey Menschen zu finden hoffen, welche erst seit gestern aus den Armen der Natur herausgetreten, welche keinen andern Unterricht als den der Bibel hatten, welche größtentheils kaum buchstabiren können. Fertig lesen zu können, eine gegebene Vorschrift in ihren heiligen Büchern wohl zu verstehen, und den Unterschied zwischen dem alten und neuen Bunde gehörig aufzufassen, gehört bey ihnen schon zur höchsten Fähigkeit. Während diese Naturkinder noch die ersten Schritte zur Bildung machen, welchen offenbaren Unterricht geben sie dem alten Europa, das ehemals in den Evangelien nur blutige Vegeisterung fand; sie, im Gegentheile, welche kaum die Worte: „Thue das einem Andern nicht, was du nicht willst, das dir geschehe,“ zu lesen verstehen, fas-

sen in dieser anspruchslosen Philosophie und Philanthropie Alles zusammen, was jede Seite dieser alten, ehrwürdigen Bücher predigt, und was im Mittelalter so sehr mißkannt wurde.

Wir wollen zuvor den Ort kennen lernen, wo sich diese achtungswerthe Gesellschaft zu ihren Berathungen versammelt. Es gibt nichts Pittoreskeres, nichts Bezaubernderes, als den Anblick eines solchen Gebäudes, welches den Tempel und die Parlaments-Sitzungszimmer zugleich enthält. Am südlichen Ende der Stadt Otaiti erhebt es sich wie ein herrlicher Kiosk (eine Art türkischer Gartenhäuser), unter einer Bogenlaube grünend von Bananas und Kokosbäumen, welche es mit ihren dichten Blättern zu verbergen scheinen. Die weißen Überzüge der äußern Wände, und die warmen Töne der Farben, womit sie bemalt sind, stehen auf eine ganz bewunderungswürdige Art mit dem dunklen Grün der umgebenden Bäume ab. Das ganze Gebäude ist von Holz, und hat eine achteckige Form, das Dach besteht aus einem Geflechte von Bambusrohr und Bananasblättern, so dicht, daß der Regen niemals durchdringen kann. Acht große Fenster ohne Gläser erhellen das Innere des Saales, in welchem man keine Verzierungen bemerkt. Dem Eingange gegenüber sind eine Kanzel und Pulte angebracht, erstere als Sitz des Präsidenten, und die letzteren als Plätze für die Redner. Ein Europäer, der den Sitzungen unserer Völker beygewohnt hat, wird sich den Anblick nicht vorstellen können, welchen ihm ein Parlament in Otaiti gewährt. Einhundert zwanzig Personen, nackt, aber doch in einzelne Kleidungsstücke von Europäern gehüllt, oder in Überzüge von Kattun gekleidet, die Ältesten beschattet von Straußen- oder Pfauensehern, die vom Kopfe herabhängen, oder bedeckt mit Hüten von englischen Soldaten, sitzen bey einander und bieten durch den Ernst und stolzen Anstand von Patriziern, welcher mit der Ärmlichkeit ihrer Bekleidung so sehr contrastirt, ein höchst sonderbares Bild dar. Sie sind der Meinung, daß sie durch das Tragen der Kleider europäischer Völker eine wohlgeordnete Nation vorstellen, und selbst die mehr oder mindere Vollständigkeit halten sie für ein mehr oder minderes Fortschreiten in der Civilisation.

In diesem Saale herrscht die tiefste Stille, nur die Stimme des Redenden ertönt; nie wird er unterbrochen, nie vernimmt man ein Flüstern oder Murren, ein Jeder ist gänzlich mit sich und dem Gegenstande beschäftigt. Die Redner selbst sind stets solche Männer, die sich der Achtung und des Vertrauens der Gesellschaft erfreuen; bestreiten sie die Meinung eines ihrer Vorgänger, so ist ihre Einwendung dergestalt mit Lobeserhebungen erfüllt, daß auch der böswilligste Mensch vergebens einen Vorwand finden, oder ein Wort erhaschen könnte, das auf Persönlichkeit gemünzt wäre. Diese Höflichkeit steht mit den Formen der europäischen Streitlehre sehr im Widerspruche, wo man oft absichtlich reizt, und schonungslos den Mitsprecher tadelt. Die Ausdrücke der otaitischen Redner sind stets einfach und frey, und ihre Gespräche äußerst lakonisch. Man möchte beynah behaupten, daß keine politische Versammlung in Europa ist, die ihre Zeit weniger auf unnütze Erörterungen verwendet, und welche so genau alle Regeln der Schicklichkeit im Parlamente beobachtet, wie die otaitischen Senatoren.

Sobald die Mitglieder in den Saal eingetreten waren, machte ein Greis der Versammlung bekannt, daß die heutigen Debatten auf die Auflösung der Frage sich beziehen, ob der Meuchelmörder zum Tode oder zur lebenslänglichen Verbannung zu verurtheilen sey. Hierauf herrschte eine allgemeine Stille, und

obgleich es seit mehreren Tagen schon bekannt war, daß dieser Gegenstand besprochen werden würde, so hatte doch kein Redner sich etwas aufgeschrieben, welcher Gebrauch hier wahrscheinlich nicht eingeführt ist. Alle Augen richteten sich sogleich auf einen der Ältesten, einen Mann von Geist und hohem Ansehen; dieser erhebt sich alsobald und steigt die Tribune hinan. Es war Hitoti, ein eifriger Beförderer religiöser Reformen, und der Älteste des Stammes der Papiten. „Ich zweifle nicht,“ sagte er, nachdem er den Präsidenten und die Versammlung begrüßt hatte, „daß es sehr passend ist, vorzüglich jetzt, da wir ein regenerirtes Volk bilden, auch die Bestrafung zu ändern, welche unsere alten Gesetze über den Meuchelmörder verhängen. Seit uns diese Frage beschäftigt, habe ich über dieselbe reiflich nachgedacht, und weil ihr verlangt habt, meine Meinung hierüber zu wissen, so will ich sie euch mit wenig Worten bekannt machen. Die englischen Gesetze, woraus wir so vieles Gute gelernt, müssen sie nicht auch selbst gut seyn? Diese Gesetze strafen bis jetzt den Meuchelmörder mit dem Tode, folglich kann das, was in England ausgeübt wird, auch bey uns sehr gut seyn. Dieses ist meine Meinung.“

Eine allgemeine Stille folgte diesen Worten, und in kurzer Zeit bat Utami, der Älteste von Buanama, um das Wort und sprach:

„Der Älteste der Papiten hat der Wahrheit ein auffallendes Zeugniß dargebracht, indem er sagte, daß wir von dem christlichen Volke von Großbritannien große Wohlthaten empfangen haben, denn hat es uns nicht das Evangelium gesendet? Aber Hitoti ist zu weit gegangen, indem er die englischen Gesetze als allgemeine Norm vorschlug. Seit das Evangelium unser Leiter geworden ist, was haben wir die englischen Gesetze nöthig, wenn wir in diesem herrlichen Buche die Vorschriften für unsere Handlungen finden? Was sagt nun dieses Buch von der Verdammung zum Tode Jener, welche diebischer Weise in unser Haus eindringen; Jener, welche ein falsches Zeugniß geben; Jener, welche uns ein Schaf von der Weide stehlen? Ich frage, wer ist unter euch, der jenen Menschen zum Tode verurtheilen würde, welcher sich dieser Fehler schuldig machte? — und doch bestimmt ihm das englische Gesetz diese Strafe. Nein, lassen wir diesem großen Volke ihre Gesetze, sie können allerdings gut seyn für den Stand ihrer Civilisation, aber für uns sind sie zu grausam, das Evangelium allein sey unser Führer.“

Bald nach seiner Rede trat Upuparu hervor, ausgezeichnet durch seine Beredsamkeit und die Grazie seiner Manieren; er erhob sich, und nachdem er die Rede seines Vorgängers gelobt hatte, behandelte er die Frage auf folgende Art:

„Ob schon ich die Beschlüsse meines Bruders Hitoti annehme, so bin ich doch weit entfernt, die Motive zu billigen, welche er, als zu Grunde liegend, annahm. In der That, wie Utami sehr gut bewiesen hat, dürfen wir, ob schon die englischen Gesetze sehr gut sind, sie nicht immer als unsere Vorschriften ansehen. Öffnen wir jedoch unser heiliges Buch, woraus wir so Vieles für unsere gesellschaftliche Ordnung schöpfen, und wir werden die Stelle finden: „Jener, welcher das Blut eines Menschen verspritzt, soll auch das seine verlieren.“ Diese Worte sind klar und bezeichnend, und lassen keinen Raum zu einer andern Deutung. Wir hatten über diesen Gegenstand mehrere Beratungen mit Mitti Truttu (einem englischen Missionäre) und er versicherte, diese Stelle habe die englischen Gesetzgeber zur Festsetzung der Todesstrafe auf den Meuchelmord bestimmt. Ich wiederhole daher, daß ich nicht bezwe-

gen, weil das englische Gesetz den Mörder zum Tode verdammt, sondern weil es die Bibel will, den Vorschlag zu unserer Richtschnur billige.“

Diese Rede, vorgetragen mit einer festen Stimme, erzeugte große Sensation, es bildeten sich lebhaftere Gruppen, die Gespräche der Einzelnen verwickelten sich, und es ließ sich ein Murren, mit Kehllauten vermischt, vernehmen, als eben der Präsident der Gesellschaft bekannt machte, es habe ein anderer Redner um das Wort gebeten, und alsobald sah man auf der Tribune einen Mann sich zeigen, dessen Erscheinen alle Gespräche plötzlich endete, und die ängstliche, gespannte Miene der Anwesenden bewies, daß man viel von ihm zu erwarten habe.

T a t i, eine wichtige Stütze des Staates, und einer der talentvollsten Rätthe der Krone, erhob seinen kräftigen Körper; seine Aussprache war heiser, sein Gesicht war durch die von der Kopfbedeckung herabhängenden Straußenfedern beschattet, und das blickende Feuer, das aus seinen Augen sprühte, ward dadurch gemildert. Eine Binde von weißen und blauen Muscheln zierte seinen Hals und bezeichnete die hohen Beschäftigungen, denen er vorstand; seine nackten Arme waren von Armbändern umschlossen, und an seinem Gürtel hing eine Schürze aus den Fasern des Bananasbaumes und verschieden gefärbten Federn. Der Stolz in seiner Haltung, der Geschmack in seinen Formen, die Fertigkeit in seinem Benehmen und die Ordnung in seinem Costüme bildeten ihn zu einer jener schönen Naturgestalten, welche von Künstlern gesucht werden, um ihre Gemälde zu zieren.

Nachdem er die gebräuchlichen Glückwünsungen an die Redner und die übrige Versammlung gerichtet hatte, ließ T a t i sich folgendermaßen aus: „Ihr seyd ohne Zweifel erstaunt, daß ich bis jetzt noch keinen Antheil an den Discussionen nahm, die euch beschäftigen. Jedoch, eh' ich mich über den schwierigen Gegenstand aussprechen wollte, habe ich die Meinungen jener verständigen Männer kennen lernen wollen, die vor mir die Bühne betraten. Ich wünsche mir Glück, es gethan zu haben, denn ihre Worte, ihre Beobachtungen haben in mir Ideen erzeugt, zu welchen ich ohne diese Berathungen nicht gekommen wäre. Ich bin weit davon entfernt, an dem Gespräche meiner Vorgänger etwas zu tadeln, nur bin ich in meiner Meinung zwischen der von U p u p a r u und H i t a t i getheilt. Wenn wir nicht für alle Fälle die englischen Gesetze annehmen können, wie U t a m i ganz richtig bemerkt, ohne uns den größten Inconvenienzen auszusetzen, so scheint mir aber auch, daß der Vorschlag des U p u p a r u dieselben Folgen haben wird. Es ist zwar richtig, daß die Bibel unsere beste und sicherste Führerin ist, aber vor Allem muß man auch genau den Sinn der Worte verstehen, welche mein Vorgänger anführte. Wenn wir uns an den Buchstaben dieses Gesetzes halten, so gerathen wir unvermeidlich auf ganz verfehlte Wege. Hört mir zu. Ich bin Richter, es wird ein Mensch zu mir gebracht, von dem es erwiesen ist, daß er einen Mord begangen; ich befehle, daß man ihn hinrichte. Ich bin es nun, welcher sein Blut vergießen macht, muß man also auch mich zum Tode verdammen? Ihr fühlt es, daß eine solche Auslegung barbarisch und ganz unzulässig ist, sie kann in dem Geiste dieser Worte nicht enthalten seyn. Übrigens sind ja mehrere Vorschriften des alten Bundes durch Christus geändert, beschränkt und erklärt worden: ist es nicht möglich, daß auch diese darunter ist? Ich weiß es nicht, denn so genau kenne ich die heiligen Bücher nicht, aber Einige aus euch werden den Beweis wohl führen können. Wie dem aber auch sey, so finde ich

im neuen Testamente, wo unsere Religion stets Sanftmuth und Liebe empfiehlt, einen directen Beleg dafür, und ich stimme somit für die Aufhebung der Todesstrafe.“

Diese gewagte Widerlegung, die Appellation an das Evangelium durch einen Mann, der in Parlamentsstreitigkeiten sich einen großen Ruhm und Einfluß verschafft hatte, erregte große Aufmerksamkeit, einige der Versammlung wünschten Tati Glück zu seinem Siege, und bald wurden diese Ausbrüche der Freude allgemein, als man das Wort für Pati, den Ältesten und Richter von Cimeo, verlangte; er war zugleich oberster Priester von Ora, und der erste, der mit Gefahr seines Lebens die Abgötterey abgeschworen hatte. Ordnung und Ruhe kehrten bald zurück, und es nahte sich der Tribune ein Greis, in seinem langsamen Gange durch den Ältesten seiner vierzehn Söhne unterstützt.

Seine Gegenwart brachte Leben in die Gesellschaft, und sie bezeugte durch dreymaliges Beyfallrufen seinem Wiedererscheinen ihre Huldigung. „O! wie groß ist meine Freude,“ rief er aus, „die Vorzüglichsten der Nation zu sehen, vereinigt in dem Hause Gottes, beschäftigt mit so nützlichen Reformen, welche durch das Fortschreiten unserer Ausbildung nöthig gemacht werden. Seit langer Zeit nahm ich keinen Antheil mehr an euren Berathungen, aber dieses Mal vergesse ich mein Alter und meine Schwäche, einer Untersuchung beyzuwohnen, deren Resultate einen großen Einfluß auf unsere Handlungen haben müssen. Der Richter Tati hat eine Frage aufgeworfen, auf welche ich antworten will; auch drängt es mich, euch den letzten schwachen Dienst meines Denkens und meiner Gefahrungen darzubringen. Er hat gesagt, daß er der Meinung sey, Christus habe mehrere Vorschriften des alten Testaments abgeändert; das ist auch wahr, denn ich kenne in der That im neuen Gesetze mehrere Stellen, welche den Todtschlag vertheidigen, aber ich weiß keine Stelle, welche gegen den Meuchelmörder auch so zu handeln empfiehlt.“

„Allein warum verweilen wir bey diesem Puncte; erheben wir uns lieber zu dem Geiste unserer Religion, und wir finden, daß sie uns in allen Lagen Liebe zum Nächsten empfiehlt. Fahren wir nun fort, den Meuchelmörder mit dem Tode zu bestrafen, mit einem Leben zu verfügen, das nicht uns gehört, so sind wir ja Abgötterer, im Gegensatz unserer wahren Religion. Hört mich, ich sage nicht, daß man den Verbrecher ungestraft lassen müsse; — man bewahre ihn außer der Gesellschaft. Weit von uns muß der seyn, der so wenig Meister seiner selbst war, um ein so großes Verbrechen zu begehen.“

„Die Pflicht der Vorgesetzten einer Nation besteht in der Abstrafung der Verbrecher, und in der Verhinderung, daß das böse Beyspiel, das er gegeben, sich nicht fortpflanze. Ganz richtig bemerkte Hitati, daß die englischen Gesetze den Mörder zum Tode verdammen, und daß wir ohne Gefahr dieselben auch für unser Volk annehmen können; aber er vergaß ohne Zweifel, daß in jenem Lande manche Menschen große Reichthümer, schöne Kleider, Kostbarkeiten, Häuser, theure Thiere u. s. w. besitzen, daß man den größten Theil seines Lebens anwendet, um sich solche Güter zu verschaffen, und daß derjenige, der dem Andern dieses rauben will, tausend Wege einschlägt, tausend Mittel versucht, welche den Untergang des Schlachtopfers nach sich ziehen.“

„Bey uns ist es etwas ganz anderes; Keiner begeht einen Mord, um das Ganot, den Pfeil, den Bogen, die Angel seines Nachbarn zu erhalten, oder um ihm sein Haus oder seine Bananas zu rauben; diese Dinge hat Jeder; die Ursachen, warum sich ein Bewohner von Otaiti des Todtschlages schuldig

macht, sind ganz anderer Art. Meistens ist es eine Folge von Streitigkeiten, oft die Sättigung eines eingewurzelten Hasses, oder die Begierde, aus persönlicher Leidenschaft Rache zu üben. Diese Leidenschaften sind zu heftig, als daß die Furcht vor der Todesstrafe Jene abhalten könnte, die sich von ihnen hinreißen lassen. Es ist beynähe so, wie wenn man in den Kampf ginge; man macht den Freywilligen das Leben verachten, denn es geschieht nicht immer, daß der Vertheidiger siegreich aus dem Streite geht.“

„Nach diesem, sagt mir, welche Strafe wollen wir über den Verbrecher verhängen? — Ihr sehet, daß der Mörder auf immer von seinem Weibe, seinen Kindern abzusondern sey, daß man ihn auf jene entfernten Inseln bringen müsse, wo der Fischfang schwierig ist, wo die Erde nur mühsam bebaut werden kann. Dort kann er wenigstens kein neues Verbrechen begehen. Denket ihr, daß der Gedanke an dieses Alleinseyn nicht mehr vermögend seyn wird, seine Hand von einem Menschenmorde zurückzuhalten, als jener an einen schnellen Tod, zu welchem er sich nothwendig entschließen muß, da er ihn vom Racheschwert des Gesetzes empfängt.“

„Wenn ihr die Vorschriften, die ich vorschlug, annehmen wollt, welcher Bewohner von Oaiti ist hier, der durch den Gedanken an diese immerwährende Absonderung nicht von einem gefassten verbrecherischen Entschlusse zurückgeschreckt würde? Fern von seinem Vaterlande, beraubt aller Pflege, aller Genüsse, muß er fortleben; die Abende, an denen er von der Jagd oder dem Fischfange ermüdet zurückkommt, verfließen ihm nicht mehr bey seinem Weibe, in der Mitte seiner frohen Kinder; sie singen ihm keine Freudenlieder, daß er ihnen etwas gebracht; sie kommen ihm nicht mehr entgegen, um ihm Taoutte (ein sehr erfrischender Branntwein aus verschiedenen Früchten) anzubieten; wenn er in seine kleine Hütte tritt, empfängt seine Stirne nicht mehr den Kuß seines alten Vaters; und am Abende, nachdem er gebethet hat, wird er allein seyn mit seinem Verbrechen und seiner Gewissensangst. Ach, glaubet mir, diese Bestrafung wird die besten Erfolge haben, und alle Welt wird euch loben sie angenommen zu haben“

Dieses wahre und rührende Gemälde des Lebens eines so verbannten Oaiten hatte den Redner bewegt, häufige Thränen rollten aus seinen Augen, und das Schluchzen, das sich aus seiner gepreßten Brust erhob, hinderte die Zuhörer, seine letzten Worte zu verstehen. Am Ende, als die ganze Versammlung seinen Vorschlag ergriffen hatte, und ihn sein Sohn wieder zurückgeleitete, umarmten ihn viele seiner Collegen, wünschten ihm Glück, und alsobald brachten ihm alle aus der Tiefe ihres Herzens in einem wiederholten Freudenschrey ihren Dank dar. Dieses war für Pa ti ein sicherer Beweis, daß seine Rede alle Zweifel zerstreut, und alle Gemüther überzeugt hatte.

Nun schien die Berathung erschöpft und beendet zu seyn, als jedoch noch Ta a t i - r i i (ein Bezirksvorgesetzter) um das Wort für sich bat. Der Präsident, der schon den ganzen Beschluß zusammenfassen wollte, nahm Anstand, den neuen Redner vortreten zu lassen, allein die Versammlung bezeigte den Wunsch ihn zu hören.

„Die Großältesten,“ sagte er, „haben ihre Meinungen bereits alle ausgesprochen, aber nach meinem Dafürhalten scheint mir, daß sie eine wohl zu berücksichtigende Sache vergessen haben, welche zu ergänzen, ich so glücklich bin. In England, nach dem, was uns die Missionäre sagten, werden ja auch nicht Alle, welche zum Tode verurtheilt sind, hingerichtet, sondern man versendet

sie auch dort auf entfernte Besitzungen und Inseln, wo sie ihre Fehler abbüßen müssen. Also erinnern wir uns an das, was gleich anfangs *Hito ti* und dann *Cime o* sagten, so denke ich, daß wir auch hierin dem Beispiele des christlichen Volkes von Großbritannien folgen. Das war es, was ich euch noch zu sagen hatte.“

Diese kurze Erklärung erzeugte eine allgemeine Freude, und vereinigte alle Parteyen. Es traten noch einige Redner vor, um hier und da etwas zu erörtern, jedoch sie wirkten in der Hauptsache nichts mehr. Der Präsident fragte, ob man die Berathung als geschlossen betrachten wolle? welches auch alle Mitglieder bejahten, und nun las er diesen Beschluß in Gesetzesform herab; dieser Text war jedoch dergestalt überladen mit technischen und bizarren Ausdrücken aller Art, daß Zeit und besondere Kenntnisse nöthig wären, ihn zu commentiren. Als dann stand jedes Mitglied mit einer gewissen Förmlichkeit auf, und stellte sich vor den Präsidenten, welcher die Stimmen dafür und dagegen sammelte, und es zeigte sich, daß unter diesen 120 Mitgliedern 98 dafür und nur 7 dagegen waren, die übrigen nahmen keinen Antheil.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten noch den Saal, als der Präsident das Ende der Sitzung anzeigte, und die Einladung auf morgen machte. Die anwesenden Engländer, aus deren Mittheilungen wir dieses schöpften, gingen zuerst hinaus, um bey dem Austritte diese unvergleichlichen Gesetzgeber näher betrachten zu können. Außer dem Hause befand sich eine Menge von Frauen und Kindern, welche ihre Gatten und Väter abzuholen gekommen waren, darunter bemerkte man auch Gruppen, die ohne Zweifel noch Neulinge waren, und das Resultat der Berathschlagung erwarteten. Am Ausgange des Saales empfing jedes Mitglied die Freudebezeugungen seiner Familie, welche ihnen Früchte und Getränke anboten. Von hier begaben sie sich in kleinen Abtheilungen in ihre verschiedenen Wohnungen der Stadt.

Bald war das Gedränge verschwunden, und es war nichts mehr zu hören, als das Echo der Gesänge, welche aus den Zirkeln der patrizischen Familien ertönten.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

„Die Zwillinge,“ Lustspiel in 2 Aufzügen von *E. Grammerstötter*, zum ersten Male am 10. July gegeben und seither wiederholt, erfreuten sich einer theilweisen beifälligen Aufnahme, welche in der Darstellung ihren Grund fand. Das Lustspiel, bereits seit Jahren durch eine gelungene Aufführung auf dem Hofburgtheater bekannt und zu seiner Zeit nicht unbeliebt, gehört der seither so modern, man möchte sagen, frequent gewordenen Classe der Doppelgängerereyen an, unterhält in einzelnen, drastisch wirkenden Scenen recht belustigend, nimmt jedoch eine eben so fleißige, als gerundete Darstellung in Anspruch. In letztgenannter Beziehung kann Ref. nur beifügen, daß *Hr. Kändler*, der die Hauptrolle spielte, in „seiner“ Art hervortrat, und daß *Hr. Rott* eine Nebenpartie recht ergötlich zu heben verstand.

„Die Steckenpferde,“ ein fünfactiges Possenspiel von *P. A. Wolff*, welche am 13. I. M. über die Bretter dieser Bühne gingen und uns gleichfalls aus früheren Darstellungen auf dem Hofburgtheater in der Erinnerung sind, gehören bekanntlich nicht zu den vorzüglichsten Arbeiten des als Dichter, wie als Mime und Dramaturg gleich verdienstlichen Verfassers. Sie haben nie und nirgends ein besonderes Interesse erregt, welches sie höchstens in einzelnen komischen Momenten für sich gewinnen können. Sollte eine Parallele Statt finden, so müßte *Grammerstötter's* „Zwillingen“ unbestritten der Vorrang eingeräumt werden, und dennoch war die Aufnahme der „Steckenpferde“ von Seiten des Publicums viel freundlicher; der Beyfall sprach sich mitten in der Vorstellung und am Schlusse derselben ziemlich ungetheilt aus. *Mad. Schmidt (Sappho)* und *Hr. Walter (Blauenthal)* trugen hiezu am meisten bey; überhaupt wirkte die

Mehrzahl der Beschäftigten recht genügend zusammen, und sicherte dem schwanken Producte ein, wenn auch nicht allzu langes Leben auf dem Repertoire dieser Bühne, welche ohnedies durch raschen Wechsel der Neuigkeiten nicht auf haltbare Reprisen angewiesen ist.

Der 16. July brachte als Novität ein Schauspiel (füglicher „Drama“) in 3 Acten, betitelt: „Der Erbe aus Westindien, oder (!): Wer ist der Schuldige?“ die Originalbearbeitung eines Stoffes, der augenscheinlich mehr der epischen als der dramatischen Behandlung füglich ist. Wieder einmal ein Schauspiel, worin von Wahrheit, gehöriger Entwicklung der Charaktere, Motivirung und dem nothwendigen, festen Ineinandergreifen, wie es die große Kette des Lebens so anschaulich gewährt, keine Rede ist. Eine lockende Schöne, ein ungestümer Förderer seines Erbtheils, ein Verbrecher, bereits einmal dem Scaffot entrissen, um ihm am Schlusse der Komödie um so sicherer anheim zu fallen, ein Mord vor den Augen der Circ, dann falscher Verdacht, der natürlich zwei Unschuldige trifft, daraus folgende Criminalinquisitionen, eine übertriebene Aufopferung, und durch alles hindurch, wie sich von selbst versteht, eine sentimentale Liebe, die am Ende, wie sich alles zum Guten löst, ihr Ziel erreicht: — diese sind die Coefficienten des neuen Westindiens. In der äußern Ausführung begegneten uns Längen, ein armseliger Dialog und ein recht übel placirter sogenannter Humor. Einzelnem ist der Effect nicht abzuspochen — das Ganze verdient entschiedene Mißbilligung der Kritik. Mad. Fischer, als Tochter des Kaufherrn, so wie diesem selbst, Hr. Matte, gebührt für die natürliche und großentheils wohlgelungene Ausführung ihrer bedeutend hervortretenden Parthien, billige Anerkennung, die ihnen so wie Hr. Dietrich, Buchhalter, auch von Seiten des Publicums zu Theil wurde; letzteren müssen wir jedoch wohlmeinend auf seinen überladenen pompösen Vortrag und so manche unedle Geberdungen aufmerksam machen, die er ja nicht als Hebel, sondern als zu beseitigende Hindernisse eines wahrhaft guten Erfolges betrachten möge.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 19. July zum ersten Male: „Die unterbrochene Benefizvorstellung, oder (!): Die Affenkomödie (!).“ Posse mit Gesang in 2 Aufzügen.

Das Original der genannten Posse, durch eine etwas allzu verfeinerte Bearbeitung des Freih. v. Mosel — deren Aufführung auf dem k. k. Hoftheater kein sonderliches Glück machte — obenhin bekannt, existirt noch in einer treuen, gelungenen Uebersetzung von Th. Hell, die sich allenthalben eines sehr günstigen Erfolges zu erfreuen hatte. Der besondere Reiz dieser humoristischen Bagatelle — denn das französische Original füllt nur eine Stunde aus — besteht aber hauptsächlich darin, daß das Stück gleichsam unter die Zuschauer hinein gespielt wird, daß Personen des Schauspiels allenthalben im Orchester, Souffleurkasten, Parterre und auf den Gallerien als mithandelnd und gleichsam als Repräsentanten des anwesenden Publicums erscheinen; eine gewagte Erweiterung des anberaumten Territoriums, welche bey dem glücklich vorwaltenden Humor von überraschender Wirkung ist, und darin Entschuldigung findet, daß die Piece durch ihren Stoff wirklich einer Schauspielimprovisation ähnlich sieht. Diesen Reiz entbehrt nun die gegenwärtige Bearbeitung freylich, man schien auch bey Fertigung derselben von einem ganz andern Gesichtspuncte auszugehen; die Scenen wurden umgeworfen, Personen neu hinzugefügt und das Populäre der Komik durch Spässe und Lebendigkeit auf dem Theater ersetzt. So ward aus dem Flüsterleis (seht Leise benannt), der sonst in das Gebiet der outrirt-chargirten Rollen gehört, ein vielbewegtes, gummitbig-drolliges Wesen, und die übrigen Mithandelnden erhielten nach Maßgabe ihrer Stellung eine stärkere Färbung; Lieder, Couplets, mimische Scenen u. s. w. wurden eingelegt und das Ganze sieht in dieser Gestalt so ziemlich wie ein Vaudeville aus. Also mit Rücksicht auf das Podium und die gerundete Darstellung — transeat! — Hr. Hopp war als Mann der Verlegenheit komisch und lebendig; Hr. Nestrov, Pips, ergötte durch ein Paar witzige Strophen, die sehr beyfällig aufgenommen wurden, wie sich überhaupt das Publicum auf Kosten der Couffingengeheimnisse sehr gut unterhielt. Ull. Weiler, Adelaide, sang eine eingelegte Arie recht artig. — Auf dem Theaterzettel war unten zu lesen: „Am Schlusse der Posse wird Hr. Advinent durch seine abgerichteten Affen eine Vorstellung aufführen lassen.“ Das geschah denn auch wirklich und hier — stehen die Marksteine der Kritik.

Wagenbild III.

Ein Phaeton auf einer verbesserten Gattung Federn, und eine ganz geschlossene Stäfer-Calesche, Bende nach Originalen aus der k. k. priv. Wagenfabrik des k. k. Hof- und bürgerl. Sattl. meisters Hrn. Brandmeyer und Sohn, in der Vorstadt Kossau, Schmidgasse Nr. 94.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 30. July 1833.

91

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Graf am Rhein.

Ballade.

Am Rhein', wo die Wasser rauschen,
Wo wächst der klarste Wein,
Da stand ein Schloß zwischen Neben,
Da haufte der Graf zu Rhein.

Jeden Morgen früh mit den Lerchen
Da sah er zum Rhein' herab,
Jeden Abend ging sein letzter,
Sein längster Blick hinab.

Ihn kullte der Rhein in Träume,
Als er zwey Spannen kaum,
Der Rhein war sein Liebstes im Wachen,
Und rauschte in seinem Traum'.

Viele Ritterfahrten bestand er,
Keinem Feinde wich er im Strauß',
Nur das Heimweh trieb ihn immer
Und immer zum Rhein' nach Haus.

Und sah er ihn wieder fließen
Den treuen, blauen Strom,
Da that er niederknien,
Und bethen, wie in einem Dom'.

Die schmeichelnde Welle küßte
Die frohe, kräftige Brust;
Im goldenen Weine trank er
Des Lebens unendliche Lust.

Nie hat er ein Wort gebrochen,
Seinen Mund nie Lüge getrübt,
Die Locke war grau geworden,
Ohne daß er einmal geliebt.

Die Locke war grau geworden,
Zu Nachen stand er am Thron',
Da kam der Tod und winkte,
Der Graf verstand ihn schon.

Das Herz ward schwer im Leibe,
Und trübe wurde sein Blick,
Doch konnt' er noch nicht sterben,
Ein's hielt ihn noch zurück.

Zu Rosse mußten sie setzen
Den alten Grafen schnell,
Zwey Knechte mußten ihn halten,
Das war sein letzter Befehl.

Zwischen Leben ging's fort, zwischen Sterben,
Der Tage und Nächte drey,
Da hielten sie still' am Hügel,
Und der Rhein zog unten vorbei.

Da horchte der Graf hinunter,
Da starrte der Graf hinein,
Er konnte nicht eher sterben,
Als erst am heiligen Rhein'.

Eschabuschnigg.

Große Festlichkeiten zu Innsbruck im Jahre 1580.

Historische Arabeske *)

«C'était la couleur du temps.»

Norvins.

Philippine Welfer, die reizende Gemahlinn Ferdinands II. von Tyrol, liebte unter ihren Hofdamen vor Allen das Fräulein Katharina, eine Freyinn von Voymont und Payersberg, deren Vater überdieß als Rath und „Obristhoffstabelmeister“ Erzherzogs Carl von Osterreich und Steyer, und die Mutter als Obersthofmeisterinn der Königin Anna, Gemahlinn des nachmaligen Kaisers Mathias, dem österreichischen Hofe langjährige, treue Dienste leisteten. — „Nur ein würdiger Gatte dürfe das geliebte Käthchen erhalten, ein anderer soll sie mit nichten heimführen,“ äußerte oft im traulichen Gespräche die Markgräfinn²⁾. — Da warb Johann Freyherr von Kollowrat-Liebsteinsky, Mundschenck und Kammerrath Erzherzogs Ferdinand, ein Mann von edler Gesinnung, blühenden Jahren (geb. 1552) und einnehmendem Aeußeren um die geliebte Freundinn. — Philippine kannte den Freyer, er war ihr von mütterlicher Seite sogar verwandt³⁾, sie willigte daher mit Freuden in die ersehnte Verbindung, die eine heitere Zukunft zu bedingen schien. — Fröhlich brachte sie dem theuren Gatten die Nachricht, der, um seine „liebwerthe Hausfrau“ in ihrer Freundinn selbst recht augenscheinlich zu ehren, das Fest veranstaltete, dessen kurze Beschreibung folgt.

*) Nach Freyherrn von Gessch's Beschreibung der Stadt Innsbruck vom Jahre 1776 (Manuscript der k. k. Hofbibliothek), aus ihm Zoller in seiner Geschichte Innsbrucks, ferner Wisgrill's Schauplatz des niederösterreichischen Adels, Höhen- und Stände des Erzherzogthums Osterreich ob der Enns, Hornayr's Taschenbuch u. s. w. —²⁾ Denn nur dieser Titel ward der Erzherzoginn. —³⁾ Hornayr l. c. Jahrgg. 1824 p. 420. Zoller p. 262. Wisgrill bey seiner sonstigen Genauigkeit erwähnt hievon nichts.

Über manche Einzelheiten desselben lächeln wir heute, doch wir mögen bedenken, daß auch wir von ähnlichen Schwächen kaum frey sind; dieser spielt den Engländer, jener den Franzosen; laßt uns nachsichtig gegen unsere Vorfahren seyn, die einmal das steife Wamms der Gegenwart auszogen, und im ungewohnten Kleide des Alterthums sich nicht ganz zurechtfinden konnten.

Die Festslichkeiten waren auf drey Tage vertheilt, und wurden am 14. Februar, als am ersten Tage, mit einem Ringelrennen in drey Aufzügen begonnen; am zweyten Tage, am 15., mit einem Freyturniere in neun Aufzügen fortgesetzt; am dritten Tage, dem 16. desselben Monats, mit Zweykämpfen verschiedener Nationen und Stände beschloffen.

Die beyden ersten Festslichkeiten hatten die Neustadt zu Innsbruck, jene platzähnliche, breite Straße, die gegenwärtig mit der Triumphpforte Maria Theresia's, Franz des Ersten und Josephs des Zweyten endet, zum Schauplatz; die letzte wurde auf dem Plage vor der fürstlichen Burg abgehalten.

Das Terrain war mit einer Menge grüner, mit rothen, weißen und vergoldeten Bändern umwundenen Bögen verziert. Das Ausschreiben zum Ringelrennen bezeichnet siebenunddreyßig genau zu beobachtende Artikel, worunter der erste verlangte, daß jeder „Venturier“ (aventurier) in Maske erscheinen solle, daß ferner die „Dänke“ (Preise) nicht bloß für die prächtigste, sondern namentlich für die sinnreichste Maske bestimmt seyen.

Den ersten Aufzug führte als Mantenedor⁴⁾ Peter von Molart, Freyherr zu Reineck und Drosendorf, in einem rothatlassenen Kleid mit silbernen Vorten, vor ihm ein Heerpauker, vier Trompeter und zwey „Patrinen“⁵⁾, nach ihm drey Lakayen, sein Pferd mit rothatlassener Decke, silbernen Schnüren und Federn geschmückt.

Den zweyten Aufzug bildeten: Graf Veit von Thurn, Johann Claudius Freyherr von Frauenberg und Johann Hartmann von Erff, in braunatfetzten Kleidern mit goldenen Puncten, in langen Haaren, auf dem Haupte grüne Kränze, Streithammer in den Händen, vor ihnen drey Pfeifer mit Schalmeyen, dann drey Diener, ihren Herren ähnlich gekleidet.

Bis hieher ging alles mit rechten Dingen zu, nun aber wagte man sich auf der Mythologie und Archäologie leicht verletztes Feld und — verletzte sehr.

Es erschien Apollo, Herzog Otto Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, auf einem Leopard reitend, ihm folgte der Frühling auf einem von zwey Einhörnern gezogenen zierlichen Wagen, worin eine Jungfrau saß mit den drey Himmelszeichen: Widder, Stier und Zwillinge.

Hierauf als Ceres auf einem Krokodill der Vater des Bräutigams, Jaroslaw Freyherr von Kollowrat, begleitet vom Sommer, den ein Bauer mit der Sichel auf einem bemalten, von zwey Ochsen gezogenen Wagen vorstellte, darauf die drey Zeichen: Jungfrau, Krebs und Löwe.

Als Mars nahte nun auf einem Wolfe reitend der Bräutigam selbst, nach ihm der Herbst, von zwey Panterthieren auf einem prächtigen Wagen gezogen, den ein türkischer Kutscher lenkte, und der die Zeichen: Wage, Scorpion und Schüz führte.

⁴⁾ Festordner. ⁵⁾ Wahrscheinlich eine Art Serpenten oder Renthörner.

Saturnus auf einem Elephanten stellte Georg Freyherr von Sternberg dar, in Begleitung des Winters, eines Mannes, der in einem von zwey zahmen Schweinen gezogenen Wagen saß, von den Zeichen des Steinbocks, Wassermanns und der Fische umgeben.

Den Jahreszeiten folgten nun die Elemente:

Als Aolus, Ludwig Bordogna von Paris auf einem geschmückten Pferde, dem ein Wagen mit zwey Greifen folgte, die den Ost-, West-, Süd- und Nordwind friedlich neben einander sitzend führten.

Cybele, die Göttinn der Erde, durch Christoph den Erbtruchfessen von Waldburg vertreten, war von einem Wagen mit zwey Löwen begleitet, worauf ein Schloß und ein nackter Mann, als Sinnbild der Erde, prangten.

Balthasar von Schrottenbach, als Neptun auf einem beschuppten Seepferde, zog zwey Tritonen an einem mit springenden Wässern und plätschernden Fischen gefüllten Wagen nach sich.

Auf dem Höllenhunde Cerberus reitend, blickte Hippolyt von Juliol als Vulcan gebieterisch auf die ihm folgenden Furien am Wagen Pluto's zurück, der von helllodernden Flammen umgeben war.

Nun schien der ganze Olymp sich zeigen zu wollen, dem eine lange Reihe von Göttern und Helden folgte.

Die Kraft schritt voran, der Lieblingsgott jenes Jahrhunderts, nemlich Carl Markgraf von Burgau als Herkules auf der siebenköpfigen Hydra, hierauf Jupiter, Erzherzog Ferdinand selbst. Gold war sein Kleid und sein Wagen, seine Krone von Edelsteinen funkelnd, in der Rechten drohte der Donnerkeil, zu seinen Füßen flatterten drey gefesselte Adler.

Des Helden Aneas Ankunft verkündeten erstens eine prächtige Galeere mit gelb- und rothseidenen Segeln und Fahnen, worauf ein blendendes Feuerwerk und die Gefährten, eils an der Zahl; sechs Galeoten lenkten das Schiff, auf welchem überdieß noch „zwey Knäbkin saßen, die gar lieblich nach den Notenfungen.“ Dann ritten drey Edelknaben in römischer, ganz silberner Kleidung, ihre Helme so wie die Mähnen der Pferde mit schönen, weißen Federn geschmückt, seidene Fahnen in den Händen.

Berge selbst mußten dem festlichen Zuge folgen, denn ein solcher ⁶⁾, ein Schloß und herumwandelnde Thiere auf seinem Haupte, ein Feuerwerk, hämmernde Bergknappen, und stürzende Wasser in seinem Innern, glitt den Gefährten des Trojaners voran, dem Segestus und Cleanthus (Carl Kurz und Maximilian Botsch), die auf Pferden mit schönen Federn und weißseidenen, mit goldenen Rosen besäeten Decken in römischer Kleidung folgten.

Ferner als Ilionäus in einem rothatlassenen römischen Kleide, zu Pferde, Felix Eschschthaler.

Als die reizende Königin der Amazonen, Penthesilea, Hans Albrecht Freyherr von Sprinzenstein und Neuhaus, auf dem Haupte silberne Flammen, übrigens ganz in Gold, einen Pfeil in der Hand, voraus Lakayen ähnlich gekleidet, nach ihr oder ihm. Askanius und Pallas, Ludwig Graf von Baglio und Adam Gall ⁷⁾ Popel Freyherr von Lobkowitz, in römischen, rothen Klei-

⁶⁾ Vermuthlich als eine der harpyenbergenden Strophaden. ⁷⁾ Soll wahrscheinlich Bohuslaw Gallus († 1595) seyn, aus einer Seitenslinie der Popel Lobkowitz genannt: die Herrn auf Zbirow und Loczmit. S. Formayr l. c. Jahrgg. 1830. p. 230.

dern mit Gold, Pfeile in den Händen, die Pferde mit silbernen Decken, nach ihnen Lakayen mit Tarttschen⁸⁾.

Endlich nahte Aeneas selbst, Wilhelm Graf von Zimmern, Herr zu Wildenstein und Mößkirch, in einem ganz goldenen, römischen Kleide, auf dem Helme eine Krone, das Pferd, ein übermüthiger Neapolitaner, mit goldenem Stirnblatt, Edelsteinen, Federn und Blumen prangend, ihn begleitend Venus und Cupido, von Ungenannten dargestellt, auf einer Muschel, welche Fische zogen, endlich drey Lakayen, herrliche zum Ringelrennen bestimmte Pferde von kastanienbrauner Farbe führend, deren Mähnen mit Federn geschmückt, die Decken von rothem Sammt mit Gold gestickt waren.

Den dritten Aufzug machte das Ringelrennen selbst, wozu noch als Merkur zu Pferde, Carl Schurf von Schönenwert kam.

Der zweyte Tag, dem Freyturniere gewidmet, bietet weniger Anziehendes, da jedes Turnier nach bestimmten Regeln abgehalten werden mußte und bey dem gegenwärtigen von den gewöhnlichen nicht abgegangen wurde; Pracht ward nicht gespart, wie sich aus dem Vorhergehenden schließen läßt. In dem glänzenden Aufzuge war außer den bereits am ersten Tage Erschienenen noch Marquard von Stein⁹⁾ bemerkbar, der in Begleitung von Feltr Tscheschthaler, Ludwig Bordingna von Paris und Johann Hartmann von Erff heranritt, die Pferde mit rothen und weißen Federn geziert, vor ihnen drey Schalmeyer, wovon zwey auf einem Esel ritten, der dritte daneben zu Fuß mit einem Narren ging, der, roth und gelb gekleidet, einen Esel am Zaume führte.

Am 16. Februar, dem dritten Tage, an welchem die Zweykämpfe verschiedener Nationen und Stände abzuhalten waren, wurde ein Kampfartel kund gemacht, nach welchem Jeder, der mit seinem Widersacher etwas durch den Zweykampf auszumachen wünsche, zu erscheinen eingeladen ward; — die bestellten Maestri di Campo hörten die Klagen der Kämpfer an, hielten ihnen die Kampfregeln vor, und stellten die Wahl der Waffen frey. Da kämpften denn je zwey und zwey, die Mohren mit ihrem Wurfgewehr und Pustkan¹⁰⁾, die Schweizer mit der Hellebarde und dem Degen, die Ungarn mit der Cöpy¹¹⁾ und dem Säbel, die Jäger mit dem Schweinspieße und der Weidpräge¹²⁾, zwey alte Kämpfer mit der hache d'armes¹³⁾ und der Kugel an der Kette, die Franzosen mit drey Schürzern¹⁴⁾ und dem Kürassschwerte; die Italiener mit der Partisane und der Pistole; die Jacobsbrüder¹⁵⁾ mit dem Pilgerstabe und dem Paternoster; die Römer mit dem Cortellaz¹⁶⁾ und dem Schefflin¹⁷⁾; die Böhmen mit dem Dreschfegel und dem Beile, die Heyducken mit dem halben Spieße und der Hacke, die Lanzknechte mit dem langen Spieße und dem Schwerte, endlich die Galeoten mit den Schiffshacken und dem Beile. Jeden Kampf besloßte das Urtheil der Maestri di Campo mit dem wohlverdienten „Danke.“

Somit endete das letzte Fest, das Ferdinand seiner theuren Philippine gab; der kommende May sah sie nicht mehr.

Th. G. v. Karajan.

⁸⁾ Kunde Schilde. ⁹⁾ Mundschent und Rath Kaiser Maximilian des II. S. Scharf III. 2095. ¹⁰⁾ Streitkolbe. ¹¹⁾ Eine mit einem Fähnlein versehene Lanze, ähnlich unsern Ublanenzangen, doch weit länger. ¹²⁾ Ein breiter Hirschfänger. ¹³⁾ Ein Streitbeil. ¹⁴⁾ Sogenannte Panzerstecher, Stoßdegen von bedeutender Länge, wie sie die Husaren noch 1730 am Sattel führten. ¹⁵⁾ Anfangs ausschlußweise nur die Pilger nach S. Jago di Compostella, später Pilger überhaupt. ¹⁶⁾ Cortellacio, ein kurzer Degen. ¹⁷⁾ Javelin, eine halbe Lanze, ein Wurfspeiß.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Hrn. Pezold, P. württembergischen Hoffängers.

Die Anwesenheit einiger fremder Gäste hat seit ungefähr einem Monat eine Art von Schwung in das Repertoire unsers Operntheaters gebracht, und so dem musikalischen Publicum zu mehreren Opern verholfen, die seit längerer Zeit, aus Mangel einer nur halbwegs genügenden Besetzung, bey Seite gelegt waren. Zu den Gästen, die sich eines ziemlich dauernden Erfolges zu erfreuen hatten, gehört Hr. Pezold, vom königl. Hoftheater zu Stuttgart. Wir haben in ihm einen recht routinirten Sänger und zugleich gewandten Schauspieler kennen gelernt. Seine Stimme ist zwar weder durch Wohlklang, noch durch Umfang und Stärke ausgezeichnet, allein er weiß sie im Ganzen genommen mit so viel Geschicklichkeit zu verwenden, daß man jene Mängel nur selten bemerkt, am wenigsten dann, wenn er sich vor dem Zuvieltbum in Acht nimmt, und seiner Stimme nicht mehr zumuthet, als sie ihren Grenzen nach zu leisten im Stande ist. Die erste und zugleich erfolgreichste Rolle des Hrn. Pezold war die des Grafen Aubri in der Lindpaintner'schen Oper: „der Vampyr.“ Wie es heißt, war die Parthie ursprünglich für ihn geschrieben; es läßt sich daher erwarten, daß er, an der Quelle schöpfend, den Sinn und die Meinung des Componisten vorzugsweise aufgefaßt hat. Von dieser Seite betrachtet, läßt sich gegen die Darstellung unsers Gastes wohl schwerlich etwas einwenden; nur scheint es, daß in Beziehung auf den Charakter dieser Musik überhaupt und der Rolle des Grafen insbesondere, ein kräftigeres, entschiedeneres Durchgreifen der Stimme wünschenswerth und wirksamer gewesen wäre. Dieser Mangel ward besonders in den Ensemblestücken fühlbar, in welchen, neben dem klangvollen, mächtigen Organe des Hrn. Staudigel, der doch nur einen untergeordneten Part zu singen hatte, die Hauptparthie, zum Nachtheil des Ganzen, in den Hintergrund gedrängt wurde. Hr. Pezold hat seitdem die Rolle des Grafen Aubri mehrere Male wiederholt und zwar immer mit gleichem, ziemlich allgemeinem Beyfall. — Eine bedeutend weniger glückliche Wendung nahm das zweite Auftreten unsers Gastes, nemlich als Figaro in dem Rossini'schen „Barbier von Sevilla.“ Wir brauchen keine Vergleichung mit frühern, oder gar den italienischen Darstellungen dieser Oper zu Hülfe zu nehmen, um inne zu werden, daß die Parthie des Figaro doch mehr Stimme und Gesangeskunst erfordere, als Hr. Pezold zu Gebote stehen. Manche Stellen, bey denen freylich der Tonsetzer auf jene beyden Erfordernisse ausdrücklich gerechnet hat, gingen bey der heutigen Darstellung gerabzu verloren, oder verhallten in einem kaum vernehmbaren Geflüster. Die Ensembles wurden dadurch auf eine schmerzliche Weise beeinträchtigt und nicht selten auf ganz andere Musikstücke reducirt. Die erste Arie bey'm Auftreten gelang noch am besten, da sie wenigstens musicalisch richtig und — hörbar vorgetragen wurde. — Recht vielen und verdienten Beyfall erwarb Hr. Pezold als Baron Waldeburg in der „Unbekannten.“ von Bellini. Die Parthie erfordert weder bedeutenden Umfang noch Aufwand von Stimme, dagegen desto mehr Einfachheit, Ausdruck und Gefühl im Vortrage. Letztere weiß Hr. Pezold mit großer Wirkung geltend zu machen; das schöne Lied im zweyten Acte kann als Beleg dazu dienen. Mehrere Stellen der heutigen Leistung wurden vom Publicum mit lebhafter Theilnahme anerkannt. — In den genannten, so wie beynabe in allen seit anderthalb Monaten aufgeführten Opern, oft drey ja viermal in der Woche, und meistens in sehr anstrengenden Parthien, sang Mad. Ernst mit einer Unermüdslichkeit, einer Ausdauer, aber zugleich mit einer Vortrefflichkeit, die ihr die Achtung und Theilnahme des Publicums für immer gewonnen haben. Ihre Leistungen in neuerer Zeit sind der Zahl und dem Werthe nach in der That bewunderungswürdig; mit großer Freude haben daher die Besucher unserer Oper die Nachricht empfangen, daß sie aufs Neue dieser Anstalt angehört. —

Gastrollen des Hrn. Wetter, P. württembergischen Hoffängers.

Hr. Wetter hat seine Gastrollen auf unserer Opernbühne mit einem sich ziemlich gleich bleibenden Erfolge fortgesetzt; doch haben wir mit Vergnügen bemerkt, daß er in seinen letzten Darstellungen sich jener klugen Mäßigung befelegte, welche den frühern, manchmal zum offenbaren Nachtheile der dramatischen und musicalischen Wirkung, fehlte. Schon gleich bey der nächsten Rolle, in welcher er, seit unserm ersten Berichte über ihn, auftrat, nemlich als Johann von Paris, zeigten sich die wohlthätigen Folgen dieser Selbstbeherrschung. Sie lieferte den Beweis, wie vorzüglich und hausväterlich

der mit seinen Mitteln umzugehen habe, dem sie nicht in übervollem Maße zugefallen sind. Hr. Betteer erntete an diesem Abende öfteren und einstimmigen Beyfall ein; die berühmte Romanze im zweyten Acte gelang, eben weil sie ohne Prätension und Verhöhnung vorgetragen wurde, so gut, daß die Wiederholung vom Publicum begehrt wurde. Dieselbe Auszeichnung war jedoch schon früher dem wirklich schönen Gesange der Mlle. Clara Heinefetter, als Page, zu Theil geworden. — Als Florestan in Beethoven's „Fidelio“ wollte Hr. Betteer weniger ansprechen. Freylich war die Wahl der Rolle nicht ganz glücklich, indem dieselbe seiner Individualität und namentlich seiner Stimme und Stimmlage keineswegs zusagt. Die große Arie im zweyten Acte ging leider deswegen ohne alle Wirkung vorüber; und von der des darauffolgenden Duetts gebührt wohl die größere Hälfte der wackeren Darstellerinn des Fidelio. — Die gelungenste und dem gemäß mit dem meisten Beyfall begleitete Partie des Hrn. Betteer war die des Joseph in der alten herrlichen Oper Mehul's: „Joseph und seine Brüder.“ Die Romanze im ersten Acte, die eine beynahe sprüchwörtliche Verühmtheit erlangt und verdient hat, ward von Hrn. Betteer durchaus tadellos und mit recht innigem Ausdruck vorgetragen. Eben so verdienstlich wirkte er im zweyten Acte in der schönen Scene vor Jacobs Zelte, mit. Unser Publicum, dem nicht leicht etwas wirklich Gutes entgeht, verkannte es auch heute nicht, und ehrte Hrn. Betteer's Streben durch Aufmerksamkeit und Theilnahme.

L i t e r a t u r.

„Alexander.“ Canzone von C. F. B. v. S. g. S. Dresden, Gärtner'sche Buchdruckerey, S. 58.

Vorliegende Canzone, deren Verfasser durch seine literarische Thätigkeit in jüngster Zeit bekannt geworden ist, dankt ihr Entstehen offenbar einem ohne Vergleich höher stehenden Vorbilde, — den „Todtenkränzen“ des Frh. v. Zedlitz. Den Inhalt bildet eine panegyrische Parentation unter Aufzählung historischer Daten, die hier nach individueller Ansicht benützt worden sind. Aber solche enfomiasische Darstellungen, deren Inbegriff sich auf die trivialen Worte: „Mein Held ist todt; die Thaten seines Lebens bestanden in Dem und Jenem,“ reduciren lassen und von aller idealen Entwicklung fern sind, gehören nicht zu den Glanzstücken deutscher Poesie, welche ernstere Anforderungen nach tieferen Interessen in sich faßt. Der Bau der Canzone ist mit unläugbarer rhythmischer und Sprachgewandtheit durchgeführt; jedoch begegnen wir einzelnen Härten der Scanfion und des Reimes, die einige Sorglosigkeit und Eile der Arbeit verrathen. Wie konnten die Worte: Unabwendbar (S. 5), werde (14), wußte (21), aber (22), wurde (35), unter (43), nahen (45), hätten (46) als Jamben gebraucht werden? Darf man Reime billigen, wie: nieder — Gebieter; Pfade — nahe; Reußen — weisen; Leiden — deuten; Kelsche — schwelge? ferner Phrasen, wie „angeerbte (!) Laren,“ „dem Pfeile gleich, der tödtlich wunden t“ — und endlich so angelegentliche Ausmalungen des Gräßlichen, wie sie S. 30, 31 vorkommen? — Damit sich der Leser einen würdigen Begriff von dem bessern Streben des Verfassers bilden könne, theilen wir hier eine einzelne Strophe (S. 7) mit, welche jedoch allen ihren 57 Schwestern weit überlegen ist. Sie lautet:

„Wer sagt dem Bettler, der am Wanderstabe
Die Welt durchhirt, — von des Geschides Wogen
Aus seiner Heimat friedlich stillen Hallen
Mit Ulgewalt zur Fremde hingezogen —
Ob nicht auf eingesunk'nem Heldengrabe,
Auf einem Purpur, der in Staub zerfallen,
Die eil'gen Schritte wallen?
Ob nicht an seines Fußes flücht'ger Sohle
Die Asche eines edlen Herzens zittert;
Ein Scepter nicht, im Zeitenlauf zerpfittert, —
Das einst von einem bis zum andern Pole
Die Welt beherrschte — nun im Staube lieget
Und sich des Pilgers rohem Tritte füget?“

Die Wendung der Eingangsverse der Canzone: „Der Engel ist dem Erden-schmerz enthoben,“ von einem großen Manne, einem Cäsar gebraucht, hat etwas Weichliches, Süßliches; und es hätte wohl sollen angedeutet werden, daß diese Worte durch den ähnlich lautenden Revers einer Denkmünze auf das Ableben des Kaisers veranlaßt wurden.

Die äußere Ausstattung des Büchleins ist anständig.

P.

„Die Ecorcheurs (Menschenschinder), oder (!): Kronenraub und Pest.“ Historische Fragmente aus den Jahren 1418, vom Vic. von Arlincourt. Aus dem Französischen von Louis von Alvensleben. 8. Leipzig, 1833. Vossange Père. Zwey Bände. I. 245. II. 260.

Schreckensscenen aus den letzten unheilvollen Tagen Carl des VI., die nachfolgenden Thronstreitigkeiten, die Drangsale Carl des VII. bis zur glücklichen Wendung durch Johanna's wunderbares Erscheinen, eine mitverflochtene Liebesangelegenheit und großherzige Entfagung bilden den Inhalt dieses Schauerbildes, dessen einzelne Abtheilungen in einem sogenannten Anflug von Genialität „Fragmente“ überschrieben worden sind, in Wahrheit aber durch eine gewisse sorglose Flüchtigkeit der Arbeit sehr locker erscheinen und wirklich ein nur allzu fragmentarisches Ansehen gewinnen, Derselbe literarische Erscheinungen, die bloß darauf berechnet sind, dem verschrobensten Zeitgeschmacke zu huldigen, Producte der Sucht nach dem Gräßlichen und Empörenden, wie sie von unsern überrheinischen Nachbarn mit wahrer Vorliebe zahlreich ausgebrütet und dem erschlafenen oder übersatteten Magen ihres Publicums als Reizmittel täglich angeboten werden, erfüllen den besonneneren Beobachter der Zeit und Kunst mit wahrer Wehmuth. Jedes Gemüth, der Wissenschaft und dem tiefem geistigen Leben zugeneigt, muß sich schmerzlich verletzt fühlen, wenn es (wie dies in d'Arincourt's „Ecorcheurs“ der Fall ist) blutfinstere Schreckensbilder der ernsten Weltgeschichte dazu mißbraucht sieht, um einer dürftig erdichteten, mühselig und motivlos fortgesponnenen Liebesgeschichte, die das armselige Licht des Gemäldes bilden soll, als schattiger Hintergrund zu dienen. Fesselnd, oder, wie der Modeausdruck es gerne nennt, interessant ist ein solches Buch freylich, aber man gestatte dem Referenten die Frage: ob ein Haaremporträuben, durch historische Schauer-scenen erregt, und endlich durch den Bettel eines glücklich verlaufenden Liebeshandels gemildert, der moralische oder poetische Endzweck eines Kunstwerkes seyn soll? — Warum nicht lieber die ernsten Blätter jener Weltgeschichte, wie sie uns Juvenal, Desursins, Dampmartin u. a. mit historischer Würde überliefern, zur Hand nehmen, und den ganzen Stufengang der weltlichen Nemesis, wie sie rächt und sühnt, verfolgen: satt sich, nur Unterhaltung suchend, einen solchen magern Extract auszusuchen, worin die Daten mit träumerhaftem Eigensinne bloß zum Nutzen des historischen Kleinhandels gehandhabt werden? Aber die Zeit will es so, und das Verständniß der Bessern kämpft nur mühsam gegen den Andrang verkehrter Meinungen. Die Darstellung ist größtentheils grell, auf den Effect berechnet, ich möchte sie grotesk nennen; der Lücken und sonderbarsten Behelfe gibt es sehr viele. Der Übersetzer hat das Seine gethan; Styl und Fügung ist fließend und ziemlich correct; der Titel soll frappant seyn, ist aber überladen und die Übersetzung des Wortes „Ecorcheur“ durch „Menschenschinder“ so überflüssig als ungenügend. — Druck und Papier ist elegant.

V e r r i c h t i g u n g .

Die Redaction der Wiener Zeitschrift hat in Folge einer irrigen Angabe ihres Correspondenten in München (S. Wiener Zeitschrift Nr. 72, 1833) nachstehende Mittheilung erhalten:

„Ein Correspondent Ihres Blattes nennt mich in seinem Bericht vom May, bey Erwähnung meiner „Unterhaltungen für das Theaterpublicum“ einen Israeliten; da ich jedoch ein Christ, evangelischen Bekenntnisses, bin, so ersuche ich Sie, diesen Irrthum durch gefällige Aufnahme dieser Zeilen, in einem Ihrer nächsten Blätter berichtigen zu wollen.

München, den 19. July 1833.

Johann August Lewald.

(Mit Nr. 31 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 1. August 1833.

92

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der böse Dämon.

Novelle von W. v. G.

„Es muß ja Uergerniß sehn; aber wehe dem Menschen, durch welchen Uergerniß kommt!“

Der Graf von Rautenfels und der Baron von Wallheim waren, wiewohl von sehr verschiedener Gemüthsart, durch das Band der edelsten Jugendfreundschaft, seit dem sie eine Hochschule zu gleicher Zeit besucht hatten, vereinigt.

Der Graf besaß bey der strengsten und geregeltsten Lebensweise einen gediegenen und ernstern Charakter, der zu der uneigennützigsten Selbstverläugnung, zu der vollkommensten Hingebung für diejenigen fähig war, die er als ihrer würdig erkannt hatte, und verband mit der großmüthigsten Seele ein tief fühlendes Herz. Der Name Vergessenheit war nicht da für den Jüngling, der nie aus der Seele ließ, was er einmal in dieselbe geschlossen hatte. Er glich jenen alten Denkmälern, die noch in ihren Trümmern die Inschrift treu bewahren, die man ihnen eingrub. Er war mildthätig gegen Bedürftige, aber zu geistig veredelt, um sich mit Ungebildeten zu befassen. Reiche ließen ihn kalt, das bescheidene Verdienst allein zog ihn an, und wiewohl er erst vier und zwanzig Jahre zählte, so war er doch Philosoph und Menschenkenner genug, um ernste, gründliche Studien, um Tugend und Rechtschaffenheit an sich selbst und an Andern höher zu schätzen als rauschende Freuden, sinnliche Genüsse, oder die glänzende Leere der Gesellschaft. So gesinnt hatte er seine Zeit auf der Hochschule vortrefflich benützt, und das Vaterland konnte sich an ihm einen trefflichen Diener versprechen, denn sein Wille dazu war so kräftig, als die Gaben seines Geistes entschieden, und seine Leistungen ausgezeichnet waren.

Nicht minder vortrefflich, aber im entgegengesetzten Sinne, war der Baron Wallheim. Zwey Jahre jünger als sein ernster Freund, besaß er bey vielen guten Eigenschaften die angenehme Lebendigkeit, den heitern Frohsinn, die rosenfarbe Laune seines glücklichen Alters; er hatte weit mehr Freunde als der Graf: denn die Annehmlichkeit eines guten Gesellschafters, eines gefälligen, muntern, liebenswürdigen Charakters, zog Jene an, die der Kalte, oft

finstere Ernst seines Freundes zurückschreckte; sein Herz war aber so gut, daß er sich ob dieses Vorzuges nie überhob, und sich nie glücklicher fühlte, als bey seinem Otto, den seine Unterhaltung und seine Heiterkeit allein dem Trübfinne des grübelnden Nachdenkens zu entreißen vermochte.

Eine Reise sollte jetzt beyde Freunde zu verschiedenen Bestimmungen führen, und sie beschloßen, dieselbe mit einander bis zu dem Orte, wo sie sich trennen mußten, zu machen. In dem freundlich gelegenen Wirthshause einer romantischen Gegend feyerten sie die letzten Stunden ihres Beysamenseyns, den Abschiedsbecher zusammen leerend.

„Gaudeamus igitur!“ (jubelte der fröhliche Eduard, und goß den perlenden Schaumwein in die Kelchgläser.) „Stoß an, Bruderherz! eine glückliche Reise! ein frohes Wiedersehen!“

„Von ganzem Herzen!“ (antwortete der Graf, mit dem Freunde anklingend.) „Ich rechne vorzüglich auf das Letzte, und auf wenig Glück für mich. Bey meinem Oheim, der seit zwanzig Jahren als ein wahrer Simon, wenigstens als Einsiedler lebt, glaube ich es wohl nicht erwarten zu dürfen, wiewohl er mich jetzt ganz gegen seine Gewohnheit zu sich berufen hat.“

„Nun was mich betrifft,“ versetzte Eduard lachend, „so geh' ich gewiß keinem Griesgram entgegen! Die Jagdparthie, zu der mich Leistenberg eingeladen hat, wird hoffentlich eine recht vergnügte seyn.“

„Wahre deine Börse, Eduard!“ sagte der Graf, „bey Leistenberg waltet der Fluch des grünen Tisches, mehr noch als die Lust des grünen Waldes, die, fürchte ich, nur ein Vorwand ist! — Du weißt, daß er in dem Kufe steht, manchen Vogel derb gerupft zu haben, der ihm nicht minder unbesorgt und arglos als du ins Netz flog!“

„Seh' ruhig, liebster Otto!“ antwortete der Baron, „ich kenne ihn ja, und werde gewiß vorsichtig seyn, nicht anders, als stündest du mir winkend und warnend gegenüber; auch weißt du, daß ich das Spiel eben nicht liebe! — Doch — was seh' ich! — da sprengt Leistenberg wahrhaftig selbst zum Thore herein und kommt mir entgegen!“

Gutmüthig wie Wallheim war, stürzte er, geschmeichelt von dieser Artigkeit, dem ankommenden Reiter mit Freude entgegen, der, von mehreren Bedienten mit Handpferden begleitet, sein Thier anhielt, und behend absprang, um den erwarteten Gast zu umarmen.

„Judas!“ murmelte der Graf, der am Fenster stand, „mein böser Geist muß ihn zwischen uns drängen in der Abschiedsstunde!“

Und seine Sachen eilig zusammenraffend, sprang er zu einer Hintertüre hinaus, rief seinen Leuten, die schon reisefertig warteten, und sprengte zum Hofe hinaus, als der Baron mit Leistenberg zurück ins Zimmer kam. Wallheim erhielt eben noch einen ernst-freundlichen Gruß von ihm, und hatte kaum Zeit, ihm mit Erstaunen ein Lebewohl zuzurufen, als jener schon aus seinen Augen verschwunden war.

„Daran bin ich Schuld!“ lachte der Baron Leistenberg, und sein hämisches Gesicht strahlte vor Schadenfreude. „Es ist, als ob die weite Welt für den und für mich keinen Platz neben einander hätte. Laß ihn laufen, Wallheim, den grämlichen Freudenstörer, den lästigen Moralprediger. Du stehst schon zu lange unter seiner Zuchttruthe, und nun kann erst etwas aus dir werden, Freundchen! da du diesen los bist.“

„Dergleichen Anzüglichkeiten verbitte ich mir,“ sprach Wallheim mit großem Ernst. „Noch ein Wort der Art, Baron, und ich lehre zurück, woher ich kam.“

„Fi donc! wer wird einen Scherz so hoch aufnehmen,“ lenkte Leistenberg begütigend ein. „Es war nicht so böse gemeint! He da! Champagner her! und das Beste, was da ist! Komm, Brüderchen! laß uns eine Parthie Billiard spielen, nach Tische geht's auf mein Leistenberg, und dort werden wir uns, hoff' ich, nicht langweilen.“

Wallheim, der eben so leicht zu besänftigen als zu beleidigen war, fügte sich, vergaß nun des ältern Freundes, und folgte Leistenberg's Einladung, der den Wirth machte. Auf seinem Landgut angelangt, fand er eine mehr als gemischte, mehr als vergnügte Gesellschaft, die aus lauter jungen Lebemännern bestand, welche, da keine Hausfrau ihrer Lust den Zügel der Sitte anlegte, sich es ganz „kannibalisch“ wohl seyn ließen, und sich nach Willkür den Freuden der Jagd, der Tafel, des Zechens und des Spieles hingaben. Leistenberg hielt Bank, und die Nächte wurden an dieser verbracht, wo denn der Reichthum seiner Freunde, gleich einem Pactolus, ihm zuströmen mußte, so daß sich mancher des folgenden Tages mit getrübttem Blick und verdrießlichem Gesicht wiederum davon machte.

Wallheim glaubte es der Einladung und seiner eigenen Ehre schuldig zu seyn, daß er am längsten aushielt; als aber auch an ihn die Reihe gekommen war, zu seinen Geschäften zurückzukehren, denn er war in einem Landescollegium angestellt, fand sich's: daß er nicht nur alles, was er mit sich genommen, verloren, sondern auch noch eine Schuld zu entrichten hatte, welche, da sie mit dem unverdienten Namen einer Ehrenschild in das Register der Weltbegriffe eingetragen war, sogleich befriedigt werden mußte, was ihn bey einem nur geringen Vermögen und einer nur noch beschränkten Besoldung in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Jetzt, zum ersten Male, dachte er wieder an seinen Freund, und warf sich nicht nur mit Beschämung seinen Kaltfinn, sondern auch seine Nichtachtung des ihm gegebenen vernünftigen Rathes vor, um so mehr, als Otto der Einzige blieb, der ihm helfen konnte; da dieser zwar nichts weniger als reich, aber so geregelt und in finanzieller Hinsicht so geordnet war, daß es ihm eben so wenig an Mitteln, als an Willfährigkeit fehlte, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, wenn er sich ihm entdeckte. Aber dießmal war der Helfer fern, und er konnte sich nicht entschließen, sein Unrecht, dessen er sich schämte, einem Briefe anzuvertrauen; so blieb ihm also nichts übrig, als einen Wucherer aufzusuchen, der ihm die Ehrenschild auf eine Weise vorstreckte, die seine Finanzen in eine noch weit größere Unordnung brachte.

Unterdessen hatte Rautenkels, nach der plötzlichen Trennung von dem Freunde, seinen Weg sehr unruhigen Geistes und höchst mißmuthig fortgesetzt. Die Natur, die sonst immer den wohlthätigsten, linderndsten Einfluß auf ihn übte, erheiterte ihn jetzt um so weniger, als bereits der Spätherbst die kahlen Felder zum Winterschlaf vorbereitete, und überhaupt die Gegend, je weiter er kam, mit finstern Waldungen eingerahmt, ein wildes, unerfreuliches Bild darstellte. Je näher er an das weitläufige Gebiet seines Oheims kam, desto mehr nahm dieser Übelstand zu; in dessen Eigenthum war alles vernachlässigt, nichts gebaut, jede Art von Cultur verabsäumt, und mit dem

Gepräge eines menschenfeindlichen Anachoretenlebens gestempelt, in welchem sich der Besizer, seit seiner Entlassung aus dem Dienste des Staates, auf seinem alterthümlichen Familienschlosse gefiel. Sein Nefse war ein Kind, als er ihn zum letzten Mal gesehen, und nie hatte er seitdem wieder nach ihm gefragt, oder seinen Besuch begehrt; wie allen übrigen, war auch dem Sohne seines Bruders der Zugang verwehrt zu ihm, der die Menschen metho- disch haßte, und jeden Umgang floh, bis er, von Krankheit befallen, endlich den jungen Grafen, zu dessen Erstaunen, zu sich gefordert hatte. Otto war zu edel, um ein Gesuch von sich zu weisen, das so spät an ihn erging; er hatte sich sogleich aufgemacht, um zu gehorchen, allein es konnte nicht fehlen, daß dieses seltsame Wiedersehen, welches mehr ein Kennenlernen war, düster und bedrückend auf einer Seele lag, die überhaupt nicht geeignet war, etwas aus einem heitern oder gleichgültigen Gesichtspuncte zu betrachten.

Der verwilderte Charakter seines unglücklichen Verwandten sprach ihn aus allen diesen unheimlichen Umgebungen aufs untröstlichste an, und er hörte auf, sich über die Schwermuth seines Oheims zu verwundern, als er nun endlich an das alte, verfallene, schauerliche Schloß kam, das jener bewohnte, und zu welchem alle Zugänge aufs sorgfältigste verwahrt waren, wenn er überlegte, daß er hier zwanzig Jahre als ein Verbannter gelebt hatte. Allein, und nicht ohne Unruhe, schritt Graf Rautenfels, nachdem er seine Leute in einiger Entfernung zurückgelassen hatte, auf diesen unzugänglichen Zauberturm zu, vergebens einen Eingang suchend. Auf sein anhaltendes Rufen öffnete sich ein Schieber in der Mauer, ein Glaslopf kam zum Vorschein, und eine heisere näselnde Stimme erkundigte sich: wer sich unterfangen habe, hieher zu kommen?

„Der Nefse Eures Gebieters, Graf Otto von Rautenfels!“ antwortete der Befragte mit einer Bestimmtheit, welche die schleunigste Veränderung hervorbrachte. Das Lugloch flog zu, und ein schlarfender Gang, von rasfelnden Schlüsseln begleitet, zog sich längs dem Gemäuer hin, bis zu einer verfallenen Pforte, von der nun ein großer Riegel weggeschoben ward, worauf das verrostete Schloß knarrend und kreischend aufging.

Ein alter zusammengeschrumpfter Diener, fristrt und gepudert, in so fern es die Blase erlaubte, mit einer verschossenen und verblühenen Staatslivrée angethan, in schwarz seidenen Strümpfen, großen Schnallen auf den Schuhen, und den Rest der grauen Haare in einen breiten Beutel versteckt, mit langen Hand- und Busenkransen, ein Bild der vergangenen Modezeit, stand vor ihm, und verneigte sich bis auf die Schuhspitzen.

„Hat man eine Belagerung hier befürchtet?“ sprach der junge Mann lächelnd.

„Alles auf Befehl Sr. hochgräflichen Excellenz!“ antwortete der Alte, und verbeugte sich von Neuem. „Wir leben seit zwanzig Jahren unter derley Anstalten. Ew. hochgräflichen Gnaden geruhen der Erste zu seyn, der diese Schwelle überschreitet, denn Se. Excellenz haben nie einen Gast gehabt, und alle unumgänglich nothwendigen Relationen mit der Welt habe ich in dem entfernten Wirthschaftsgehöft zu besorgen die Ehre. Hochdieselben sind aber aus keiner andern Ursache hieher beschieden, als weil sich Se. Excellenz dem Ende Höchstdero Lebens nahe fühlen und es wohl nur nach Stunden zählen werden.“

„So schlecht steht es mit meinem Oheim?“ rief der Graf erschrocken, „ich will doch hoffen, daß man einen Arzt herbengeholt hat?“

„O Gott bewahre! einen Arzt! da könnt' ich augenblicklich den Dienst verlassen, und da ich, mit gnädigster Erlaubniß, so lange hier ausgehalten, und mit exemplarischer Treue — —“

„Nun denn, darf ich zu dem Kranken? —“

„O, unverzüglich; denn Hochdieselben werden erwartet. Beruhen Sie mir zu folgen.“

Mit diesen Worten trat der Alte zurück und Rautenfels in das Schloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das hülfreiche Ehepaar.

Er Arzt, Hebamme sie —

In schönster Harmonie,

Still helfen Beyd' und sonder Braus,

Sie in die Welt, und Er hinaus!

U. St.

Über die Baudenkmäler des Alterthums in historischer Rücksicht, mit Beziehung auf v. Steinbüchel's antiquarischen Atlas.

Von Thomas Collins Vanfield.

Die Baudenkmäler des Alterthums stellen sich uns aus zwey Gesichtspuncten dar. Sie tragen die auffallendsten Spuren der Entwicklung der menschlichen Civilisation, und indem sie manchmal über alle schriftliche Darstellungen hinausreichen, schlagen sie dem erschauten Nachforscher ein Blatt in der Geschichte der Menschheit auf, worin wir die einfachsten, aber großartigsten Wahrheiten unverfälscht lesen können. Kaum minder wichtig ist ihr Erscheinen als ein Glied in der magischen Kette der schönen Künste, dieses himmlischen Kranzes, welcher bestimmt ist, unsere Seelen zur Theilnahme an höhern Genüssen zu weihen; doch bleibt ihre historische Bedeutsamkeit immer vorherrschend, denn selbst als Kunstwerke werden sie stets mehr oder minder durch die Verhältnisse bedingt, unter welchen sie hervorgebracht wurden. Bey der Betrachtung der Venus oder des Antinous fällt es Niemanden ein zu überlegen, ob sie einer glücklichen oder einer bedrängten Zeit ihre Entstehung verdanken. Bey der Beurtheilung eines Gebäudes als Kunstwerk muß die erste Frage alle äußern Verhältnisse betreffen; denn der Zweck eines jeden Gebäudes ist Nützlichkeit, und sogar überladener und unnützer Schmuck zieht beträchtlich von der Schönheit desselben ab. Jedes andere Kunstwerk läßt sich als ein einziges betrachten, es ist das Ideal einer einzelnen glühenden Seele und läßt sich weder copiren, noch zum zweyten Mal erfinden. Weit anders verhält es sich mit der Architektur, welche, indem sie die zwey vielleicht wichtigsten Proben der Originalität liefert, zugleich nur zu auffallende Beweise bietet, wie mächtig das Princip der Nachahmung, ja sogar des Nachäffens in die Geschichte der menschlichen Cultur eingreift.

Mit dem Worte *nachäffen* in der Architektur bezeichnen wir eine ererbte Vorliebe für gewisse Formen und Verzierungen, welche zur Zeit ihrer ersten Anwendung eine hohe Bedeutung hatten, lange nachdem die Ursache, welche allein ihnen diese Bedeutung verleihen konnte, verschwunden ist. Beispiele solcher Nachäffung in unsern Tagen sind der Kirchturm, welcher als beständige Verzierung der christlichen Tempel erscheint, und die Sitte einem gefeyerten Helden eine Statue auf einer Säule zu errichten. Beyde lassen sich nach dem Himalayagebirgszuge zurückführen, wo der Bergdienst oder die Verehrung des Berges, erst vielleicht als Wohnung der Gottheit, darauf aber als göttlicher Spender der Ströme, welche die Ebene befruchten, entstand und unter dem Symbol der männlichen Kraft durch alle Nationen der alten Welt verbreitet wurde.

Die Trajanssäule nebst dem bekannten Pfeiler auf dem Plaze Vendome reihen sich also an die Hermesäulen, Obeliskten und Pyramiden, welche in directer Linie von dem Bergdienste herkommen, und welche ursprünglich unlängbar eine göttliche Verehrung des Bereinigten bezweckten. Daß diese Idee noch bey der Errichtung der Trajanssäule

sich bewährt haben mag, ist nicht unwahrscheinlich; aber unmöglich kann es uns einfallen, zu behaupten: dieselbe Idee stehe bey dem Pariser Pfeiler, oder bey denen an der Carlskirche in Wien zum Grunde. In beyden Fällen ist es die bedeutungslose Benbehaltung einer Form, eben so wie bey dem Kirchturme, der jetzt aber mit zu vielen neuen Verbindungen und Bedürfnissen verknüpft ist, als daß er je wieder verdrängt werden könnte.

Die obenerwähnte Verehrung der Berge als Gottheiten von Seiten der früheren Einwohner Indiens, welche vielleicht einen der ersten Schritte in der Ausartung von der Erkenntniß des wahren Gottes bildete, ist eine Thatsache, deren, so viel wir uns erinnern, nirgends eine Erwähnung geschieht. Dennoch waren die Einwohner von Mittelasien gleichsam durch die Natur darauf hingewiesen, wie die Bewohner Persiens und des Kaukasus durch die dort befindlichen Naphtaquellen und feuerspendenden Berge auf den Mithras oder Feuerdienst, sobald nemlich beyde Völker die Anbethung der sichtbaren Mittel an die Stelle der Verehrung der großen Ursache treten ließen. Von den Spizen des riesenhaften Juges, welcher Indien gegen Norden begrenzt, strömen unzählige Flüsse herab, deren Überschwemmungen der Ebene Fruchtbarkeit verleihen, und deren Lauf vermuthlich die erste Richtung der menschlichen Wanderungen bestimmte, wie er nachher die Mittel der Verbindung zwischen den zerstreuten Völkerschaften darbot. Die Sorgfalt, mit welcher das Innere manches Felsentempels in Indien verziert ist, und die Thatsache, daß sich in den meisten derselben riesenhafte Statuen der Gottheit befinden, berechtigt zu dem Glauben, daß diese Tempel Überbleibsel eines Volkes sind, welches die Wohnung ihres Gottes in den Berg, dem es so viel zu verdanken glaubte, verlegte. Man hat behauptet, daß viele Verzierungen in denselben aus einer neuern Zeit seyen. Dieß mag gegründet seyn, ohne der Behauptung Eintrag zu thun, daß ihre erste Entstehung von einem mächtigen, halbwildem Volke herrührt, dessen Kräfte zu diesen riesenhaften Bauten durch schändlichen Mißbrauch verwendet wurden, und von welchem wir keine andern Denkmäler besitzen.

Pyramiden aus einer uralten Zeit befinden sich hauptsächlich auf der Halbinsel von Hinterindien, in welchen Reliquien der heiligen Buddhas aufbewahrt werden sollen. Hier haben wir also den künstlichen Berg, dessen Errichtung, staunenswerth, wie sie uns vorkommt, dennoch weit hinter der Mühe zurückbleibt, den lebendigen Felsen in einen prachtvollen Tempel zu verwandeln. Hieraus erhellet, weshalb die egyptischen Könige in den Pyramiden bestattet werden wollten. Es sollte ihnen nemlich eine göttliche Verehrung erwiesen werden, und die Pyramide oder der künstliche Berg war für ihren Wohnplatz errichtet: eine Erklärung, welche wir um so überzeugender finden, als sie einfach und der Natur der Dinge vollkommen gemäß ist.

Im südlichen Indien, nicht weit von Seringapatam, befindet sich die Spitze eines Granitberges in eine 80 Fuß hohe Statue verwandelt, welche frey steht und in deren Nähe sich zwey goldene Fußstapfen von der Art der Buddhisten, deren schon Herodot erwähnt, befinden. Haben wir nicht hier noch eine Spur der Ausartung des menschlichen Verstandes, der den früher heiligen Berg, in welchem sein Gott nur wohnte, zur Gottheit selbst erhöht? Sollte man an diesem Gang der Ausartung zweifeln, so können wir uns auf ähnliche Beispiele aus dem eigentlichen classischen Alterthume berufen. Die Münzen von Apollonia in Illyricum tragen nach Eckhel die Statue des Berges, an dessen Fuße die Stadt gelegen war. Ein Gleiches finden wir bey den Münzen von Caesarea, dessen Einwohner den Berg Arctäus verehrten. Die Einwohner von Antiochia verehrten unter einer weiblichen Gestalt ihren Berg, aus dessen Fuße der Strom hervorquoll. Diese Verehrung des eigentlichen Berges wurde ohne Zweifel in den Obeliskn, Hermesfäulen und in der Ehrensäule fortgepflanzt, und hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Aus demselben Zeitalter rühren vielleicht auch die großen, von Granit verfertigten Statuen, die wir freystehend, d. h. ohne die Bedeckung eines Tempels, überall in Indien und Egypten zerstreut finden.

Die obangeführten Belege von Münzen wurden Unterzeichnetem von dem um die Wissenschaft verdienten, durch Gefälligkeit und Humanität gleich ausgezeichneten Director des k. k. Münz- und Antikencabinetes, Hrn. von Steinbüchel, mitgetheilt. Nicht aber diese allein, auch die ganze Ideenfolge, welche zu dem nicht unbedeutenden Resultate geführt hat, den Bergdienst der ältesten Einwohner Indiens als unlängbare Thatsache darzustellen*), gesteht er, mit schuldiger Anerkennung, der überaus sinnrei-

*) Ref. wird diesen Gegenstand bald ausführlicher behandeln in einer Dissertation: „De montium apud antiquissimas gentes cultu.“

chen Zusammenstellung der ältesten Tempel in der ersten Abtheilung des neulich erschienenen antiquarischen Atlas dieses hochgeschätzten Gelehrten zu verdanken.

Seitdem die Nachforschungen in der letzten Zeit mehr Licht auf die alte Geschichte Indiens verbreiteten, war die angemessene Originalität der Egyptier vielfach in Zweifel gezogen, und der Glaube an die Berichte der leichtgläubigen Griechen hinsichtlich der Weisheit ihrer angeblichen Lehrer sehr schwankend geworden. Diese Zweifel wurden durch philologische Untersuchungen gestärkt, bis endlich das vortreffliche Werk von Dr. Volz den Einfluß des Sanskritvolkes auf Egypten aus schwer zu widerlegenden Gründen bestätigte. Hr. von Steinbüchel hat das Verdienst, der erste zu seyn, der durch Hinweisung auf die bestehenden Denkmäler beyder Länder, die Krone auf diese Untersuchung setzte, und sein richtiger Blick hat sich nicht minder bey dieser Gelegenheit bewährt, als früherhin, wo er durch die Entdeckung des Hafens von Adria in Italien die Hälfte der Träumereien über etruskische Kunst vernichtete *).

Sehr interessant ist die Zusammenstellung der äußern Fronte ägyptischer und indischer Felsentempel im ersten Hefte. Der Eingang und die Seitenwände sind mit einem Aufwande von der mühevollsten Arbeit verziert. Die Spitze bleibt indessen in dem rohen Zustande, damit der Berg selbst auch als Tempel so viel als möglich von seinem ursprünglichen Charakter behalte. Es hätte nicht ein Zehntheil der Mühe gekostet, um mehreren der Felsentempel zu Elephantina eine regelmäßige Spitze zu geben, die man auf die Verzierung und das Geradeschleifen der Seiten verschwendete; daher läßt es sich billig vermuthen, daß diese Unterlassung nicht ohne Grund geschah, und daß der Tempel noch immer einen Berg vorzustellen bestimmt war. Die Berichte der Reisenden lehren uns, daß man in beyden Ländern riesenhafte Statuen meistens von Granit und mit Gesichtszügen, die denen der Neger gleichen, in diesen Tempeln findet.

Beym Eintreten der Brahmanenherrschaft in Indien und Egypten scheinen die ersten Pagoden und freystehenden Tempel entstanden zu seyn, und in beyden Ländern herrscht eine Vorliebe zur Pyramidalform vor. Die Säule, die nunmehr auf die Erde gestellt wurde, in deren Schoosie sie vielleicht entstanden war, ragte zwar in Indien bald zu einer zierlichen Höhe im Verhältniß zu der erleichterten Bürde, welche ihr auferlegt wurde. In Egypten blieb sie stets niedrig und von einer unnöthigen Stärke, ein auffallender Beweis der trägen Geistesentwicklung dieses Volkes, wovon aber dieß bey weitem nicht das einzige Denkmal liefert. Wollten wir zum Beispiel die Unkunde ihrer Priester über den wahren Grund der Überschwemmung des Nils und über die Gesend jenseits ihrer südlichen Gebirge, welche uns Herodot berichtet, mit den physischen und geographischen Kenntnissen der alten Indier vergleichen, so könnte man eben so gut ihre Leichnambinden und zerstreuten Hieroglyphen gegen die indische Literatur aufwiegen, deren Umfang so groß ist, daß man fast daran verzweifeln muß, sie in einem Menschenalter zu ergründen.

Das zarte Schönheitsgefühl des Griechen verlieh der Säule ihre nie übertroffenen Verhältnisse. Der unförmliche Wächter des Thores wurde zur zierlichen Caryatide und somit die Form in der Baukunst auf ihren Gipfel gebracht. Die Erfindung dieser Verhältnisse, die wir vielleicht der Vorliebe der Griechen für das Studium der menschlichen Gestalten verdanken, sehen wir als den zweyten Originalgedanken an, den die Geschichte uns aufweist. Der erste war die Errichtung eines freystehenden Gebäudes aus Wänden bestehend und einem Dache, wodurch erst die Herrschaft des Menschengeschlechts über die Oberfläche der Erde bestätigt würde; denn nirgends konnte die Natur dem einzelnen Menschen die Wahl seines Aufenthaltsortes verwehren.

Ergeben sich aus der Vergleichung der einzelnen Theile der Gebäude der alten Welt wichtige Resultate, so überrascht uns nicht minder die sinnreiche Zusammenstellung der Grundrisse der indischen, ägyptischen und griechischen Tempel in den zwey ersten Heften des Atlas. An eine Verkettung der Ideen ist nicht mehr zu zweifeln, und der Gang der Nachahmung von Osten gegen Westen liegt klar vor unsern Augen. Diese Ansicht muß keineswegs als eine Herabwürdigung der Griechen betrachtet werden. Ihnen bleiben ihre Mitmenschen für die von ihnen herrührenden Schönheiten der Form ewig Dank schuldig. Die Kunst hat ihre eigene Originalität, und wir denken bey der Betrachtung der dorischen und ionischen Säule eben so wenig an die Bauten der Egyptier, als die Meisterstücke des Raphael uns die Leistungen seiner frühesten Vorgänger ins Gedächtniß rufen. — Was aber dieser Zusammenstellung der Bauten der früheren Nationen ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß aus Indien und Egypten her sich die verfallenen

*) Jahrbücher der Literatur.

Tempel Griechenlands und Italiens ergänzen und ihre zweifelhaften Theile bestimmen lassen. Endlich schließt sich an diese Zusammenfettung der Vaudenkmäler der ganze Gang der menschlichen Cultur und die Entwicklung des menschlichen Geistes sowohl in religiöser als politischer Hinsicht.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

1. „Die Geschichte von Schottland.“ Aus dem Englischen des Walter Scott von Dr. G. N. Bärmann. Sieben Bändchen. kl. 16. Zwickau. Schumann. m. R. (Auch unter d. bes. Titel: „Taschenbibliothek ausländischer Classiker“ Nr. 252–258.)
2. „Grosvaters Erzählungen aus der Geschichte von Frankreich.“ Aus dem Engl. des Walter Scott, von Dr. G. N. Bärmann. Vier Bändchen. kl. 12. Zwickau. Schumann.
3. The Works of Walter Scott. A new Series. Vol. 1 — 4. „Tales of a Grandfather, from the history of France.“ Ebend.

Die Kritik und das Publicum hat bereits längst über das Verdienst obengenannter Schriften des berühmten Schotten entschieden; die erste hat eine ehrenvolle Stelle in der gelehrten Welt eingenommen, indes die andere mit den früheren ausgezeichneten Romanen desselben Verfassers eben nicht in die vortheilhafteste Parallele gestellt werden konnte. Es handelt sich sonach bey gegenwärtiger Anzeige nur um den Werth der vorliegenden Übertragungen und Ausgaben, und Ref. kann in ersterer Beziehung der Arbeit des Hrn. Bärmann keine unbedingte Anerkennung zugestehen. Obwohl dem Sinne und größtentheils auch dem Worte nach treu, leidet die Prosa des Übersetzers an einer gewissen Härte und Schwerfälligkeit, die namentlich in dem geschichtlichen Werke unangenehm hervortritt; des Übersetzers Styl entspricht der historischen Klarheit, Kürze und Reinheit nicht ganz, und gibt, von dieser Seite betrachtet, hier und da nur ein mattes Spiegelbild der Scott'schen Leistung. Gelingener ist die Übertragung der „Grosvatererzählungen,“ vielleicht eben darum, weil sie freyer und minder absichtlich ist. — Was die Ausgaben selbst anbelangt, so ist Nr. 1. in dem bekannten Miniatur-Sedezformat der Gebr. Schumann veranstaltet, mit kleiner lateinischer Schrift gedruckt, schon seit Jahren in der Gunst des Publicums: aber gewiß minder beliebt, als die Ausgabe von Nr. 2 in kl. 12. mit schönem scharfen deutschen Satz gedruckt, welche correct ist, sehr nett aussieht und als Product der Typographie allen Beyfall verdient. Dasselbe gilt von dem gleichförmig veranstalteten Abdrucke des Originals, das hier rein und correct zu einem beispiellos wohlfeilen Preise geliefert wird.

p.

M o d e l l X X X I.

Oberkleid von Wulle, mit gelbem Moire gefüttert, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Ein mit Lauff unterlegter Tullehut, mit Gazeband geziert, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 3. August 1833.

93

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der böse Dämon.

(Fortsetzung.)

Nachdem alles wieder sorgsam verriegelt und verschlossen war, machte Elypold, so hieß der Alte, sich auf den Weg, und der junge Mann folgte ihm mit ziemlich unheimlichen Empfindungen durch hochgewölbte alterthümliche Säle, labyrinthische Corridors, und endlich zu einer in grandiosem Styl angelegten gebrochenen Treppe. Als sie erstiegen war, ging es wiederum in eine ansehnliche, aber nur mit Jagdgeräthen, Hirschgeweihen, Gewehren und Fischernecken angefüllte Halle, durch welche Elypold quer hin durchschlarfte, und nun die hohen Flügelthüren eines gänzlich verfallenen, aber einst prachtvollen Zimmers aufthat, in welchem er den Grafen ersuchte einstweilen zu verziehen. Er öffnete nicht ohne viele Anstrengung die fest verschlossenen Fensterläden, ehe er sich entfernte.

Der Graf erblickte sich jetzt von vermodertem und bestaubten Prunk umgeben, von einem Schwarm Fliegen, Mücken und Motten umgaukelt, deren plötzliche Auferstehung ihnen sehr unerwartet kam. Die carmoisinrothen Behänge und Vorhänge, die alterthümlichen gediegenen Geräthschaften, alles war unscheinbar, fahl, mit handhohem Staube bedeckt, die schweren goldenen Treppen schwarz, die hohen Krystallspiegel blind, mit Spinnengeweben überzogen und die Luft zum Ersticken mit Modergerüchen erfüllt, wie in einer Gruft. Der Graf riß, so schnell er konnte, ein Fenster auf und war froh, daß der Strahl der untergehenden Sonne, dem hier so lange der Eingang verwehrt worden war, in dieses todesstarre Gemach fiel. Unzufrieden irrte sein Blick umher, aber eben jetzt erhellte der freundlich scheidende Glanz ein lebensgroßes Gemälde an der Wand. Die Schönheit desselben fesselte seine Aufmerksamkeit. Es stellte einen jungen Officier zu Pferde, mit Orden und Ehrenzeichen reich geschmückt, vor, wie er Heerschau hielt über seine Truppen. Die edle Haltung dieses Mannes, der in den besten Jahren zu seyn schien, die Gewandtheit, mit der er das steigende Roß zu zügeln schien, der scharfe musternde Blick der Adlseraugen voll Feuer und Leben, diese schönen und regelmäßigen Züge, das Imponirende der ganzen Gestalt überraschte den Grafen, und er stand noch in Bewunderung versunken vor diesem ausdrucksvollen Bilde, als Elypold zurückkam, und ihn einlud, zu Sr. Excellenz zu kommen.

„Erst wünschte ich zu wissen, wen dieses gelungene Gemälde darstellt,“ sprach der Graf.

„Se. Excellenz, meinen hohen Gebieter!“ war die Antwort. „Ja, ja, so waren Hochdieselben in der Zeit, da sie als Generalissimus florirten! Was Sie leider jetzt sind — werden Ew. hochgräflichen Gnaden sogleich selbst sehen.“ Und wiederum schritt Eypold voran und der Graf ihm nach, über eine andere Flur, in das Zimmer seines Oheims.

Die ergreifende Dämmerung eines Krankengemachs ließ ihn erst nach einer Weile die bleiche, abgekehrte Gestalt unterscheiden, die hier unter einem grünseidenen Baldachin auf dem Lager ruhte.

„Du kommst eben recht, Nefse!“ ertönte eine hohle Grabesstimme, „eben recht — mich sterben zu sehen! und — dein Erbe in Empfang zu nehmen.“

„Theurer Oheim!“ rief der Graf empört und unwillig, aber der Kranke fiel ihm ins Wort und sagte gereizt:

„Erlaß mir alle leeren Versicherungen! lehre mich die Menschen nicht kennen! genug, du bist da! und ich habe es so gewollt! — — Setze dich zu mir, Otto — meine Augenblicke sind gezählt — höre mich an, und unterbrich mich nicht.“ Der Nefse gehorchte und setzte sich an das Lager, ohne einen Laut; sein, nun an die Dämmerung gewöhntes Auge hing mit gefühlvollem Schmerz an dem erlöschenden des ehemaligen Helden, an diesem einst so stolzen, kräftigen Antlitz, das jetzt das Gepräge der fürchterlichsten Zerstörung trug, und kaum konnte er glauben, daß diese bebende, aus leuchtender Brust hervorgepreßte Stimme diejenige des Feldherrn war, dessen erschütterndes Commandowort muthig Heere zur Schlacht geführt hatte! Er war tief ergriffen von dieser großen Lehre der Hinfälligkeit alles Irdischen, der Eitelkeit des Ruhmes, des Wechsels im Menschenleben, und dieser Sterbende hätte nicht sein nächster Verwandter zu seyn gebraucht, um seine innigste Empfindung aufzuregen; in ihm sah er den von brennendem Gift verzehrten Herkules!

Aber bald unterbrach der Kranke den Gang seiner Ideen, und begann: „Ich muß mich kurz fassen, Nefse, so vieles ich dir auch sagen möchte. Seit zwanzig Jahren spreche ich zum ersten Male wieder mit einem Menschen aus der Welt, denn ich habe diese gestoh'n, und jene gehaßt und vermieden. Mein größter Stolz, meine höchste Zufriedenheit war es, sie alle zu entbehren. Daß ich mit dir spreche, bin ich dir, dem Erben meiner Reichthümer, schuldig, um die man mich beneidet, verfolgt, verdrängt, gestürzt hat! der armseligen, sogenannten Glücksgüter, die mir keinen ruhigen, glücklichen Augenblick zu verschaffen vermocht haben, und die ich deßhalb verachte. Mir blieb nichts übrig, als die Zuflucht einer freywilligen Verbannung, — diese Einsamkeit; denn Menschen kränkten meine Ehre, und machten mich zum Opfer ihres schänden Undanks. Doch nun ist alles vorüber und kaum mehr der Erwähnung werth. Ich habe dich eben sowohl zu meinem testamentarischen Erben eingesetzt, als du mein natürlicher bist. Meine Güter sind dein, über mein außersiehendes Vermögen wird dir der Banquier A. in W. bestimmte Rechnung ablegen, baares Gold findest du genug vorräthig; dadurch will ich jedoch keinen Dank von dir verdienen, sondern bloß durch die Ermahnung: die Menschen zu fliehen, zu verabscheuen, ihnen wenigstens stets zu mißtrauen, und sie zu hassen, solltest du auch thöricht genug seyn, die Menschheit zu lieben. Nur auf diese Weise, Jüngling! kannst du dein Herz bewahren vor den Schlangenbissen der Falschheit, der Hinterlist, des groben Betrugs, nur indem du die Menschen

verachtest und entbehrst, kannst du einigen Anspruch machen auf Ruhe! — Ich fand sie gleichwohl nicht — und gehe sie aufzusuchen in der Tiefe des Grabes! auf Erden habe ich sie nie gekannt.“

Er hielt ermattet inne, immer düsterer legten sich die Schatten des Todes, von ungewöhnlicher Anstrengung beschleunigt, auf seine Züge, er kämpfte sie nieder, und fuhr fort:

„Eine einzige Verpflichtung lege ich dir auf bey dem Antritt meines Vermögens. Es gibt eine Frau, der ich Verbindlichkeiten schulde, die mein Tod nicht lösen kann — sie erhielt jährlich tausend Thaler von mir — durch den Banquier, den ich dir genannt habe — er wird das Weitere besorgen. Laß sie meinen Tod nicht empfinden — setze die Zahlung fort — ihr Name ist *M a l i e v o n M a i e n w a l d* — —“

Er schwieg bey diesem Namen, es war, als breche er ihm das Herz, immer mehr versagte ihm die Sprache, er seufzte jezt nur.

Der Jüngling warf sich, heftig ergriffen, an seinem Lager nieder, zum zweyten Mal glaubte er seinen Vater sterben zu sehen; er wagte es, seine Lippen auf die erkaltende Hand des Sterbenden zu drücken, gelobte, seine Befehle aufs treueste zu erfüllen, schwor sein Andenken in Ehren zu halten. Ein ausdrucksvoller Blick fiel jezt aus brechenden Augen auf ihn, seine Hand empfand einen leisen Druck starrer Finger, und in eben dem Augenblick, wo das Herz des Menschenhassers vielleicht wieder die erste Empfindung natürlicher Liebe aufnahm, zerriß das schlaffe Band dieses unglückseligen, verfehlten Lebens. Eine Leiche lag vor dem Grafen. Tief gerührt drückte er dem Verschiedenen die Augen zu, und legte ihm die Hände über der Brust zusammen, in der, früher schon als jezt, das Herz stille stand. Dann riß er das Fenster auf und kräftigte sich an der Luft und dem Lichtstrome, der in das öde Zimmer drang — der herrlich heraufwallende Vollmond goß seine Klarheit über den Todten aus.

„So werden die Nebelschatten, die Finsternisse deines Irwahn's jezt im Lichte der Verklärung von deinem Geiste schwinden!“ sprach *K a u t e n f e l s* fromm ergriffen, „und das Gute, das an dir war, wird nimmermehr verloren gehn!“

Er hatte sich jezt genugsam gefaszt, um den alten Diener herbeyzurufen, als er, durch einen schweren Fall im Nebenzimmer erschreckt, schnell die Thüre aufriß, und nur noch die Zipfel von *L i p p o l d*'s Rock erblickte, der durch eine lange Reihe von Gemächern hinslog. Auf dem Boden aber lag eine eiserne Chatulle, welche dem exemplarisch treuen Diener zu schwer geworden war, und im Entfallen aufgesprungen, einen ganzen Berg von Goldstücken gebildet hatte.

Erzürnt über die Schlechtigkeit des heuchlerischen Miethlings, der sich in der Todesstunde seines Herrn durch einen Raub zu bereichern bedacht gewesen war, eilte er ihm nach, fand ihn jedoch nicht, und stieß auf ein neues Ungebüßniß. Es waren die Orgien einer betrunkenen und tobenden Bedientenschaar, Müßiggänger, die der Verstorbene zu unterhalten, seinem Range für angemessen gehalten hatte, und die sich jeder Zügellosigkeit ohne alle Scheu zu überlassen pflegten, da sie von der Nichtbeachtung des Gebieters überzeugt waren.

„Schurken!“ donnerte der Graf, unter sie tretend, „so dientet ihr eurem Gebieter? Er ist, während ihr hier schwelget, unbeachtet gestorben; da ich nun an die Stelle meines Oheims trete, so befehle ich' euch, diesen Augenblick das Schloß zu verlassen, oder der gesekmäßigen Strafe eurer Pflichtverletzung und Rohheit gewärtig zu seyn.“

Dieses Kraftwort des entschlossenen jungen Mannes wirkte, und mit panischem Schrecken stäubten die Nichtswürdigen aus einander.

„Armer Oheim!“ dachte der Graf, „deine Menschenfeindschaft ward dir von der Hefe ihres Geschlechtes vergolten! — ach! nicht eine treue Seele hattest du um dich, und nur die Bessern hast du vielleicht in deinem ungerechten Wahn von dir entfernt — dein Reichthum ward diesen zur sündlichen Versuchung, dir — zum Fluche!“

Indessen sah er sich, allenthalben fremd, gezwungen, den diebischen Lippold aufzusuchen, der auch endlich, nach vielem Rufen, zitternd wieder zum Vorschein kam, sich wie ein Wurm geberdete, und in Beteuerungen seiner Schuldlosigkeit erschöpfte; er habe, sagte er, die Chatulle Sr. Hochgräflichen Gnaden überbringen wollen, und das Unglück gehabt sie fallen zu lassen. Mit Verdruß mußte Rautenfels thun, als messe er dieser unverschämten Versicherung Glauben bey, da er des Mannes, als des Einzigen, der ihm über alles Auskunft zu geben im Stande war, bedurfte; großmüthig wie er war, versprach er, für ihn zu sorgen und ihn hier leben und sterben zu lassen, wenn er ihm so treu diene — als er es im Stande sey.

Daß der ehrliche Lippold, hoch erfreut, so wohlfeil davon zu kommen, alles und jedes versprach, läßt sich denken, und wirklich beeiferte er sich, seinen neuen Gebieter von allem, was nöthig war, in Kenntniß zu setzen. Die andern Dienstleute, die mit ihm zugleich das Sprichwort: „Gelegenheit macht Diebe,“ ausgeführt hatten, ließen sich wohlweislich nicht weiter sehen.

Als das traurige Geschäft, die Hülle des Menschenhassers in die Gruft seiner Ahnen zu bestatten, mit Lippold's Beystand überstanden war, und Rautenfels sich näher mit seiner Erbschaft bekannt machte, erstaunte er über die Masse todter Reichthümer, und den Umfang eines Vermögens, das jeder Gemeinnützigkeit, jedem edlen Zweck entzogen worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Baudenkmäler des Alterthums in historischer Rücksicht, mit Beziehung auf v. Steinbüchel's antiquarischen Atlas.

(S h l u ß.)

Vielleicht läßt sich die Wichtigkeit der Baudenkmäler des Alterthums als erklärende Belege der Geschichte durch Hinweisung auf einige merkwürdige Ereignisse der neuern Welt am besten darthun. Wenden wir unsere Augen auf England, so finden wir jene pittoresken Ruinen der Klöster und Abteyen, welche noch in ihrem verfallenen Zustande eine der größten Zierden des Landes ausmachen. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Zahl dieser Ruinen der Gesamtmasse der Kathedralen in Frankreich, Deutschland und den nördlichen Ländern nicht viel nachsteht. Fügen wir noch hinzu die Anzahl der Kathedralen, die noch in diesem kleinen Lande besteht, wo jede Stadt von der mindesten Bedeutung mit einem prächtigen gothischen Bauwerk prangt, und bemerken wir zugleich, daß die zwey auffallendsten Denkmäler dieser Bauart, welche das Land aufzuweisen vermag, die Capelle Heinrichs VII. zu Westminster und Kings College-Capelle zu Cambridge, während und am Schlusse jenes verheerenden Bürgerkrieges der Rosen errichtet wurden, worin die Hälfte des englischen Adels zu Grunde ging, indeß das Land durch lange Jahre sich in einen Schauplatz der Verwüstung und des Blutvergießens verwandelt befand: so wird unsere Verwunderung über die schnellen Fortschritte der Reformation in jenem Lande bedeutend vermindert. In Spanien erklärt vielleicht die prachtvolle Alhambra noch besser als die anerkannte Tapferkeit der castilischen und arragonischen Ritter die Vertreibung der Saracenen. Der bedächtige Reisende, welcher bey dem Besuche der unzähligen königlichen Schlösser und Jagden in Frankreich sich den Zustand des französischen Volkes ins Gedächtniß ruft zu der Zeit, als die meisten dieser Tempel des Luxus entstanden, findet den treffendsten Aufschluß

über das Ostindien, welches der unzeitige Ehrgeiz Ludwig XIV. über sein Land verbreitete, und erstaunt nicht mehr zu erfahren, daß dieser gefeyerte Held die Anhänglichkeit des Volkes an seinem Hause so vollkommen verschmerzte. Wendet er sich gegen das österreichische Reich, so findet er das gesegnetste Land von Europa, was die Quellen des Reichthums anbetrifft, im Besitze einer einzigen Kathedrale und einer einzigen Religion. Der mächtige Herrscher desselben bewohnt eine Burg fast bescheidener als die des englischen Königs in der Mitte einer Hauptstadt von Pallästen. Hier auch haben wir das leider seltene Beispiel in der neuern Geschichte, daß das Volk sich einer Veränderung der Dynastie mit einer Kraft widersetzte, die mehr galt, als die treulose pragmatische Sanction aller europäischen Höfe.

Solche Aufschlüsse liefern uns die Denkmäler der neuern Welt, und sollten die des Alterthums minder lehrreich seyn? Welch' großartigeres Bild kann man sich vorstellen, als ein Land wie Indien, auf dessen breiter, gesegneter Flur hundert Könige späterhin die getheilten Kräfte der Völker lenkten, von einem Principe besetzt, jede Anstrengung nach einem gemeinschaftlichen Ziele richtend? — aber dieses Ziel war ein falsches, und großartig wie ihr Streben war, so unermesslich war der Schlund der Verderbnis, in welchen der eigene Schwung sie stürzte. Ihre Geschichte steht nicht auf Papyrus geschrieben, auch verhüllt sie sich nicht im Liede des Barden; nur in den Ruinen der Festempel, welche von Bactrien in Mittelasien bis zur Insel Ceylon in einer ununterbrochenen Kette sich erstrecken, taucht sie aus der Sündflut der Zeit wie öde Klippen hervor, auf welchen die Taube der Forschung ihrem müden Flügel die ersehnte Rast nicht gönnen darf. Erfahren wir nie mehr von der Geschichte dieses Urvolkes als die Spuren, welche ihre Baudenkmäler uns liefern, so besitzen wir dennoch in diesen die Möglichkeit, ein unermessliches Land, wo verschiedenartige Klimate und jede mögliche physische Abwechslung des Terrains sich vorfinden, mit einem durchgreifenden Principe zu besetzen, und somit zu der größten Höhe der Kraft zu führen; eine gewis nicht uninteressante Lösung eines der wichtigsten Probleme im Gebiete der menschlichen Cultur.

Alein für die meisten von uns bietet die schriftlich überlieferte Geschichte ein hinreichend weites Feld der Untersuchung, und hier tritt uns dieser Atlas in seiner ansprechendsten Eigenschaft, als anmuthiger, belebender Begleiter der todten Schrift entgegen. Der Reiz, welchen die ungenügendsten Bilder einem Buche verleihen, findet in dem natürlichen Bedürfnisse, die Gedanken des Schreibenden klar aufzufassen, und uns seine Darstellungen zu vergegenwärtigen, seinen Grund; und vielleicht haben wir alle zu unserer Zeit geglaubt, beynabe eben so viel aus den lächerlichen Verzerrungen der holländischen Classiker als aus dem Text zu lernen. Hier aber wird uns ein Bilderbuch der Geschichte der Menschheit in die Hand geliefert, und jede darin befindliche Darstellung rührt von der Hand eines Künstlers her, der zu dem beschriebenen Zeitpunkte unter dem Volke lebte, von dem die classischen Schriften uns die Geschichte erzählen. Diese Abbildungen von noch vorhandenen Überresten des Alterthums sind Illustrationen von einer ganz besondern Art; sie lassen sich dem Texte entgegenstellen; sie verkünden nicht die Denkungsweise eines Individuums allein; die Kunst darf nur allgemein verbreitete und anerkannte Ideen darstellen. Mit doppelter Freude kehrt jeder Studierende von diesen Blättern, aber noch mehr von den Vorlesungen des gelehrten Herausgebers zu seinem Livius, seinem Tacitus, seinem Homer, seinem Euripides zurück. Überall trifft er bekannte Scenen und Charaktere an. Er wandelt wie zu Haus im alten Forum mit Virgilius, im verschönerten Rom unter Saulengängen und Thermen mit Tiberius und Trajan, er begleitet Achilles zur feyerlichen Bestattung des Patroclus und Pyhigenia in den Tempel der Diana. Alles findet er freylich nicht in dem mäßigen Umfange dieser Hefte, allein seine Gedanken bekommen durch sie eine gesunde Richtung; die Geschichte der todten Sprachen wird ihm unentbehrlich, um seine nächste Umgebung zu erklären. In jedem Zeitalter verspürt er die nemlichen Gestalten in verschiedener Kleidung; die Vergangenheit dient ihm als Dolmetscher der Gegenwart und als Fingerzeig für die Zukunft. Wegen des unermesslichen Gewinnes, den die Jugend aus diesen Blättern schöpfen kann, sind wir mit dem Herrn Herausgeber über die bescheidene Form, unter welcher sie sich darstellen, völlig einverstanden. Wir vermiffen zwar die zierliche Pracht der französischen und englischen Abbildungen, allein das Publicum ist vollkommen durch den mäßigen Preis entschädigt. Der Steinbüschelische Atlas soll keineswegs die Werke von Daniel und Revett, oder die „Description de l'Egypte“ verdrängen, im Gegentheil, derjenige, dem diese kostspieligen Werke zu Gebote stehen, kehrt zu ihnen mit erhöhter Freude zurück, nachdem er sie verstehen und würdigen gelernt hat. Eine schönere Ausführung bey diesem Atlas wäre nur eine Nebenache, die man leicht zur Erreichung eines höhern Zweckes entbehrt; sein großer

Werth besteht in den durchgreifenden Gedanken, welche der Auswahl und Anordnung der Blätter zu Grunde liegen, und welche den Urheber als Einen, der einen ungewöhnlich hohen Standpunct im Gebiete der Wissenschaft erreicht hat, verkünden. Dieser Atlas, getrauen wir uns zu behaupten, ist unentbehrlich in der Bibliothek eines Jeden, der von der Geschichte etwas Gründliches wissen will. Eben so unentbehrlich ist er in der Hand eines jeden Hofmeisters, einer jeden Lehrerin.

Wer sich mit weiblicher Erziehung im mindesten abgegeben hat, weiß die Wichtigkeit einer beständigen Beschäftigung zu würdigen, an der der Geist unablässig arbeiten, und somit keine leere Stelle frivolen oder leichtsinnigen Gedanken darbieten kann. Eine solche Beschäftigung finden wir in dem aufgeweckten Sinne für die schönen Künste, allein für die Kunst aus einem hohen Standpuncte betrachtet. Ein wahrer und richtiger Begriff der Kunst ist vielleicht das beglückendste Ergebnis, welches wir aus einer sorgfältigen Erziehung ernten können. Er greift tausendfach ins Leben ein, und kann allein das sittliche Gefühl, das Unständige im Betragen unerschütterlich begründen. Um zu diesem Begriffe zu gelangen, macht unsere Jugend Reisen, sie besucht Cabinete, es wird nichts an Herbeyschaffung kostspieliger Werke gespart. Wo aber bleibt der leitende Faden in diesem herrlichen Labyrinth? wo der Zusammenhang der Gedanken, der so leicht zu knüpfen scheint, wenn man das Geheimniß errungen hat? Wie viel es kostet, bis man es dahin bringt, das weiß jeder gebildete Künstler aus Erfahrung am besten. Mit diesem Atlas in der Hand heißt der Lehrer seinen Jüdling die Augen von den ägyptischen Denkmälern auf die griechischen wenden. In beyden Blättern befinden sich Säulen, Pfeiler und Caryatiden; in dem einen sind sie nützlich und zweckmäßig, in dem andern sind sie es nicht weniger, aber sind sie zugleich schön. So wird der Schleyer auf einmal gehoben, welcher die tiefste Weisheit und den höchsten Genuß noch lange seinen Augen entzogen hätte, und Herz und Verstand arbeiten künftighin in allen Studien zusammen. Gewinnt der Mann durch diese frühe Entwicklung der Gedanken, so erslangt dadurch das Weib mit der herrlichsten Pierde zugleich das sicherste Schild. Das Gefühl ist das Element des Weibes, und auf diese Art aufgefaßt dient ihr die Kunst als freundlicher, beschützender Geist, dessen Spuren sie überall gewahrt. In müßigen Stunden, in der Einsamkeit, mit der Nadel beschäftigt ist sie stets von den schönen Bildern der Kunstwerke umgeben, welche sie genießen konnte, weil sie sie verstanden hat, und ungenügend entbehrt sie so reizende Gesellschaft für ein leeres Geplauder und Wörter, die keine Gedanken erwecken. Bereist sie fremde Länder, so ist für sie eine jede Stadt, ein jedes Kunstwerk nur ein neues Blatt im großen Buche der Weltkunde, dem sie sogleich den gehörigen Platz anzuweisen vermag, weil die Grundzüge in ihrem Gedächtnisse eingepreßt sind. Endlich in der Natur findet sie ihren höchsten Genuß, in der sie zugleich die größten Kunstwerke und die erhabenste Künstlerin erkennt, unermüdet in ruhiger Thätigkeit, unerschöpflich in weiser Freygebigkeit. Wahrlich fände man in allen Werken von dem Umfange dieses vor uns liegenden, zwey solche schlagende Gedankenverknüpfungen, als uns hier begegnen, so wäre die Kritik für die Zukunft entwaffnet, es bliebe ihr nichts übrig, als selbst Künstlerin zu werden.

Allein diese sinnreiche Zusammenstellung, wodurch die meisten Blätter ein so bedeutendes Interesse erhalten, ist bey weitem nicht alles in diesem Atlas, was eine Berücksichtigung verdient. Im vierten Heft unter den Abbildungen, welche die Gefechte der Gladiatoren betreffen, finden wir zum ersten Male den bekannten Helm aus dem Museo Borbonico in den Studii nach allen Details abgedruckt. Dieses schöne Kunststück, ein merkwürdiges Denkmal der Verschwendung der spätern Römer bey ihren öffentlichen Festen, erhielt Hr. von Steinbüchel die Erlaubniß abzuzeichnen durch die persönliche hohe Verwendung Sr. Majestät des Kaisers, während höchst dessen Aufenthaltes in Neapel im Jahre 1819, und mit freudiger Anerkennung wird diese Pierde des Werkes von der gelehrten Welt aufgenommen werden. Keine geringere Freude wird die Bekanntmachung der zwey letzten Bände der „Antichità di Aquileia dal Signore Bartoli“ verursachen, welche durch den Eifer dieses geschätzten Gelehrten im Manuscripte aufgefunden wurden. Die Herausgabe dieser Bände, welche für die Besitzer des ersten Bandes von besonderem Interesse seyn müssen, wird Hr. von Steinbüchel, wie wir hören, unter dem nemlichen erlauchten Schutze nächstens besorgen.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 26. July als Beneficevorstellung des Hrn. W. Kunst zum ersten Male:
„Vibar der Assassinenfürst.“ Großes romantisches Schauspiel in vier Aufzügen.

Es gehört mit zu den Grundsätzen unserer Blätter, Erscheinungen, deren Werthlosigkeit offen am Tage liegt, oder nur durch täuschende Nebenumstände günstig verschleiert wird, so kurz als möglich abzufertigen; denn wir halten es für eine unerlässliche Pflicht gegen unsere Leser, ephemere Bagatellen nicht länger vor dem Richterstuhle der Kritik aufzuhalten, indem sie durch ihre Gehaltlosigkeit gewöhnlich auch schon dem Kreise des Gedächtnisses entschwunden sind. Leider findet sich zu dieser traurigen lakonischen Kürze hinlängliche Veranlassung, und es freut uns wieder einmal eine Ausnahme hievon machen zu können, die durch Talent und Verdienst begründet wird. Bibar, der Assassinenfürst, erscheint als Originalwerk auf einer Bühne, die in letzterer Zeit, das Fach localer Poffen ausgenommen, nur höchst mittelmäßige Novitäten brachte, erscheint, wie wir vernehmen, als das Originalproduct eines vaterländischen Talentes, gewinnt entschiedenen Erfolg vor einem zahlreich versammelten Publicum, — Gründe genug, das Schauspiel einer nähern kritischen Bergliederung zu unterziehen.

Den Stoff selbst zu erzählen, kann man Ref. füglich nicht zumuthen; er ist einer ausgezeichneten Wachsmann'schen Erzählung entnommen, die vor mehreren Jahren in einem gelese- n Taschenbuche enthalten, allgemeine Verbreitung und durch vor- treffliche Behandlung und reges Interesse eine große Theilnahme in der Lesewelt gefunden hat. Zu zwey bereits vorhandenen Dramen, dem „Löwen von Kurdistan“ des Frenh. von Auffsenberg und zu Vogel's „Abu, der schwarze Wundermann,“ bildet der „Assassinenfürst“ freylich ein sehr brüderliches Seitenstück; nichts desto weniger aber ist er durch die innere Kraft einer glücklichen Behandlung und durch die eigenthümliche angenehme Färbung, die ein Talent seinem Werke zu geben weiß, selbstständig und faszinierend. Selbst mit den scenischen Interessen wußte sich der Verf. recht glücklich abzufinden, was doch sonst bey dramatischen Erstlingsarbeiten — und wie wir vernehmen, soll dies hier der Fall seyn — feltener vorkömmt; und wer etwa in die theatralische Wirksamkeit Zweifel setzte, wird sich als Zuseher hierin gewiß — vielleicht mehr als eben nöthig — enttäuscht finden. — Wenn wir den Bibar, wie wir ihn an diesem Abende kennen lernten, als Ganzes betrachten, so ist freylich noch lange nicht von einem allseitig gelungenen dramatischen Werke die Rede; das Buch hat der Fehler so manche. Vom Anfange herein müssen wir lyrischen und epischen Ersatz für dramatisches Leben nehmen; wir wissen wohl, wie viel wir einer Exposition zu gute halten müssen: aber wo der Stoff so reich ist, nähme man gerne ein „in medias res“ für lange Tiraden, und sähe das vornhinein Fehlende gerne bey schicklicher Gelegenheit ergänzt. Unter diesen Mängeln geht der erste Act hin; der zweyte wie der größere Theil des dritten bieten reichere Ausbeute; wir werden mit fortgerissen; das Leben entwickelt sich in seinem vollen Wechselgange — Schade, daß der Schluß des dritten Actes, den wir eine dramatische Inconvenienz nennen müssen, wieder störend wirkt; auch im vierten zuckt das dramatische Leben nochmals auf: Bibar's Erscheinen und Thun wirkt: aber der Schluß ist zu spießbürgerlich, um für poetisch genommen zu werden. Wenn wir vom Einzelnen sprechen wollten, unterläge wohl noch so Manches einer Rüge; Artois Charakter, sein Eingreifen in die Handlung ist zu einseitig aufgefaßt: dem Vorsatze fehlt gleichsam der Nachsatz, das Eingeschlossenwerden in den Knäuel der Intrigue; alle Scenen mit dem Narren sind völlig überflüssig; Bibar selbst endlich ist zu wenig „Repräsentant des Orients,“ da die ärmliche Erscheinung Turantschahs in dieser Hinsicht doch wohl nicht zu zählen ist. — Wendet man sich jedoch zu den vortheilhaften Seiten des Drama's, so begegnen wir zuvörderst einem Talente, das sich lyrisch und dramatisch als achtbar bekundet, stellenweise Entsprechendes geleistet und hiedurch zugleich die besten Erwartungen erregt hat. — Und eben weil dieses Talent nur in Einzelheiten erkennbar wird (wie dies meistens bey dramatischen Erstlingen der Fall ist) und hierin so glänzend hervortritt, muß es ein schönes seyn, werth jeder Aufmunterung zum kräftigen Weiterstreiten. Als gelungen ist, wie wir bereits früher erwähnt, der zweyte Act zu betrachten, gleicherweise Ludwigs Scenen im nächstfolgenden mit Artois und Bibar; überhaupt hat der Dichter den König so wie den Ritter Erard von Samür sehr glücklich gezeichnet, und alles, was von diesen beyden Personen als Wendepuncten unmittelbar ausgeht, ist gerundet und gewissermaßen abgeschlossen. Wir können nicht umhin, ein paar, unsers Bedünkens eben so wohl lautende als poetisch werthvolle Stellen mitzutheilen. Samür's Erzählung im ersten Acte ist lebendig und wahr; Derb unterbricht ihn:

„Ich seh' die Klippe aus dem Spiegel ragen,
Der trüglich Euch zur kühnen Fahrt verlockt.
Weiß selber ja, wie's mit der Liebe geht,
Vor deren Paradies Pflicht Wache hält.“

Die Liebe gleicht dem Samen in der Erde,
Wenn sie in Deutschlands Gauen Schnee bedeckt.
Erstodtet wähnt man ihn: er wurzelt still
Und feimt, — und Eines Tages nur bedarf's,
An dem des Glückes Sonne wärmend leuchte,
So schmilzt der Schnee, der nur den Keim geschirmt,
Und reich und grün erireut die Saat den Menschen.“

Derselbe, des Seneschall's Benehmen gegen Samür, der seine Tochter still liebt, dem Großmeister erzählend (3. Act. 1. Sc.) spricht fortfahrend:

— „Die erste Zeit verlegen fast, wohl meinent,
Daf nur Begeisterung des Augenblickes,
Die selbst uns drängt das Leben hinzuwerfen,
Den Ritter hat zu solcher That vermocht.
Doch als er sah, daß er auch Mann genug
Die Marter täglichen Entfagens zu
Ertragen, täglich ein zerdrücktes Herz
Zu legen auf den Brandaltar der Pflicht:
Da staunte er ihn an, ja ward gerührt“ u. s. w.

Ebenso schön sind die Worte der Königin (4. A. 2. Sc.), die, Artois jugendlichen Tod vernehmend, sich gegen die jammernde Blanka mit folgenden Worten wendet:

„Nicht weinet um ihn, nein, beneidet ihn!
Denn wie ein morgenländ'scher König, der
Mit seinen Schänen all besattet wird,
So liegt der Jüngling, reichgeschmückt mit
Der Freude Kränzen und der Hoffnung Blüten,
Mit seinem ganzen Schatz von schönen Träumen
Im Grabe: da indes die Altern den
Das Leben selber jeden Schmuck's beraubt
Und ihnen auszieht jedes Feuertleid,
Bis sie wie frierende, entblößte Bettler
Sich sehnen nach des Grabes Schutz und Ruhe.
Drum glücklich, wer in seiner Jugend stirbt!“

Solche schöne Stellen, deren das Stück noch manche enthält, wenn sie von einem andern Podium herab erklingen wären, wo das Interesse nicht bloß dem Darsteller, sondern der Kunst im weitesten Umfange gezollt wird, hätten an und für sich die lebhafteste Theilnahme erregt; bey der ersten Vorstellung des „Bibar,“ welcher Ref. bewohnte, schien die Aufmerksamkeit jedoch mehr den Beschäftigten und dem Gange der Handlung zugewendet, und der Applaus nach einzelnen Scenen, Actschlüssen und am Ende fiel daher dem Verfasser nur gleichtheilig mit einigen Darstellern zu. Unter diesen gebührt Hrn. Lucas für die gelungene Ausführung seines Erard von Samür die erste Stelle; man kann von ihm sagen, daß es ihm Ernst um seine Leistung war, und so wie dieß einestheils Würde und Selbstbewußtseyn, so erzeugte es andererseits den angemessensten Eindruck. Nächst ihm nimmt Hr. Bosard als König unsere Anerkennung in Anspruch; sein Spiel war durchdacht und anstandvoll: nur hätten wir in seiner Scene mit Artois jene offenbare Nachahmung eines erst jüngst auf dieser Bühne erschienenen berühmten Gastes gerne vermifst. Die Damen Lucas und Pann als Königin und Blanka, so wie Hr. Röder als Artois füllten ihre Plätze gut aus. Kurd von Derb fand in Hrn. Spielberger einen Repräsentanten, der Nachdrücklichkeit und Pathos dahin verschwendete, wo einfache Klarheit und Wärme wohlgethan hätten. Der Sultan Turantschah, als Rolle unbedeutend, aber wichtig als Person, hätte durch geeignete Besetzung zu einer impositanten Erscheinung erhoben werden sollen, was freylich durch Marionetten schwer zu erwecken ist. Endlich war es nicht vortheilhaft, daß sich der so ernste als böshafte Armenier in den Händen eines Schauspielers befand, von dem das heimische Publicum nur in Possen befriedigt zu werden gewohnt ist. Der Beneficiant, Hr. Kunst, wirkte als Bibar, wie der Augenschein lehrte, sehr erfolgreich; er wurde so zu sagen mit Beyfall überschüttet; welchen warmen Antheil hieran der Souffleur und die obersten Stockwerke nahmen, wollen wir nicht nachrechnen: aber daß seine Darstellung zerrissen, momentan und sogar in den Geberdungen nicht edel genug war, ist eine Bemerkung, die wir der Wahrheit schuldig sind und die um so schmerzlicher fällt, da sie ein wirklich reichbegabtes Talent betrifft. Das Schauspiel — dem wir jedoch den Beyfall „romantisch“ streitig machen müssen — hatte für alle Theile erfreulichen Erfolg, der sich in spätern Wiederholungen steigend bewährte. Die Affiche der dritten Darstellung nennt Hrn. C. Stegmayer, der uns durch recht gelungene humoristische Auffäge bekannt geworden, als Verfasser; möge ihm die gute Aufnahme eine ernste Ermunterung zu würdigem und geläuterten Fortschreiten seyn.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 6. August 1833.

94

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voransbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der böse Dämon.

(F o r s e t z u n g.)

Otto's edles gefühlvolles Herz gelobte, an der Stelle des Verstorbenen, was der Himmel ihm anvertraute, zum Besten des Vaterlandes und der Menschheit anzuwenden, und zuvörderst durch Arbeit und Unterstützung Wohlstand über die vergessenen Unterthanen, Cultur und Leben in die vernachlässigten Fluren und Felder zu bringen, und in eben dem Maße die uneigennützigste Menschenliebe zu beweisen, als sein Vorgänger Druck und Verabsäumung aus Haß um sich her verbreitet hatte!

Sein erstes Geschäft war, an den Banquier A. zu schreiben, und die Rente der Frau von Maïenwald, als habe der Verstorbene es so verfügt, zu verdoppeln. Ehe aber sein Brief an Ort und Stelle gelangen konnte, ward er von dieser mit folgendem Schreiben überrascht:

„Das Ableben Ihres Oheims, des Generals Grafen von Kautenfels, legt mir die schwere Pflicht auf, an Sie, Herr Graf, diese Zeilen zu richten. Nur am Rande des Grabes, wo jede Täuschung aufhört, wird es möglich die Verirrungen, deren man sich schuldig machte, reuevoll zu bekennen; und da ich mir selbst nicht verbergen kann, daß mir nur noch eine sehr kurze Frist auf Erden zugemessen ist, so fühle ich, daß mir es möglich wird, eine schonungslose Selbstanklage auszusprechen. Ich bin Mutter einer guten, tugendhaften, hoffnungsvollen Tochter, die ich fromm, unschuldig und zur strengsten Sittlichkeit erzog; nicht kennt sie den Ursprung ihres Daseyns, weil er ihre unglückliche Mutter mit Schande bedeckt, deren Schwachheit sie nicht ahnen kann, da sie mich immer nur schuldlos handeln sah, nur ernste Ermahnungen zur Tugend von mir empfing! — Arme Helene! dürftest du es nie erfahren, wie tief deine Mutter sank! — nie den Abgrund meiner Schmerzen, meiner Reue ermessen! und die zahllosen Thränen, die du mich immer vergießen siehst, für keine andern halten, als für die der Witwe, die den Gatten verlor, als du noch ungeboren warst!“

„Ihnen, Herr Graf, den das Gerücht als edelmüthig schildert, bin ich,

um dieser Unschuldigen willen, das Geständniß meiner Strafbarkeit schuldig, und nicht will ich dieselbe durch irgend eine Verschönerung vermehren.“

„Ich bin aus edlem Stande; die verwaiſte Tochter eines tapfern Officiers, der in der Reihe der Braven, die der Graf Kautenfels dem Feind entgegenführte, bey dem Siege, den er davon trug, den Tod fand. Er glaubte es seinem Andenken zu schulden, daß er die schon mutterlose, nun ganz verlassene Waise in Schutz nahm, ihr Vormund ward, und sie erziehen ließ. Allein, so wie er war, that er auch dieses ohne den Geist der Liebe, und bekümmerte sich weiter nicht im geringsten um mich, ja ich kannte ihn kaum. Als ich fünfzehn Jahre alt war, wählte mich der Herr von Maiewald, ein betagter Mann, der eine einträgliche Stelle hatte, zur Gemahlinn, und, ohne mich zu Rathe zu ziehen, gewährte ihm mein Vormund meine Hand. Bald nachdem mein Geschick auf diese Weise entschieden war, lernte er mich erst selbst kennen, und seine bisherige Achtlosigkeit verwandelte sich in eine unheilbringende Leidenschaft. Damals stand der Graf auf dem Gipfel seines Glücks; er war ein ausgezeichnete, einnehmende, allgemein bewunderte — schöner Mann, ein Held, und mein durch den Gatten völlig unbeschäftigtes Herz ward das Opfer seiner Verführung und der eigenen Eitelkeit. Maiewald ließ sich von mir scheiden, ich floh in eine entlegene Provinz, wo ich — Helene das Leben gab. Der Graf hatte nie daran gedacht sich zu vermählen, und weit entfernt, sich meiner anzunehmen, traf mich vielmehr nun seine entschiedenste, verächtlichste Gleichgültigkeit. Ich war aber zu stolz, Versuche auf sein hartes Herz zu wagen, und beschloß meine Schuld mit Reue und Demuth zu büßen. Indessen starb mein Gatte, und die Nemesis folgte meinem Verführer. Durch Trotz und Verschuldung stürzte er, und die Feinde, die er sich zugezogen hatte, triumphirten. Da begrub er sich in eine menschenscheue Einsamkeit, die ich, ach! nur allzu gerne mit ihm getheilt haben würde; denn nicht seinen Rang, seine Glücksgüter, nur ihn selbst liebte mein tadelnswerthes Herz. Streng untersagte er mir ihm zu nahen, ließ mir aber einen Jahrgehalt von tausend Thalern regelmäßig auszahlen. Ach! wie namenlos fühlte ich mich gedemüthigt — herabgewürdigt! aber — war es an mir stolz zu seyn? hatte ich das Recht einem unschuldigen Kinde das Einzige zu entziehen, wodurch ich im Stande war, es gut zu bilden, und ihm eine sorgfältige Erziehung zu gewähren? Mutterliebe legte mir diese Erniedrigung auf!“

„Noch bewohne ich die ländliche Wohnung, wo meine Helene geboren ward; sie macht alles aus, was ich ihr hinterlassen kann. Mit Entsetzen habe ich vernommen, daß der Mann, der mich grenzenlos unglücklich machte, nun vor einem höhern Richter steht, und daß mein armes Kind, wenn auch ich ihr entzogen würde, eine verlassene Waise seyn wird, wie ich es war — den Gefahren der Armuth, der Schutzlosigkeit preisgegeben!“

„Wenn jene Unterstützung nach des Grafen Tode wegfällt, so würde auch die letzten Tage meines Lebens ein drückender Mangel treffen. So muß ich denn, mit Verläugnung alles Selbstgefühls, zu bitten wagen, daß Sie, Herr Graf, diese Unterstützung meiner Tochter, der Tochter Ihres Oheims, nicht entziehen wollen! —“

„Viel kostet mich dieses Schreiben, viel meine Bekenntnisse; rühren sie aber Ihr Herz zur Erfüllung meiner Bitte, so will ich beydes segnen! Bald wird der morsche Faden dieses von Gram zernagten Lebens brechen, und ein

barmherziger Richter der Bußfertigen ihre Schuld vergeben, wie sie ihren Schuldigern vergeben hat, dann wird meine letzte Thräne den Segen der Gottheit auf den Wohlthäter meines Kindes herabrufen, daß der ewige Vergelter ihm längere, glücklichere Tage schenke, als der unglücklichen

Amalie von Maïenwald.“

Dieser Brief machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Gemüth des edlen jungen Mannes, und er hätte das Gefühl, dieser rührenden Bitte bereits zuvor gekommen zu seyn, und sie übertroffen zu haben, für die ganze Erbschaft nicht hingegeben.

Bald darauf folgte auch ein sehr gefühlvolles Dankfagungsschreiben von Amalie n, welches er mit einer ehrerbietigen Zusicherung seiner Achtung und Ergebenheit beantwortete.

Seltene Empfindungen und Gedanken durchkreuzten sich nun in seiner Seele, er hatte ein unerklärliches Interesse an diesen seinen neuen Verwandten gewonnen, und gestand sich in tiefster Brust, daß keine Andere als Helene Rechte habe auf seine Hand. Sein Herz war noch ungefesselt, und so entstand der sehnliche Wunsch in ihm, diese Helene kennen zu lernen, zu beobachten, ohne daß sie um ihn wisse, und so zu einem glücklichen Resultat über ihren Charakter zu gelangen.

Schneller als er es hoffen konnte, führte ihm das Schicksal die Erfüllung dieses Wunsches entgegen, denn als er, nachdem der Gang seiner Geschäfte mit Klugheit und Umsicht geordnet, und alle verschlossenen Canäle der Betriebsamkeit, des Fleißes, der Cultur auf seinen verödeten und vernachlässigten Besitzungen wieder geöffnet waren, wieder in die Residenz zu dem ämtlichen Wirkungskreise, bey dem er angestellt war, zurückkehrte, fand sich die gehoffte Gelegenheit unerwartet.

Der Erste, zu welchem er eilte, war sein Freund Wallheim, dessen lebhafteste Freude ihn wiederzusehen, ihn von der unveränderlichen Freundschaft und aufrichtigen Theilnahme an dem glücklichen Wechsel seines Geschickes überzeugte.

Aber bald entdeckte sein Scharfblick auf des Barons sonst so demokratischem Gesichte den Griffel eines heimlichen Kammers, und in seiner heitern Natürlichkeit den fremdartigen Zusatz einer dunkeln Färbung; das war genug für ihn, darnach zu forschen.

Anfangs wollte Wallheim schweigen, denn das Gefühl, den treuen Freund mehr als zu lange vernachlässigt zu haben, drückte ihn; aber er vermochte es nicht, der Herzlichkeit, mit der jener ihn dennoch behandelte, lange zu widerstehen, und sich an seine Brust werfend, rief er:

„So sieh in mir ein Opfer des Geschicks, das dich auf Rosen bettete, während es mich in ein Labyrinth verstrickt hat, wo ich auf Dornen und Disteln wandle.“ Und nun vertraute er dem Freunde die zerrüttete Lage, in die er seit jenem unglücklichen Besuche bey Leistenberg gerathen war; er seufzte, daß er des Freundes Warnungen wegen des Spiels nicht besser beherzigt habe, und meinte: Leistenberg gestalte sich noch jetzt wie sein böser Dämon, und hielte ihn am Haare fest.

„Zum Überfluß,“ schloß er seine Geständnisse, „bin ich auch noch bis über die Ohren verliebt, und zwar in eine junge Schöne, die von allen Göttern

mit verschwenderischer Freygebigkeit behandelt worden ist, nur von dem griechischen Schahhüter Plutus nicht, denn sie besitzt vor der Hand wenig und in Zukunft bey weitem nicht genug. Es ist Ida, die braungelockte, wunderreizende Schwester der schönen Gräfinn Lary, in deren glänzendes Haus mich Leistenberg eingeführt hat; und das ist noch das Beste, was ich ihm verdanke, denn Graf Lary ist ein Goldvogel, den die geistreiche Alma zu fangen so glücklich war, und der einem wirthlichen, schattenverbreitenden Baume gleich, auch Kriechpflanzen und Insecten Raum gibt, wie himmlischen Sängern und Dryaden. Leistenberg sagt des Mannes Spiel- und Koftäuscherpassion zu; und die Dame muß ihn deßhalb leiden. Sie dagegen gefällt sich in würdigern Umgebungen, und ihre Zirkel erheben sich über flachen Conversationston und giftiges Aferreden. Künstler sind dort einheimisch, Mufen und Grazien umgeben sie, das bescheidene Talent findet hier Aufmunterung und Vervollkommnung, Kopf und Herz werden beschäftigt. Der Graf trägt den bunten Flitter seines Reichthums hinein, und da ich meine Mußestunden dort zubringe, bin ich thöricht genug, mich sehr oft in sein écarté zu verstricken, was meine Finanzen eben nicht verbessert. Aber ich kann nicht wegbleiben, wo Ida's Sonnenaugen leuchten, und wäre es mein Untergang!"

„Wie kannst du so sprechen, Edward!“ sagte der Graf im Tone eines sanften Vorwurfs, „da dir ein Freund lebt, der jetzt mit dem Willen zugleich auch das Vermögen besitzt, dir aus der Verlegenheit zu helfen? Vom Geschehenen kann nur die Rede seyn, um es zu verbessern; ich werde deine Angelegenheiten streng und rechtlich ordnen, und dich zurückführen auf die Bahn der Ordnung und der Ruhe. Nur um dein selbst willen mache ich dir eine Bedingung. —“

„Tausend! du redlicher, großmüthiger, vortrefflicher Mensch!“ rief der Jüngling mit überströmendem Auge, „o! daß ich dich nur einen Augenblick vernachlässigen konnte! aber — Gott weiß es! nie habe ich aufgehört dich zu lieben!“

„Beweise mir es durch ein fortgesetztes Vertrauen! das ist die einzige Bedingung, die ich dir mache. Entferne dich so viel als möglich von Leistenberg dem Verführer, fliehe vor allem das Hazardspiel, denn es wird in der Hand des Unbedachtsamen zur Schlange, und führe mich bey Graf Lary's ein, damit das unbestochene Auge eines kalten Beobachters über den wahren Werth deiner Geliebten entscheide. Ist sie deiner werth, so zweifle nicht daran, daß mir Mittel verliehen sind, ein gutes liebendes Paar zu vereinen, und daß ich keinen höhern Genuß, keine süßere Freude kennen würde, als zu dem Glück meines Freundes beyzutragen.“

Bey diesen großmüthigen Äußerungen, die, so wie er seinen Otto kannte, keine leeren gehaltlosen Worte waren, öffnete sich der Himmel vor den Blicken des jungen Mannes, und er gerieth in einen Freudenrausch, der dem ernstern Grafen ein freundliches Lächeln ablockte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Amazonen.

Nach einem englischen Aufsatze.

Aus der zweyschneidigen Streitart der Amazonen lassen sich wahrscheinliche Muthmaßungen über den Wohnplatz dieser Heldinnen schöpfen. Nach dem Zeug-

nitz der Dichtung und der alten Geschichte, kommen sie aus Kleinasien, aus dem Norden, aus Thracien, von jenseits der Donau, aus dem Lande der Sarmaten, vom Bosphorus oder dem Gestade des schwarzen Meeres, d. i. vom Nord-Osten Europa's her, welches die Alten sehr oft unter dem Namen „Scythien“ begriffen: und es ist sehr merkwürdig, daß selbst in diesen Tagen sowohl die Heyducken Polens, als die Nationalcavallerie der Ungarn und Polen, und die Tataren Bessarabiens und der Krim sich noch der Streitärzte mit doppelten Schneiden bedienen, fast von derselben Gestalt, wie die der Amazonen von den Alten vorgestellt werden. Sie wurden theils als kriegerische Waffe, mit weit schrecklicherer Wirkung als der Säbel gebraucht, theils zum Ehrenzeichen getragen. Aber die Frage ist: gab es denn jemals Amazonen in diesen nördlichen Gegenden der alten Zeiten? Hippocrates, kein Märchenerzähler, sondern ein ernster Beobachter und Wahrheitsfreund, sagt in seinem Buche (De aer. loc. et ag. Sect. III.): „Es gibt in Europa ein Volk von Scythen, die am schwarzen Meere wohnen, und sich von jedem andern Volke sehr unterscheiden; sie heißen Sauromaten; die Weibspersonen reiten gern, führen den Bogen, und sind gewandt mit dem Wurfspeer. Sie ziehen, so lange sie Jungfrauen sind, in den Krieg, und verheirathen sich nicht eher, als bis sie drey ihrer Feinde erschlagen haben. Es ist ihnen Gewissenssache, vor solcher That nichts vom Manne wissen zu wollen, nachdem sie auch zuvor der Gottheit nach Landesitte geopfert haben. Die verheirathete Frau ist von solchem Kriegsdienste befreit, falls der Noth bey einem allgemeinen Feldzuge ausgenommen.“

Die Frauen des Nordens haben diese nemlichen Gebräuche und Übungen im Allgemeinen lange Zeit beybehalten. Griechen und Römer versichern uns einmüthig, daß sie häufig in ihren Gefechten mit Thraciern, Gothen und Deutschen auf Amazonentruppen stießen. Selbst in unsern Tagen treffen wir oft tapfer kämpfende Frauen in unsern Armeen, und wir haben die Ehre des Ritterthums für kriegerische Auszeichnung selbst Personen des schönen Geschlechts ertheilen gesehen. Der einzige Unterschied, den unsere Sitten zwischen ihren kriegerischen Geist und den der Amazonen oder alten Sauromaten gebracht haben, besteht darin, daß dieser Beruf nicht mehr Sache der Religion oder des Nationalgeistes ist, und daß wir uns mit solchen Frauen glücklicher fühlen, die jenen Prüfungen nicht ausgesetzt waren.

D. G. F. Michaelis.

V o r s a z.

Jahre schwinden und man altert,
Das Gefühl in uns erkaltet,
Mattern Laufes rinnt das Blut,
Wekend sinkt der Lebensmuth,
Und der Jugend rosig Grün
Stirbt in fahlem Gelb dahin.

Erüb' umzieht sich dann der Himmel,
Und der Flocken Schneegewimmel
Nieselt nieder auf die Au: —
Alles färbt sich düster grau,
Selbst der Stunden Wechselzug
Schleicht dahin wie Dreyesflug.

Dann mit gar bedächt'ger Miene
Sitzt man fröstelnd am Kamine,
Harrend, ob der faule Tag
Freud' und Leid uns bringen mag;
Lauscht auf Märchen — gähnet — schmält,
Weil — die lange Weile quält.

O wie schön ist's dann, wenn Thaten,
Die uns einstens wohlgerathen,

An dem halberstorb'nen Sinn
Geh'n als frische Bilder hin,
Kündend, daß des Lebens May
Uns nicht nutzlos floh vorbei.

O dann will's wie tausend Leben
Um uns, in uns sich erheben,
Bild an Bilde tritt hervor,
Spricht zum Auge, tönt zum Ohr,
Weckt ein Echo in der Brust,
Nachklang junger Lebenslust.

Wie der Degen dort sich rühret,
Den wir rühmlich sonst geführt! —
Wie der Hände Zahl im Schrank
Uns verbürgt der Nachwelt Dank! —
Wie sich Enkel — Schüler — Freund
Segnend um uns her vereint!

Und sie seh'n die Silberhaare,
Preisen unsre langen Jahre,
Streuen Blumen unsrem Pfad,
Zittern, wenn der Tod uns naht;
Ihre Liebe macht uns jung,
Blühend in — Erinnerung!

Unsre Worte, unsre Blicke
Scheinen ihnen eine Brücke,
Die des Daseyns raschen Lauf
Führt zu Ruh' und Ruhm hinauf:
Denn der Greis im Ehrentleid
Ist ein Denkstein seiner Zeit!

Freunde, laßt zu gleichem Streben
Uns die Männerhände geben;
Wüird'gem Ringen sey geweiht
Unsres Daseyns ganze Zeit;
Zeigen soll der Greise Bild,
Daß sie ihren Schwur erfüllt!

E. Straube.

L i t e r a t u r .

„Märzveilchen.“ Eine Sammlung von Novellen (poetischen Erzählungen) 1c. 1c. Von Emmy (Zanini). Als Denkmal ihren Manen gestiftet. 8. Wien, 1834. Fr. Tendler. 311 S. u. VIII. (Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Sophie gewidmet von der Verfasserin Mutter.)

Titel, Vorwort und Biographie — alle drey als der schwächste Theil des Buches und als völlig mißlungen zu betrachten — weisen der Kritik bey Beurtheilung dieser Sammlung einen eigenen Standpunct an. Es handelt sich hier nicht um eine Kunstansicht, welche auf die Verf. als wohlmeinender Rath übergehen könnte, nicht um Vorschläge zu Besserungen, noch um berichtigenden Tadel: der frühzeitige Tod der unstreitig sehr begabten Dichterin veranlaßt uns, den vorliegenden Band als ein abgeschlossenes Ganze, als das Gesamtergebnis eines geistigen Strebens zu betrachten. Die jugendliche Verfasserin hat seit ihrem ersten Auftreten eine gewisse edle Theilnahme im Publicum erregt, welche man dem reinen, frömmigen Aufknoipen eines zarten Talentes gern angedeihen läßt, und diese schönen Beweggründe, welche Interesse für sie einflößten, sind auch in gegenwärtiger Sammlung reichlich vorhanden. Die größere Hälfte des Buches füllen vier prosaische, die zweyte, kleinere, sechs poetische Erzählungen ungleichen Werthes und Umfangs. Was die prosaischen Darstellungen anlangt, worunter „Rache und Sühnung“ wohl die gelungenste, so ist in ihnen eine gewisse Eintönig-

keit und Dürftigkeit fühlbar, ein Mangel an Charakteristik und Färbung, die nur aus einem erfahrungsreichen, bewegten und abgeklärten Leben selbst gewonnen werden; die gewählten, vielverbrauchten Stoffe, als: Treubruch, unverhofftes Glück, Anspöhrung, Rettung aus Gefahr, durchweg aus dem Reiche der Phantasie geschöpft und nur in der zweyten Novelle an eine Art historischen Hintergrundes geknüpft, hätten an und für sich einer originelleren Auffassung und sorglicheren Ausführung bedurft. In der Gestalt jedoch, wie sie vor uns liegen, sind sie etwas zu durchsichtig, ausgesponnen, weichlich und kränkelnd, und würden ganz kalt lassen, wenn nicht die allenthalben vorwaltende Reinheit, Unschuld und Sitte der Darstellung einen milden Eindruck hervorbrächte. Der Schauplatz ist gewöhnlich mehr nach Laune, als mit besonderem Grund gewählt — vielleicht bloß um abzuwechseln; die Prosa leidet an Überladung und Süßlichkeit; Kraft, Feuer und Präcision gehen beynahe durchaus ab. Bilder und Beywörter häufen sich mitunter zu stark an: aber mitten unter solchen Mängeln begegnet man oft glänzenden, poetischen Schönheiten, die für den Beruf der Verf. zeugen. Die gerügten Schwächen werden überdies durch eine Uncorrectheit in Styl und Orthographie doppelt fühlbar, welche Ref. der Verf. nicht zur Schuld legen kann, um so mehr aber dem Herausgeber, der selbst da, wo sich vielleicht derley Nachlässigkeiten im Originale vorfinden, auf Abhülfe hätte bedacht seyn sollen. Oder wer möchte wohl Verstöße, wie folgende, die beyspielweise nur dem ersten Drittel des Buches entlehnt wurden, immer nur dem Seher einer sonst anerkannt guten Officin zumuthen? —

Die Gau en (S. 7); erwiderte (im ganzen Buche so orthographirt); durch die ganze Erzählung: „Leben für Leben“ heist der schottisch-englische Mädchenname: Mary immer Marry. Ich heiße Marie, werde aber der Kürze wegen Märchen genannt (12); niken (45); du sollst Leben (47); düstern (rer), Ums(h)egung (ebend.); krümte (ebend.); schlürfende (?) Tritte (48); Schämel (49); von verständigen Sinn (54); Schmied (57); lege dir schweres auf (65); den tiefgekränkten drück ich .. (76); Trauercrepp (79 in der Ritterzeit!); Larven zogen ihre Augen vorüber (84); duftige (?) Spitzen umschwebten die Ärmel (137); Franz(h)en (151). Was heißen die ersten zwey Verse S. 169? Endlich noch die grundsalsche Interpunction im ganzen Buche! u. s. w. Sollte man da nicht um die Kosten der hübschen Auflage jammern, und wurde auf diese Art „den Namen der Verf.“ ein würdiges „Denkmal“ gestiftet? —

Wir wenden uns nun zu der poetischen Abtheilung, welcher wir unsern Beyfall nicht versagen können; Emm y ist hier in ihrem eigentlichen Wirkungskreise, es gestaltet sich Alles klar, frisch, lebendig und anmuthig unter ihrer schaffenden Hand. Der Inhalt, zum Theil idyllisch, zum Theil sagenhaft, ist von einer einfach schönen, poetischen Sprache eingerahmt; Stoff und Behandlung — mit theilweiser Ausnahme des „weißen Rösleins“ — gleich anziehend. Besonders ist es die Erzählung: „Arm Erudchen,“ den Lesern dieser Blätter wohl noch aus Nr. 107 und 108 (1829) der Wiener Zeitschrift erinnerlich, welche durch treffliche Ausführung und wahrhaft dichterischen Werth allen Anforderungen entspricht; die nächste Stelle nimmt „der Nixenborn“ ein. — Wie lieblich die Verf. auszumalen und poetisch zu schildern versteht, möge folgende Stelle (S. 283) darthun:

„Doch schöner als die herrliche Natur,
Sitzt eine Maid auf kühl bemoostem Steine;
Schlank, wie Titania im Elfenreigen,
Hold wie des jungen Mayentages Bild,
Aus Rosenduft und Eilensameln gewoben,
Rubin die Lippen und das Aug' der Himmel.
Von ihren hellen braunen Locken wallt
Ein weißer Schleier, weich wie Blütenknoten,
Mit welchem lauer Lenzesathem spielt,
Bis zu den Sohlen leise schwebend nieder.
Des blendend reinen Nackens Marmorschnee
Umschlingen schmückend köstliche Juwelen,
Und schmiegen sich in üpp'ge Ringelpracht.
Und um die wundergarten Schwanenarme.“

Wer diese poetischen Blüten mit theilnehmendem Auge geprüft hat, wird gewiß wie Ref. den Wunsch ausdrücken, das früh erblühte und leider auch eben so schnell verwelkte Talent hätte sich einzig diesem Gebiete gewidmet, wo es nach sorgfältiger Läuterung Treffliches geleistet haben würde. Uns sind noch anderweitig zerstreute, mitunter recht zarte und gelungene Dichtungen aus Emm y's Feder bekannt, die füglich an die Stelle der Prosa hätten aufgenommen werden sollen: da es sich hier darum han-

delte, eine Auswahl ihrer vorzüglicheren Arbeiten, nicht aber ein leicht verkäufliches Buch zu liefern. — Das Äußere des vorliegenden Bändchens macht übrigens dem Teubner'schen Verlage alle Ehre. p.

„Allgemeines Fremdwörterbuch,“ oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung, von Dr. J. Ch. A. Heyse, weil. Schuldirektor u. s. w. Sechste, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erste Abtheilung A — J. Hannover 1833. Hahn'sche Hofbuchhandlung. S. XVII. und 444. gr. 8.

Wenn man mit Teubner ein „Wörterbuch gut nennt, wenn es mehr gute als schlechte Sachen in sich hält und vortrefflich, wenn das Gute darin sehr gut ist, oder das Unvollkommene bey weitem überwiegt,“ so müssen wir dem vorliegenden Werke die letzte Eigenschaft in einem gesteigerten Grade zuerkennen. Es hat durch eine Reihe von sechs und zwanzig Jahren, bey täglich zunehmendem Interesse für Sprache und linguistische Forschung, allen Anforderungen entsprochen; hat in einer Reihe vielfältiger, stets gebesselter und reicherer Auflagen an Gehalt und Umfang gewonnen und erscheint abermals in einer neuen vollkommeneren Gestalt, die alle Erwartungen befriedigt, welche durch ein solches Werk erregt werden können. So hat es, obwohl so mancher Rivalität und Concurrenz ausgesetzt, durch den schönen Erfolg den innern Werth erprobt und geht fortschreitend seinem Ziele entgegen, da, nach Goethe's Worten „solch' eine Arbeit eigentlich nie fertig wird, und man sie nur für fertig erklären muß, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste dafür gethan hat.“ Die Verdeutschung, und, wo diese nicht zureicht, die Umschreibung und Erklärung aller in unserer Bücher-, Handels- und Umgangssprache, in allen Künsten und Wissenschaften, in Zeitungen und gerichtlichen Verhandlungen vorkommenden fremden Wörter und Redensarten, das bessere Verständniß derselben; der richtige Schreib- und Aussprachegebrauch und die oft eintretende Entbehrlichkeit derselben, sind der nächste Zweck eines solchen Werkes, welchen das vorliegende durchaus erreicht und durch die genauesten Bezeichnungen für Jedermann klar und zugänglich gemacht hat. Der Plan desselben, so wie die Ausführung lassen in Beziehung auf Einheit, Vollständigkeit und Gedrängtheit keinen Wunsch übrig, den einzigen vielleicht ausgenommen: es möchte jederzeit die fremde Sprache, welche Quelle der einzelnen Fremdwörter ist, angegeben seyn. —

Die eben vollendete sechste Auflage, von dem Sohne des verewigten Verfassers, Hrn. Prof. Dr. R. W. L. Heyse, unter berathender Theilnahme der Hrn. Leopold und Dr. Pappé besorgt, zeichnet sich durch Correctheit, namhafte Verbesserungen und bereits in dieser ersten Abtheilung durch einen Zuwachs von 1500 Fremdwörtern aus den verschiedensten Gebieten des Lebens und Wissens vor den frühern aus und hat, namentlich was die orthographische Seite des Buches anlangt, erfreuliche Verbesserung und Bestimmtheit erhalten. — Erfolgreiche Sprachunternehmungen und Reinigungsverhandlungen dieser Art sind für den Deutschen, welchem Verufe er, immer zugethan sey, ein wahres Bedürfnis, und nehmen den Dank des gesammten Vaterlandes in Anspruch, wenn sie mit solcher Umsicht und Sorgfalt betrieben werden, wie es hier der Fall ist.

Die spätern Abtheilungen des „Fremdwörterbuches“ folgen ehestens und vermuthlich zugleich mit ihnen ein „Handwörterbuch der deutschen Sprache“ vom Herausgeber dieser sechsten Auflage; beyde Werke sollen einander alsdann gegenseitig ergänzen und jedes in seinem Gebiete dem Belehrung und Rath Suchenden über Formen, Bedeutungen und Gebrauch der Wörter gründliche und befriedigende Auskunft geben. — Das Äußere des vorliegenden, im Preise sehr billig gestellten Buches ist sehr entsprechend, und der Druck, durch zweckmäßige Kürzungen gedrängt, in allen seinen Unterscheidungen so correct als rein und deutlich. p.

(Mit Nr. 32 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Donnerstag, den 8. August 1833.

95

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Gelegenheitsverse,

als das Schiff Kahi Kewan, d. i. der wandelnde Berg, worauf sich
Sultan Mahmud befand, von einer Sandbank flott geworden,
von Esaad Efendi,

dem Reichshistoriographen, Redacteur der osmanischen Staatszeitung, Verfasser der
zu Constantinopel unter dem Titel: „Grundfeste des Sieges“ gedruckten
Geschichte der Janitscharenvertilgung.

Vom Schiff' des Padischah mit frevelndem Ermessen
Urtheile nicht, es sey auf Sandbank aufgefessen;
Es lieb, beneidet von dem Meer' und von dem Land',
Am Fuß' des Schahs die Stirn' im Staub' des Meers, im Sand'.

J. v. Hammer.

جله گشتی شاهنشاه دورانی کوروب
صائم دریاچه قعود ایلدی اول کوه روان
تترف نسبت بحر و بره رشک ایلد رک
خاک دریاچه یوزین پای شه سوردی تمان

Der böse Dämon.

(Fortsetzung.)

„Noch diesen Abend führe ich dich in die Soirée der Gräfinn ein!“ rief
Wallheim, „da wirst du meine herrliche, reizende Ida sehen! Aber —
sey auf deiner Hut, mein lieber Scipio, sehr leicht kannst auch du dort eine
Panthea finden, denn der rege Schönheitsinn der Gräfinn umgibt sich stets

mit den zauberischsten Blüthen. Erst vor Kurzem ist sie vom Lande zurückgekommen, und hat eine junge Schönheit aus der Provinz mitgebracht, welche allen unsern Roués die Köpfe verdreht. Man kann aber auch in der That kein lieblicheres Dijonröschen sehen, als diese frische, zauberische, anmuthvolle, und so durchaus ungelünstelte Helene von Maiewald —“

„Was sagst du?“ rief der Graf fast erschrocken.

„Wie? — solltest du sie kennen?“

„Nein! aber ich weiß Näheres von ihren Eltern — ihr lebt nur noch die Mutter!“ sagte Kautenfels sich fassend, „es wird mir angenehm seyn, sie kennen zu lernen.“

„Noch heute sollst du das! und du wirst sehen, was für Schmetterlinge diese Mimosa umgaukeln.“

„Warum gab sie die verständige Mutter diesen gefährlichen Versuchungen hin?“

„Bermuthlich weil sie das Herzblatt kennt und sicher glaubt unter Alma's Schutz, welche das holde Kind zärtlich liebt, und die feinste Weltsttte mit der tadellosesten Sittlichkeit vereint; vielleicht auch wohl, um das Weischen nicht ungepflückt im Versteck der Blätter verblühen zu lassen! — Die Frau soll kränklich seyn, und das Mädchen nach ihrem Tode einer Beschützerin bedürfen, wie die Gräfinn ist. So viel weiß ich von Ida, auch macht Helenens unschuldsvolles, anständiges Betragen sie höchst geachtet, selbst Leistenberg würde sich scheuen, ihr auf seine Weise zu nahen. — Doch, du wirst ja selbst urtheilen; um neun Uhr komme ich, dich abzuholen.“

Dieser Vorschlag ward pünctlich ausgeführt, und der Graf wandte den Tag dazu an, mit den wucherischen Blutegehn seines Freundes vermitteltst barer Zahlung ein Abkommen zu treffen, welches dessen drückende Sorgenlast völlig hinwegnahm, und ihn gleichsam sich selbst wiedergab, denn eben so freigebig stellte Kautenfels seine Zukunft fest. Beyde junge Männer traten in der vortheilhaftesten Stimmung, um sich durch sich selbst zu empfehlen, in die glänzende Soirée, denn wenn sich der Eine wie neu belebt und befeelt fühlte, so verbreitete sich über den Andern das erhebende Selbstgefühl, welches uns stets bey dem Bewußtseyn einer Edelthat durchglüht. Sie sahen sich empfangen, wie sie es verdienten, ausgezeichnet, wie sie nur immer wünschen konnten, und von diesem Abend an gerechnet, ward auch Kautenfels hier ein einheimischer Gesellschafter, endlich ein als Freund stets gern gesehener Gast; dem Grafen gefiel bey dem großen Reichthum, den er besaß, seine Bescheidenheit, seine Großmuth und Uneigennützigkeit, der Gräfinn der originelle Ernst und die Tiefe seines Gemüths.

Einen weit stärkeren Eindruck machte er aber auf Helenen, der gegenüber er sich anfangs in Verlegenheit fühlte, weil sein Zartgefühl ihn fürchten ließ, sein Name, und was er für sie gethan, könne ihr bekannt seyn, und drückend für sie werden; aber bald war er darüber beruhigt, denn er sah an ihrer Unbefangeneit, daß beydes ihr fremd geblieben seyn müsse, und er sie um so ungestörter beobachten könne, indem er erst ihre Bekanntschaft suche. Schon ihr erster Anblick war überraschend für ihn gewesen, denn Helene glich seinem verstorbenen Oheim, nach dessen ihn in der Zeit seiner Blüthe und seines Glanzes darstellenden Bilde, das er sich tief eingepägt hatte, Zug für Zug. Nur war ihr großes blaues, von schwarzen Wimpern beschattetes Auge in

seinem himmlisch schönen Aufschlage und sanften Blicke der rührendste Zeuge ihrer weiblichen Anmuth und Unschuld. Sie hielt seine Aufmerksamkeit so sehr gefesselt, daß er keine Zeit hatte, die reizende Ida zu bewundern, und fest stand sein Entschluß, wenn in dieser idealisch schönen Hülle eine eben so schöne Seele wohne, wenn er diesem gefühlvollen Herzen Liebe einzustößen vermöge, alles was er besitze, zu ihren Füßen zu legen. Allein nicht ohne Unwillen sah er die verführerischen Huldigungen, die ausgesuchten Schmeicheleyen, mit welchen das unbefangene junge Mädchen umgeben war, und wie sich selbst die Gräfinn Lary darin gefiel, sie mit sichtbarer Vorliebe zu verzärteln; was ihn aber tiefer als alles schmerzte, war, daß sich der unwürdige Leistenberg mehr als alle Übrigen an sie drängte. Dieß war auch die Ursache, aus der er es über sich selbst gewann, den kalten Beobachter zu spielen, und sein Herz schlug erst dann freudiger, als er Helenens Betragen, von der reinsten Unschuld geleitet, artig aber untadelhaft fand, und sah, daß sie ihn, der ihr nie eine gewöhnliche Schmeicheley, vielmehr Warnungen und ernste Wahrheiten sagte, in der Folge der Zeit anfang mit Zutrauen und Achtung auszuzeichnen. Er benützte diese Begünstigungen mit so unverkennbarer Wärme, daß sich zwischen Beyden sehr bald das Band der Freundschaft enger schloß, von dem nur noch ein Schritt zu dem der Liebe zu thun übrig bleibt. Helene legte auf die Einsichten und Meinungen des Grafen stets ein entschiedenes Übergewicht, und betrug sich so liebenswürdig gegen ihn, daß er an seinem Glücke nicht mehr zweifeln konnte.

Im Cabinet des Königs war jetzt eine Stelle offen, die sich Rautenfels, der auch jetzt noch sein Leben einer nützlichen Thätigkeit weihen wollte, schon längst aus dem Grunde gewünscht hatte, weil er seine Kräfte ihr gewachsen fühlte und überzeugt war, an dieser Stelle mehr als in jeder andern nützen zu können; dieß allein machte, daß er sich um sie bewarb. Seiner verschwiegenen Eigenheit gemäß, hatte er mit Niemand darüber gesprochen, nicht einmal mit seinem Freunde. Er war zu stolz und zu edel, irgend einen Einfluß aufzusuchen, oder eine Triebfeder in Bewegung zu setzen, aber er wußte — man kannte ihn.

Zum Unglück war aber Leistenberg dahinter gekommen, und theils, weil er der ewige Antipode des Grafen war, theils weil es ihn freute, eine Gelegenheit gefunden zu haben, die Freunde zu entzweyen, beredete er den Baron Wallheim, sich um dieselbe Stelle zu bewerben, mit dem Versprechen: ihm durch seinen Anhang, zu welchem besonders Graf Lary gehörte, der vielen Einfluß hatte, so zu unterstützen, daß er sie gewiß erhielte. Wallheim ging arglos in die Falle und um so williger, da er, wenn es glückte, dann im Stande war, der Geliebten ohne weitere Unterstützung seines Freundes, dem er ohnehin genugsam verpflichtet war, seine Hand zu bieten; er ahnete nicht, daß auch Rautenfels diese Stelle suchen könne, und schwieg gegen ihn, weil er ihn zu beleidigen fürchtete, daß er ohne sein Mitwirken zu Ida's Besitz sich den Weg bahnen wolle. Mit Erstaunen sahen sich endlich auf diese Weise die beyden Freunde als Nebenbuhler, und wirklich war es Wallheim, welcher den Sieg davon trug. Trotz allem Edelmuth des Grafen konnte es nun nicht fehlen, daß dieser sich von einer Handlungsweise verlegt fühlte, die den Schein eines groben Undanks, einer empörenden Falschheit immer mehr gewann, da nun auch noch Wallheim, aus falscher Scham, nicht den Muth hatte, sich

gegen ihn auszusprechen, und Reistenberg's schnödem Bestreben, ihn durch Feste, Zerstreungen und Reisen zu fesseln und von dem Grafen zurückzuhalten, immer mehr Gehör gab.

Da war es, wo sich Rautenfels dessen erinnerte, was ihm sein sterbender Oheim über den Undank der Menschen gesagt hatte; und wie ein böser Geist bemächtigte sich seiner der finstere Argwohn, zu dem er ohnehin nicht ungeneigt war. Mit blutendem Herzen begann er die Freundschaft aufzugeben, aber noch hielt der Anker seines Vertrauens auf die Menschheit an der Liebe fest. Helenens Herz war ihm das Heiligthum der Treue, der Tugend geworden — an ihm allein vermochte er nicht zu zweifeln, und das sollte seine Welt und sein Himmel seyn, sollte ihm alles Übrige ersetzen.

In heftiger Aufregung begab er sich zu der Gräfinn Lary, denn er glaubte, Wallheim sey verreist; die Gesellschaftszimmer waren leer, aber — eine morgenrothe Hore im reizendsten Maskenballcostüme hüpfte Helene strahlend von Reiz und Fröhlichkeit ihm entgegen.

„Sie hier, Herr Graf!“ lachte sie, „wissen Sie denn nicht, daß alles auf den Ball costume geht!? — ich auf den ersten in meinem Leben, Sie können wohl denken, wie sehr ich mich freue! Aber — sind Sie denn nicht auch eingeladen? —“

„Von welchem Ball sprechen Sie, mein Fräulein?“ fragte Rautenfels mit verfinsterten Blicken, denn Helenens ungewöhnliche Heiterkeit berührte ihn unsanft bey der Stimmung, in der er sich befand.

„Nun, mein Gott! von welchem sonst,“ war die Antwort, „als von dem Maskenball, den der neue Geheime-Cabinet-rath gibt, seine Ernennung zu feyern — —“

„Wallheim!? —“

„Ey freylich! o! wir sind alle so froh darüber!“

„Wirklich!“ brach jetzt der Empörte aus. „Und Sie auch — Helene! — Sie, Fräulein!? —“

„Was sollte ich denn nicht?“ fragte sie in ihrer unschuldigen Verwunderung. „Der Baron ist ein guter Mensch, ich freue mich seines Glücks!“

„Ein guter Mensch!“ rief der Graf gereizt — „o! ja Fräulein! wenigstens weltklug genug, seinen Freund zu hintergehen! er thut recht, seine Kunst zu feyern! — — O Helene, aber Sie? — ich hätte mir geschmeichelt, etwas mehr bey Ihnen zu gelten, als daß Sie meine Zurücksetzung durch einen schändlichen Verrath mit einem Freudenfeste meiner Gegner verspotten würden!“

„Mein Gott! ich weiß ja nicht einmal!“ sagte sie erschrocken, „und alles ist angeordnet, Sie sehen, ich bin fertig, und erwarte nur noch meine Aurora, die Gräfinn! Wie könnt' ich wegbleiben, da mir jeder Grund zur Entschuldigung fehlt, und mir alles, was Sie sagen, durchaus unerklärlich ist!“

„Was die Gräfinn Lary und ihr Gemahl wissen,“ fuhr Rautenfels heraus, „kann Ihnen kein Geheimniß seyn! — allein — ich sehe es wohl — auch Sie! — auch Sie! — Ja, Helene, Sie stehen im Einverständniß mit meinen Feinden, und alles, was Sie mir bisher von Wohlwollen äußerten, war elende Verstellung, um meiner zu spotten! — Ja!“ fuhr er immer erhitzter fort, „Verstellung war es, daß Sie thaten, als sey mein Name Ihnen fremd! als wüßten Sie nicht, was ich für Ihre Mutter, für Sie gethan habe! — Sie wollten mir keinen Dank schuldig seyn! Selbstsüchtige, Eitle, Verdor-

bene, Falsche! Ich erlasse ihn dir, und habe nun, da ich dich durchschaue, das Recht dich zu verachten!“ Und wüthend stürzte er hinaus.

Die arme, unschuldige *H e l e n e* stand wie vom Blitz gerührt, sie hatte nicht das Mindeste verbrochen.

„Mein Gott!“ rief sie endlich, „er ist wahnwüthig geworden, oder hat einen Anfall von hitzigem Fieber!“

Eben wollte sie, um sich zu fassen, in ihr Zimmer gehen, denn sie zitterte, als ein Bedienter hereintrat und ihr einen Brief überbrachte.

„Von der guten Mutter!“ rief sie entzückt, und riß ihn schnell und sehnsuchtsvoll auf; aber kaum hatte sie zwey Zeilen gelesen, als sie einen so schmerzlichen Schrey ausstieß, daß die zum Ball geschmückte Gräfinn — eine strahlende *Aurora* — ihr zu Hülfe herbeyeilte.

„Was widerfährt Ihnen, *H e l e n e*!“ fragte sie besorgt. „Himmel! was seh' ich! meine blühende Hore zur bleichen *Niobe* geworden? was ist's, um des Himmels willen?“

In Thränen ausbrechend, reichte ihr *H e l e n e* den Brief, sie las:

„Geliebtes Kind!

„Ich fühle mich am Ziele meiner Leiden, und es sind die letzten Kräfte, die ich ausbiete zur Bitte an meine *H e l e n e*, eilig zu mir zu kommen!

„Ja, eile, meine theure Tochter! daß ich dich noch umarmen und segnen kann!“
Amalie von Maienwald.“

Voll des theilnehmendsten Mitgeföhls, schwieg die Gräfinn.

„Ich muß fort! — fort!“ rief *H e l e n e*, „ich muß zu meiner armen Mutter! o! Gott! wenn ich zu spät käme!“

„Es ist keine Zeit zu verlieren!“ sprach die gerührte Gräfinn, *H e l e n e* umarmend, „ich gehe, um sogleich für Ihre Abreise zu sorgen; eilen Sie, sich fertig zu machen, ich sende Ihnen die Kammerjungfern zum Auskleiden und Packen! — Armes Mädchen!“ setzte sie wehmüthig hinzu, als *H e l e n e* fortstürzte, „hat man ein widrigeres Schicksal gesehen! sich auf den ersten Maskenball zu freuen, schön zu seyn wie die jüngste der Horen, eine bezaubernde Toilette gemacht zu haben, und hinweggeilen zu müssen zu dem Sterbebette der Mutter!“ Sie ging, in möglichst kurzer Frist war der Reisewagen fertig, und ein alter zuverlässiger Diener des Hauses beauftragt, *H e l e n e* zu begleiten. Während *H e l e n e* den Glanz der Hore von sich warf, um ihr einfaches Reisekleid anzulegen, hörte sie ihre Freundinnen auf den Ball fahren; sie hatten ihr aus Schonung den Abschied erspart. —

(Die Fortsetzung folgt.)

P o g o g r y p h.

Erste Sylbe.

Aus meinem Nichts mich zu erheben,
Gib' mir nur schnell ein ander Herz,
Ein Gott tret' ich in's heit're Leben,
Und theile Munterkeit und Scherz.

Der Schutzgott ländlich stiller Freuden
Bin ich, an dessen Meisterspiel
Sich hochentzückt die Hirten weiden,
Im Kreise lauschend, dicht und still.

Zwente Sylbe.

Lächelnd, mit tückisch heitern Mienen
Nehm' ich dich auf in meinen Schooß;
Doch zitt're Mensch für dein Erkühnen,
Denn alle Stürme laß' ich los!

Oh' du gelangst zum theu'ren Strande,
Bin ich schon deiner Wünsche Grab,
Bertrümm're deine schönsten Bande,
Kühle des Herzens Gluthen ab.

Das Ganze.

Mit fremden Tönen eine Bitte
Enthüllt dir mein verborg'ner Sinn,
Und aus der Blumen heit'rer Mitte
Blick' ich bescheiden zu dir hin.

Franz von Erco.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 24. als Beneficevorstellung des Tenoristen Hrn. Demmer zum ersten Male: „Elise und Claudio.“ Komische Oper in 2 Acten von Mercadante.

Da gewöhnlich jedes Kunstproduct, selbst wenn es den Anforderungen der Kritik nur sehr wenig entspricht, doch ein gewisses, eigenthümliches Verdienst nachzuweisen hat und von dieser Seite auch betrachtet seyn will, so finden wir uns vor allem verpflichtet, die Anerkennung auszusprechen: daß vorgenannte Oper Mercadante's in deutscher Sprache zu erst auf dem Josephstädter Theater zur Aufführung kam. Ob hierdurch etwas für die Kunst gewonnen und vielmehr nicht bloß die Neugierde befriedigt wurde, ist eine andere Frage. „Elise und Claudio“ gehört der sonderbaren Classe von Opern an, die zu einer räthselhaften Berühmtheit gekommen, man weiß es noch nicht wie? indem diese Oper selbst eigentlich nirgends, an manchen Orten aber wohl die Leistung der Künstler darin gefallen hat. Ich erinnere an den zweifelhaften Success, den sie vor Jahren, wo man sich für italienische Musik noch weit angelegentlicher interessirte, hier in Wien unter den Kunstbestrebungen eines Lablache und Ambrigo gewonnen, — und es hielte fürwahr nicht schwer, nachzuweisen, daß nur den Sängern der damals geerntete Beyfall gehörte. Was die Composition selbst anlangt, so behauptet sie einen gewissen Rang unter — den Manieren; wenn es darum zu thun ist, Coloraturen, ein unerhörtes presto parlando im Gesange zu hören, wie es nur der Opera buffa zukommt und das hier (z. B. im Finale des 1. Actes) dem Sopran als ein Ausdruck höchster Leidenschaftlichkeit zugemuthet wird; wer ferner die Ausdauer der Sängerkehlen bewundern und einen großentheils peinlichen Stoff italienisch-burlesk componirt sehen will, der wird sich allerdings weit mehr befriedigt finden, als Ref., der sich eines peinlichen und mitunter recht langweiligen Eindrucks nicht erwehren konnte. Das deutsche Wort ist in diesem sprudelnden Wasserfall der Töne nicht mundgerecht; die Consonanten spießen sich wie Zacken eines Kamrades; die deutschen Kehlen sind nicht stark genug, und endlich das Musicalisch-Conversationelle in seiner ganzen Blöße mag recht wahr und gut, aber nur nicht poetisch seyn. — Ich kann mir wohl denken, daß es für einen reisenden Operndirector, dem es darum zu thun ist, fremde Kräfte in ihrer vollsten Entfaltung vor sich zu sehen, um gleich ihren Preis haarscharf bestimmen zu können, keine seinem Zwecke zugendere Aufführung gebe, als die einer Oper, wie „Elise und Claudio.“ Das Publicum aber, zumal das deutsche, geht von andern, der Kunst in weiterem Umfange zugewendeten Interessen aus, und wo und so lange sich diese kundgeben, wird ähnlichen Surrogatleistungen nur ein sparsamer Beyfall werden. — Man würde die Absicht des Ref. sehr verkennen, wenn man in diesen Worten vielleicht eine Mißbilligung der Aufführung überhaupt suchen wollte; sie gilt einzig und allein der Composition, und der Darstellung nur in so fern, als sie durch die Fälschung einen sogenannten klimatischen Anstrich verlangt, der eine Übersetzung nach dem Norden nicht verträgt. Hr. Director Stöger, ehemals selbst ein verdienstlicher Sänger, und, was jetzt noch mehr gilt, mit allen Anforderungen der Kunst vertraut, wird selbst gefühlt haben, wie viel dieser Vorstellung zur Rundung und Gelungenheit abging. Alle Segatta, seit der ausgezeichneten Ausföhrung der „Alice“ vom Publicum immer nach Verdienst gewürdigt, leistete theilweise als Elise recht Gutes, allein sie läßt sich leicht hinreißen, und es gibt eine Linie, jenseit welcher der Aufwand des Organs eine

unangenehme Benennung! erhält. Hr. Preissinger hat die vollkommene Kenntniß dessen, was der Part des Marchese erfordert, aber es fehlen die Mittel. Das verkehrte Verhältniß findet bey Hrn. Pöck, Graf, Statt; das Duett mit Elise im zweyten Acte abgerechnet, fand er nirgends Gelegenheit zu wirken; überdies ist das weichsonore Organ dieses beliebten Sängers mit der Parthie des harten, grausamen Vaters eben nicht sehr übereinstimmend. Die Charlotte liegt für Ule. Kratky theilweise zu hoch. Hr. Demmer bot als Claudio alles, was in seinen Mitteln steht, auf; wir sprechen hier namentlich von der zweyten Vorstellung, da Hr. Demmer bey der ersten eine Unpäßlichkeit an der gehörigen Ausführung hinderte; Ref. fand sich diesmal besonders durch das schöne Terzett des ersten Actes, zwischen Sopran, Alt und Tenor befriedigt. Die große Tenorarie des zweyten Actes ist von zu geringem musicalischen Werthe, um selbst bey verdienstlichem Vortrage wirken zu können. — Die Costümierung kann weder entsprechend, noch conform genannt werden. Der Beyfall war sehr bedeutend, ohne jedoch der Oper einen Success auf dem Repertoire zu verschaffen; Beweis genug, daß er sich mehr auf die Beschäftigten bezog und auf das lobenswerthe Streben der Direction, Neuigkeiten aller Art und des verschiedenartigsten Gehaltes im raschen Wechsel vorzuführen; und dieses Bemühen verdient selbst da, wo der Erfolg eben nicht der entsprechendste ist, gerechte Anerkennung und Würdigung.

Beim Verfall, dem die eigentliche Wiener Localposse dormalen in dem Hause so schleunig entgegengeht, wo sie einst ihre Wiege und bald ihre heiterste und angenehmste Entwicklung fand; bey der Feineswegs zu billigen Wendung endlich, die dieses Genre auf einem andern Wiener Theater zu nehmen beginnt, wo gemüthliche, natürliche Komik zur outrirten, oft niedrigen Possenreißerey herabgeschraubt wird, — bey diesen Umständen wäre es wirklich mehr als wünschenswerth, wenn die Direction der Josephstädter Bühne dem Volkshumor in seiner ursprünglichen, edleren Gestalt ein Plätzchen auf ihrem Repertoire gönnen wollte. Vielleicht könnte ihm die Stelle der Ritterkomödien u. dgl. eingeräumt werden, die ohnedies das Publicum nicht anziehen und für welche Bilder der Rahmen dieser Bühne zu klein ist. Daß Kräfte für das Fach der Localposse vorhanden sind, hat die am 25. July Statt gefundene Aufführung des vor Jahren gern gesehenen Gleichschen Zauberspiels: „Der Berggeist, oder: Die Wünsche“ hinlänglich bewiesen, worin sich besonders Hr. Kott recht vortheilhaft hervorgethan hat. Etwas mehr Rundung und Zusammenspiel, wie es häufigere Productionen dieser Art von selbst mit sich bringen, vereinigt mit den neu zu erwachenden Bemühungen verdienstvoller Autoren dieses Faches, würden dem Josephstädter Theater auch an Tagen, wo die Oper aussetzt, eine zahlreichere Theilnahme sichern, als Schauspiele aus der benachbarten Region des Knieholzes, — und durch die neue Belebung dieses populären Dichtungszweiges den Dank der Besseren reichlich zuwenden.

Am 28. July zum ersten Male: „Der Rothmantel, oder: Das Gespenst auf Rummelsburg,“ Lustspiel in 4 Aufzügen, von K o h e b u e. Dramatische Gebilde der Art, wie sie K o h e b u e in seiner „Klugen Frau im Walde,“ im „Rothmantel“ u. s. w. aufstellte, hatten vor Jahren ihr Publicum und waren gewissermaßen als verwandte Nachzügler der Ritterschauspielperiode zu betrachten. Die Gegenwart, die lieber aus der Quelle schöpft und poetische Productionen gern in dem Gebiete aufsucht, wo sie nach Maßgabe des Stoffes hingehören, wendet sich an das Märchen selbst, welches gewöhnlich reicher und reizender ist, als man dies von der dramatischen Courtoisie verlangen kann. In der theatralischen Darstellung machen sich solche Dinge nicht mehr; sie sind bey den vorgeordneten Anforderungen unserer Tage für den Schauspieler zur Entfaltung, wie für das Publicum zum Genuße nicht hinreichend. Die Gesellschaft des Josephstädter Theaters hatte das Stück vermuthlich schon viel früher auf dem Repertoire und brachte es jetzt hier in Wien als Novität, nicht um Ansprüche zu machen, sondern um abzuwechseln und auszufüllen. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet und in Rücksicht der dem Lustspiel inwohnenden Nüchternheit und fehlenden eigentlichen komischen Kraft, wollen wir uns auch über die eben nicht zu sehr gelungene Ausführung hinwegsetzen. — Indessen müssen wir die Leistungen der Mad. Schmidt und des Hrn. Kott gebührend anerkennen, und können bey dieser Gelegenheit nicht umhin zu bemerken, daß letztgenannter Schauspieler mit seinem eigenthümlichen Humor und komischen Mitteln weit besser wirkt, als mit der Copirung eines bekannten Vorbildes, das eben nur darum so beliebt und geschätzt da steht, weil es ein Original ist.

Der letzte July brachte als Neuigkeit ein vieractiges Lustspiel: „Er weiß Alles,“ nach Picaud's „Alcalde von Mosorido,“ von Dr. Birch frey bearbeitet. Das Lustspiel selbst ist in einem späteren Bändchen des „deutschen Originaltheaters“ (Prag, 1828, bey Enders) gedruckt erschienen, und hat, wenn Ref. nicht irrt, in Hrn. W. Vogel bereits früher einen Bearbeiter gefunden. Die Bearbeitung, die wir auf der Josephstädter Bühne kennen lernten, ist eine durchaus sehr gelungene, und das Lustspiel, welches übrigens eigentlich mehr dem Gebiete der Posse angehört, ist sehr unterhaltend. Ein Alcalde, der seinen Ruhm darin setzt, „alles zu wissen,“ in alle Stadt- und Familiengeschichten eingeweiht zu seyn, während er eigentlich nur das erfährt und glauben muß, was ihm sein Factotum Tenorio mitzutheilen für gut findet; dieser eine Art Pizarro, das ganze Haus des Alcalden nach eigenem Gutdünken und Zwecke umkehrend und zehnerley Intriguen unerhört glücklich durchführend, so daß Don Ferado nicht das Geringste von dem ahnt, was in „seinem eigenen Hause“ vorgeht und zugleich wider Willen ein komisches Mittel zur Ausführung der Querspläne Tenorio's abgibt, bunte, komische Scenen, Verwicklungen und Mißverständnisse, die sich endlich gut lösen — das gibt beyläufig einen Überblick dieses an ergötzlichen Situationen und Wendungen reichen Lustspiels. Es ist eine der wenigen Erscheinungen im Tempel Thaliens, welche die Kritik dem „unterhaltungsuchenden“ Publicum mit gutem Gewissen anempfehlen kann, überzeugt, daß sich nicht leicht ein Zuschauer finden dürfte, der aus dieser Vorstellung nicht heiter und befriedigt heimginge. Könnte auch der Dämon des Zweifels die allerdings etwas überraschende Frage aufwerfen: Warum denn Tenorio das Alles unternehme und so funterbunt durch einander treibe? so wird sie doch gewiß Niemanden während der Vorstellung befallen, so sehr wird man durch den raschen, lebendigen und heitern Gang des Stückes in Anspruch genommen. Der Verfasser hat die beyden genannten Hauptfiguren mit sichtlich Vorliebe gezeichnet und mit Recht fast alle übrigen in den Hintergrund gestellt, weil eben von diesen beyden Alles ausgeht. — Das Verdienst des Bearbeiters ist ebenfalls kein geringes; so viel uns von dem Original erinnerlich, hat Hr. B. nur vortheilhafte Änderungen vorgenommen; der Dialog ist leicht, witzig und gut; vielleicht hätten jedoch die Reden Don Ferado's, der durch den Geist seiner Rolle zu einer bedächtigen Gemessenheit und Würde verbunden ist, etwas mehr gedrängt werden können. — Die Darstellung war dem größten Theile nach sehr gelungen. Hrn. Hölzl als Ferado gebührt eine besondere Auszeichnung; er spielte mit natürlicher Ruhe und einer Sorgfalt, welche ihm lauten Beyfall zu wiederholten Malen erwarb; — er ist es vorzüglich, dem das Stück seine glänzende Aufnahme verdankt. Gleiches Lob verdient Hr. Rindler, Tenorio; der, wenn sein stummes Spiel so tadelfrey als seine übrige Leistung wäre, nicht in den Anschein verfiel, allzu viel und alles zu gut machen zu wollen. Mad. Fischer und Ue. Schlemmer, Antonia und Franzisca, waren angenehme Erscheinungen. Die Darsteller des Don Fernando und Rifador hätten etwas sorgfältiger memoriren können. Hr. Feichtinger, Eugenio, enthalte sich des immerwährenden Lächelns, Hr. Dietrich, Silverio, der eckigen oder zu sehr nach oben gerichteten Bewegungen. — Die Darstellung war im Ganzen genommen recht anständig und entsprechend, wie dieß der allgemeine Beyfall am Schlusse und das Hervorrufen aller Beschäftigten bewies. Spätere Vorstellungen werden gewiß auch ein zahlreiches Publicum herbeiziehen und zufrieden stellen, wodurch das artige Lustspiel Beliebtheit und Fortdauer auf dem Repertoire gewinnen wird, welcher Auszeichnung es in jeder Hinsicht würdig ist.

Modellbild XXXII.

Kleid von Mulle, mit einer gestickten Mulle-Mantille, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher am Graben im Trattnerhofe, Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Ein Crepphut mit schwarzen Tulleblonden überzogen, mit Blumen und Gazebändern geziert, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 10. August 1833.

96

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das zweite Gesicht.

Ballade von Christian Wilhelm Huber.

In Schweden auf grünem Hügel
Prangt stolz ein Herrenhaus,
Weit spannt es seine Flügel,
Wie der Aar am Horste, aus.

An des Schlosses innere Enden
Eine alte Burg sich reiht
Mit halbverwitterten Wänden —
Ein Leichenstein der Zeit.

Von Regenwolken umschlungen,
Sind Mond und Nacht im Kampf,
Den waldigen Niederungen
Entqualmt der Erde Dampf.

Von Gedankenlast durchzogen,
Der Graf noch einsam wacht,
Er lehnt am Fensterbogen
Und starrt in die düst're Nacht.

Er blickt zur Burg hinüber,
Die einst sein Ahn erbaut, —
Das Auge wird ihm trüber,
Vor der Gegenwart ihm graut.

Und horch! die zwölfte Stunde
Tönt, wimmernd durch den Sturm,
Aus Klangmetall'nem Munde
Herab vom Glockenthurm.

Da sieht er's plötzlich schimmern
Dort drüben im Rittersaal,
Und Lichter wancken und flimmern
Auf der Gänge und Treppen Spiral.

Und immer schneller und schneller
 Regt sich's ohn' Unterlaß,
 Und immer heller und heller
 Wird der Fenster erblindet Glas.

Ihn faßt ein seltsam Grauen,
 Es drängt ihn mächtig fort,
 Das nächtliche Treiben zu schauen
 Am unbewohnten Ort.

In den Mantel eingeschlagen,
 Das Schwert in fester Hand,
 Verfolgt er sonder Zagen
 Des langen Hofes Wand.

Behutsam dann betritt er
 Das unbewohnte Haus,
 Es klingen Thüren und Gitter
 Des alten gothischen Bau's.

Auf des Pflasters zerbröckeltem Kiese
 Gilt er durch den Corridor,
 Aus spinnenumwebtem Frieße
 Zuckt die Fledermaus empor.

Durch geborst'ner Mauern Ritzen
 Bricht sich der Wind eine Bahn,
 An der Fenster Schnörkel und Spitzen
 Klammert das Käuzchen sich an.

Der Graf eilt nach dem Saale,
 Aus dem der Schimmer dringt,
 Schon hört er am Portale,
 Wie's drinnen rauscht und klingt.

Er huscht mit rascher Wendung
 Durch die off'ne Thür' hinein,
 Und birgt in eine Blendung
 Sich vor der Lichter Schein.

Verstoßen aus seiner Nische
 Schaut er im Saal herum: —
 Dort sitzen an schwarzem Tische
 Zwölf Männer ernst und stumm.

Auf dem Tische steht er mit Beben
 Ein Crucifix, ein Buch,
 Ein blankes Schwert, daneben
 Einen Schädel, ein Leichentuch.

Bleich starren die Gesichter
 Bey der Ampeln flackerndem Licht:
 Es sind des Landes Richter,
 Sie sitzen zu Gericht.

Da winkt der Eine zur Seiten,
 Ein Herold eilt hinein, —
 Und sieh! vier Schergen schreiten
 Mit dem Gefang'nen herein.

Der naht in ihrer Mitte
Mit unerschrock'nem Sinn,
Und stellt mit festem Tritte
Sich vor die Richter hin.

Den Lauscher durchzuckt es mit Grauen:
Der Mann sey ihm bekannt! —
Sein Antlitz möcht' er schauen,
Doch dieß ist abgewandt.

Das „Schuldig“ ist gesprochen,
Das Urtheil ist gefällt,
Der Stab wird dann gebrochen,
Der Richtblock aufgestellt.

Und Alle harren schweigend,
Da naht ein Mann in Eil,
Unter blutigem Mantel zeigend
Ein scharf geschliff'nes Beil.

Dem Gefang'nen macht frey man die Glieder,
Und schlingt ihm die Binde um, —
Dann kniet zum Gebeth er nieder, —
Und beugt den Nacken stumm.

Nun pfeift das Beil im Schwunge,
Hoch zischt des Blutes Guß,
Das getrennte Haupt im Sprunge
Rollt vor des Grafen Fuß.

Der faßt's mit bebender Rechte,
Wie's lallt und röchelt und schnaubt, —
Blick's an: „Ihr ewigen Mächte!
Es ist mein eigen Haupt!“

Er wirft's von sich mit Grausen,
Und starrt — in's leere Nichts,
Denn stracks wie Schaum verbrausen
Die Gestalten des zweyten Gesichts.

Der Graf seit dieser Stunde
War dem Leben ein fremder Gast,
Nur dem Erben ließ er die Kunde
Von seines Herzens Last.

Drauf folgten trübe Zeiten,
Ein blutiger Krieg war entbrannt, —
Des Grafen kühnes Streiten
Ward als schwere Schuld erkannt.

Da zürnen die finst'ren Lenker, —
Und seh! nach Jahresfrist
Trifft mit dem Beil der Henker
Sein Haupt am Blutgerüst.

Der böse Dämon.

(Fortsetzung.)

Halb außer sich stürzte Helene in den Wagen und fuhr hinein in die Nacht, die nicht finsterner war als ihre Seele; und in einer angstvollen Fieber-

Bewegung legte sie den Weg zurück, zu welchem sie zwey Nächte und einen Tag bedurfte, denn ausgetretene Gewässer und grundlose Wege hielten sie auf. Endlich war das Ziel erreicht, nach welchem sie sich sehnte, und vor dem sie beben mußte. Der Wagen hielt vor dem kleinen, rebenumrankten Landhause, das ihrer Mutter Wohnung war. Mit klopfendem Herzen stürzte Helene hinein, und an den roth geweinten Augen der alten Margarethe, welche seit vier und zwanzig Jahren bey ihrer Mutter diente, sah sie mit Entsetzen, wie wenig Hoffnung mehr da seyn müsse.

„Lebt meine Mutter noch?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ja!“ war die Antwort, „wie hätte sie sterben können, bevor sie ihr Lenchen wiedergesehen hat. — Lange treibt sie es nun wohl kaum mehr!“ — Da flog Helene ins Zimmer, und lächelnd, wie eine Verkürzte, breitete ihr die Kranke ihre Arme entgegen, in die sie weinend sank. Namenlos schmerzliche — durch keine Schilderung zu entweihende Augenblicke folgten jetzt; Amalie legte eine Schrift in die Hände ihres Kindes nieder, die es erst nach ihrem Hinscheiden erblicken und lesen sollte; bußfertig, fromm und gläubig nahte sie sich ihrem Ende, denn ihr unglückliches Leben hatte sie losgerissen von allem Irdischen, und der Segen, den sie Helene gab, war vereint mit den rührendsten Bitten und Ermahnungen, der Tugend treu zu bleiben in jeder Lage des Lebens. Als der erste Strahl des Morgens hereinbrach, war sie sanft entschlummert.

Helene's tiefer Schmerz, den der unerwartete Übergang von der Freude noch mehr geschärft hatte, war der Größe ihres Verlustes, der Verlassenheit ihrer Lage, und ihren kindlichen Gefühlen angemessen, und erst als das blumenbepflanzte Grab seinen Hügel über ihrer Mutter wölbte, gewann sie Kraft, jene ihr hinterlassene Schrift zu öffnen.

Es waren Amalies Bekenntnisse, wie wir sie bereits kennen, mit Reue und Demuth, zur Warnung niedergeschrieben für das Kind, das sie hierin als eine schwache Sterbliche kennen lernen sollte, nachdem sie ihm so lange das höchste Beyspiel von Sittenreinheit und unbescholtener Tugend gewesen war! Der geheime Makel ihrer Geburt, die Großmuth des Erben ihres Vaters, und daß sie allein auf diesen mit ihrer ganzen Existenz verwiesen war, trat mit vernichtender Blitzhelle jetzt vor Helene's Auge, und wenn sie an jene letzte Scene mit ihm dachte, die ihr nun ganz erklärlich ward, so fühlte sie, daß aller Muth, alle Standhaftigkeit sie verließ. Lange rang sie nach Fassung, nach einem ihrer würdigen Entschlusse, bis dieser sich endlich als völlige Entscheidung in ihrem edelstolzen Herzen gestaltete. Von dem vortrefflichen Manne, der sie so verkannte, den unwissend zu beleidigen sie das Unglück hatte, vor dem sich zu rechtfertigen sie zu stolz war, eine fernere Unterstützung anzunehmen, schien ihr unmöglich; einst zeigte er ihr zärtliche Empfindungen, aber da diese sein Zorn, seine aufbrausende Leidenschaft vernichten konnte, so kam es ihr nicht zu, nachzugeben, als sey ihr darum zu thun, diese Flamme wieder zu entzünden; vielleicht, wäre sie reich und begütert gewesen, hätte sie ihrem Herzen, das ihm unverkennbar gehörte, gefolgt: aber der Arme hat keinen andern Reichthum als seinen eigenen Stolz, und zu einer Erniedrigung konnte sich Helene nicht verstehen; sie hatte den hohen, festen Geist ihres Vaters.

Zu der Gräfinn Lary völlig verarmt und vor sich selbst erniedrigt zurück-

zulehren, widerte ihren Sinn eben so heftig an: sie beschloß ihr Haus zu vermietthen, wozu sie eine günstige Gelegenheit fand, und unter dem, freylich sehr mangelhaften Schutze der alten treuen Dienerinn ihrer Mutter, in die Residenz zu ziehen, um dort von dem Wenigen, was ihr jetzt an Barschaft übrig geblieben war, und ihrer Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, die sie an keinem andern Orte so gut benützen konnte, so lange zu leben, bis ihr der Himmel ein Unterkommen als Gesellschafterinn oder Erzieherinn eröffnen würde.

Nur mit großer Mühe war *Margarethe*, die als einzige Vertraute ihrer Herrinn um alles wußte, und froh war, nicht mehr über die Vergangenheit schweigen zu dürfen, zu einer Übersiedlung zu bewegen, welche Alter und Gewohnheit ihr um so mehr erschwerten, und die sie als gar nicht vortheilhaft für *Helenen* ansah; weit lieber hätte sie ihre Ersparnisse mit dem geliebten Kinde getheilt, das ihr wie ein eigenes geworden war. Nur als *Helene* fest auf ihrem Vorsatz beharrte, ergab sie sich, nicht ohne großen Widerwillen, in das Unabänderliche. Aber kaum angelangt an dem erwähnten Ort, erkrankte sie, und *Helene*, die sich ihre Pflege zur Pflicht machte, sah sich dadurch in allem gehindert, was sie beabsichtigte. Nur ihre Geduld und die ihr inwohnende Seelenkraft machte, daß sie die Launen der Kranken standhaft und freundlich ertrug, und sich in dem beschränkten Gemache, das sie unter dem angenommenen Namen *Helene May* bewohnte, mit unerschütterlichem Fleiße der Arbeit hingab, welche ihr auch, da sie Vorzügliches darin aufzuweisen hatte, in Kurzem reichlich genug zu Theil wurde.

Der Graf hatte sich indeß, als er *Helenen* in seinem unglücklichen Jähzorn verließ, sogleich auf seine Güter begeben, nachdem er seiner Stelle förmlich entsagt hatte; er war jetzt nahe daran, das Leben seines verstorbenen Oheims zu führen. Allein lange konnte sich sein edles Gemüth dem Unrecht einer solchen Verblendung nicht hingeben, und als er in seiner Einsamkeit zur Überlegung gekommen war, machte er sich bittere Vorwürfe über sein Betragen gegen *Helenen*. Er sah ein, daß er keine Rechte auf sie besaß, und daß sie eigentlich nichts verbrochen hatte, was so arge Beschuldigungen, so unzarte Vorwürfe hätte rechtfertigen können. Daß sie die Gräfinn *Lary* auf den Ball begleitete, mit dem *Wallheim* seine Erhebung feyerte, konnte er ihr doch billigerweise nicht zum Vergehen anrechnen; denn nicht sie, sondern die Dame, die jetzt über sie zu gebieten hatte, nahm wahrscheinlich die Einladung an, von der sie sich, ohne aufzufallen, nicht einmal ausschließen konnte; und war ihre Freude an einem ihr so neuen Feste, einer noch nie gesehenen Ergöhhlichkeit, nicht in ihren Jahren sehr natürlich? Und wie? wenn sie nun in der That, wie er nie bezweifelt hatte, von seinem Verhältniß zu ihrer Mutter nichts wußte, war es großmüthig von ihm, ihr auf diese Weise ihre Verbindlichkeit gegen ihn bekannt, und das Gewicht seiner Wohlthat fühlbar zu machen? Er empfand die bitterste Reue, die tiefste Beschämung, und konnte nicht begreifen, wie ihn der Zorn auf diese Weise habe hinreißen können, daß er seinem Charakter und seinen Grundsätzen so untreu werden konnte. Darum faßte er den Entschluß, *Helenen* seine Strafbarkeit zu bekennen, um ihre Verzeihung zu bitten, und mit dem Bekenntniß dessen, was er schon längst für sie empfunden, das ganze Glück seines Lebens in ihre Hand zu legen. Aber bald, nachdem er diesen Entschluß gefaßt, und sich dadurch wieder einigermaßen zu neuer Lust am Leben emporgearbeitet hatte, um unter dem Panier der Hoffnung

von Neuem thätig für das Wohl Anderer zu wirken, erschütterte ihn die Nachricht seines Banquiers: daß Amalie von Maiewald gestorben, ihre Tochter sich aus jener Gegend entfernt, und Niemanden, auch ihm nicht, ihren Aufenthalt angedeutet habe, folglich jede Erkundigung fruchtlos geblieben und das zur Zahlung fällige Quartal, worauf sie zu verzichten scheine, auch nicht erhoben worden sey; — wohl begriff er Helenens Zartgefühl, das, wenn sie auch, wie zu erwarten stand, von dieser Forderung unterrichtet worden wäre, ihr nicht erlaube Wohlthaten und Unterstützung von einem Manne anzunehmen, der sie so gedemüthigt und beleidigt hatte, wie geschehen war, und dem sie ihre Achtung wie ihr Vertrauen entziehen mußte.

„D Thorheit sonder gleichen!“ rief er, „diejenige, für deren Glück mir das Leben selbst nicht zu theuer wäre, hat mein grundloser Jähzorn vielleicht in Armuth und Elend gestürzt!“ Und aus seinem blutenden Herzen wich von Neuem der Friede und die Gemüthsruhe, ohne welche es auf Erden weder Genuß noch Reichthum gibt.

Er entschloß sich, durch Überwindung seines Widerwillens gegen die Welt, seine Schuld zu bestrafen, und kehrte in die Residenz zurück, in der schmeichlerischen Hoffnung, bey der Gräfinn Lary etwas über Helenen zu erfahren. Allein auch diese, als er bey ihr forschte, war selbst in Unruhe, was nach der Mutter Tod aus ihr geworden seyn könnte, und zürnte über ihren Mangel an Zutrauen, welches sie doch am schicklichsten in ihre Arme geführt hätte; sie gab ihm den geringen Trost alles aufgeboten zu haben, um Nachricht von ihr zu erhalten, ja selbst den Weg der Öffentlichkeit durch viel gelezene Zeitblätter, und freute sich heimlich, daß der reiche, der vortreffliche Rautenfels solchen Antheil an ihrer Freundin nehme. — Schon sah sie Helenen von ihrer Hand mit der Myrthenkrone geschmückt, und von ihr dem ehrenvollen Bewerber zugeführt, daher es ihr der größte Ernst war, sie nur zuvörderst aufzufinden. Verschlossen wie er war, hatte der Graf die liebenswürdige Frau auf keine Weise mit seinem Geheimniß bekannt gemacht, aber ihr geübter Scharfblick las es mit leichter Mühe aus der Tiefe seines verwundeten Herzens, und als sie ihn aufforderte, ihr nach Helenen forschen zu helfen, ward sie durch den Eifer, mit dem er es ihr versprach, ihrer Sache gewiß.

Rautenfels gab sich nun den unermüdlichsten Forschungen hin, sie hielten ihn fest in der Residenz und wurden zum Geschäft seines Lebens. Er ertrug es, Wallheim wiederzusehen, aber er würdigte ihn keines Vorwurfs; diesen aber ließ falsche Scham nicht zu einem offenen Geständniß kommen, das ihm unfehlbar die Verzeihung seines edlen Freundes erworben hätte, und er litt den Schmerz, sein Zutrauen mit Recht verloren, durch seine Doppelseitigkeit aber nichts gewonnen zu haben. Ein Bewerber von weit größerem Vermögen, als er besaß, hatte sich bey der schönen Ida eingefunden, und die eigne nütige Mutter derselben drang in diese, Wallheim aufzuopfern; zwar hatte sie bis jetzt widerstanden, allein wer bürgte ihm für die Dauer ihrer Festigkeit? Überdies hatte er nicht mehr den Muth die verwirkte Freundschaft des Grafen in Anspruch zu nehmen, mit dem er jetzt auf sehr kaltem und gleichgültigen Fuße stand, und so verstrickte er sich immer mehr in Leistenbergs Fallstricke, der ihn von Neuem zum Spiel verlockte, weil er die Hoffnung eines Gewinnes in ihm rege machte, der sein ganzes Schicksal umgestalten könne.

Noch immer war Helene vor Aller Augen verborgen geblieben, als aber

eines Tages Kautenfels bey der Gräfinn Lary war, blieb dieser ein von Haaren sehr künstlich geflochtenes Armband an Etwas hängen und zerriß.

„Ach! wie Schade!“ rief sie, „wollte ich doch lieber ein goldenes verlieren, als dieses mir so theure Andenken von Helenen! Erkennen Sie, Graf, den Glanz ihrer schönen blonden Haare? Aber auch ihre Kunst hat sich daran verherlicht, und ich weiß Niemanden, der es so wieder herzustellen die Geschicklichkeit besäße.“

„Erlauben Sie mir wenigstens den Versuch wagen zu lassen, gnädigste Frau!“ sagte Kautenfels mit dem Eifer einer ihm sonst ganz fremden Galanterie, denn der Gedanke, dieses Band zu besitzen, ergriff ihn, „ich kenne,“ setzte sie gelassen hinzu, „eine Modehändlerinn, die mir vielleicht Auskunft geben kann, wo der Schaden am geschicktesten geheilt werden könnte.“

„Das Muster ist Helene's eigene Erfindung!“ versetzte die Gräfinn, „nur sie vermöchte es wieder herzustellen, ich zweifle, daß es eine Andere vermag. Doch es gelte der Versuch, und gelingt er, werde ich Ihnen überaus dankbar seyn.“

Sie legte das Armband bey diesen Worten in seine Hand, und bald darauf eilte er mit dem Entzücken eines Eroberers, der ein Königreich gewonnen hat, hinweg. Er schloß sich ein mit seinem Kleinod, er betrachtete, bewunderte, drückte es an seine Lippen, und verbarg es endlich an seinem Herzen. Gern hätte er es für sich behalten, aber zu ehrlich dazu, begab er sich seinem Versprechen gemäß, zu Madame La Fare, und richtete seinen Auftrag mit der Gewissenhaftigkeit aus, die seine kleinen wie seine großen Handlungen bezeichnete.

Madame La Fare hatte das Armband kaum betrachtet, als sie ein paar durchaus ähnliche Armbänder hervorbrachte.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach,“ sagte sie, „sind sie von derselben Künstlerinn verfertigt, die für mein Magazin arbeitet; sie wird also dem Schaden leicht abhelfen können.“ Der Graf war nahe daran der Frau vor Freuden über diese unverhoffte Entdeckung um den Hals zu fallen, — nur mit Mühe hielt er an sich, und fragte nach ihrem Namen, zugleich um ihre Adresse bitend, dabey legte er zwey Goldstücke auf den Tisch.

Die weltkundige Frau warf einen ziemlich bedenklichen Blick auf den Freygebigen, dann aber antwortete sie: daß sie ihre Wohnung nicht wisse, weil sie ihr allemal in den frühesten Morgenstunden ihre Arbeiten selbst bringe, und sie nur unter dem Namen: Helene kenne. „Übrigens,“ setzte sie hinzu, „ist es kein gewöhnliches Mädchen; man darf sie nur sehen und hören, um sie zu achten!“

(Der Schluß folgt.)

Wie du mir, so ich dir.

- A. Dein inn'rer Werth ist anerkannt,
Du ungeschliff'ner Diamant.
B. Nur nicht von dir, du eitler Fant,
Denn zum Erkennen — gehört Verstand.

„Der Gu(c)kaffen.“ Ein humoristischer Roman von Zweibein. — Auch unter dem Haupttitel: „Zweibein's sämmtliche Werke. Erster Band.“ kl. 8. Leipzig 1833. Kollmann. 204 S.

Ref. gesteht aufrichtig, daß ihn nicht leicht die Beurtheilung irgend eines Werkes in solche Verlegenheit gesetzt habe, als dieß bey vorgenanntem, höchst sonderbaren Buche der Fall war. Wofür es nehmen? Für ein satyrisches, humoristisches oder sentimentales Product? — Ja, wer sich immer auf den Titel und die dort üblichen Bezeichnungen verlassen dürfte! Humoristisch? nun ja mitunter, aber großentheils meditirend, medisirend und weich; der Form nach alles bunt unter einander gewürfelt, nicht wie es eine gewisse Nothwendigkeit des Stoffes mit sich bringt, sondern lediglich durch die Laune oder wohl gar durch die Bequemlichkeit des Verfassers bedingt. Das historische Material scheint nur um der Staffage willen da zu seyn, nur ein Rahmen, worein Sentenzen, poetische Malereyen, Ansichten u. s. w. eingefügt werden sollen. Aber schreitet man einmal zu einer solchen Umstürzung der üblichen Form, dann muß das Beywerk geistreicher und kräftiger seyn, als es hier der Fall ist, wenn nemlich diese Beygaben sich per se zur Hauptsache gestalten sollen. Recensenten haben mit dem Verf. einen üblen Stand, er wirft sie in eine Kategorie mit den Verteuðern, die bekanntlich bey den Römern gebrandmarkt, bey den Wilden Amerika's eine Stunde lang im Rauch aufgehangen wurden, bey den Polen auf allen Vieren kriechen und eine Viertelstunde lang bellend mußten. Selbst auf die Gefahr hin, einen derley Urtheilspruch aus Zweibein's Munde vernehmen zu müssen, können wir doch unsere parteylose Ansicht über seinen Gu(c)kaffen nicht unterdrücken, welche ihm eine Stelle unter den Messfabricaten anweist. Indessen können wir nicht umhin, zu gestehen, daß der Verf. uns so vorkommt, wie sein „Rector Schimmel,“ und daß wir ihn wie diesen, trotz seines barocken Anzuges und seiner steifen Bewegungen für eine herzensgute Seele erklären müssen. Man lese Fritschens wahrhaft schönen Monolog S. 67, 68. Die ferngesunden, wahren und kräftigen Ansichten, die in dem Gespräche des Kleeblattes S. 76 ff. kund werden, ferner die poetisch-gelungene Mittheilung Otto's an Emilien S. 101 ff., und man wird sich gewiß überzeugt finden, daß ein Talent, zu so trefflichen Einzelheiten befähigt, Besserem zugewendet werden könnte, als der Anfertigung gangbarer Verlagsartikel. Im Buche selbst wird sehr viel von Pflichtkampf, Läuterung u. s. w. verhandelt; der historische Success dieses sogenannten Romanes — ist auch eine Art von Selbstbeherrschung; aber für diesen Zweck fehlt es der ganzen Behandlung zu sehr an Kraft und Energie; die weiche, fast wehmüthige Seite wurde zu sehr auf Kosten der übrigen herausgewendet. Was endlich die Doppelgängererey mit Anonymus und dem Verfasser selbst soll, begreift sich schwer; es ist fast, als hätte Zweibein alle die Masken vorgethan, um den Leser so recht sans gêne auf dieses oder jenes vorzüglichere Blatt seines Buches aufmerksam machen zu können. Oder soll dieser literarische Nummenschanz Ironie seyn? — Die Benennung „Gu(c)kaffen,“ deren Rechtfertigung man oft genug zu lesen bekommt, entschuldigt wohl so manches Skizzirte, Fragmentarische, vielleicht sogar ein gewisses Buntdurcheinanderlaufen der Figuren: aber wenn man bey Beendigung eines Buches das Gelesene überdenkt, auf Hauptmomente zurückführt, um des Dichters eigentliche, moralisch-poetische Absicht als erfreuliches Resultat zu gewinnen, — und es kommt bey diesem ganzen Gedankenverfolge so wenig heraus, wie bey vorliegender Humoreske, so findet sich hiefür wohl weder auf Titelblättern, noch in irgend einer Privatendenz des Verfassers eine denkbare Entschuldigung. Styl und Sprache — die wenigen Verse abgerechnet — sind correct; die äußere Ausstattung von Seite des Verlegers anständig. p.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte: Pensée.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 13. August 1833.

97

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der böse Dämon.

(S c h l u ß.)

Innig entzückt ließ der Graf das Armband zurück, und kaufte die gleichförmigen; dann eilte er mit vollem jubelnden Herzen davon, des festen Vorsatzes, sich morgen auf die Lauer zu stellen, Helenen zu erwarten, und ihr in ihre Wohnung nachzugehen. In diesem Augenblicke war ihm die Stadt zu enge, und ihr Getümmel zu unverträglich mit seinen Empfindungen; er eilte hinaus, trat in einen der öffentlichen Gärten, wo den Denker einsame, schattige Laubgänge und weiche Rasenbänke aufnehmen. Im tiefsten Versteck des Gebüsches warf er sich auf eine solche und war nun mitten in der, vom geheimnißvollen Windgesäusel durchflüsterten Natur, wie Prospero mit den Geistern allein, die er sich hervorrief, versunken in die süßen träumerischen Phantasiemalder seiner von Wonne durchbehten Seele. Ein kleiner, mit Bergfahnenmeinnicht umkränzter Forellenbach wand sich klar und durchsichtig zu seinen Füßen hin, von schillernden Libellen übertanzt, und ein duftender grüner Blättersehler hochstämmiger Birken trennte ihn von der Außenwelt.

Da ward plötzlich hinter dieser Scheidewand eine zweystimmige Unterhaltung laut, und er erkannte mit Verdruß, daß es Wallheim und Leistenberg waren, die hier vorbeikamen.

„Und ich wiederhole dir,“ betheuerte der Letztere, „trotz allem, was du dagegen einwenden magst, daß das scheue Vögelchen, das uns heute früh über den Weg huschte, ganz gewiß die schöne Helene war.“

„Deren Paris du vergeblich zu seyn trachtest!“ lachte Wallheim. „In jeder tief trauernden, dicht verschleierten Mädchengestalt hast du dir nun einmal in den Kopf gesetzt Helenen zu entdecken! Welcher Vernünftige kann glauben, daß Fräulein Maiewald hier seyn, und die Gräfinn Cary vermeiden, ja sich sogar zu einer so ungewöhnlichen Zeit auf der Gasse herumtreiben werde.“

„Fehlgeschossen, Herr Gato!“ rief Leistenberg, „dem mag seyn wie ihm wolle, ich irre mich gewiß nicht! Unter Tausenden wollte ich diese zauberische Helene an der Haltung, an den netten Füßchen, an dem anmuthigen, leichten Sphidenschritt unterscheiden. Ich sage dir, sie war es, das lei-

det keine Frage mehr; und daß sie es war, gibt mir die reizendsten Hoffnungen. Sie muß in keiner brillanten Lage seyn, vielleicht schutzlos und verlassen, vielleicht wäre man jetzt nicht unglücklich bey ihr — —“

Das Gespräch verlор sich in der Ferne, aber versekte den Grafen in eine namenlose Wuth. Nur mit Mühe unterdrückte er den Wunsch, hervorzustürzen und dem Glenden eine derbe Züchtigung zu geben; das nahm er sich aber heilig vor, es mit erster Gelegenheit zu thun, und sollte er den Anlaß dazu aus der Luft greifen; denn die Vernunft verbot ihm, H e l e n e s Namen in einen solchen Streit zu verwickeln.

Während sich das alles zutrug, hatte die arme H e l e n e im eigentlichsten Sinne ihr Brot mit Thränen gegessen und manche Nacht schlaflos zugebracht; die Rosen der Wangen, die Blut der Augen war erloschen, Kummer und Arbeit hatten ihre Gesundheit zerstört. Ihre Hülsquellen waren aufgezehrt und vergebens hatte sie ihren Fleiß verdoppelt; ihre mühsamen Arbeiten wurden unter dem Werth bezahlt und M a r g a r e t h e n s Sichtübel forderte Aufwand und Pflege. Seit L e i s t e n b e r g sie durch sein unvershämtes Verfolgen erschreckt hatte, wagte sie nur selten mehr auszugehen. Daher hatte der Graf mehrere Morgen umsonst gewartet, H e l e n e war nicht gekommen; schon fing er an, alle Geduld und alle Hoffnung zu verlieren, als sie sich endlich nothgedrungen auf den Weg machen mußte, und da war es, wo ihr Mad. la F a r e das auszubessernde Armband vorlegte, welches sie sogleich für ihr Geschenk an die Gräfinn L a r y erkannte. Die Erinnerung an jene glückliche Zeit, im schroffen Gegensatz der jetzigen, preßte ihr Seufzer aus, aber sie faste sich, und versprach die Wiederherstellung des Armbandes in kurzer Zeit. In Gedanken an jene unvergeßliche Vergangenheit vertieft, schritt sie die Straße wieder hin nach Hause, und der Graf war so glücklich, ihr unbemerkt folgen zu können.

Das bethrante Gesicht in der Hand verborgen, saß sie an ihrem Arbeitstische, auf den sie das Armband gelegt hatte, und überließ sich rath- und hülflos ihren schmerzlichen Gefühlen, da ging schnell die Thüre auf, und — leidenschaftlich wie er war — stürzte der Graf R a u t e n f e l s zu ihren Füßen.

Laut aufschreyend wollte die erschrockene H e l e n e die Flucht ergreifen, er aber hielt sie fest, und rief:

„Hören Sie mich, H e l e n e! bey Gott! Sie müssen mich hören! Sehen Sie den Reuigsten, Beschämtesten aller Menschen hier vor sich! er erkennt und bejammert seine rasende Übereilung, seinen Jähzorn und Dünkel, sein strafbares Mißtrauen, sein unwürdiges Benehmen! er wird den Verstand verlieren, wenn Sie ihm nicht verzeihen! H e l e n e! Engel! edles hochherziges Mädchen! übe Großmuth, verstoße mich nicht, vergib mir, und lerne mein schwaches, thörichtes Herz begreifen! Trotz meiner niedrigen Beleidigung gehörte es dir, dich sehen und anbethen war eins bey mir, und wenn ich nicht der Unglücklichste werden soll, so werde die Meine, so würdige mich, mein Herz, meine Hand anzunehmen! —“

H e l e n e war einer Ohnmacht nahe, sie war todtenblaß geworden, und zitterte; einen so heftigen Sturm, wie diesen, auszuhalten, der sie völlig unerwartet traf, waren jetzt ihre Kräfte nicht im Stande. Der Graf sah sie im Begriff umzusinken, sprang auf, und suchte sie zu unterstützen.

„Ich Glender! ich Unglücklicher!“ rief er ganz außer sich, „ist's nicht genug an meiner Beleidigung, muß ich kommen, um dir den Tod zu geben?“

Endlich erholte sich H e l e n e, und erschüttert von seiner tiefen und wahren

Leidenschaft, gerührt von seiner Angst, mühte sie sich, ihm mit der Güte eines Engels zuzulächeln — ihr Herz, dem er immer theuer geblieben war, trat auf seine Seite.

„Von einer Beleidigung unsers großmüthigen Wohlthäters kann nicht die Rede seyn,“ sagte sie sanft. „Erst nach dem Tode meiner Mutter lernte ich die Verpflichtung kennen, die Ihr Edelmutb uns aufgelegt hatte, und — weniger aus Stolz, als aus dem drückenden Gefühle, Ihnen einen Anlaß zur Unzufriedenheit mit meinem Betragen gegeben zu haben, habe ich mich Ihren Wohlthaten entzogen.“

„Sprechen Sie nicht von diesen, *H e l e n e* — eine einfache Handlung der Gerechtigkeit — mein Oheim —“

„Zu genau hat meine Mutter den unglücklichen Charakter desselben gekannt, um sich nicht mit Gewißheit darüber auszusprechen, daß wir wenigstens die Erhöhung der bewußten Rente Ihrer Großmuth allein zu danken hatten, und sie ist mit einem Gefühl der Erkenntlichkeit für Sie, Herr Graf, hinübergegangen, das auch mich tief ergriffen hat.“

„Wohlau, *H e l e n e*, so geben Sie ihm jetzt einen schönern Namen — nennen Sie es — Zuneigung zu dem Manne, der Sie grenzenlos liebt, und ewig lieben wird.“

„Großmüthiger Mann! setzen Sie mich nicht in Verzweiflung! ach! Sie selbst wissen es ja, daß die arme *H e l e n e* keine Ihrer würdige Gattinn seyn kann!“

„O Himmel! besäße schon ein Anderer Ihr Herz!?“

„Nein, theurer, edler Graf! Nehmen Sie das Geständniß, daß mein Herz — ach! wenn kein Makel, wenn keine erniedrigende Armuth — was sage ich? — unter allen Sterblichen — würde nur — Graf *K a u t e n f e l s* —“

Mit glühenden Wangen und überströmenden Augen brachte sie diese Worte hervor; ihre Stimme war fast erloschen, denn sie fielen dem keuschen jungfräulichen Herzen fast unmöglich; aber noch ehe sie enden konnte, lag sie in den Armen des entzückten Geliebten, der die Wahrheit ihrer Gefühle in ihren Blicken las, der sich nun das Kleinod seines Lebens um keinen Preis mehr entreißen ließ, und die vor wenig Augenblicken so unglückliche, so verlassene *H e l e n e* war nun unwiderruflich die Braut des vortrefflichsten Mannes. Jetzt versäumte der Graf keinen Augenblick, *H e l e n e* unter den Schuß der Gräfinn *L a r y* zu stellen, und sie aus ihrer unwürdigen Verborgenheit wieder ans Licht zu ziehen. Mit Entzücken nahm die gute *A l m a* sie auf, denn mit allen Rechtschaffenen freute sie sich über die passende Vereinigung dieses liebenswerthen Paares, und über *H e l e n e*s wohlverdientes Glück.

Selbst *W a l l h e i m* wagte es, seinem Freunde eine Theilnahme zu bezeigen, die ihm wahrhaft von Herzen ging, und die *K a u t e n f e l s* mit Wärme aufnahm; denn er war zu glücklich, um zu zürnen, und zu großmüthig, um dem Freunde nicht zu vergeben.

Dagegen verfehlte *Leistenberg* nicht, das Gift seiner boshaften Verleumdung auf die schuldlose *H e l e n e* zu spritzen, die weder von seiner Leidenschaft für sie, noch von seiner Rache eine Ahnung hatte, denn sie hatte kaum mehr an ihn gedacht. Zwar wußte er nicht um das Geheimniß ihrer Herkunft, sonst würde er sich gewiß bitter darüber ergossen haben; aber ihre Armuth, ihr einsames Leben mußte ihm Stoff geben, seine Bosheit auszulassen. Obwohl ihm Niemand Glauben beymaß, so hielten es doch Einige — die sich beliebt

zu machen dachten bey dem reichen und freygebigen Manne — für nöthig, dem Grafen darüber einen Wink zu geben, der um so geneigter war, diesen aufzunehmen, als er ja *Leistenberg's* Niederträchtigkeit aus eigener Erfahrung kannte. So ging es sehr natürlich zu, daß, als ihn das Schicksal einst an einem dritten Orte mit jenem zusammenführte, er Gelegenheit suchte und fand ihn zu beleidigen. In steigender Hitze beschuldigte er ihn der Kunstgriffe eines falschen Spielers, und belegte seine kühne Behauptung mit Beweisen, die sich auf ziemlich bekannte Thatfachen gründeten. Außer sich vor Wuth, sich entlarvt zu sehen, forderte ihn *Leistenberg* auf Pistolen, und was auch *Wallheim* und selbst Graf *Lary* that, wie viele Mühe sie sich auch gaben, die erhitzten Gemüther zu besänftigen, so wollte sich doch *Kautenfels* zu keiner andern Genugthuung bequemen, und sein Gegner keine andere annehmen als eine blutige, denn dieser hatte als Beleidigter den ersten Schuß, und war wegen seiner Geschicklichkeit, den Vogel im Fluge zu treffen, berühmt, so daß er sich darauf verlassen konnte, seinen Haß zu befriedigen, und das Glück derjenigen zu zerstören, die ihn verachtet hatte.

Mit der edelsten Fassung ordnete Graf *Kautenfels* seine Angelegenheiten; er empfand, daß er das seinen Blicken geöffnete gelobte Land einer glücklichen Ehe, den Besitz der Geliebten nicht erreichen würde, aber er fühlte sich im Bewußtseyn ihrer Liebe so glücklich, daß er glücklicher zu werden nicht hoffte. Diese Überzeugung gab ihm Kraft, Trost und Ruhe.

Wallheim hatte sich erboten, ihm zu secundiren, lieber noch hätte er sich an des Freundes Stelle geschossen, und die Innigkeit der Zuneigung, die er jetzt vor den Augen seines Freundes entwickelte, glich dem sonnigen Abendstrahl, den die scheidende Sonne auf eine dunkle Flur als Abschied sendet. Graf *Lary* war *Leistenberg's* Secundant; er fühlte sich im Innern ergriffen, wenn er an *Helene's* Schicksal, an die Vorwürfe seiner Gemahlinn dachte; bis auf den letzten Augenblick wandte er alles an, den boshaften *Leistenberg* zu besänftigen, und bloß in dieser Hoffnung hatte er das Geschäft des Secundanten angenommen; als aber alles vergeblich blieb, mußte er geschehen lassen, was er nicht ändern konnte, und — eine Spanne unter dem Herzen fuhr *Leistenberg's* Kugel in die Brust des Grafen. Der trostlose *Wallheim* begleitete den geliebten Freund in die nahe Villa des Grafen *Lary*, wo *Helene*, mit dem Donnerschlage unbekannt, der ihr ganzes Erdenglück zerstörte, bey ihrer Freundin von einer entzückenden Zukunft träumte.

Aus ihren Himmeln gerissen, war ihr das entseßliche Loos beschieden, den vortrefflichen Mann ihrer Liebe nach zwey qualvollen Tagen in ihren Armen sterben zu sehen, und durch ihre Zärtlichkeit ihm den Tod zu versüßen, den er mit Bewußtseyn und frommer Ergebung erlitt.

Nach seinem letzten Willen hatte er seine Braut zur Erbin seines Vermögens eingesetzt, mit Ausnahme eines schönen und schuldenfreyen Landgutes, das er seinem Freunde *Wallheim* mit dem Wunsche bestimmte, *Ida* als Gemahlinn heimzuführen.

Allgemein bedauert ward der Graf wegen seiner seltenen Tugenden; über den schändlichen Mörder, der die Flucht ergriffen hatte, erging die strengste Verfolgung der Gerechtigkeit; er war und blieb jedoch verschwunden, und man mußte sich mit dem Wunsche begnügen, daß dieses das letzte Opfer seyn möge, welches dem schädlichsten und verderblichsten aller Vorurtheile gefallen sey — ein frommer, leider noch nicht in Erfüllung gegangener Wunsch!

Wohl aber konnte Niemand die Größe seines Verlustes tiefer und schmerzlicher fühlen, als *Helene*! Sie gelobte dem Unvergeßlichen eine ewige Treue, und nie hat sie ihrem bräutlichen Witwenstande entsagt, wohl aber das Andenken ihres Verlobten durch Tugend und Wohlthätigkeit geehrt. Sie lebte auf dem einsamen aber jetzt wohnlicher eingerichteten Schlosse des alten Grafen, und oft besuchte sie *Waltheim* mit seiner *Ida*, ihre nahen Nachbarn, denn seit dem Tode seines Jugendfreundes und Wohlthäters hatte sich dieser ganz hieher zurückgezogen, und die Stelle niedergelegt, die ihm ein Verrath an dem edelsten Manne dünkte. Er ward ein glücklicher Gatte und Familienvater, und im Kranze seiner blühenden Kinder fühlte *Helene* sich einzig und allein beruhigt. Die zweyte Tochter ihrer Freunde, *Ottilie*, ist ihr zu eigen überlassen, und belohnt jetzt ihre mütterliche Sorgfalt mit treuer Kindesliebe.

Helene aber bewahrt den süßen Glauben, daß „des Freundes treuer Geist“ sie bey jeder guten Handlung umschwebe; und der Gedanke einer ewigen Vereinigung mit ihm ist der Lichtpunct ihres Lebens.

Leistenberg, des edlen *Kautenfels* böser Dämon, ward nach langer Frist in einer Schlucht gefunden, er war hier wahrscheinlicher Weise auf seiner Flucht bey der Nacht heruntergestürzt, denn auch das Pferd lag zerschmettert dabey, und der Reiter hatte den Hals gebrochen; ewig gerecht richtet den Frevler, wenn er auch entginge den Sterblichen, der allmächtige Richter über den Sternen!

L i e b e s k l ä n g e .

Von *Montanus*.

1.

Auf meinem Gartenbeete
Viel bunte Blumen steh'n,
Erkenn' mit Duft und Formen
All, die vorübergeh'n.

Und Niemand denkt der Wunden,
Die einst das Eisen schlug,
Und die der Blüten wegen
Das arme Beet ertrug.

Ich bin das Beet — die Blumen
Sind meine Lieder hier,
Das wundenschlagende Eisen
Ist meine Liebe zu dir.

2.

Heiße Tage, warme Nächte
Können mir nicht Schlaf noch Ruh',
Und dann kommen glüh'nde Träume
Neuer Liebe noch dazu.

Liebe, bist mir ungesegen,
Komm' zu mir ein andermal,
Habe wahrlich keine Zeit jetzt
Für dein Glück, für deine Qual.

Ach sie läßt sich nicht bedeuten,
Will mir nicht gefällig seyn,
Und so muß ich mich wohl fügen,
Lächelnd mich ergeben d'rein.

3.

Wenn ich dir in's Antlitz blicke,
Siehst du mich so fragend an,
Und ich glaube d'rein zu lesen:
Liebst du mich, du stummer Mann?

Gerne möcht' ich Antwort geben,
Sagen laut, wie lieb du mir;
Doch wozu wohl möcht' es taugen?
Du gehst fort — ich bleibe hier.

Auch darf ich dich ja nicht bitten,
Daß du liebend bleibst bey mir,
Denn du bist des Glückes Schooskind,
Und mich hast es für und für.

Darum zieh' in Frieden weiter,
Sieh mich nicht so fragend an,
Nur mein Aug' mag Antwort geben,
Eine Thräne hängt daran.

4.

Ich kenn' einen närrischen Gärtner,
Der träumend schaufelt und sät,
Besorglich die Beete begießet,
Und für sie um Sonne steht.

Doch kaum ist er wieder erwachet,
Zerstört er selber die Saat,
Kauft aus die grünenden Halmchen,
Belächelt dann schmerzlich die That.

Wer ist denn der närrische Gärtner?
Ich bin's, der vor dir steht;
Die Saat ist die keimende Liebe,
Mein Herz ist das Gartenbeet.

5.

Ich steh' am Rand des Stromes;
Die Wünsche, die ich hab',
Hest' all' ich an eine Woge,
Die zu dir fließt hinab.

Ein lauer Westwind segelt
So leicht an mir vorbei,
Dem nenn' ich deinen Namen,
Daß er mein Vorthe sey.

Und gar das Licht des Morgens,
Das kommt von dir hieher,
Bringt mir wohl deine Grüße,
O, daß es also wär'! —

Und so ist meiner Liebe
Hold jedes Element;
Feindselig nur die Erde,
Da sie mich von dir trennt.

Immer bin ich doch der Lehrling,
Der nur halb begriff den Meister,
Und zu rufen zwar versehet,
Doch zu bannen nicht die Geister;

Rief mir bunte Liebesträume,
Daß sie spielend mich umgaukeln,
Und aus dieser schalen Ode
In das Phantasieland schaukeln.

Und nun woll'n die losen Träume
Nicht mehr weichen, nicht mehr schwinden,
Ach, ich kann, sie zu verschrecken,
'S rechte Zauberwort nicht finden.

Aus meinem Wiener Tagebuche.

Die Spanier.

Weit hinaus in der entgegengesetzten Vorstadt Mariahilf liegt das Esterhazy'sche Palais, unförmlicher noch versteckt als das Liechtenstein'sche, als Gebäude von keiner Bedeutung, doch verhältnißmäßig mit keiner minder reichen Gallerie versehen. Die Anordnung nach Schulen ist hier exacter; es ist mehr an Kunstliebende Freunde gedacht als an den Schmuck des Hauses, die Gemälde sind im günstigsten Lichte aufgestellt, kostbare Rembrand's, ein Raphael, kräftige Dominichino's, aber was der Esterhazy'schen Sammlung für Deutschland einen eigenen Werth gibt, sind die beyden Zimmer mit Spaniern.

Welch' eine neue Welt geht uns hier auf! Mit Schmutz haben sie gemalt, die Murillos, die Valésquez, einen Vorstreich, so scheint es, gebraucht statt des Pinsels, und welche Gesichter ins Leben gerufen! Da ist ein Ernst, wie ihn kein Italiener, selbst ein Raphael nicht gekannt, eine Glut, über die Sinnlichkeit hinaus. Aus den hohen Stirnen, den dunkeln Augen, dem verschlossenen Munde leuchtet jene tiefe Inbrunst, die zum Märtyrthume treiben kann; durchaus Andacht, im erhabensten Sinne des Wortes, und dabey der helle, durchdringende Verstand, der den Spanier auszeichnet, und jene stolze Züchtigkeit, welche die Glut begleitet und mildert.

Wer, der die italienischen, die altdeutschen Madonnen gesehen, hätte geglaubt, daß es noch eine dritte Art gebe, die Jungfräulichkeit einer Mutter darzustellen? Die Spanier haben sie erfunden. Aus dem Innern ihres tiefen Sinnes heraus haben sie die Marien geboren, die ganz Andacht sind, Hingebung und doch Verstand dabey. Es weiß diese Jungfrau Maria, was es bedeutet den Heiland der Welt zu gebären; ganz bewundernde Hingebung in den unergründlichen Willen, ist darum nichts in ihr von Ueberhebung und Hochmuth. Sie ist lange nicht so schön als Raphael's Jungfrau, nicht so kindlich, unschuldig wie die Hemling's, van Gyl's, aber ihre Unschuld steht um viele Grade höher, denn sie ist über alle Versuchung hinaus, und der Adel ihres Gesichtes ersetzt vollkommen die irdische Schönheit, die uns selbst in Raphael's Madonnen — nur in der Sirtinischen nicht — an die sterblichen Originale des Malers erinnert.

Wie konnten die Spanier bey dieser technischen Unschönheit, bey dieser Art mit den Farben zu schmieren und zu flecksen, es möglich machen, fragt man sich, diese Urbilder tiefer geistiger Empfängniß so ergreifend hinzustellen? Ihre Manier von einem Nichtspanier wäre unerträglich. Und doch mit jedem Blicke länger, schwindet etwas von dem Fremdartigen, wir gewinnen es lieb, es fesselt, hebt uns, reißt uns hin. Es ist nicht die irdische Schönheit, es ist der Adel des gotterfüllten Menschen. Durch alle diese spanischen Gemälde waltet ein schlagender Gegensatz gegen die Italiener, deren höchste Andacht immer den irdischen Funken nicht verläugnet und deren Schönheit sich so selten von der Uppigkeit trennt. Willst du mit einem Blicke wissen, wie der Spanier ist, so vergegenwärtige dir Titian, und wenn du dir das Gegentheil von ihm klar gemacht, so hast du den spanischen Charakter. Aber deshalb verwechsle nicht seine Züchtigkeit mit der alt- oder modern-deutschen. Die des Spa-

niers ist weit entfernt von der Prüderie oder der herben sittlichen Strenge, die im Charakter des Nordens liegt. Er ist durch und durch Südländer. Achet doch auch der Araber die Sitte. Im Übrigen findest du viele Anklänge, wie sich dir hier der Charakter des Spaniers entfaltet, mit dem Deutschen. Der Spanier und der Germane reichen sich überkreuz die Arme, während Franzos und Italiener (als Wälsche) Hand in Hand gehen.

Willibald Alexis.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen der H. H. Pezold und Better,
königl. württembergischer Hoffänger.

Die beyden in der Überschrift genannten Gäste, deren einzelne, getrennte Leistungen wir in unsern frühern Berichten ausführlicher besprochen haben, sind nunmehr vereint an denselben Abenden und in den nemlichen Opern aufgetreten. Dies geschah zum ersten Male am 3. d. M. in der Bellini'schen Oper: „Die Unbekannte,“ in welcher Hr. Pezold die Parthie des Baron Waldeburg, Hr. Better die des Grafen Arthur sang. Was den ersteren betrifft, so waren wir nicht wenig erstaunt, an dem heutigen Abend eine Aufgabe so gänzlich misslingen zu sehen, die erst kurz zuvor von dem nemlichen Sänger wenigstens mit ziemlichem Erfolge gelöst worden war. Wir können nicht anders, als annehmen, daß Hr. Pezold unpäßlich oder durch Zufall wenig bey Stimme war; sonst bleibt es geradezu unbegreiflich, wie ein übrigens geübter Sänger in der schönen, musicalisch nicht einmal schwierigen Arie des zweyten Actes so vollkommen verunglücken konnte, als das heute der Fall war. Die mißbilligenden Äußerungen des Publicums konnten wenigstens diesmal nicht als Opposition gegen einen übelangebrachten Beyfall ausgelegt werden. — Hr. Better scheint die Parthie des Grafen Arthur erst neuerdings einstudiert zu haben; das hin und wieder Schwankende und Unrichtige der Intonation läßt das vermuthen. Diese n Übelstand werden öftere Wiederholungen wohl aus dem Wege räumen; möchte Hr. Better sich bey derselben Gelegenheit auch des Irrthums entledigen, in den er heute abermals verfiel und der seinen Leistungen keinen Segen bringen kann. In der Scene mit Chor im ersten Act, welche durch die Eigenthümlichkeit der Composition immer große Wirkung hervorbringt, und deren Wiederholung auch heute, der trefflichen Ausführung des Chores zu Ehren, begehrt wurde, suchte Hr. Better, nicht zufrieden mit dem bisherigen Erfolge, es beym zweyten Male noch besser, d. h. noch lauter zu machen, als das erste Mal, überschrie sich dabey aber so gewaltig, daß von dem angenehmen Eindruck der Scene bey den Zuhörern wenig oder nichts übrig blieb. Selbst bey einer sehr wohlklingenden Stimme kann das Zuviel unschön und lästig werden; um so sorgfältiger sollte es da vermieden werden, wo dieses Beywort nicht in seiner vollsten Bedeutung gelten kann. — Die übrigen Parthien der Oper wurden von Mad. Ernst, die als Alaide das Außerordentliche leistet, so wie auch von Ute. Heinkefetter, als Isoletta, und Hrn. Staudigel, als Comthur, mit jenem Fleiße gegeben, der dem Publicum jetzt so manche Befriedigung und den genannten Künstlern so viele Ehre bringt.

Am 5. August wurde Mozart's „Don Juan“ mit theilweise neuer Besetzung und unter der Mitwirkung der obengenannten Gäste, nemlich des Hrn. Pezold, als Don Juan, und des Hrn. Better, als Don Octavio, aufgeführt. Wir sind zwar weit entfernt, beyde Leistungen als vortreflich anzuerkennen, doch dürfen wir das mehrfach Verdienstliche derselben, so wie den sichtbaren Erfolg, den beyde Sänger davontrugen, nicht mit Stillschweigen übergehen. Hr. Pezold, heute im vollen Besiz seiner Mittel, bewies, daß er mit der Rolle und allen ihren Einzelheiten vertraut war. Die zahlreichen Nummern, in denen er zu wirken hat, gingen ohne auffallende Störung, und selbst mit überraschender Sicherheit in Stimme und Vortrag vorüber, mehrere Stellen erhielten lebhaften und (was namentlich bey dem Ständchen im zweyten Acte der Fall war) verdienten Beyfall, kurz, das Ganze war, wenn auch nicht ausgezeichnet, oder wie wir es aus früherer Zeit gewohnt waren, doch achtbar und lobenswerth. Auch Hr. Better, obwohl den höhern Stellen seiner Parthie nicht immer gewachsen, befriedigte durch Mäßigung im Vortrage und meistens reine Intonation. Die große Arie im zweyten Acte gelang so durchgehends, daß der Sänger am Schlusse derselben hervorgehoben wurde. — Die veränderte Besetzung der Donna Anna durch Mad. Ernst, und der Donna Elvira durch Ute. Heinkefetter war in jeder Hinsicht zweckmäßig und

für das Ganze wohlthätig. Die sogenannte Briefarie im zweyten Acte wurde von der erstgenannten Künstlerinn mit hinreißendem Gefühl und glänzender Kunstfertigkeit gesungen. Das große Recitativ im ersten Acte erhielt durch ihren Vortrag eine wahrhaft mächtige Wirkung, und wenn auch die darauffolgende Arie mit etwas allzu großem Kraftaufwande vorgetragen erschien, so ist dieß bey einer Sängerin, welche jetzt ausschließlich die Bellini'schen Kraftparthien zu singen hat, eben so leicht erklärlich als verzeihlich. — Die schöne Stimme der Ule. Heinemann war in den beyden dankbaren Arien der Donna Elvira, so wie im Maskenterzett, von höchst wohlthätiger Wirkung. — Ule. Henkel sang die Parthie der Zerline mit vielem Beyfall, und sprach besonders durch den einfach-gefühlvollen Vortrag der beyden Arien an. Noch schöner für das Ganze wäre es gewesen, wenn sie auch im ersten Duett mit Don Juan die Noten unsers Meisters Mozart unfrisiert gelassen hätte. Hr. Staudigel als Leporello, zwar im Spiele noch nicht ganz genügend, imponirt immer und allenthalben durch den mächtigen Klang seiner Wunderstimme. — Als ein charakteristisches Merkmal dürfen wir bey der heutigen Aufführung den factischen Umstand nicht übergehen, daß hier in Wien Mozart's Oper: „Don Juan“ zum Benefice einer Tänzerinn, der Mad. Mattis, gegeben und zu dem weltberühmten Finale des ersten Actes ein Pas-de-deux, getanzet von der Beneficiantinn und ihrem Gatten, mit Musik von dem Hrn. Grafen von Gallenberg, eingelegt wurde. Gegen den Werth der Musik und des Pas-de-deux läßt sich gewiß nichts einwenden; nur müssen wir auf die Frage: ob beyde hier am rechten Platze waren, die Antwort schuldig bleiben. Vielleicht bekommen wir mit Nächstem in Gluck's „Iphigenia“ statt der unmodernen Gluck'schen Scythentänze einen neuen Strauß'schen Walzer zu hören.

Gastrollen des Hrn. Detroit, vom P. sächsischen Hoftheater zu Dresden.

Am 2. d. M. wurde die Posse, oder wie es auf dem Anschlagzettel hieß, die komische Oper: „Der Lügner und sein Sohn“ gegeben. Das Stück ist an dramatischem Werthe nicht bedeutend und überdieß unsern Lesern aus frühern Darstellungen, namentlich auf dem Hofburgtheater, bekannt genug, als daß wir uns mit dem Inhalte desselben weiter zu beschäftigen brauchten. Der Spas und die Pointe des Ganzen besteht darin, die unverschämten Aufschneiderereyen eines professionirten Lügners durch noch unverschämtere zu überflügeln und folglich zu persifliren. Waren nun schon die Lügen erster Instanz Unsinn, so müssen es die der zweyten noch mehr, noch handgreiflicher seyn; aber Unsinn läßt man sich höchstens nur dann gefallen, wenn er den Reiz der Neuheit, der Überraschung mitbringt. Es kommt also bey diesem Wettlauf des Unsinns, wenn er wirklich ergötzen soll, nur darauf an, jede Wiederholung zu vermeiden und immer neuen, wenigstens dem jedesmaligen Zuhörer neuen, Unsinn zu erfinden, da den nemlichen, zweymal genossen, wohl Niemand leicht verdauen wird. Wir haben diese Probe des zweymaligen Einnehmens nicht gemacht, können also nicht behaupten, ob bey der Wiederholung die Dosis verändert oder verstärkt worden ist; nur so viel wollen wir nicht in Abrede stellen, daß sie bey dem ersten Male nicht gerade unschmackhaft und mitunter selbst pikant zugerichtet war. — Der Gast, Hr. Detroit, ist kein Sänger, und macht keine Ansprüche es zu seyn, obwohl er auf einem Operntheater gastirt, allein die heutige Rolle hat ihn als einen gewandten, für sogenannte chargirte Parthien recht geschickten Schauspieler bezeichnet. Seine Maske war glücklich gewählt und von ächt komischer Wirkung, sein Spiel launig, frisch und (was bey einer so verführerischen Gelegenheit doppelt zu loben ist) von jeder auffallenden Übertreibung frey. Es war erfreulich, den früheren Mißgriff unsers Gastes auf eine so genügende Weise gut gemacht zu sehen. Hr. Weiß, der den Sohn, im Aufschneiden aber den Meister, des Lügners darzustellen hatte, befriedigte durch die Laune und zugleich die Mäßigung seines Spieles. Die übrigen Rollen sind gänzlich unbedeutend. Die musicalische Ausstattung des Stückchens, die ihm den Titel Oper erworben hat, besteht in einer schon früher bekannten Overture und ein paar recht artigen Liedchen vom Capellmeister Reuling, gesungen von Hrn. Weiß und Ule. Löffler.

(Mit Nr. 33 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 15. August 1833.

98

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den V. Strank's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Elliston und der Schauspieldichter.

Wahre Anekdote.

(Aus dem „Monthly Magazine.“)

Bei einem guten Theile anscheinenden Leichtsinnes besaß Elliston *) eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Davon zeugt der nachfolgende seltsame Vorfall, der zugleich den Beweis liefert, mit welchem ganz eigenen Tact er einen Menschen bloß dadurch in das tollste Abenteuer zu verlocken wußte, daß er in ihm die Regungen der Neugierde und des Eigennutzes auf's Höchste zu steigern verstand. — Ein Mann von Stande und Bildung, lange Zeit gefeyerter dramatischer Autor, dabey ein vertrauter Freund Elliston's, hatte einst eine Stellung von einiger Verantwortlichkeit an dem Coburg-Theater (in London). Eines Abends nun, ziemlich spät, wollte er sich dorthin begeben und schritt denn rasch die Straße entlang, als er eine Kutsche hurtig hinter sich herfahren und Jemand mit lauter Stimme „Halt!“ rufen hörte. „Ach! Welter,“ fing Elliston an, „Sie eben wünschte ich sehnlichst zu sprechen; ich wollte gerade nach dem Coburg fahren, um Sie dort aufzusuchen; steigen Sie sogleich ein, ich habe Ihnen, während wir weiter fahren, etwas mitzutheilen.“ — „In diesem Falle muß ich Sie aber bitten, sich kurz zu fassen,“ antwortete der Dichter im Einsteigen, „denn sie warten im Theater auf mich.“ — „Ey, es ist besser, sie warten eine Weile,“ versetzte Elliston, „als daß Sie um den Vortheil kämen, um dessentwillen ich eben mit Ihnen zu sprechen wünsche.“ — „Was ist's denn?“ fragte der Dichter, „geben Sie's kurz von sich.“ — „Kurz?! ja, das geht nicht so schnell; was ich Ihnen zu sagen habe, will reiflich erwogen seyn, und“

„Mein bester Herr,“ fiel der Dichter ängstlich ein, „bedenken Sie meine Stellung — sagen Sie mir nur, wo ich Sie in einer Stunde treffen kann?“ — „Ich kann Ihnen bloß so viel sagen,“ erwiederte der Befragte, „daß ich in einer Stunde mit der Post in die Provinz reise; es ist jetzt beynahe acht

*) Der bekannte Schauspieler und mehrjährige Director des Drury-Lane-Theaters in London.
Der Übers.

Uhr, und ich habe Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit einen Vorschlag von der äußersten Wichtigkeit für uns Beyde zu machen. Wollen Sie nun Ihr Glück mit Füßen von sich stoßen, oder aber mit mir umkehren?“ — Die rasch fortrollende Kutsche hatte ihn bereits ziemlich weit von seinem Bestimmungsorte abgeführt der Vorschlag konnte von Bedeutung seyn vielleicht eine Schauspielunternehmung in einer Provinzialstadt? „Nun, so fahren Sie fort,“ sagte er endlich; „ich muß mich eben bey meiner Rückkehr auf irgend eine Weise zu entschuldigen suchen.“ Jetzt ergoß sich Elliston sogleich in ein langes und breites Gerede, das, ehe man recht klug daraus werden konnte, plötzlich kurz abgeschnitten ward, indem die Kutsche hart neben einem Postwagen aus einer der nördlichen Provinzen, der eben abfahren wollte, stille hielt. „Gerade noch recht, Sir,“ rief der Conducteur, „hätten keine Minute länger auf einen Passagier warten können!“ — „Du lieber Gott!“ klagte der Dichter, „nun können Sie mir es ja doch nicht sagen!“ — „Doch, doch, ich kann schon“ versetzte Elliston und stieg in den Postwagen, „nur mir nach hereingesprungen, wir können Sie ja bey dem Engel absetzen; Sie nehmen dort eine Kutsche ich bezahle Alles“ — „Aber das Coburg?“ — „Ich sage Ihnen ja, Sie sollen ein gemachter Mann werden zum Guckuck mit Ihrem Coburg!“ — „Nun, Herr!“ erinnerte der Conducteur. Dem Dichter tanzten die lockendsten Bilder einer gewinnreichen Schauspielunternehmung vor Augen. „Zum Guckuck mit dem Coburg!“ hallte es von seinen Lippen unwillkürlich nach und mit einem Sage saß er neben dem Schauspieldirector.

Alle Welt weiß, in welch' unglaublich kurzer Zeit die Post die Strecke von der Lombardstraße nach dem Engel zu Islington zurücklegt. Ehe sich noch der Dichter von seiner Überraschung recht erholt hatte, befand er sich bereits dort und hörte Elliston nach Branntwein und Wasser rufen. Es war furchtbar heiß und der Wagen, ehe sie nur das Bestellte hatten austrinken können, schon wieder zur Abfahrt bereit. „Da haben Sie mich in eine schöne Patsche gebracht,“ hob der Dichter an, „und mir zudem eigentlich noch gar nichts gesagt was soll ich nur um's Himmelswillen anfangen?“ — „Varisari!“ versetzte der Andere, „ich wollte gerade auf die Hauptsache kommen, als wir abfuhrn! ein Bißchen weiter hinauf ist indessen ein Ort, wo Miethkutschen halten, und bis wir dorthin kommen, sollen Sie bereits Alles wissen.“ Zur bösen Stunde vertraute sich der arme Dichter auf's Neue der Landstraße an. „Liebster Freund,“ fuhr Elliston fort, „gönnen Sie mir nur eine oder zwey Minuten zum Überlegen; und damit warf er sich in eine Ecke des Wagens und schien in tiefes Nachsinnen verloren. Es war sonst kein Passagier im Wagen, und allmählig wurde es stockfinster. „Was das wohl für ein Vorschlag seyn mag?“ dachte in ängstlicher Erwartung der Schriftsteller. Elliston war — das wußte er von früher her — ein gewaltiger Speculant hatte er vielleicht das Dubliner Theater übernommen und zur Oberaufsicht bey der Bühnenleitung ihn ausersehen, — oder vielleicht das Liverpooler?“ Die Reise in einem Postwagen, der nach den nördlichen Provinzen zurückfuhr, begünstigte diese Vermuthung; allein wozu denn all das lange und tiefe Überlegen? Da schnarchte Elliston mit einem Male überlaut. „Gerechter Gott!“ rief der wie vom Donner gerührte Dichter aus, „hat man mich denn die ganze Zeit zum Narren gehalten?“ — „Bitte um Entschuldigung,

Theuerster,“ stammelte Elliston, über seiner eigenen Kraftanstrengung beym Schnarchen aus dem Schlafe auffahrend; „die Sache ist aber . . . Branntwein und Wasser Nacht nicht geschlafen“ und damit verfiel er wieder in seine Schlafrunkenheit, und schnarchte wie vorhin. Der verzweifelte Dichter steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus, um sich nach dem Orte, wo die Miethkutschen halten sollten, umzuschauen, fand aber, daß er auf der Straße nach Norden zu hinrasselte und eben unter dem Thorbogen von Highgate durchfuhr; — mit Seufzen und Stöhnen sank der unglückliche Autor auf seinen Sitz zurück. „Gemachter Mann werden“ murmelte Elliston; „das Glück ist den Kühnen hold. Zum Guckuck mit dem Coburg.“ Und abermals tiefes Schnarchen. Da überkam den Dichter eine sympathetische Schläfrigkeit; der Branntwein mit Wasser äußerte seine Wirkung, und als er aufwachte, geschah es lediglich, um im Ochsen zu Redburn zu Nacht zu essen; es war nemlich jetzt halb eif und folglich zu spät, eine Kalesche zur Rückfahrt nach dem Coburgtheater zu nehmen. — Um es kurz zu erzählen: ihr Bestimmungsort war, wie sich erwies, der Gasthof zu den „drey Königen“ (oder sonst so etwas oon „dreyen“) in Leicester; und hier sollte denn das hochwichtige Geheimniß geoffenbart werden. Man wies dem Dichter, als sie dort Morgens ankamen, ein Zimmer an, damit er seine Toilette machen könne. Die war indessen bald gemacht, da er nichts bey sich hatte, als — wie er ging und stand. Als er hinunter kam, fand er Elliston bey einem wohlbesetzten Frühstücke und bereit, ihm Alles nach Wunsch aus einander zu setzen. „Ehrlichkeit, mein theurer Freund,“ hob Elliston an, „ist für ihren Besitzer schon eine gar schätzbare Eigenschaft, eine weit schätzbare aber noch für seine Freunde.“ Der Dichter nickte beyfällig. „Nach einem Manne dieser Art habe ich mich schon lange umgesehen, und ihn, denk’ ich, in Ihnen gefunden.“ Der Dichter bückte sich — das Bild des Dubliner Theaters schwebte ihm wieder vor den Augen. — „In Allem und Jedem, mein werther Freund,“ antwortete er verbindlich, „was sich mit der Ehre und meinen geringen Fähigkeiten verträgt, können Sie über mich gebieten, besonders bey“ — „Sie entzücken mich,“ rief Elliston aus, „da ist ja die Schwierigkeit schon zur Hälfte beseitigt, wenn Sie selbst so bereitwillig“ — „Sie wünschen wohl, wie ich vermuthe, mir eine Anstellung zu verschaffen, bey der Sie mit vollem Vertrauen?“ fragte ängstlich gespannt der Dichter. „Gerade das,“ fiel der Andere ein. Es ist richtig das Dubliner, dachte der Autor. „Allein ich fürchtete halb und halb,“ fuhr Elliston fort, „Sie möchten den Spielgewinn im Verhältniß zu dem hohen Einsatze, den Sie dafür gewagt haben, zu unbedeutend finden.“ — Es muß doch das Liverpooleer seyn, meinte nun wieder der Dichter. — „Bester, edelster Freund!“ rief Elliston aus, „Sie verpflichten mich Ihnen auf immer und ewig! so wissen Sie denn: — morgen Abend ist mein Benefice im hiesigen Theater; da ich nun weiß, daß man große Lust hat, mich zu betrügen, so habe ich Sie mit hieher genommen, damit Sie mir das Geld an der Casse einnehmen. — —“ Der Dichter war wie aus den Wolken gefallen und schnitt die verdrießlichsten Gesichter; der Schauspieler dagegen ließ es an Entschuldigungen und Versprechungen nicht fehlen, so daß Jener zuletzt auf den Vorschlag einging, sich aber dabey fest vornahm, den Fuchschwänzer in seiner eigenen Falle zu fangen. —

Inzwischen nahm Elliston seinen Freund, um ihn mit einigen Dingen,

die dieser in der That dringend nöthig hatte, zu versehen, in verschiedene Kaufläden mit, in denen er durchgängig ein wohlbekannter Kunde zu seyn schien. Wie der Dichter merkte, hatte es sein Freund hier, wie gewöhnlich getrieben, und sich in dem Andenken vieler respectablen Leute einen Platz auf dem vollgeschriebenen Blatte ihrer Bücher recht lebendig erhalten. — Die Theatergeiger fogar sahen mit ängstlicher Erwartung dem Resultate der Beneficevorstellung entgegen.

Der verhängnißvolle Abend kam. Ein damals allgemein beliebtes Lustspiel sollte, der Ankündigung zufolge, gegeben werden. Elliston war den Tag über in dem Schauspielhause gewesen, um bey den nöthigen Anordnungen die Oberaufsicht zu führen, wobey denn auch Alles gehörig zusammenging. Eine Stunde etwa vor Anfang der Vorstellung, als eben der Literatus von seinem Pegasus herabsteigen und das bescheidene Amt eines Theatercassiers antreten wollte, stürzte Elliston, Angst und Verzweiflung in allen Zügen, in das Zimmer. „Liebster, bester Freund,“ rief er, „Sie haben mir bereits einen so großen Dienst erzeigt; allein ich habe nun noch eine Bitte an Sie; Sie setzen damit Ihren vielen Gefälligkeiten die Krone auf!“ — „Was ist's?“ — „Wir führen heute Abend, wie Sie wissen, ***'s Stück auf; der Mann, der den Scamp spielt, ist nirgends zu finden . . . Kein Mensch will die Rolle übernehmen. Wenn Sie nun, theuerster Freund, nur einige Rücksicht für mich haben, wollen Sie da wohl . . .?“ — „Um des Himmels willen, Elliston, sind Sie von Sinnen? Ich war ja nie auf der Bühne und habe mein Lebtag nicht eine Sylbe declamiren können!“ — „Thut nichts,“ versetzte der Beneficiant, „sehen Sie nur die Rolle durch und verlassen Sie sich dann im Übrigen auf mich.“ — „Es geht einmal nicht!“ schrie der Dichter. „Dann bin ich ein geschlagener Mann!“ jammerte der Director und rang die Hände. „Habe ich freylich A gesagt . . .“ hob der gutherzige Dramatiker, als er des Andern Herzeleid sah, wieder an. „So versuchen Sie's doch nur,“ fiel jetzt der Schauspieler mit kräftigem Zuspruche ein, „es ist nichts, gar nichts, sage ich Ihnen. Verlassen Sie sich nur auf mich und den Souffleur. Da, Kellner, bring' uns Branntwein und Wasser.“ Gegen einen solchen Angriff war der Dichter nicht probefest. Mit der Abnahme des Branntweins und Wassers nahm sein Muth zu, und so wurde denn die Verabredung getroffen, der Dichter solle, da man erwarten durfte, daß das Haus schon vor dem Aufziehen des Vorhangs gefüllt seyn würde, zuvor die Einnahme in Sicherheit bringen, und dann sein erstes Debüt als Scamp machen.

Kurz nach Eröffnung der Thüren war das Haus bereits gefropft voll; und unser neuer Aspirant nach den Lorbeeren der Bühne trat denn — nachdem er dem Publicum als ein Gentleman aus London gebührend angekündigt und herausgestrichen worden war — als sein Stichwort kam, stürmisch bewillkommt, auf. Herr und Diener hatten — wohl gemerkt! — eine beträchtliche Quantität Branntwein mit Wasser zu sich genommen, was sie denn auch die Zuschauer oder vielmehr Alles um sie her — nur die Hauptsache nicht, um derentwillen sie gekommen waren — vergessen ließ. Nun erfolgte das nachstehende merkwürdige Zwiegespräch: „So, Scamp,“ sprach sein Herr (Elliston), „so, nach den vielen Jahren, die wir nun beysammen gewesen sind, willst du mich jetzt am Ende verlassen — (bey Seite) — Hör' einmal, Schelm, wie viel Geld hast du eingenommen?“

Scamp. (laut) Ja, Herr; ich kann Euern Humor nicht länger aushalten — sechzig Pfund sind mir in die Tasche gefallen.

Herr. (laut) Sechzig Pfund, sagst du; gib mir sie her, lieber Scamp.

Scamp. (laut) Hört einmal, Sir John. Schon Jahre lang habt Ihr mir meinen Lohn versprochen; aber den Teufel habe ich gekriegt. Habt Ihr mich nicht, eben so, aus einem recht guten Plaze weggelockt, um mich in Euern Diensten Hungers sterben zu lassen? Jetzt hab' ich einmal das Geld und gedenke es auch zu behalten, versteht Ihr mich, Sir John!? — Und dabey schlug er, seine Worte mit passendem Geberdenspiel begleitend, an seine Tasche, in der man das Geklingel von Goldstücken deutlich hören konnte. Einige von den Zuschauern, die das Stück kannten, staunten nicht wenig, Andere hielten es für meisterhaft gespielt. Dem Theaterdirector stieg inzwischen eine fürchterliche Ahnung auf. Der Dichter hatte, wie er sich nur zu gut bewußt war, einen starken Saldo voraus; die Art, sich bezahlt zu machen, hatte er aber freylich nicht erwartet.

Herr. Wie! du wolltest deinen großmüthigen Herrn nach dem Vielen, was er schon für dich gethan hat, in's Unglück bringen? (zeigt beträchtliche Gemüthsbewegung).

Scamp. Mein großmüthiger Herr hat mich in's Unglück gebracht, und das Geringste, was er thun kann, ist — mir zu bezahlen, was er mir schuldig ist. Gott befohlen, Herr — ich habe ein Fuhrwerk bey der Hand, das mich nach der Stadt *) zurückbringt.

Herr. Ey! will's da hinaus! da müßt' ich doch auch dabey seyn; — und ehe der Dichter seinen Abgang bewerkstelligen konnte, hatte ihn schon des Directors Faust mit solchem Ungestüm hinten am Rockkragen gefaßt, daß Beyde — die Köpfe von dem reichlich genossenen Getränk ohnehin noch schwer — herumtaumelten und mit einander auf der Bühne umherkollerten. Die mit Gold und Silber angefüllten, einer solchen Last ohnehin nicht gewohnten Taschen des Dichters platzten. Die Augen der Musiker erglänzten ob dem Anblick, und unfähig, der Versuchung, sich einmal bezahlt zu machen, zu widerstehen, schaufelten sie mit ihren Fiedelbogen die umherrollenden halben Kronen **) in das Orchester, während Einige auf die Bühne sprangen und die Beute aufzulesen anfangen. Im Parterre befand sich eine Anzahl respectabler Kaufleute und andere Personen, die noch unbezahlte Rechnungen hatten und nun, da sie diese Wendung der Dinge sahen und am Ende leer auszugehen fürchteten, dem Beyspiele der Geiger hastig folgten, so daß sich im Nu die Bühne in den wildesten Tummelplatz verwandelt hatte, wo ein Jeder, nur auf sich bedacht, fluchte, und socht, und rappste, als wären es lauter Schulbuben oder — Höllengeister. Der unbetheiligte Theil des Hauses grillte und kreischte vor Lachen — die beyden ursprünglichen Kampfhelden aber wurden, am Boden liegend und noch keuchend von ihrer Kraftanstrengung, von den streitenden Gläubigern achtlos herumgestoßen und getreten, während, um dem ganzen Auftritt die Krone aufzusetzen, mitten in dieser babylonischen Verwirrung einige Spaßvögel die Lichter auslöschten und den Vorhang fallen ließen! —

*) The Town — London. (Der übersf.)

**) = 1 fl. 21 fr.

T r ö s t u n g.

Und wölbt sich nicht da oben
Der Himmel überall,
Und wandeln nicht die Globen
So golden in dem All.

Und Regen träufeln nieder
Auf Stein und Feld so mild,
Aus Thränen blickt dann wieder
Das warme Sonnenbild.

Dann sind die schönen Wälder,
So manches liebe Thal,
Sind tausend bunte Felder,
Und Quellen ohne Zahl.

Hat nicht all' das gegeben
Der Herr an deine Brust? —
Warum, du thöricht Leben,
Ist sie nur deine Lust?!

U. Stifter.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Koheue's „Banard, der Ritter ohne Furcht und Tadel“ kam am 3. August zum ersten Male und seither bereits wiederholt zur Aufführung, welcher wir im Ganzen unsern Beyfall nicht versagen können. Allerdings begehren ähnliche Stücke, wie wir bereits einmal in diesen Blättern angedeutet haben, einen größern Rahmen, worin alles fast unumgänglich nöthige Spectatelwerk mit aufgenommen werden kann, um den Eindruck des Bühnenspiels selbst mit pompösen, scenischen Effecten abwechseln zu lassen; aber wenn die Ausführung von Seiten der Darsteller so gerundet und entsprechend ist, wie dieß auf dem Josephstädter Theater der Fall war, begibt man sich gern weiterer Ansprüche. Nur die Casse scheint ihre Rechnung bey ähnlichen Productionen nicht zu finden, denn die Zeit der Ritterkomödien ist nun einmal vorüber und höchstens das imponirende Werk von Tourneuren, Rittern „zu Pferde“, brillanten Decorationen u. dgl. vermögen noch Schaustellungen (im strengsten Sinne des Wortes) herbeizuziehen. Obwohl wir, wie gesagt, alle Ursache hatten, mit der diesmaligen Vorstellung zufrieden zu seyn, und sich eine gleiche Stimmung über das ganze, freylich nicht sehr zahlreich versammelte Publicum verbreitete, so rathen wir doch dringend von der fortgesetzten Aufführung ähnlicher Komödien ab. Einestheils wenden sich die Schauspielkräfte darin einer Entfaltung zu, welche den Kunstansforderungen unserer Tage nicht genügend ist, andertheils nehmen sie die Stelle wünschenswertherer Ausfüllungen des Repertoires ein, ohne auch nur ökonomisch zu nützen; endlich aber ist die Wiedererweckung dieser Gattung gewissermaßen eine Versündigung gegen den Zeitgeist, dessen verbesserter Geschmack sich eben durch Vernachlässigung ähnlichen Kistframs von einer nicht tadelnswerthen Seite darthut. — Hr. Fischer hat als Banard nach längerer Zeit wieder einen ehrenvollen Beweis seines schönen Talentes gegeben; er führte diese bedeutende Rolle mit Würde und Sicherheit durch und nuancirte großentheils auf eine Weise, die den oft wiederholten Beyfall, der ihm zu Theil wurde, in jeder Hinsicht verdiente. Klarheit und Ruhe waren lobenswerthe Eigenschaften seiner Leistung, welche namentlich am Schluß des zweyten Actes sehr erfreulich hervortrat. Minder gelungen waren die Stellen in seinem ersten Zusammentreffen mit Blanca, wo er von seinem Gefühl übermannt wird. Die Rede bey dem Ritterschlag hatte zwar hinlängliche Betonung, aber vielleicht etwas zu wenig Feyerlichkeit, die hier zugleich mit dem Ausdruck innerer Bewegtheit verbunden seyn will. Im Ganzen war Auffassung und Darstellung lobenswerth, und man folgte dem Mimen gern mit gespannter Aufmerksamkeit. Hr. Fr. Demmer spielte den Tardieu unter den Zeichen des lebhaftesten Beyfalls, worin sich die Kritik mit dem Pu-

fficum vereinigt. Mad. Fischer, Miranda, und Mad. Matte, Blanca, bewegten sich in ihren Parthien sehr entsprechend; als Mädchen war Miranda ganz das, wozu sie Rolle bue geschaffen; Liebe, Eifersucht und innere Kraft spiegelten sich in ihrer Leistung recht erfreulich ab: als Page hätte die Scene mit Paolo Manfrone entschiedener markirt werden sollen; — letzterer, von Hrn. Walter dargestellt, war ein sehr manierirtes Bild, ein Tadel, der auch den Admiral, Hrn. Hölzel, trifft. Das Stück spielte bis über die gewöhnliche Theaterzeit hinaus, die man in einem Vorstadttheater etwas sorgfamer berücksichtigen sollte.

Die Vorstellungen der Meyerbeer'schen Oper: „Robert der Teufel“ schreiten unterm zunehmendem Beyfall und bedeutendem Zuspruch des Publicums ihrer zwanzigsten entgegen und lassen an Fleiß und Rundung nichts zu wünschen übrig. Die Glanzstellen der Oper haben bereits eine gewisse Popularität errungen und die Besucher des Josephstädter Theaters sehen die schönsten Opernkräfte dieser Bühne im „Robert“ auf eine zufugende Weise entfaltet. An die Stelle der Mad. Zimmer in der Parthie der Prinzessin ist Ute. Ruth getreten; freylich noch keine ganz genügende Ausfüllung — aber in jeder Rücksicht ein Talent, das, vertraut mit allen technischen Gesangsanforderungen, zu schönen Hoffnungen berechtigt, wenn es erst die äußern Anlässe der Befangenschaft besiegt haben und seine Mittel vollkommener in Wirkung setzen wird. Die Erscheinung an sich selbst ist anziehend. Das große Duett zwischen Alice und der Prinzessin im zweyten Acte wird ausgelassen, um den Theaterabend nicht zu überschreiten. Jenes zwischen Bertram und Reimbaut im dritten Acte erfreut sich einer fortwährenden, besonders beyfälligen Auszeichnung, die indeß mehr dem Vortrage gilt, indem die Oper stellenweise bey weitem Geringeres aufzuweisen hat.

Zum Vortheile des Hrn. Emminger wurde am 7. August zum ersten Male *Bois d'Amour's* allgemein beliebte „weiße Frau“ gegeben und am folgenden Tage wiederholt. Die Aufführung dieser Oper, welche in Wien bereits so oft und abwechselnd trefflich besetzt worden, erfreute sich auch auf dieser Bühne einer beyfälligen Aufnahme und eines zahlreichen Besuches; Beweise genug für die ewig junge Kraft dieser herrlichen Melodien, zugleich aber auch für das Verdienst der Sänger, welche dieser Aufführung einen neuen, erfreulichen Success verschafften. Ref. steht gleichfalls nicht an, Einzelheiten das verdiente Lob zuerkennen; das bedeutendste nimmt hierunter die gelungene Ausfüllung des zweyten Finales in Anspruch. Jedoch ist es nicht zu läugnen, daß so Manches eine gespannte Erwartung zu befriedigen nicht im Stande war: und da es sich hier um Kräfte handelt, die sich bey andern Gelegenheiten in einer vollkommeneren Entfaltung hervorgethan haben, so möge diese individuelle Ansicht gleichsam als eine Ausgleichung zwischen dem, was geleistet wurde, und noch hätte geleistet werden sollen, angesehen werden. Ref. beginnt mit Hrn. Pöck, Caveston, weil dieser Sänger sich einer Beliebtheit erfreut, die eine Anspornung zu künstlerischem Ausbilden und Weiterschreiten seyn dürfte. Er sang seinen Part befriedigend, d. h. Note für Note correct, und machte dabey seine schönen Mittel auf Kosten der Wahrheit gelten; alle die vielfach angezeigten *sotto voce* wurden laut und mit vollem Klange vorgetragen; ein Übelstand, den wir *mutatis mutandis* schon öfter an diesem reichbegabten Sänger bemerken — und wodurch es dahin kommt, daß wir immer nur Herrn Pöck, nie aber die Person, die er vorzustellen hat, zu hören bekommen. Freylich gewinnt er jedesmal Beyfall: denn wer vernähme seinen seelenvollen, runden, reinen Ton nicht mit Entzücken? eben so wie man einem heitern, jubelnden Menschen lieber begegnet, als einem trüben, zerfallenen; — aber hat man sich denn durch die freundliche Erscheinung und durch die Wirksamkeit des Organs auch schon mit allen Kunstfordernissen abgefunden? und gilt ein durch solche Anlässe laut werdender Beyfall nicht vielmehr einzig und allein der schönen Naturgabe, die sich doch Niemand als Verdienst anrechnen kann? Die dramatische Situation hat ihre dringenden Anforderungen, deren Erfüllung alle jene Schattirungen ins Leben ruft, die man alsdann Modulation, Volubilität, Charakteristik des Gesanges nennt: werden diese vernachlässigt, so zwingt man den Zuhörer gleichsam, sich aus dem Theater hinaus in einen Concertsaal zu denken, oder dem Gesange mit geschlossenen Augen zuzuhören. Welche Vortheile, welchen Sieg der vollendete dramatische Sänger vor dem Naturalisten voraus habe, — sollen wir dieß erst durch die Parallele Lablache's und David's beispielweise darthun? — Möge Hr. Pöck diese Bemerkung, die eben so

wohlmeinend als wahr ist, berücksichtigen und künstlerisch da die letzte Hand anlegen, wo die Natur mit so reichen Händen gespendet hat. — Der Beneficiant, Hr. Emminger, seit der gelungenen Leistung als Reimbaut im „Robert“ vom Publicum begünstigt, erhielt Zeichen der Theilnahme und des Beyfalls; Ref. möchte sie ihm jedoch mehr als „Ermunterung“ interpretiren: denn (abgesehen davon, daß seine Leistung als Georg Brown allerdings als ein Fortschritt anzusehen ist) Hr. Emminger ist der Ausführung einer so bedeutenden Hauptparthie, die so viel Zartheit und Eleganz in Anspruch nimmt, noch nicht gewachsen. Aus dieser künstlerischen Unzulänglichkeit wird es erklärbar, daß seinem ersten Liede: „Welche Lust Soldat zu seyn,“ der Ausdruck des Feuers und der Begeisterung, seiner Arie: „Komm o weisse Schöne,“ der süße Schmelz, seinem Duette mit Jenny das Pikante abging: Eigenschaften, welche diese Gesangsstücke so charakteristisch auszeichnen. Die hohen Töne kosten Hrn. Emminger eine sichtbare Anstrengung; überhaupt macht er den Ton mehr, als er ihn erzeugt; die Aussprache der Worte gibt ihm noch viel zu schaffen, bald klingen die Consonanten zu hart, bald verwischt durch. Von der Prosa und dem mimischen Theil wollen wir schweigen: wir wissen, wie vieler Nachsicht auf dieser Seite ein Anfänger bedarf; aber unbegreiflich finden wir es, wie man z. B. jedes Arioso mit einer Geberde begleiten kann, die man sonst höchstens bey Entschuldigungen anwendet. Das sind nun allerdings keine besonderen Empfehlungen für den chevaleresken Georg Brown, aber im Ganzen genommen und gleichsam als Specimen betrachtet ist Hr. Emminger's Leistung immerhin als Fortschritt zu betrachten, dem vermuthlich noch erfreulichere folgen werden. Sein Mitwirken in dem Robin = Uair = Chore des dritten, im Terzett mit Jenny und Dickson des ersten und im Finale des zweyten Actes war recht lobenswerth. Dlle. Segatta sang die Anna tadefreny; das Duett mit Gaveston war präcis und elegant — die große Arie des dritten Actes freylich eben nicht mit besonderer Färbung vorgetragen; nach dem beliebten Duette des zweyten Actes wurde Dlle. Segatta sogar gerufen: — aber demungeachtet gesteht Ref., daß er diese verdienstvolle Sängerin nach Maßgabe ihrer Mittel weit effectreicher in heroischen, als in sentimental-zarten Parthien placirt sieht. Auch war das Costume der „armen Waise“ wohl etwas überreich und der pompöse Federhut ein sonderbarer Hausanzug. Hr. Demmer war als Dickson eine sehr erfreuliche Erscheinung; er sang durchaus sehr wirksam und gab durch ein natürliches, humoristisches Spiel angenehme Beweise einer — Sängerbeweglichkeit. Nur der trippelnde Schritt im Abgehen steht einem Manne nicht gut an und ließe sich so leicht beseitigen als die natürlichen Schnur- und Backenbärte, von welchen sich unsere Sänger und Schauspieler so schwer trennen und wodurch so manche unpassende oder barocke Frisuren nothwendig werden. Das Publicum zeichnete Hrn. Demmer den ganzen Abend hindurch nach Verdienst aus. Dlle. Dielen sang und spielte die Jenny allerliebste; die beliebte Kusscene hätte vielleicht etwas mehr kokettes Colorit vertragen. Dlle. Kratky, Margarethe, genügte; der Gerichtshalter hätte kräftiger seyn können. Chor und Orchester wirkten lobenswerth; die äußere Ausstattung war nett. Das Publicum rief nach dem Finale des zweyten Actes alle Beschäftigten und verließ das Haus mit Zeichen des Beyfalles. Die erste Vorstellung war bedeutend, die nächste im Verhältnisse nur mäßig besucht.

Modellbild XXXIII.

Der Herr rechts trägt einen blauschwarzen Frack, schwarzgestreifte Piquetgilet mit zwey Reihen Knöpfen und einen weißen Satinpantalon.

Der Herr links trägt einen schwarzen Striny mit einfachen Seidenspangen und einen Pantalon von gestreiftem Piquet.

Beide Anzüge sind nach Originalen von Hrn. Jos. Gunkel, bürgl. Kleidermacher am Graben Nr. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Sonnabend, den 17. August 1833.

99

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Scenen aus dem Seeleben.

Mitgetheilt von Johann Grafen Mailàth.

Unter diesem Titel (*Scènes de la vie maritime par A. Jal*) ist im verfloßnen Jahre in Paris ein Werk erschienen, welches sich in der Flut französischer belletristischer Schriften in hohem Grade auszeichnet. Es ist weder ruchlos noch unsittlich. Der Leser muß keine unmögliche Hypothese annehmen, um die Folge nur einigermaßen vertragen zu können. Der Verfasser hat seine Phantasie nicht angestrengt, um eine Reihenfolge von Schändlichkeiten zu erfinden, die, zur Ehre der menschlichen Natur sey es gesagt, kaum im Gebiete der Möglichkeit liegen, wie dieß nur zu häufig in den modernen französischen Romanen vorkömmt, sondern es enthält eine geistreiche Zusammenstellung verschiedener Ereignisse, die dem Seefahrer begegnen; die einzelnen Züge sind alle wahr, nur die Zusammenstellung derselben, das Kleid, um mich so auszudrücken, gehört dem Verfasser. Anscheinend kunstlos, sind die einzelnen Erzählungen wahre Meisterstücke, und fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers unwiderstehlich durch Klarheit des Vortrags, Tiefe und Wahrheit der Empfindung, glänzende Erhabenheit der Schilderung, oder natürlichen kräftigen Witz und Humor, je nach der Verschiedenheit des Gegenstandes. Die Beschreibung des Sturmes, und des Kampfes zwischen zwey Linienschiffen bietet jeder Schilderung Cooper's Troß. Leider sind beyde Beschreibungen zu groß, um in einer Zeitschrift erscheinen zu können.

Aus dem großen, drey Bände starken Werke, theile ich hier einige Scenen mit, die ich nach dem Verhältniß einer Zeitschrift etwas umgestaltet habe, und werde mich glücklich schätzen, wenn sich einige Leser oder Leserinnen durch selbe bewogen fühlen, das ganze Werk in die Hand zu nehmen. Es wird sie gewiß nicht gereuen.

I. Die beyden Löwen.

Fleury, Commandant der Fregatte „Galatea“ erhielt im Jahre 1826 vom Dey von Tunis zwey junge Löwen zum Geschenke; das Männchen hieß

So co, das Weibchen Sultana. Der Capitän verehrte beyde dem Contre-Admiral Rigny, welcher seine Flagge auf der „Syrene“ aufgesteckt hatte. Der Admiral fragte: ob sich am Bord Niemand befände, muthig und entschlossen genug, die beyden Thiere zu zähmen. Ein junger Matrose, Namens Guillet, unterzog sich diesem Geschäft, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß seine furchtbaren Zöglinge der Freyheit genößen. Nur des Nachts wurden die Löwen in einen hölzernen Käfig gesperrt, am Tage wandelten sie ungehindert auf dem Schiffe umher, und das Schiffsvolk gewöhnte sich an sie wie an Hausthiere.

Gewiß haben viele Leser dieser Zeitschrift Herrn van Alen, den großen Löwenbezähmer, bewundert. Guillet brachte es noch viel weiter als van Alen, denn seine beyden Zöglinge gehorchten nicht nur ihm, sondern Jedem aus dem Schiffsvolk, sie spielten mit den Schiffsjungen, und zeigten nie die geringste Lust sich zu widerlegen.

So co war sanfter als Sultana, aber auch Lehtere ließ nur zweymal die Neigung blicken ihrem angeborenen Instinct zu folgen. Das eine Mal mit einem kleinen Schiffsjungen spielend, leckte sie dem Knaben die Hand so lange, bis Blut sichtbar wurde; man bemerkte es, und entfernte den Knaben, der keine Ahnung von der Gefahr hatte, in welcher er sich befand. Ein andermal mit einem Officier: scherzend streifte Sultana mit ihren Zähnen einige Male seine Wangen, anfangs ohne Verletzung, endlich versetzte sie ihm eine leichte Wunde. Übrigens war Sultana diesem Officiere sehr ergeben, dergestalt, daß er, wenn er am Tage schlummern wollte, Sultana rief, und sich ihrer als Kopfkissen bediente.

So co und Sultana kannten die Töne der Schiffspfeife, und die verschiedene Bedeutung derselben sehr gut. So, wenn die Nachtigall *) das Nahen eines Bootes verkündigte, rannten beyde Löwen auf die Seite, woher das Boot kommen mußte, und legten Vorderpfoten und Haupt auf den Rand des Verdeckes, um die Ankommenden zu sehen. Den Türken, welche die Fregatte besuchten, mißfiel diese Gewohnheit sehr, und ein englischer Officier stieg eilig wieder in seinen Kahn zurück, als er die beyden Löwenköpfe erblickte, und betrat das Schiff nicht eher, als bis die Thiere entfernt waren.

Unter die Unterhaltung der Schiffsmannschaft gehörte auch die Löwenjagd, zu der sich beyde Thiere immer willig finden ließen. Man versammelte alle Hunde der Officiere, dann wurde So co losgelassen, ihm folgte Sultana, die Hunde mit Gebell hinter ihnen her, so trieben sie sich um das Verdeck rund herum, als ob die Jagd ernstlich gemeint wäre.

Außer seiner Neigung zu Guillet, und dem Wohlwollen für die ganze Schiffsmannschaft, war So co noch einem Hunde mit Liebe zugethan; diese Vorliebe für den einen Hund wurde jederzeit bemerkbar. Einst wurde der Hund von seinem Herrn geschlagen; wie So co des Hundes Heulen hörte, eilte er herbey, und zwang den Schlagenden aufzuhören, denn er brüllte auf eine entscheidende Weise. Wie der Hund zu heulen aufhörte, verschwand auch So co's Zorn, er wurde wieder sanft, wie er es immer gewesen.

Der Rand des Verdeckes ist bey jedem Schiffe erhöht, und nach der Verschiedenheit der Schiffe ziemlich breit. Auf der „Syrene“ hatten beyde Löwen

*) So nennen die französischen Matrosen scherzweise die Bootsmannspfeife.

die Gewohnheit, auf diesem erhöhten Rande herumzugehen. Den ersten Morgen, nachdem sie auf die „Armida“ übergeschifft worden, wollte Sultana ihren gewohnten Spaziergang vornehmen, aber der erhöhte Rand des Berdeckes auf der „Armida“ war um vieles schmaler als jener der „Syrène“ und so brachte der doppelte Sprung vom Berdeck auf eine Caronade, und von der Caronade auf den erhöhten Rand, die erstaunte Löwin geradezu ins Meer. Coco, der ihren Bewegungen gefolgt war, fiel ebenfalls in die Flut. Während ein Boot zur Hülfe ins Meer gelassen wurde, sprang Guillet ebenfalls in das Meer, erreichte seine beyden Zöglinge, schwamm mit ihnen, unterstützte und leitete ihre Bewegungen, und brachte sie glücklich an das Boot, welches sie erwartete. Die drey Häupter über dem Meere, die edlen und ruhigen Bewegungen der Löwen, die Fürsorge des Matrosen, die Dankbarkeitsäußerungen der geretteten Löwen, gewährten einen schönen Anblick. Um sich zu trocken bestiegen Sultana und Coco wieder den erhöhten Rand des Berdeckes, fielen aber nicht wieder ins Meer.

Als beyde Thiere ein Jahr alt waren, brachte sie die „Bajadere“ nach Frankreich. Guillet erhielt seine Entlassung, und eine Gratification. Die beyden Löwen aber kamen in den Jardin des Plantes, woselbst der Eine vor mehreren Monaten gestorben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonette an Eugenie.

Von Franz von Herrmannsthal.

1.

Ich weiß, du liebst in buntem Farbenschimmer
Den Schmelz der Blumen und ihr duft'ges Leben,
Drum möcht' ich einen Strauß dir gerne geben, —
Doch ach, so schön sie sind, sie blüh'n nicht immer.
Es kommt der Herbst und macht es täglich schlimmer;
Der gute Wirth versteht sich nur auf Reben,
Doch Blumen, wie der zarte Lenz, zu weben,
Ist seine Hand zu derb, sie lernt es nimmer.
So laß denn, statt mit einem Kranz von Blüthen,
Mich dir mit diesem Kranz von Liedern dienen,
Von Seele, statt von Blumengeist, durchkossen.
Sie sind auch Blüthen, die im Lenz erglühten:
Du bist der Frühling, der mich mild beschienet,
Und so sind diese Blumen aufgeschossen.

2.

„Ich bin sehr glücklich!“ — Wenn des Himmels Segen
Aus blauem Aether auf mich niederthaute,
In reicher Pracht, wie sie kein Auge schaute,
Und wie sie nie gestraht auf ird'schen Wegen;
Wenn mir das Glück als Göttinn käm' entgegen
Bey jedem Wunsch, den ich der Luft vertraute,
Und jede Saat, die mühelos ich baute,
Ihr Kelch besprengte mit olymp'schem Regen;
Nicht halb so selig würde dieß mich machen,
Als jenes Wort aus deinem lieben Munde,
Gesprochen einst in junger Liebeswonne.
Mein ist des Glückes ewig reine Sonne,
So lange nur die gleiche, süße Kunde
Dein Auge mir und deine Lippen lachen.

3.

Was ist das höchste Glück? Ach, Glück zu geben,
 Ein Auge, das in Freude glänzt, zu sehen,
 Und sich es froh in Wahrheit zu gestehen:
 Dein Werk ist dieses Auges heit'res Leben!
 Ein Wesen wie sein Schutzgeist zu umschweben,
 Ihm Blüthen auf das theure Haupt zu wehen,
 In Traum und Wachen ihm zur Seite stehen,
 Und ihm zu weih'n sein Denken, Lieben, Streben.
 Wie selig also muß ich mich empfinden,
 Zu schau'n dein reines, leuchtendes Entzücken,
 Und mir zu sagen, daß von mir es flamme!
 Wie glücklich mußt du dich, mein Engel, finden,
 So über alles Maß mich zu beglücken
 Durch deiner Liebe reine Himmelsflamme!

4.

Wie glücklich, die in Farben und in Tönen,
 In fremden Zungen und in and'rem Wissen
 Mein Mädchen zu belehren sich bestreben,
 Um durch die Kunst ihr Leben zu verschönen!
 Die Frucht des Lehrens muß die Lehrer krönen,
 Wenn solche Blüthen ihrer Hand entsprossen,
 Wenn aus der Pflege sie den Bögling ließen
 Als Liebbling der Minerva, der Camönen! —
 Wie selig ich, der ich dazu berufen,
 Die schönste Kunst, das allerhöchste Wissen, —
 Die Liebe dich, Geliebteste, zu lehren!
 Vollendet ist, was andere erschufen;
 Denn willst du Kunst und Wissen ganz genießen,
 So muß die Liebe ihren Wund verklären.

5.

„In's Weite zieh' von deinen Lieben allen.“ —
 So klang's gebiet'risch einst in meine Ohren.
 Ich griff zum Wanderstab, in Schmerz verloren,
 Und meines Lebens Blüthen sah ich fallen. —
 „Mein böser Dämon ließ dieß Wort erschallen!
 Was mir's zur Freude macht, daß ich geboren,
 Das mir zu rauben hat er sich geschworen;
 In liebeleerer Ede soll ich wallen!“ —
 So in der Wand'ring schwermuthvollen Stunden
 Ist, was am liebedurst'gen Herzen nagte,
 In bit're Worte klagend ausgebrochen.
 Ach, in der Stunde, wo ich dich gefunden,
 Wie bat ich's ab, daß ich ihn rasch verklagte,
 Den guten Engel, der zu mir gesprochen!

6.

Warum gerade ich dich aufgefunden?
 Gerade ich an dir mein Herz erlabe?
 Ich, dessen einzige und schönste Habe,
 Daß ich erkannt dein Wesen und empfunden!
 Warum gerade du mit mir verbunden? —
 Erröthend, weil ich ihn verstanden habe,
 Nehm' ich des Himmels unverdiente Gabe;
 Denn statt der Strafe hab' ich Heil gefunden. —
 Ein böser Zweifler war ich, ohne Glauben,
 Daß Engel in des Himmels Räumen wallen,
 Weil auf der Erde sie nicht wandelnd gehen.

Da fühlte Gott Erbarmen mit dem Tauben,
Und ließ, da seine Worte leer verhallen,
Entzückten Aug's mich einen Engel sehen.

7.

Du willst, mein Kind, ich soll dir helfen sinnen
Zu bau'n an einem gold'nen Paradiese,
Weit seliger und glänzender, als diese,
So uns in Märchen Sehnsucht abgewinnen.
Wenn fertig seine Freuden dann beginnen,
Unsterblich alles, jeder Halm der Wiese,
Soll ich dir sagen, was ich sel'ger priesse,
Ob Liebesglück, ob dieses Edens Binnen. —
Was du schon weißt, gewisser als dein Leben, —
Wie neckst du mich! — willst du von mir bekräftigt,
Und erst noch sollt' ich mühsam mich zerdichten?
Allein verzeih, ich kann nicht Antwort geben;
Lebend'ges Glück hält mich zu süß beschäftigt.
Von Glück zu — träumen hab' ich Zeit mit nichten.

8.

Betreib' fort die wunderschönen Spiele,
Zu denen Geist und Einsamkeit dich laden:
Laß mich vor dir im blauen Äther baden,
Und hasche gläubig nach dem luft'gen Ziele.
Versehe mich an's Steuer, wenn am Riele
Im Scherz' dir plätschernd rütteln die Najaden,
Und suchst du Kühle bey den Dreaden,
Träum', in der Grotte küßt dich dein Gespieler.
Es ist nicht Spiel, o, es ist tiefe Wahrheit
In diesem Schau'n und geistigen Umschlingen,
Für das der Raum nicht Fessel und nicht Schranke.
Denn wo du bist, umschwebt dich mein Gedanke,
Und so lebendig fühlst du seine Schwingen,
Daß er als Bild erscheint in voller Klarheit.

9.

Wie weißt du nun auch aus der weiten Ferne
Mich wunderbar und völlig zu beglücken,
Und mir die Stunden herrlich auszusmücken,
Daß ich sie tragen, ja, sie preisen lerne! —
Es kommt die Nacht, — mit ihr erglüh'n die Sterne,
Nicht traur'ges Dunkel soll die Erde drücken,
Auch an der Nacht mag sich ihr Aug' entzücken,
Es rastet ja vom Sonnenschimmer gerne. —
So auch am Tag, da du von mir geschieden,
Fühlst, wie die Erde durch die Himmelsfunken,
Mein Herz durch deinen Zuruf sich geborgen.
Und so bin ich in märchenhaften Frieden,
Gleichwie in eine schöne Nacht, versunken,
Und in geheime Sehnsucht nach dem Morgen.

10.

Vorüber, Tag, mit Arbeit und Getöse,
Der du zum Dienst tyrannisch mich begehrest,
Mit Ketten mich, den freyen Mann, beschworest,
Vorüber, Tag, ich bin dir bitterböse!
Dir, holder Abend, ruf' ich zu: Erlöse!
Der stets du als Befreyer wiederkehrst,
Und rings um mich den Taumel schweigen lehrst,
Daß still vom Sturme sich die Seele löse.

Der Tag, der Egoist, läßt and'res nimmer,
Als was ihm frommt, mich ungestört bedenken,
Und sein Gebot nur soll ich folgsam hören.
Du, Abend, nahest mit süßer Freiheit immer,
Und, um sogleich mich völlig zu verschenken,
Erlaubst du mir, mir selber zu gehören.

(Der Schluß folgt.)

A p h o r i s m e n.

Von Carl Walthers.

Wenn nach den schönen Jünglingsjahren der gereifte Mann allein steht, wenn der schwärmerisch geliebte Jugendfreund verschwunden ist, wenn sich auch in fernster Zukunft keine beseligende Wiedervereinigung hoffen läßt — wenn dann nicht die Liebe der Jungfrau die Brust erfüllt, wenn sie nicht die Wunden der Trennung heilt; so verhindern Wissenschaft und Kunst nicht Stunden voll Mißmuth und tiefer Trauer während des ganzen künftigen Lebens.

Wenn man meistens hohe Stärke des Charakters nur bey Menschen in günstigen Glücksumständen findet, so ist eben darum derjenige, welcher sie unter dürftigen Verhältnissen besitzt, der Achtungswürdigste.

Wer bey frommer Verehrung des Wahren und Schönen im Leben treue Freunde zählte, wem Liebe aus schönen jungfräulichen Augen leuchtete, der hat alles Edle und Große auf Erden genossen, und das Abendroth der Freundschaft, der Mond der zarten Liebe und die ewigen Sterne der Kunst glänzen und blühen einst über seinem Grabe.

Etwas stolzes Bewußtseyn ist jedem gehaltvollen Menschen nöthig, sonst bleibt die innere Ideenwelt ohne Form, und zerfließt in die äußere Scheinwelt.

Kalt und mißtrauisch stehen die Körper der Menschen an einander, und jeder bangt vor dem Dinge, das im Gehäuse des andern hauset, und jagt, ihn an die Brust zu drücken.

Aus eingebildetem Trotz sich Genüssen zu entziehen, ist die größte Thorheit in diesem Leben.

Der sicherste Beweis von Mangel an Bildung und von Unwissenheit ist die Sucht, Anderer Bildung und Wissenschaft in Zweifel zu setzen.

Tiefes Studium und wahres Leben in der Kunst geben dem Geist einen Hintergrund, durch den selbst die Gestalten des alltäglichen Lebens höhere Deutung und Interesse gewinnen.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Die Wiederholung des vor Kurzem neu in die Scene gesetzten K o h e b u e'schen Lustspiels: „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen“ gibt uns eine Veranlassung, ein paar Bemerkungen über dieses ergötzliche, und, trotz seiner Derbheiten, treffliche Bühnenwerk nachzutragen. Wir können die Wiederaufnahme desselben nicht anders als höchst dankenswerth nennen, so wie wir überhaupt den Grundsatz — die etwas Licht geworde-

nen Reihen unsers deutschen Lustspielrepertoirs lieber mit erprobten Veteranen der eignen Vorzeit, als ausschließlich mit den unzuverlässigen Recruten einer fremden Jetztwelt zu ergänzen — als einen sehr richtigen anerkennen müssen. Demungeachtet aber findet bey der Aufführung dieses und anderer Stücke derselben Art und Zeit eine auffallende, beynahe unerklärliche Erscheinung Statt, und es ist vielleicht nicht ganz uninteressant, den Ursachen dieser Erscheinung etwas genauer nachzuspüren. Wir alle nemlich sind wohl über den dramatischen Werth des vorliegenden Lustspiels einverstanden; wir alle müssen einräumen, daß die Handlung eben so glücklich erfunden als trefflich verarbeitet ist, daß die Charaktere recht eigentlich meisterhaft angelegt und durchgeführt sind, daß der Dialog vom Anfang bis zum Ende von Witz und Laune übersprudelt, kurz, daß alle dramatischen Erfordernisse in reichlich vollem Maße vorhanden sind, und dennoch können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß das Stück bey der Aufführung jetzt nicht mehr das wirkt, was es früher gewirkt hat, nicht so, wie wir es entweder selbst gesehen, oder doch von unverwerflichen Zeugen gehört haben. Fragen wir uns nun, wer die Schuld dieser verminderten Wirkung trage, so wäre es freylich das Kürzeste und Bequemste, sie ohne weitere Umstände einer mangelhaften, mit frühern Leistungen kaum zu vergleichenden Darstellung beizumessen; allein diese Auslegung wäre eben so einseitig, als in mancher Beziehung ungerecht. Die Ursache muß in etwas Anderem liegen, in Etwas, das, zwar allmählig und kaum bemerkt, aber auf die Zuschauer des Lustspiels nicht minder mächtig eingewirkt hat, als auf die Schöpfer und Darsteller desselben. Es ist die veränderte Gestalt, die seit der Zeit jener Stücke das Leben, und mit ihm, in ewig treuer Wechselwirkung, die Kunst gewonnen hat; und zwar nicht nur die untergeordnete Kunst des Darstellens, sondern auch, in Beziehung auf das Lustspiel, die höhere Kunst des Schaffens, des Dichtens; denn, gestehen müssen wir es Einmal, so wenig als unsere Dichter Lustspiele jener Art noch machen können, eben so wenig vermögen unsere Schauspieler sie zu spielen. Die Rückwirkung von dem einen auf das andere ist natürlich und unausbleiblich, denn Beyde schöpfen aus derselben Quelle, aus der Welt der Erscheinungen, und diese — ist eine andere geworden; dem Dichter liefert sie nicht mehr jene scharfgezeichneten Umrisse, dem Darsteller nicht mehr das Material, diese Umrisse zu lebendig wahren Gestalten auszufüllen; Beyden fehlen jene unvergreifbaren Vorbilder aus der Wirklichkeit, die ihre Vorgänger weniger zu erfinden, als nur getreu wiederzugeben brauchten. Unser äußeres Leben ist ein öffentlicheres, allgemeineres, wenn wir so sagen dürfen, gesamtlicheres geworden; die Sachen und die Menschen sind dieselben geblieben, aber die Formen, die Erscheinungen sind es nicht; der äußerlich sichtbare Unterschied der Stände, der Classen, der Beschäftigungen, ja der Bildungsstufen ist in dem allgemeinen, uniformen Colorit von Volk und Staatsbürger verwischt, die hervortretenden Kennzeichen jener Abtheilungen haben sich verloren, das einst so charakteristische Streben der Individuen, die Eigenthümlichkeiten oder gar die Würde ihres jedesmaligen Standes mit eifersüchtiger Pedanterie aufrecht zu erhalten, hat dem freyen und bequemen kosmopolitischen Incognito unserer Tage Platz gemacht. Charakteristisch, originell und in so fern komisch ist höchstens nur noch die hin und wieder auftauchende Sonderlingsnatur eines Einzelnen; aber eben nur als Individuum (welches der Menge entweder fremd ist, oder nicht zum Gegenstand der öffentlichen Kurzweil gemacht werden darf), aber nie als Repräsentant einer ganzen Classe, einer ihm ähnlich sehenden Gesamtheit. Das aber ist es gerade, was jenen Koboldeschen Figuren eine so große und doch zugleich so unschädliche, ja wohlthätige Wirkung verlieh. Alle seine Gestalten in dem hier in Rede stehenden Lustspiele, in den „Kleinstädtern“, in den „Pagenstreichen“, im „Wirtshaus“ und unzähligen andern seiner Stücke, sind nicht die Copien einzelner Individuen, sondern die Vertreter ganzer Classen, und Zeichnungen, zu denen ihm seine Zeit die Originale auf allen Straßen, auf allen Jahrmärkten, in allen Gast- und Kaffehäusern, auf allen Universitäten zu Duzenden lieferte. Der Schauspieler brauchte sich nur umzusehen, und es ward ihm eben so leicht, die Andeutungen des Dichters zu vervollständigen, und jene unvergeßlichen Gestalten ins Leben zu rufen, die uns noch jetzt aus der Tradition älterer Kunstfreunde als Musterbilder der Charakteristik herüberdämmern. — Das alles ist nun anders geworden; unser Leben gibt sich anders, und so gibt denn auch unsere Kunst etwas anderes. Ein Vorwurf ist dabey keinem zu machen, weder dem Dichter, noch dem Schauspieler, noch auch dem Zuschauer. Jeder will und jeder gibt seine Zeit; haben wir nun der Lust, des Scherzes weniger, so müssen wir eines andern Erfazes gewärtig seyn; die Wage ist ewig dieselbe, und wenn die eine Schale steigt, so sinkt die andere, wohlbeachtete, um so tiefer. Wir haben noch Lustspieldarstellungen

gen, wie wir noch Lustspiele haben, und es finden sich unter den letztern höchst geistvolle, höchst wirksame Arbeiten, die ihren Urhebern Ehre bringen und einen bleibenden Namen verbürgen; allein sie kommen nicht allzu häufig vor, die meisten sind, im Einklang mit der Zeit, in der sie entstanden, ihrer ursprünglichen Sphäre, ihrer ersten Bestimmung entrückt, sie haben ein Schicksal mit der Mehrzahl der neueren Opern gehabt, denn sie nehmen, wie diese, ganz neue Befähigungen in Anspruch, und sind, wie diese, in schwierige, brillante Concertstücke verwandelt worden, bey denen der Virtuosität Alles, der Empfindung, der Wahrheit Wenig oder nur Untergeordnetes überlassen bleibt. Es wird die Zeit kommen, wo wir auch an dieses Genre uns gewöhnt haben werden, und wo uns die Erinnerung an die Vergangenheit nicht mehr im Genuße der Gegenwart stören wird; ob die Kunst dann gewonnen oder verloren hat, wird ein anderer, späterer Ausspruch entscheiden, aber uns, die wir uns noch auf dem Scheidepunct zwischen dem Alten und Neuen befinden, von dem aus wir auf das eine zurück- und auf das andere hinausblicken, uns wird es vergönnt seyn, daß wir uns wenigstens über die Ursachen einer Wirkung verständigen, die wir, auch bey der höchsten Achtung vor den Bestrebungen unserer Zeit, nicht wegläugnen können. — Die Wiederaufnahme des im Eingange benannten Lustspiels auf unserm Hoftheater verdient, wie wir schon bemerkt haben, als ein sehr dankenswerther Zuwachs unsers Lustspielrepertoirs anerkannt zu werden. Die in diesem Fache bewährtesten Mitglieder unserer Bühne boten ihre Kräfte zu einer möglichst gerundeten Darstellung auf. Höchst ergötlich und wirksam war Hr. *Wilhelmi* als Reichsfreyherr von Pelz &c., besonders in der zweyten Hälfte der Rolle, die an eigentlich komischer Kraft nichts zu wünschen übrig ließ. In der ersten Hälfte schien Hr. *Wilhelmi* die Grandezza dieses ahnenstolzen deutschen „Don Ranudo“ nicht bestimmt und vorherrschend genug herauszuheben. Desio vollkommener gelang ihm dieses im Verlauf des Stückes, besonders nach der Standeserhöhung und Erbschaft des Freyherrn. — Die nächst komische Hauptfigur ist der allbekannte Magister Schnudrian, welchen Hr. *Costenoble* mit jener kalten, trockenen Laune, durch die er oft so vieles gewirkt hat, zu geben bemüht war. — Der Kaufmann *Sebekrost* hat nicht ein so rein komisches Colorit vom Dichter erhalten, als seine beyden Gegenstücke. Hr. *La Roche* suchte durch ein fleißiges, durchdachtes Spiel so viel als nur möglich nachzuhelfen. — Lebendig, wahr und mit großer Wirkung wurden die beyden jungen Abenteuerer, Lerche und Wachtel, von den H. *Sichtner* und *Herzfeld* dargestellt. Solche Rollen sind in ihren Händen immer sehr gut aufgehoben. Die muntere *Pauline* ward von *Ulle Müller* mit der ihr eigenen Gewandtheit, so wie die ernstere *Heloise*, anfangs von *Ulle Pistor*, dann wegen Erkrankung der Letztern, von *Ulle Zeiner* mit Zartheit und Verstand gegeben. Vortrefflich war *Mad. Koberwein* als *Frau Liese*, die Haushälterinn des Barons. Ihre Darstellungen solcher Charaktere sind es aber beynahe immer. — Die drey Schwestern des Kaufmanns fanden in *Mad. Reichel*, *Mad. Lemberg* und *Ulle Vandini* ihre Repräsentantinnen. — Die Wiederholung des Lustspiels war eine der ersten Darstellungen unsers Hoftheaters seit der Wiedereröffnung desselben nach Ablauf des alljährigen Ferienmonates. Das Haus war sehr besucht, wie dies überhaupt seit dem Wiederanfang der Vorstellungen beynahe jeden Abend der Fall ist. Mit großem Vergnügen und gerechter Anerkennung hat das Publicum die zweckmäßigen Veränderungen bemerkt, die im Innern des Schauspielers während jener Zwischenzeit vorgenommen worden sind. Dahin gehört namentlich die Erweiterung und nunmehr höchst bequeme Einrichtung des vierten Stockes, besonders aber eine verbesserte Beleuchtung des Schauspielers, wie der Treppen und Verbindungsgänge des Hauses. Einem sehr dringenden Bedürfnisse auf der Bühne ist durch die Erbauung eines Foyers oder Versammlungszimmers für die beschäftigten Darsteller abgeholfen worden.

Mit einer Musik-Beylage.

„An die Entfernte.“ In Musik gesetzt von *A. Schuster*.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schick*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 20. August 1833.

100

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Scenen aus dem Seeleben.

(Fortsetzung.)

2. Befreyung. 1794.

„Wir müssen es aufgeben, Johann Jaupin,“ sprach ein Matrose betrübt, indem er sein Glas Bier auf den Tisch niederlegte, „sie bewachen uns zu gut.“

„Aufgeben? das sagst du, Pellau, du, einer der hartköpfigsten Bretagner, die je geboren worden? du verzweifelst? schäme dich!“

„Das ist's gerade nicht,“ antwortete mit leiser Stimme Peter Prevost, „ich bin auch aus der Bretagne, zu Brest in der Straße der sieben Heiligen geboren, und nicht der Ungeschickteste, wie ihr wißt, wenn ein Segel oder eine Musquete gehandhabt werden soll, ich bin keiner von denen, die leicht weichen, aber diesmal hab' ich kein Vertrauen. Das Gefängniß von Kinsel*) ist mit Schildwachen garnirt, und schon zehnmal seit einem Monat ist unser Plan gescheitert.“

„Nun, und was thut das?“ erwiderte kräftig Racu, ein kleiner Matrose aus Bannes, dessen blühendes Auge und rasche Bewegungen die Lebhaftigkeit seines Geistes verriethen; „zehn fehlen, eilf gewinnt, ich will diesen Abend fortgehen, und ich werde gehen.“

„Du wirst gehen, ja, wenn es die Schildwachen auch wollen; die Mauern sind hoch und Georgs Soldaten sind vom Fuß bis zum Kopf bewaffnet.“

„Du bist tapfer, lieber François,“ entgegnete Racu, „und du hast es bewiesen bey dem letzten Kampfe unserer armen verstorbenen Atalante**), aber sindig bist du nicht; die Mauern sind hoch, man überspringt sie.“

„Wenn man springen kann!“ brummte François.

*) Ringsale, eine kleine Stadt in Irland, in der Grafschaft Cork.

**) So hieß die Fregatte, auf welcher die Matrosen, deren Befreyung hier erzählt wird, sich am 7. May 1794 befanden, als selbe vom Linienschiff Swiftsure genommen wurde.

„Das ist wahr,“ fiel Es nau lachend ein, ein junger schlanker degagierter Mensch, den die Matrosen das Sichhörnchen nannten, „du bist von schwerem Kaliber, François; ich sitze auf der Mauer, die gut 18 Schuh hoch ist, bevor du auf die ersten Steine kömmt; aber Jaupin, Cornouaille und Pella u sind stark genug, um mit einem 36pfünder allein zu manövriren, sie werden dich heben, Racu und ich wir ziehen dich hinauf, und auf dem andern Bord sollen dich Prevost und Weillet auffangen, damit du kein Loch in die Erde schlägst, wie der große Anker thäte, wenn er auf das Berdeck fielen.“

„Schlechter Spasmacher,“ erwiederte François verdrießlich, der über das lange Gelächter seiner Kameraden ungehalten schien.

„Ärgere dich nicht über einen Scherz!“

„Jetzt ist auch Zeit zu scherzen! nehmen wir an, wir sind über der Mauer, jenseits gibt es auch Wachen.“

„Die Schildwachen fürchte ich nicht,“ nahm Racu das Wort. „Es ist ein Hundewetter, der Wind ist kalt, und es schneyet um eine Armee blind zu machen. Die Engländer sind nicht dumm genug, um außer der Wachstube zu frieren, wegen acht Gefangener, über die sie sich immer lustig machen. Und endlich, wenn sie uns sehen —“

„Muß man vielleicht tödten!“

„Ey, Jaupin, du alter Kanonier, willst du den Empfindsamen spielen? Wenn man tödten muß, wird man tödten, kein Pardon für diese Hunde! die Freiheit für Alle und es lebe die Republik!“

„Schrey nicht so laut, Es nau, die lieben die Republik anders als wir; wenn sie dich hören, legen sie uns in Eisen, und dann gute Nacht Flucht.“

„Du hast recht, Weillet, still. Endigen wir unser Nachtmahl und legen uns nieder, wie gewöhnlich, um keinen Verdacht zu erwecken.“

„Noch eins,“ sprach Pella u, „man hat gesprochen vom Tödten der Schildwachen, wenn sie uns entgegenstehen. Mit was werden wir sie umbringen? unsere Fäuste sind hart und stark, aber die Teufels Bajonette sind lang und reichen weiter als unsere Arme.“

„Seh unbesorgt! in meinem Strohsack liegt schon alles bereit. Als man uns bey Corck ausschiffte, wurden wir nicht visitirt; als wir hieher kamen, dachte man auch nicht daran; ich habe ein ganzes Stui von Segelnadeln gerettet, acht habe ich eingefugt in kleine Handhaben, damit, und mit kaltem Blut, und der Gnade Gottes, kann man recht gut ein paar Engländer tödten.“

„Du bist ein Mann, Prevost, das hast du gut ausgedacht.“

„Hoffnung, meine Freunde!“ schloß nun Racu, „ich erwarte Gutes von unserm Unternehmen. Eine halbe Stunde nach Mitternacht müssen wir fertig seyn, wir schleichen ohne Geräusch in den Hof, klettern über die Mauer, und wenn wir einmal in der Stadt sind, sind wir geborgen. Wenn ihr nicht gar zu ungeschickt seyd, kommen wir gewiß ins Feld. Die Irländer sind uns gewogen, denn wir sind Feinde der Engländer, die sie hassen, von ihnen also haben wir nichts zu fürchten. Es ist beschlossen, Kameraden! und dieß ist der letzte Tropfen Bier, den ich in Kinsse trinke.“

Es hatte kaum neun Uhr geschlagen, und still war es in der Kammer, in der die acht Franzosen schliefen. Racu hielt Wache, und zählte die Stunden;

er überdachte nochmals das ganze Unternehmen, dessen Haupt er war, sowohl als Urheber des Entschlusses, als auch durch eine Art von Überlegenheit, die ihm seine Cameraden in der Gefangenschaft stillschweigend zugestanden hatten. In den frühern Versuchen hatte er sich genaue Kenntniß von den Zu- und Ausgängen des Gefängnisses verschafft, er wußte die Lage der Wachstube, die Aufstellung der Schildwachen, er kannte einen einspringenden Winkel der Mauer gut, der zur Flucht der dienlichste Ort schien; er berechnete alle Möglichkeiten: die Freyheit, die ihn nach Frankreich zurück, oder auf ein Kriegsschiff bringen und Gelegenheit verschaffen konnte, sich an den Engländern zu rächen, im entgegengesetzten Falle aber, enger Kerker, schlechtere Kost, längeres Leiden; endlich den Tod, wenn er auf der Flucht angehalten werden sollte; aber dieser schien ihm minder schrecklich als neue Gefangenschaft.

Dreymal waren die Schildwachen schon gewechselt worden, als *Rac u* seine tief und sorglos schlafenden Cameraden weckte.

„Auf! auf! macht euer Manöver schnell, und ohne Lärm!“ so sprach der Commandant mit leiser Stimme: „du, *Prevost*, theile die Gewehre aus, und jeder nehme seine Stichwaffe quer in den Mund, es ist ein Knebel, der euch am Reden hindern wird, wäre es auch nur für unsern *Wigbold Es nau* und um die Seufzer unsers dicken *Toulonesers* zu unterdrücken.“

Leises Gelächter beantwortete diesen Scherz.

Die Kammer war nur durch den Widerschein des Schnees beleuchtet, der dem gegitterten Fenster des Gefängnisses gegenüber, auf einem kleinen Dache lag. Man mußte hinaus ohne die Wächter zu erwecken, zwey Thüren, mit schweren Schlössern und doppelten Riegeln versperrt, waren aufzuschließen, dieses aber kümmerte die Matrosen am wenigsten; bey ihren frühern Fluchtversuchen hatten sie sich schon daran geübt.

Die beyden Thüren weichen wunderbar ihrer thätigen Geschicklichkeit, sie sind im Hof an der Ecke, die übersprungen werden muß. Die Mauer ist schnell überklettert und *François*, der dicke *Touloneser*, widerlegt durch seine Behendigkeit *Es nau's* *Wigheleyen*. Wie es *Rac u* erwartete, waren alle Schildwachen in die Wachstube zurückgegangen, wahrscheinlich glaubten sie nicht, daß die Franzosen zu ihrer Flucht eine so höchst kalte Nacht wählen würden, die die ganze Grafschaft *Corse* mit Schnee über einen Fuß hoch bedeckte. Schon ist die Mauer weit hinter den Flüchtigen, die ohne Hinderniß aus der Stadt entweichen. Auf einem Felde hemmen sie ihre Schritte, um Athem zu holen, und Rath zu halten.

„Hier ist nichts zu rathen,“ sprach *Es nau*, „wir müssen das Meer zu gewinnen suchen; auf diese Seite zu liegt es, auf diese Seite zu müssen wir gehen. Wenn der Tag anbricht, bleiben wir in irgend einem Dorfe, wo man uns gewiß gut aufnehmen wird, und wenn man uns schlecht empfängt, so werden wir dann sehen, was zu thun ist.“

„Gut gesprochen,“ sagte *Rac u*, „vorwärts! und seyd weder unvorsichtig noch furchtsam.“

Wer sagt, was die acht Unglücklichen in den zehn Nächten ihrer Flucht litten? denn bey Tage wanderten sie nicht, beym Sonnenaufgang flüchteten sie in Hütten, und fanden Zuflucht bey den unterdrückten Irländern. Für diese armen Bauern, die von den englischen Beamten und Soldaten gequält

wurden, waren die Franzosen Freunde, denen beyzustehen ihnen Pflicht schien. Männer und Weiber wetteiferten in Freundschaftsbezeugungen; man gab ihnen mit Freuden, was der Steuereinnehmer übrig gelassen hatte, aber nicht auf Gaben allein beschränkten die Irländer ihre Unterstützung, sie begaben sich in die benachbarten Flecken, erspähten die Bewegungen der Truppen, die zur Verfolgung der Franzosen ausgesandt waren, warnten die Flüchtlinge vor Gefahren, hielten Wache um die Schlupfwinkel, wo sie versteckt ruhten, und lenkten die Untersuchungen der Verfolger durch falsche Nachrichten ab. Segnungen und glühende Wünsche für das Wohl Irlands und Frankreichs wechselten bey dem Einbrechen der Nacht zwischen den Flüchtlingen und den Bauern, deren manche den Franzosen als Wegweiser dienten. Nur zwey derselben radebrechten das Englische, und dennoch verstand man sich, als ob es kein Hinderniß gebe. Der Haß gegen England war zwischen Allen der Dolmetsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonette an Eugenie.

(S c h l u ß.)

11.

Du fragst, — ob ich von weiblicher Vollendung
Das hohe Bild, nach dem du stets gerungen,
Und das dir zu erreichen nicht gelungen, —
So spricht der Demuth heilige Verblendung! —
Ob ich's in dir erschaut, weil jede Wendung,
Und jeder Ton, in dem ich es besungen,
Und all die Pracht, mit der ich es umschlungen,
Bertraut dir, wie des Busens eig'ne Sendung.
Allein das Herz erblickt man nur im Spiegel,
Und nur, indem lebendig du's entfaltest,
Kann ich ein Bild in deinem Innern schauen.
Da meines Herzens Bilder mich erbauen,
So sey dir dieß Bekräftigung und Siegel,
Daß du sie schön, wie du sie denkst, gestaltest.

12.

Wenn weck die Blätter fallen von den Bäumen,
Und auf der Flur die letzten Blumen schwinden;
Wenn duft'ge Haine, schatt'ge Au'n zu finden,
Die Vögel wandern nach entlegnen Räumen;
Wenn alle Wellen, die noch munter schäumen,
In flücht'gem Lauf' die rauhen Lüfte binden,
Und halb das Auge schließend zum Erblinden,
Die Erde geht den Winterschlaf zu träumen:
Dann werden wir aus unsrer Liebe Traume
Erwachen zu der Liebe vollem Leben,
Und einen Lenz auf Schnee und Eis uns bauen!
So sieht man aus der Wüste weitem Raume
Die grünende Dase sich erheben,
Ein blühend Wunder in des Todes Grauen.

13.

Du Kind! — Wie so? Dieß Wissen und Erkennen!
 So kann kein Kind die Schrift des Ew'gen lesen! —
 Du Weise denn! — Wie so? Solch kindlich Wesen,
 Wie nach der Weisheit könnt' ich es benennen?
 Wie also sonst? — Zwey Flammen seh' ich brennen:
 Ein Herz, so kindlich, wie es je gewesen,
 Und, von geheimer Sehnsucht zu genesen,
 Will raschen Flugs der Geist die Wolken trennen.
 Wie also nenn' ich dich? — Mit Lämmchen kosen, —
 Und nach den Sternen schau'n, — den Dichter fassen, —
 Im Blätterrauschen zittern — und dich weiden
 In Stürmen und Gewittern ohn' Erblassen, —
 Der Muse dienen, glücklich durch zwey Rosen; —
 Wohlan denn: — Weises Kind! — ich kann's nicht scheiden.

14.

Stets treibt's mich in die Höh' und in die Weite,
 Auf Berge kumm ich, gab mich hin den Wogen,
 Und war ich endlich müde heimgezogen,
 Raun ausgeruht, erwacht' ich neu zum Streite.
 Ein stetes Sehnen gab mir das Geleite,
 Daheim um Ruh' und auf der Fahrt, betrogen,
 Zur Rückkehr stets, zu neuer Flucht bewogen,
 Und suchend in der Tief' und in der Breite.
 Allein das Höchste, was die Götter geben,
 Empfängt kein Forscher, es wird nicht gefunden,
 Urpöthlich kommt's mit ungehofftem Kranze.
 So ungeahnt standst du vor mir, mein Leben,
 Und wie geblendet hab' ich mich befunden
 In dieses Anblicks neuem Wunderglanze.

15.

Wie dank' ich euch, ihr lieblichen Gedanken,
 Daß ihr so treffend malt und so lebendig,
 Im reizenden Geschäfte so beständig,
 In Einsamkeit getreu mir ohne Wanken!
 Die Fessel Zeit, des Raumes eh'rne Schranken
 Geberden sich so trotzig und unbändig,
 Für Liebesbitten taub und unverständlich;
 An ihnen müßt' ich, ohne euch, erkranken.
 Doch ach, so schön ihr seyd, wenn ihr im Schimmer
 Der Liebe mir mein holdes Mädchen zeigtet,
 Von Raum und Zeit der treuen Brust entnommen:
 So seyd ihr doch am höchsten mir willkommen,
 Wenn ihr euch freundlich zu mir nieder neiget,
 Und flüstert: „Wald bedarfst du unser nimmer.“

16.

Ein schönes Märchen geht von Mund zu Munde
 Im Orient, dem Garten hunder Sagen;
 Ein Vogel ist's, du darfst ihn nur befragen,
 Und klares Wort erwiedert er als Kunde.

Es ist ein Baum, entblüht aus heit'gem Grunde, —
 O schönes Land, wo solche Bäume ragen! —
 Weit süßer, als die Nachtigallen schlagen,
 ertönt sein Lied in stiller Dämmerstunde. —
 Wer sagt, das sey nur märchenhafter Plunder,
 Und wer es glaubt, sey am Verstand geblendet,
 Dem kann ich größern Zauber noch erwidern: —
 Wann mir ein leeres Blatt mein Mädchen sendet,
 So tönt und singt das Blatt — o schönes Wunder! —
 Von Lieb' und Glück in tausendfachen Liedern.

17.

Spazieren will ich. — Nein, denn ach, im Gehen
 faßt mich zu mächt'ge Sehnsucht nach dem Fliegen!
 So bleib' ich denn. — Ach, dieses träge Liegen,
 Wie könnte sich das Herz dazu verstehen! —
 Nun, lesen will ich. — Kann ich denn nicht sehen?
 Wie kimmert mir's! Kein Wörtlein kann ich kriegen.
 So will ich denken. — So wahn' ich zu siegen?
 Gedanken sind's ja, die mich rastlos drehen. —
 Komm, Schlaf! — Ach nein, um aller Himmel Willen!
 Du bist es, der mich stört in meinen Träumen.
 Wo find' ich Ruh' und was soll ich beginnen? —
 Was seh' ich dort umstellt von dichten Bäumen?
 Ein Hüttlein ist's. — Sturm, trage mich von hinnen!
 Dort, ahnet mir, wird sich die Unruh' stillen!

18.

Wo sind der Trennung Tage hingegangen?
 Ach, jeder war ein Meer von wüsten Stunden,
 Und dennoch eilig sind sie hingeschwunden,
 Als wären's Tage, die von Lust erklangen.
 Kann man zu solchem Widerspruch gelangen?
 Jedwede Stunde wie ein Tag erfunden,
 Und doch der Tage Last, wie kaum empfunden,
 Dahingerollt, wie kürzlich angefangen. —
 Wollt ihr mich thörichter Verwirrung zeihen?
 Scheint's euch ein Räthsel, launig ausgedonnen?
 Ist's ein Gefühl, verschwifert mit dem Traume? —
 O wist, es ist ein Zweig vom Liebesbaume; —
 Geheimniß ist, wie er zu blüh'n begonnen,
 Geheimniß all sein Wachsen und Gedeihen!

19.

Wie schön 's auch immer war, wenn ich an dich geschrieben,
 An dich, mein Engel, während wir geschieden;
 Wie glücklich und — o sag' ich recht? — zufrieden
 Auch deine Briefe machten deinen Lieben:
 Doch war ich nie so froh zum Kiel getrieben,
 Als jetzt, wo mir's zu sagen dir beschieden:
 Dieß ist mein letzter Brief an dich hienieden!
 Das schönste Wort, darum zuletzt geblieben.

Geh' hin, mein Brieflein, geh; ich kann dir schwören,
 Wie keiner noch bist du der Braut willkommen;
 Und eh' du deinen Weg zu ihr geendet,
 Begegnet dir, von ihr zu mir gesendet,
 Ein gleicher Bothe, süß, wie du, zu hören,
 Und, so wie du, mit Küßsen aufgenommen.

20.

Daß mein Gefühl im Lied' ich gern dir sage? —
 Man kleidet festlich sich zu einem Feste,
 Und schmücket seinen Leib auf's allerbeste,
 Daß er des Herzens heit're Farbe trage.
 Die Erde schickt am ersten Frühlingstage
 Den Chor der Vögel singend aus dem Neste,
 Und heißt willkommen in geschmückter Weste
 Den schönen Gast im Nachtigallenschlage. —
 Kleid der Gefühle sind des Wortes Klänge;
 Wenn jene festlich sich im Busen regen,
 So kleiden sie auch festlich gern sich wieder.
 Du bist mein Lenz; wie durch der Vögel Lieder
 Die Erde ihrem Frühling ruft entgegen,
 So grüßt auch dich dein Dichter durch Gesänge.

Salbach, im September 1832.

Correspondenz-Nachrichten.

London, im Juny 1833.

Der Eintritt der warmen Witterung verleiht unserm Kleinhandel in Puß- und Modewaaren und allen zur Kleidung erforderlichen Gegenständen jedes Jahr ein neues Leben. Wenn die Sonnenstrahlen warm auf die ausgewachsenen Blätter der Bäume in Hydepark und Kensingtonsgarden zu scheinen anfangen, will kein Mensch mehr in den Kleidern, die er während der Stürme des Winters, oder der Nebel und Regenschauer des Kalenderfrühjahrs getragen, in ihrem Schatten spazieren gehen. Schneider und Modehändlerinnen werden dann mit Aufträgen bestürmt, und die Gegenstände des Luxus und Bedürfnisses, welche zu erzeugen die Industrie der Fabricanten Tausende von Armen beschäftigte, und ihnen dadurch die Schrecken des Winters überstehen half — für einen Arbeiter ohne Brot hat ein englischer Winter seine Schrecken, die den Namen gar wohl verdienen — werden in den Kaufläden die lockendsten Aufpuße zur Schau ausgestellt. Diese erfreuliche Periode, welche, unbedeutende Veränderungen abgerechnet, gewöhnlich die Mode für den Lauf des ganzen Sommers regelt, tritt fast nie vor Anfang Juny ein.

Wollte man von den Stoffen, die unsere fashionable Welt zu ihrer Kleidung wählt, auf ihren Patriotismus schließen, so würde man sich versucht fühlen, diese Tugend den Damen völlig abzusprechen, und sie nur bey den Männern vorauszusehen. Die Damen tragen fast nur ausländische Erzeugnisse und legen gegen alle im Lande verfertigten einen zur Mode gewordenen Widerwillen an den Tag; dagegen sind alle zur Tracht der Männer verwendeten Stoffe beynah ausschließlich heimisches Fabricat; nur rücksichtlich jener Gegenstände, die auch von Frauen gebraucht werden, und die, streng genommen, Verweichlichung beurkunden, als da sind: Ballhandschuhe, seidene Strümpfe, Halstücher ic. zeigen sie gleichfalls die den Damen eigene Vorliebe für das Ausländische.

Die hier anwesenden französischen Tänzerinnen haben unter unsern Damen die Mode der kurzen Kleider so beliebt gemacht, daß der züchtige Sinn der Strengen im Volke sich zu alarmiren beginnt. Auf jeden Fall ist nicht zu läugnen, daß einige unserer

Schönen jener Mode etwas zu sehr huldigen: sie lassen ihre Vorbilder weit hinter sich zurück.

Die Anwesenheit der Herzogs von Orleans ist Ursache, daß sich jetzt weit mehr Franzosen hier aufhalten, als sonst gewöhnlich der Fall ist. Die meisten der Damen sind ächte Pariserinnen, so liebenswürdig, als Studium, Schminke, Haarträusler und elastische Schnürbrüste nur zu machen vermögen. Einige derselben sind recht hübsch, unsere schöne Männerwelt, vorzüglich die alte, finden sie höchst reizend — die englischen Frauen nennen es anders. — So große Mühe unsere Modeseute auch darauf verwenden ihre Sitten nach den Sitten der Nachbarn zu bilden, so zeigen sie sich in ihren Ansichten und in der Würdigung der Dinge doch immer von englischem Materiale; sie nehmen alles ernst, betreiben die Thorheiten, die gerade Mode sind, in a business like way, die Frivolität selbst, als wäre sie a trade, ein Gewerbe, erwählt, um sich und den Ihrigen Nahrung und Auskommen zu verschaffen.

Wenn unsere französischen Gäste uns Veranlassung zu Bemerkungen geben, so entgehen unsere Institutionen und Sitten gewiß auch ihrer Kritik nicht. Ich sah einige Herren, die den Wahlen von Parlamentsgliedern beywohnten, gar verfängliche Gesichter machen, als sie die Schönheiten vernahmen, mit welchen die Candidaten einander auf öffentlichem Markte begrüßten, und als sie die Krautstrünke, verdorbenen Erdäpfel und Rothlöfse sahen, welche Anhängern der entgegengesetzten Parteyen der respectiven Bewerber um die Ohren hageln.

Wie es der deutschen Operngesellschaft hier geht, können Sie aus dem Umstande schließen, daß sie die Eintrittspreise um die Hälfte herabgesetzt hat; loben hör man nur Hrn. Heizinger und Mad. Devrient. Mad. Malibran trat vor einigen Tagen als Sonnambule auf und versetzte das Haus in händeklatschende Erstaue; sie scheint den englischen Geschmack studiert, und das Geheimniß gefunden zu haben, englische Ohren zu entzücken.

Auf dem Haymarket-Theater hat man uns in einem kurzen Zeitraume mit drey neuen Stücken regalirt, von denen eines so mittelmäßig als das andere ist. Das erste, „Ellen Wareham,“ ward geschrieben, um Mad. Yates in der Rolle der Heldinn, die dem Stücke den Namen gibt, glänzen zu machen. Sie führt den Charakter einer jener Frauen, deren Name Gebrechlichkeit ist, vortrefflich durch, und weiß ihn so liebenswürdig darzustellen, daß die Sittlichkeit wenig dabey gewinnen wird. Das zweyte Stück, „Nip van Winkle,“ ward ebenfalls nicht um des Publicums willen, sondern für einen Schauspieler, Hrn. Hackett, einen Gast aus Amerika, geschrieben. Hr. Hackett zeigt in der Rolle des Nip, daß er ein talentvoller und erfahrener Künstler ist, denn in den Händen eines Schauspielers, der das nicht wäre, würde sie durchfallen. Die dritte der neuen Erscheinungen, „The Galopade,“ verdient keiner weitläufigen Erwähnung, denn sie wird vergessen seyn, ehe mein Brief Sie erreicht.

Einige von Shakespeare's Stücken: der erste Theil „Heinrichs des Vierten,“ „Viel Lärmen um Nichts,“ ic. wurden mit vortrefflicher Besetzung und einem großen Aufwande von Talent gegeben, und vom Publicum mit allen Zeichen tiefgewurzelter Vorliebe aufgenommen.

Der unlängst erschienene vierte Band von Matthew's „Römischen Almanach“ ist ein sehr mittelmäßiges Product; die Charaktere sind hölzern, und das, was der Verfasser für Humor gehalten wissen möchte, ist ohne Wiß. Unter den Spässen fröst man überall auf alte Bekannte.

(Mit Nr. 34 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 22. August 1833.

101

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hie gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bev Gelegenheit der erfreulichen Ankunft Allerhöchst Ihrer Majestäten Franz I. und der Kaiserinn Caroline wurde bey dem Empfange der sämtlichen Staatsbehörden nachfolgendes Gedicht vom Verfasser desselben, Doctor Adalbert Sedlaczek, Professor zu Pilsen, am 1. August 1833 im Namen des Pilsner Professorencollegiums Allerhöchst Ihren Majestäten ehrfurchtsvoll überreicht.

Seit deines grauen Alters frühsten Sagen
Sahst du, berühmte, treue Königsstadt!
Kaum einen hellern, schön'ren Morgen tagen,
Als der dich heut' mit Lust umfangen hat.
Seit Nad a usch jene ries'ge Burg gegründet,
War dir kein rein'res, größ'res Glück gewährt,
Als das heut' jeder Busen tief empfindet,
Als das heut' deinen Mauern widersfährt.
Es hat dich wohl nach vielem Sturmestoben,
Nach vielen, schweren Leiden jeder Art
So mancher Strahl des Lichts erquickt von Oben,
Und dich vor Schmach und Untergang bewahrt;
Doch unermesslich ist die Lust und Wonne,
Die heut' ein jedes treue Herz durchglüht,
Noch niemals schien uns heiterer die Sonne,
Nie ist uns eine schön're Zeit erblüht
Als heut' — wo Der, Deß' Name schon entzückt,
Und Die, Die unsrer Herzen Wonne ist,
Mit Huld und Gnad' auf uns herniederblicket
Und liebeich uns're treue Stadt begrüßt.
Die Wiederkehr der höchsten Majestäten,
Die uns zum Heil der Himmel hat gesandt,
Für Deren Wohl wir stets mit Inbrunst bethen,
An Die uns grenzenlose Liebe band, —
Sie ist's, die uns zum lauten Jubel zwinget,
Schließt auf die Pforte lang' entbehrter Lust,
So, daß der laute Ruf zum Himmel dringet
Und frey die Freud' entströmet unsrer Brust.

Es wallt das Volk in bunten, weiten Zügen,
 Und drängt zum Vater sich, zur Mutter hin —
 Kann sich nicht satt im sel'gen Anschau'n wiegen
 Des guten Kaisers und der Kaiserinn.
 In Ein Herz scheint das ganze Volk verschwommen,
 Es scheint die ganze Stadt nur ein Altar,
 Auf dem, erhab'nes Herrscherpaar, Dein Kommen
 Nur ein Signal zum schönsten Opfer war.
 Franz ist gerecht und stark und groß, und milde
 Und himmlisch gut der Kaiserinn Gemüth:
 Drum sind wir glücklich, daß in diesem Bilde
 Sein edles Herrscherpaar der Böhme steht.
 Es stimmt dieß Bild uns heut' zur höchsten Freude,
 Aus freyer Brust ertönt Euch unser Lied:
 Und was den Busen schwellt in Pilsen heute,
 Fühlt jeder Czech in Ost, West, Nord und Süd.
 Drum wenn Euch sonst ein schön'res Lied erklingen,
 Empfangt, was Euch die schwache Kraft hier beut:
 Empfangt mit Huld des Herzens Huldigungen
 Und was Euch Pilsen sonst für Opfer weih't.
 Die höchste Tugend auf dem höchsten Throne
 Verehren wir in Euch zu jeder Zeit,
 Und wünschen, daß die Vorsicht Euch zum Lohne
 Das höchste Glück hier lange noch verleih't;
 Mit diesem Wunsche leben wir und sterben,
 Weil darin Glück und Trost für Böhmen ruht,
 Den Wunsch wird einst von uns die Nachwelt erben
 Und steh'n für Ostreichs Thron mit Gut und Blut.

Scenen aus dem Seeleben.

(Fortsetzung.)

Das Ende der Flucht und der Besorgnisse, aber nicht der Leiden, war für die Matrosen endlich gekommen, sie standen am Meere, und der Wind wehte günstig.

„Dieser Schooner *) ist zu weit von uns,“ sprach Macu, „wir brauchten eine Stunde, um hin zu kommen und uns seiner zu bemächtigen. Aber da näher liegt ein Schiff, das ausieht wie ein Sloop**), das müssen wir nehmen.“

„Und zwar geschwind,“ setzte Prevost hinzu.

Gesagt, gethan. Es fing kaum an Tag zu werden, alles schlief am Bord der Barke. Die acht Matrosen erreichten sie geschwind, und erkletterten den Bord, wie Ratten, die alte Schiffe bestürmen. Das Schiff war unter Segel, ehe vier Männer und eine Frau, durch den Angriff aufgeschreckt, Zeit gehabt hatten um Hülfe zu rufen. Mit dem Tode bedroht schwiegen die Überwältigten, und harreten ihres Schicksals. Als die Franzosen sich weit genug von der Küste glaubten, setzten sie die fünf Personen in das Boot, und schickten sie ans Land zurück.

„Machen wir das Inventar,“ rief Jaupin.

„Es wird nicht viel seyn,“ antwortete Francois, „das sieht nicht aus wie eine reiche Prise; wenn es nur Lebensmittel gibt.“

*) Ein kleines, zweymastiges Schiff.

**) Kleines Schiff mit einem Mast.

„Auf Knoblauch darfst du nicht rechnen, Herr von Castigneau *),“ entgegnete Veillet, „aber den kann man leichter entbehren als Brot.“

„Du wirst beydes entbehren,“ rief Pellau, „in dem ganzen Schiffe ist nicht eine Handvoll Mehl. Gelt, du lachst nicht mehr, Esnau? deine Fröhlichkeit ist blessirt durch diese Entdeckung; tröste dich, hier sind Erdäpfel.“

„Sind es viel?“

„Verzweifelt wenig; höchstens sechzig Pfund.“

„Und acht Kohlköpfe,“ setzte Racu hinzu.

„Und zwey Töpfe Butter, um sie zu kochen,“ sagte Esnau.

„Mit den Flüssigkeiten steht es noch übler; in allem zehn Flaschen Wasser; zum Glück schneyet und regnet es, wir können vielleicht einige Tropfen in einem Kessel auffangen. Wir müssen uns gleich auf Rationen setzen, unser gestriges Souper war gut; kein Mensch hat Hunger, nicht wahr?“

Lebhafte Reclamationen erhoben sich gegen diese Behauptung Racu's, der die Hälfte der Provison wohl selbst hätte auf der Stelle aufzehren können.

„Das heißt,“ fuhr der Capitän der Barke fort, „niemand wird Hunger haben vor neun Uhr Abends; wer früher Appetit bekommt, wird sich den Bauch zuschnüren oder schlafen, wenn er nicht die Wache hat.“

„Ja,“ fiel Esnau ein, „und da kann er träumen, daß er ist.“

„Und wer davon Zahnschmerzen bekommt, der soll mir es sagen,“ sprach Racu, indem er sich zwang fröhlich zu scheinen.

In einem Kessel zündeten die Matrosen ein großes Feuer an, um sich daran zu trocknen und zu wärmen, denn im April ist es an den Küsten Englands und Frankreichs kalt; vorzugsweise aber diente das Feuer die Fahrt zu begünstigen, das Feuer beleuchtete das Schiff, denn es mangelte an Oehl und Kerzen; der Barke fehlte es beynähe an allem. Ein alter rostiger Compaß im schlechtesten Zustande konnte zu großen Irrthümern führen, sonst war gar kein Instrument zu finden. Man wußte, daß man zuerst nach Süden, und dann nach Osten zu segeln hatte, aber nach welcher Karte sollte man sich richten? — es fand sich keine vor.

Alles war dem Zufall überlassen, und einem gewissen Instinct, welcher zufällig die armen Leute nicht betrog. Die See ging hoch, der Wind war stark und wechselnd, die zerrissenen Segel wurden von Minute zu Minute schlechter. Einmüthig wurde beschlossen, das kleine Segel zu opfern, um das Hauptsegel herzustellen.

Diese wichtige Ausbesserung konnte nur durch Prevost allein geschehen, welcher auf der „Atalanta“ Segelnäher gewesen war; die Andern hätten gerne geholfen, aber sie hatten nur mehr eine Nadel. So ging viel Zeit verloren, in zwey Tagen hatten sie wenig Weg gemacht.

So mäßig auch die Flüchtlinge waren, so nahm ihr Vorrath doch sichtlich ab. Am vierten Tage der Fahrt hatten sie nur noch einige Erdäpfel, zwey Flaschen Wasser, und zwey Kohlköpfe. Das Wasser war gewiß gehörig geschont worden, denn sie hatten das Gemüse in Meerwasser gekocht. Ein verzweifelttes Mittel, welches den Durst erhöhte und Unwohlseyn erzeugte. Furchtbare Scenen hatten sich schon zugetragen, das Bedürfniß hatte Raserey herbeygeführt, man hatte sich bereits gezanckt, geschlagen. Racu war stark genug, sich die Klarheit

*) Ein kleines Dörfchen an der Küste, unfern von Toulon.

des Geistes zu bewahren, er steuerte und manövirte beynahe ganz allein. Nun erlaubte er, daß die Hälfte des Vorraths verwendet werde, um der Mannschaft wieder etwas Stärke zu geben, denn er sah in der Ferne ein Schiff, und in seinem Geiste kreuzten verschiedene Vermuthungen. „Entweder ist dieß Schiff,“ so sprach er zu sich selbst, „ein englisches, oder ein befreundetes; ist es englisch und nicht bewaffnet, so entern wir, und nehmen es, verzweifelte Leute sind eines solchen Streiches fähig, aber dazu müssen sie etwas gegessen haben. Ist es bewaffnet —“

Rac u hatte laut geredet, ohne es zu bemerken, Jaup i n hatte ihn gehört, rasch fiel er ihm ins Wort: „Ist es bewaffnet, so werden wir uns ergeben, Gefangenschaft ist mir lieber als die schrecklichen Qualen, die wir jetzt leiden. Wende das Steuerruder, Rac u, und schnell zum Schiff.“

Das Schiff floh vor dem Sloop, der die Hoffnung aufgeben mußte, es zu erreichen.

Ein Schrey der Verzweiflung ertönte am Bord des Sloop, und ein Mann stürzte sich ins Meer. Es war Pell a u, den ein Anfall von Wahnsinn zum Selbstmord trieb. Er wurde gerettet.

Welche Nächte folgten so schauerhaften Tagen! die fünfte war fürchterlich. Selbst Rac u verlor einen Augenblick seine Kraft und Fassung. Er hatte einen Theil seiner schwachen Ration einem Cameraden gegeben, der noch kränker war als die Übrigen. Vor allem quälte ihn der Durst; seine Brust, sein Hals, sein Mund glühte.

„Kann mir Niemand einen Tropfen Wasser geben?“ fragte er mit tonloser Stimme.

Niemand antwortete.

„Einen Tropfen! nur einen einzigen Tropfen.“

„Mach' es wie ich, trinke deine Thränen,“ schrie François.

„In Frankreich geb' ich den Sold eines Monats demjenigen, der mir einen Tropfen Wasser verschafft.“

„Das ist was Rechtes; die Republik zahlt nicht, sie hat eben so viel Geld, als wir süßes Wasser.“

Esna u begleitete diesen Scherz mit einem Gelächter, das Alle empörte. Man bedrohte ihn, und er entging der Wuth seiner Cameraden nur durch eine neue Erfindung.

„Du hast Durst, Rac u,“ sprach er zu diesem, der trotz seines Schmerzes das Steuerruder nicht verlassen hatte; „ich durste auch und habe nichts zu trinken, die letzten Kohlblätter sind verzehrt, um unsere Lippen zu erfrischen, im Munde waren sie dem Magen so nahe, daß sie geraden Weges hinunter sind; das ist vorüber; aber ich habe einen Gedanken, der uns vielleicht helfen wird.“

Er hatte in einem Schiffsraum eine Bleymolle gefunden, er schnitt mehrere Stückchen davon ab und gab Rac u eines davon. „Nimm, aber schluck es nicht.“

Die Matrosen nahmen wirklich einige Stückchen Blei in den Mund, die Frische des Metalles erquickte sie. So ertrugen sie durch 36 Stunden das furchtbare Bedürfniß, das sie verzehrte.

Das Ende so vieler Anstrengungen und Qualen erschien. Mit Sonnenaufgang gewahrten sie Land, es war die Küste Frankreichs. Zu Mittag landeten sie bey Sables d'Oronne. Vor sieben Tagen hatten die Gefangenen Irland verlassen.

Sieben Tage! ohne Wasser, ohne Brot, in einer schlechten Barke, auf wild erregtem Meere, in der Kälte, ohne Richtung, und das Land der Rettung suchend: — der Gedanke allein könnte wahnsinnig machen. Und mitten in diesen Drängnissen, die der Roman nicht übertrieben hat, behielt *Nac u* seine Kraft, *Esna u* seine Heiterkeit. Es waren unbezweifelt zwey ausgezeichnete, privilegirte Naturen.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i c h t e r h e r z .

Dichterherz gleicht Notsharfen,
Die gewaltig, mächtig klingen,
Wenn des Schmerzenssturmes Schwingen
Über die sonst stummen Saiten
Wild aufrauschend, jammernd gleiten.

Dichterherz gleicht Nachtigallen,
Deren Lied erst dann ertönt,
Von der Klage laut verschönet,
Wenn die blut'ge Brust bekundet,
Dornen haben sie verwundet.

Dichterherz, es gleicht der Erde,
Die nur dann so herrlich blühet,
Von Belebungsfrucht durchglühet,
Wenn ihr banges, heißes Sehnen
Ward gestillt durch Himmelsströmen.

Betty 61 u. d.

D e r T a u s c h h a n d e l .

Als Belgia noch das römische Germanien am Rhein begriff, das meistens aus deutschen Einwohnern bestand, lebte an dem Ufer der Scaldis, der heutigen Schelde, *Toskar*, ein Schreckensname dem Feinde, mit seiner Tochter *Bosmina*. Hohe Jahre, und schwere Wunden, die er in seinem Alter noch bey rühmlichen Gefechten erhielt, machten *Toskar* schwach und kraftlos; aber *Bosmina* pflegte sorgsam ihren lieben Vater. Schön war die junge Deutsche in ihren langen, blonden Locken, und *Waldemar* besang oft in einsamen Stellen der umhainten Gegend das Goldhaar und die blauen Augen der schlanken *Bosmina*. Dafür liebte aber auch das Mädchen mit ganzer Seele ihren *Waldemar*, und ob ihr gleich die andern Jünglinge sehnüchtig nachspähten, wenn sie einen mit Baumharz wohlverpichten Weideneimer tragend, zum Felsenquell ging, um süßes Wasser zu holen, so blickte sie doch nur nach ihrem *Waldemar* zurück. Dankbar umpflanzte der Geliebte die kleine Hütte *Bosmina's* mit blühenden Waldsträuchen, schenkte ihr ein zahmes Reh, und dem alten Vater, den die Langweile oft mürrisch machte, einen klugen Falken. Beynahe täglich lieferte er Wildpret und frisches Feldobst auf den Herd seiner Geliebten, und da er bisweilen daran verhindert wurde, es sey nun, daß ihn entweder ein Fest der männlichen Jugend, ein Waffentanz, oder sonst irgend ein Geschäft in der väterlichen Hütte festhielt, so gab er *Bosmina* Bogen und Köcher, damit sie selbst auf die Jagd gehen könne. Die Augen des wackern *Toskar* wurden daher immer hell, wenn der hochaufgeschossene *Waldemar* hereintrat, das zottige Fell irgend eines wilden Thieres um die Schulter, und den Blumenschild, den ihm *Bosmina* geflochten hatte, seinen Brautschild nannte. Doch *Toskar* glaubte den frohen Tag nicht mehr erleben zu können; denn er ward zusehends matter. Alle Mühen des guten Mädchens blieben fruchtlos, das Blut, das er in den letzten Kämpfen verloren, wollte die schleichende Natur des Greises nicht so schnell wieder ersetzen. „Führe mich hinaus, *Bosmina*, unter den Stamm der alten Ulme,“ sagte *Toskar* eines Tages,

und die Jungfrau brachte ihn hinaus, und lehnte das Haupt des Vaters an ihren Busen. Eben sahen sie, wie einige Schiffe der Römer an das Ufer der Scaldis stießen, die Tauschhandel mit den deutschen Einwohnern trieben. Eine Menge von Schäten, wenigstens werthvoll für den einfachen Deutschen, goß sich am Ufer aus. Eine Weile schauten sie mit Vergnügen dem bunten Gewirre der Fremden zu, und wie ihre Landsleute kamen, und für Kleidungsstücke, Waffen und Wein, sie Thierhäute, Pelze, Gansfedern und dergleichen hergaben. *Vosmina* wurde sehr traurig, sie sah zu ihrem alten Vater nieder und dachte bey sich: Nur einen, nur einen einzigen Schlauch Wein!

Ein junger Römer, *Marcus Cäcilius* mit Namen, hatte schon eine Zeitlang diese rührende Gruppe betrachtet und suchte unter mancherley Beschäftigungen sich zu nähern. *Vosmina* stand auf, that einige Schritte, blieb aber gleich wieder zweifelhaft stehen, und *Cäcilius*, dieß bemerkend, trat ihr mit der Frage entgegen: ob sie vielleicht von den Schiffen dort etwas verlange?

„Ach ja! etwas Wein für meinen Vater; aber lieber Fremdling, ich bin arm,“ war die Antwort, und zugleich füllten sich die beyden Augenhimmel mit Thränen, und das Mädchen stand vor dem jungen Römer, wie eine thauvolle Purpurrose. „Ich kann dir nichts, gar nichts geben, als einige Fischneze von Schilfrohr,“ fuhr *Vosmina* kindlich fort. Sie schien noch eine Weile nachzuspinnen, und den Kopf schüttelnd lispelte sie recht innig betrübt: „Gar nichts!“ — „Ey, ja doch! Gib mir deine blonden Locken, schöne Deutsche,“ lächelte *Cäcilius*, und ich gebe dir drey Schläuche guten, milden Falerner dafür!“ — „Meine Haare!“ rief *Vosmina* erstaunt, löste selbstgefällig den Knoten, und sie stürzten wie goldene Wogen den weißen Nacken hinab. „Beym Jupiter! sie werden das Haupt der ersten Römerinn schmücken,“ brach *Cäcilius* im entzückten Anschauen aus; „aber höre, Mädchen, kannst du auch den schönsten Schmuck der Jungfrau, deine einzige Zierde, freywillig opfern? In Rom wird die Trägerinn deiner blonden, seidenen Ringelhaare vergöttert werden; doch du wirst weinend mit geschorenem Haupte die Spiele der nackten Jugend meiden.“ Da faßte sie *Vosmina* zwischen ihre beyden Hände zusammen und seufzte. „Ach ja! und *Waldemar* wird mich auch nicht mehr lieben können,“ flüsterte sie kleinlaut vor sich hin; doch ein Blick nach ihrem Vater, der eben mit den tiefen, eingesunkenen Augen nach der Tochter hinstarrte, und *Vosmina* bot die ganze Fülle dem scharfen Stahl des Fremden entgegen, und sagte still, doch ziemlich heftig: „Schneide nur zu, Römer!“ *Cäcilius* umfaßte sie am Hinterhaupte und schnitt; und er fühlte das leise Zittern des Mädchens. Gerührt ließ er den Stahl sinken, stürzte zu ihren Füßen und erbat sich die einzige Locke, die er ihr geraubt hatte, zum Andenken an deutsche Kindesliebe. Er verwahrte sie auf seinem Busen und schämte sich der Thräne nicht, die über die bräunliche Wange rollte, wobey er ihr seine Rechte darbot. „Nimm mich zu deinem Freunde auf, *Vosmina*, weil ich dir nicht mehr seyn darf, und sage deinem *Waldemar*, dem Uberseligen, daß er auch der meinige werde. Ich werde dich nie, weder in Rom, noch auf den Wechselfahrten meiner Schiffe vergessen! Rufe oft den Felsen dieses *Thales* den Namen *Cäcilius*, auf daß ihn ein trauriges Echo wiederhole!“ Mit diesen Worten verließ der tieferschütterte Römerjüngling die brave Deutsche, und bald darauf sah man mehrere Weinschläuche nach der buntbemalten Gütte *Toskar's* bringen, wo der Alte in seiner Tochter Umarmung hing. Auch sah man alljährlich, wenn sich die geselligen Linden und Buchbäume neu beslaubten, das Fahrzeug des edlen Römers in einer Waldbucht der Scaldis landen.

Marie Johanna Sedelmaier.

Correspondenz-Nachrichten.

Marienbad in Böhmen, den 10. August 1833.

Unser segensreicher Cur- und Badeort erfreut sich fortwährend seit dem 1. May heurigen Jahres des Besuches neuer Ankömmlinge vom Aus- und Inlande, welche hier Rettung und Heil von jahrelangen Schmerzen und Leiden suchen und meist wiederfinden.

den. Die wirkliche Herstellung vieler Patienten, die alle Jahre vom Gebrauche der Heilquellen und hiesiger Badeanstalten Statt findet, grenzt in der That an Wunderbare. Die nächst verfloffenen, für die Curörter ungünstigen Jahre gewährten vornhin ein dem heurigen die glänzendsten Aussichten; in Marienbad hat seit dem 1. May bereits mit der Ankunft ausgezeichnete Fremden die Curzeit begonnen, und die Anzahl der Parteyen betrug bis zum 10. August 955, die Zahl der Personen sammt der Dienerschaft 1950. Unter diesen Curgästen befanden sich Ihre Majestät die Königin von Württemberg, mehrere Minister und Gesandte, dann 9 englische, 118 russische, 239 preussische, 24 polnische, 62 bayrische, 79 sächsische, 362 österreichische und 62 Parteyen aus andern Bundesstaaten. Hierunter sind 16 größtentheils regierende Fürsten, 67 Grafen, 66 Barone, 150 vom mindern Adel, 125 Beamte, 30 Ärzte, 321 Bürger, 73 Landleute und 101 Arme.

Die mit dem Monat July eingetretene meist kühle, trübe, regnerische Witterung — wie sie an allen Orten vorherrschend war — hat auch diesem Curorte manchen Abbruch gethan, der jedoch weniger fühlbar ist, da die weiten Hallen des gedeckten heizbaren Ganges an der Kreuzquelle, der geräumige Saal an dem neuen Badhause, und der gedeckte Säulengang sammt dem dieses Jahr erst neu decorirten großen Saale am Ferdinandsbrunnen Schutz gegen Kälte, Nässe und Sturm, dann Bequemlichkeit und hinlänglichen Raum zur nothwendigen Bewegung beym Genuße der Heilquellen, wohl für Laufende darbieten. Auch gewährt schon die bloße Gegenwart am Orte selbst für die Herstellung der Gesundheit sichere Bürgschaft, da der grausame Würgengel verfloßener Jahre, welcher ganz Europa verheerend durchzog, diesen gesegneten Curort und seine ganze Umgebung von mehreren Meilen in der Runde nicht einmal mit seinen Fittigen berührte, und ruhig vorüberzog; jedoch hat die anhaltend kalte, nasse und stürmische Witterung manchen Gast und viele Fremde vor der Zeit von hier vertrieben, und die Zahl der bisher abgegangenen Parteyen beträgt bereits 604.

Mit dem 9. August scheint abermals ein günstigerer Zeitpunkt eingetreten zu seyn, und der prachtvolle Morgen, während dessen Schreiber dieses in den majestätischen Hallen der Ferdinandsbrunnens den Nektar der Quelle schlürft, und mit dem Auge an den goldumfäumten Bergspitzen und dem herrlichen Grün der Waldungen weilt, verspricht dem Kranken und Leidenden von nun an anhaltend schöne Witterung und den Hausbesitzern Marienbads Ersatz für die abgegangenen Curgäste, so daß im Monat August und September der leere Raum in ihren Häusern sich abermals füllen und der Ausgang der Curzeit dem Eintritt derselben vollkommen gleich werden dürfte.

Zahlreiche Bälle, Feste und Concerte, dann andere Unterhaltungen, größtentheils zu Ehren hoher Monarchen veranstaltet und immer wohlthätigen Zwecken geweiht, gab es auch in heuriger Curzeit. Ausgezeichnet war das zur Unterstützung der in Marienbad befindlichen fremden Curarmen am 19. July gegebene Concert, wobey aus Rücksicht für den wohlthätigen Zweck Sr. Excellenz der Graf von Trojer durch ein Clarinett-Solo und Fr. von Weiffenthurn, k. k. Hofchauspielerinn aus Wien, durch das hier eingeschaltete, eigens verfaßte und von ihr vorgetragene Gedicht an Marienbads Heilquelle, dann die Familie Bohrer aus Stuttgart mitzuwirken die Güte hatten.

An Marienbad's Heilquelle,

verfaßt und vorgetragen am 19. July 1833 zum Besten der Curarmen.

Sey mir gegrüßt, du mir so heil'ger Quell,
Du Ziel dem Hoffenden, dem Lebensmüden!
Sein trübes Auge strahlet freudenhell,
Erblickt er dich — und wieder kehrt ihm Frieden.

Von Pol zu Pol erschallt dein Segensruf,
Und Pilger wallen her in bunten Schaaren;
Sie preisen Gott, der dich zur Heilung schuf,
Und stehen laut: „Er möge dich bewahren“

„Für Menschenwohl! für künft'ger Freuden Glück!
„Für künftig Leidende!“ — geheilt, genesen
Gibst du den Vater seinem Kind' zurück,
Und was er litt — ein Traum ist's nur gewesen.

An heil'ger Stätte zeigt der Krücken Schaar,
Wie sich erschlafte Kräfte neu beleben.
So kommen Tausende von Jahr zu Jahr,
Und Allen strebst du Lindrung, Trost zu geben.

Nach schlingest du ein nützlich, freundlich Band
Um die, so fern von diesem Land geboren;
Nationen reichen sich hier Herz und Hand
Und mancher Groll ging hier in Lieb' verloren.

Und mancher Irrthum wich — dem Sterne gleich,
Den wir erblicken nur in weiter Ferne,
Löst ein Bewohner aus dem fremden Reich
Den Zweifel schnell, ob dicht, ob leicht dem Kerne.

Nach stimmest du zum Wohlthun gern das Herz,
Es denkt jeder gern des siechen Armen;
Er wägt sein Leiden nach dem eig'nen Schmerz,
Und fühlt gerecht und menschliches Erbarmen.

Wo Menschen athmen, steigen Seufzer auf!
Gehört von Gott! von Brüdern mit empfunden,
Und in dem kurzen ird'schen Lebenslauf
Würzt „Thränen trocken“ uns're schönsten Stunden.

Solch' eine Stunde wird Euch heut zu Theil,
Durch Gaben mildern wir der Armuth Zähren.
In ihrem Namen ruf' ich: Glück und Heil!
Gesundheit mög' der Himmel Euch gewähren!

Es ist kein Wahn! ist an mir selbst erprobt;
Dem Gläub'gen bringt Genesung diese Quelle.
Drum nenn' ich heilig sie — und hochgelobt
Sei des Marienbades Segenswelle!

Als dieses bloß an die anwesenden Gäste vertheilt, mit großem Beyfalle aufgenommene Gedicht zu Ende war, wandte sich Hr. von Weissen thurn nochmals an das Publicum und sprach zum Schlusse noch folgende Verse:

Es galt ein Schärflin für den siechen Armen,
Ich gebe dieses Ihrer Nachsicht hin;
Der Reiche zeigt durch Gaben sein Erbarmen,
Des Dichters Gabe strömt aus Herz und Sinn.

Wenn auch nicht fähig prunkend auszudrücken,
Was sich so mächtig in die Seele drängt;
So hoff' ich doch, es werde das mir glücken,
Dass Jeder nur des edlen Zwecks gedenkt.

Am 30. des v. M. ist zur Beföstigung der im hiesigen Curspitale befindlichen kranken Armen mit ausgezeichnete Unterstützung Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Löwenstein ein Ball veranstaltet worden, dem Ihre Majestät die Königin von Würtemberg, Se. K. Hoheit der Prinz Johann von Sachsen und beynabe die ganze Badegesellschaft beygewohnt haben. Der reine Ertrag von 500 fl. C. M. wurde ebenfalls wie jener von dem obenbemerkten Concert zu 309 fl. C. M. den bemerkten wohlthätigen Zwecken zugewendet.

Modell XXXIV.

Kleid von glattem Rosa Cöte-pali, mit gestickter Tulle-Anglais-Chemifette, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Der Kopfschmuck von schwarzen Tulleblonden, nach einem Original von M. Lanzer, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 24. August 1833.

102

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die heil. Veronica.

Legende.

Auf seinem Todesgang den Herrn begleitet
Die treu'ste Schülerinn, Veronica,
Von Leichenfarb' ist ihre Wang' umbreitet,
Das nasse Auge dem Erlöschen nah',
Sie wanket; — ach! wo sich der Ausblick weitet,
Erhebet grauenvoll sich Golgatha.
Und ringsum heult's: „An's Kreuz! zum hohen Throne
Hinauf den König mit der Dornenkrone!“

An's ferne Meer hinaus, und auf die Spigen
Der Berge folgte sie dem Meister nach;
Oft sah entfernt man sie und schüchtern sitzen,
Zu schlummern schien der Leib, der Geist nur wach.
Sie zog den Athem kaum, wenn er mit Blitzen
Im blauen Aug' vom Reich' der Liebe sprach,
Und pries er sanft das Dulden und Entfagen,
Schien Thränen sie am Wimpernsaum zu tragen.

Ermattet nun steht sie ihn stille sehen,
Das Angesicht benezt von Schweiß und Blut,
Und keine Palme will ihm Kühlung wehen,
Ihm Schatten bieten vor der Sonne Glut.
Wohl möchte sie durch's Volk ihm näher gehen,
Und zögert doch, — nun endlich faßt sie Muth,
Und reichet ihm nach flüchtigem Besinnen,
Zu trocknen sich, ein Tuch von weißem Linnen.

Des Heilands Blicke, die nach ihr sich wenden,
Sie schau'n ihr tief in's arme Herz hinein;
Er nimmt das kühle Tuch aus ihren Händen
Und drückt fest das heiße Antlitz d'rein;
Dann mitleidsvoll, ihr stillen Trost zu spenden,
Gibt freundlich er zurück den zarten Lein.
Veronica erschrickt; — sie steht im Bilde
Den Meister d'rin voll hehrer Himmelsmilde.

E. G. Ritter v. Leitner.

Scenen aus dem Seeleben.

(Fortsetzung.)

3. Aufopferung.

Auszug aus dem Tagebuche eines Officiers am Bord der Fregatte * * * * *.

Wir waren unter dem Wind von Porto Ricco, ungefähr auf 30 Meilen; ich trat eben die Wache an, es war 4 Uhr Morgens, als man mir meldete, daß in einer Entfernung von beyläufig drey Meilen ein Schiff wahrgenommen werde. — „Wo?“ — „Gerade vor uns; es scheint sehr klein, und hat Segel wie ein Balaou *).“

Ich nahm das Fernrohr zur Hand, und erkannte ein Schiff in Gefahr, ein Nothzeichen war auf einem der Masten. Der Capitän, dem ich es meldete, befahl mir zu manövriren, um es bald möglichst zu erreichen. In weniger als einer halben Stunde waren wir an der Barke.

Wir hatten einen schmerzhaften Anblick! Ein Weib in Ohnmacht, ein Kind an der Brust, dessen klagender Schrey kaum mehr gehört wurde, ein tochter Neger, Blut in der Kammer; dieß war Alles.

Welch ein Ereigniß entwickelte sich hier vor uns? — Nichts konnte es uns errathen lassen.

Matrosen gingen über auf den Balaou, entmasteten und knüpften ihn an die Fregatte. Die Sterbende und ihr kleiner Säugling wurden mit Vorsicht an Bord der Fregatte gebracht, und vom Oberarzt und mir übernommen. Durch des Capitäns Fürsorge war schon eine Matratze auf das Verdeck gebracht worden, dort legten wir die armen Opfer hin, die uns der Zufall zugewendet.

„Die Frau stirbt aus Erschöpfung,“ sprach der Arzt; „aber was ist das? ihre Lippenränder sind blutig!“

„Das wird sich später erklären, wie alles andere,“ sagte der Capitän, „helfen Sie nur schnell.“

Man goß der Unglücklichen eine stärkende Arzney ein, sie schlug die Augen auf und suchte den Sohn an ihrem Busen. Man hatte ihn entfernt, etwas Zuckerswasser schien ihm wohl zu thun.

Nun ließ der Oberarzt Suppe für die beyden Kranken bereiten. Einer der Officiere war fortgeeilt, um eine Bouteille Milch zu bringen **). Diese leichte Nahrung mit Vorsicht gerichtet, that sehr gute Wirkung. Nach einigen Stunden lebten die Geretteten wieder auf.

Wir waren sehr neugierig, das Schicksal unserer Gäste zu wissen, doch wir vertagten jede Unterredung auf den nächsten Morgen, aus Furcht Jene zu ermüden, die unsere Ungeduld befriedigen konnte. Überdem war sie außer Stande, länger und zusammenhängend zu erzählen, ihre Schwäche, und ihre Thränen, die sie ersticken, so oft sie reden wollte, machten ihr die schmerzliche Erzählung unmöglich, die wir zu erwarten hatten.

Wir vernahmen aus ihrem Munde nur zwey Worte, zwey Namen: Pablo und Tapoya ***).

*) Balaou, amerikanischer Name einer eigenen Gattung kleiner, schnellsegelnder Schiffe.

***) Durch das kunstreiche Verfahren des Hrn. Appert läßt sich Milch, so wie viele andere Victualien, Jahre lang in Bouteillen halten. Beynabe auf allen französischen Kriegsschiffen trifft man jetzt Milch nach Appert's Methode aufbewahrt.

***) Pablo, spanisch Paul.

Der Capitän überließ sein Zimmer und sein Bett der leidenden Mutter. Erst als sie hinabgebracht wurde, löste sich das Gedränge auf dem Verdeck. Die ganze Mannschaft hatte sich versammelt, die Gefundene zu sehen.

Ich hatte Zeit sie zu betrachten, während sie schlief (und sie schlief gleich ein, nachdem sie gegessen hatte). Sie war von großer Schönheit, die tief auf mich einwirkte; ihr regelmäßiges edles Gesicht erhielt durch die Blässe einen eigenthümlichen Reiz. Ihre Gestalt, die Umrisse ihrer Arme und Hände waren bewundernswerth. Sie glich den Madonnen der großen italischen Maler.

Niemand wird dieses Tagebuch lesen, ihm, und Niemand anderem kann und werde ich den Eindruck vertrauen, den die junge Fremde auf mich gemacht hat. Leidenschaftliche Liebe bemächtigte sich meines Herzens. Meine ganze militärische Aussicht würde ich geopfert haben um einen solchen Theil an ihren Schmerzen, der mir Hoffnung auf ihre Zärtlichkeit gegeben hätte. — Ich schreibe dieß einen Monat nach dem Ereigniß; ich liebe *Leonora* mehr, als ich sie am ersten Tage geliebt, sie liebt mich nicht, sie wird mich niemals lieben. Ich glaube, daß sie Niemand auf unserm Schiffe lieben wird, ich hoffe es wenigstens. Niemand begreift wie ich, wie viel Poesie in diesem wunderbaren, trauernden, unglücklichen Geschöpfe liegt; ihre Seele ist noch viel schöner als ihr Angesicht.

Leonora's Anzug verrieth Wohlhabenheit. Offenbar gehörte sie den ersten Classen der Gesellschaft auf einer der spanischen Antillen an. Ihr Sohn war hübsch aber schwach, mager und erschöpft. Begierig preßte er den nahungslosen Busen und weinte.

Als der Arzt sagte, daß man sie allein lassen müsse, entfernte ich mich der Letzte aus dem Zimmer, — ich war schon eifersüchtig.

Ich ging auf das Verdeck, und fand einen Wundarzt mit der Leiche des Negers beschäftigt; mich schauderte bey seinem Anblick. Ich weiß nicht, welch' ein Gedanke in mir aufstieg, von der Möglichkeit einer Neigung dieses Menschen für *Leonora*, und mir schien, als wär' ich froh, ihn todt zu sehen.

Ich erröthe, indem ich dieses schreibe. Armer *Tapoya*! sein Körper war mit alten Narben, und kaum geschlossenen frischen Wunden bedeckt. An der geöffneten Ader seines linken Armes war geronnenes Blut.

Nachdem der Commissär die Personsbeschreibung des Negers geendet hatte, trug mir der Capitän auf, die Leiche über Bord werfen zu lassen. Ein Packet Kartätschen wurde ihm an die Füße geknüpft, man band ihm die Hände an den Körper, und in wenig Secunden verschwand er in der Meeresfurche, die der Lauf des Schiffes hinter sich zurückließ.

Als er in das Meer fiel, vernahmen wir einen durchdringenden Schrey, welcher aus dem Wirbel zu ertönen schien, in welchen die Leiche versunken war. Erstaunen ergriff Alle; ich erbleichte.

„Was ist das?“ fragte der Doctor.

„Das ist die Seele dieses armen Teufels, die sich beklagt;“ antwortete ein alter Matrose aus Havre, „man wirft ihn hinab wie einen Hund, und wünscht ihm nicht einmal eine glückliche Reise. Er war vielleicht ein Christ, der Neger!“

Ein zweyter Schrey drang zu uns, und der Name *Tapoya*! gerufen durch eine Stimme, die Niemand kannte. Ich stürzte hinunter in die Kammer, und fand *Leonora* außer dem Bett, mit irrem Blick hin und her eilend, die Fenster öffnend, den Sohn bald in den Händen haltend, bald niederlegend,

und *Topoya* rufend. Es war ein jammervoller Anblick! Sie war aufgestanden, wahrscheinlich durch einen fürchterlichen Traum geschreckt, und hatte den Neger fallen gesehen.

Es ist viel Wahrheit in den Träumen — ich weiß es. Denn in der Nacht, die jenem Unglückstage folgte, an dem wir *Leonora* an Bord unserer Freigatte aufgenommen, erschien sie mir all' meine Theilnahme, alle meine Sorge um sie zurückweisend, ich hörte sie erklären, daß sie mich niemals lieben würde. Vielleicht soll ich dieser mächtigen Stimme nicht glauben; sie ist erst seit einem Monat Witwe, — ersfinderisch um mich zu quälen, weil ich liebe, bin ich auch vielleicht zu ersfinderisch, um mich zu trösten. Ich schmeichle mir manchmal mit der Hoffnung, die Gefühle ihres Herzens zu ändern. Wie viel Vermessenheit liegt in diesem Gedanken!

Sie hatte eine ziemlich ruhige Nacht gehabt; der Oberarzt hatte sie nicht verlassen, und ich hatte mit ihm an ihrem Bette gewacht. Ich glaube, daß er die Ursache errieth, die mich hiezu bewog; er war so zartfühlend, mir es nicht merken zu lassen. Immer freundschaftlich gestimmt gegen mich, hat er sich bey dieser Gelegenheit Rechte auf meine ewige Dankbarkeit erworben. — Da ich vor den Augen der übrigen Officiere eines Vorwandes für mein Benehmen bedurfte, gab ich vor, die Nachtwache mit dem Arzt zu halten, um als Dolmetsch dienen zu können, wenn sie im Wahnsinn des Fiebers etwas begehren sollte, da ich der spanischen Sprache kundiger sey als der Oberarzt.

Sie beehrte nichts, weinte aber viel im Schlafe. Der Name des Negers schwebte manchmal durch ihre Lippen. Ich weinte mehr als einmal, als ich ihre Thränen sah; ich habe es meinen Cameraden nicht gesagt, die es sich zum Verdienst rechnen, trocknen Auges da zu stehen, wenn ihr Herz erdrückt ist. Diese Lüge war mir immer unmöglich; und doch bin ich weder schwächer, noch weichlicher als ein Anderer. Ich habe den Tod sehr nahe gesehen, ohne mich zu fürchten, ich habe mein Vermögen verloren ohne Thränen, als aber aus *Leonorens* Augen Perlen über die bleichen Wangen niederrieselten, sie *Topoya's* Namen, wie mit einem Vorwurf gegen den Himmel ausrief, da hab' ich geweint. Auch der Oberarzt weinte, und er liebte doch *Leonora* nicht!

Nach einem Frühstück, welches in einer Reisenden etwas Leben und die Fähigkeit wiedergab, ihren *Pablo* zu stillen, fragte der Capitän, welche Verhältnisse *Leonora* in die Barke geführt, in der wir sie gefunden. Alle Officiere, welche der spanischen Sprache kundig waren, bildeten einen Kreis um uns. Der Oberarzt hielt einen Trank bereit, um die Erzählerinn zu stärken, an deren Seite ich saß, mit einem Fläschchen gegen die Nervenzufälle, die wir bey *Leonora* befürchteten. Sie begann:

„Ich bin aus Sevilla. Als ich fünfzehn Jahre alt war, brachte mich mein Vater nach Porto Ricco. Ein reicher Pflanzer dieser Insel heirathete mich. *Leonora* war zu glücklich, um nicht einen großen Unfall zu fürchten! Die *Donna del Pilar*, zu der ich sechs Monate gefleht, schenkte mir endlich die süße Hoffnung Mutter zu werden. Es war ein Zuwachs von Glück, der mich beben machte.

Filippo d'Alveira besaß viele Felder und Neger. Als spanischer Edelmann und Pflanzer hatte er alle Vorurtheile seines Standes. Ich fand ihn zu hart, zu streng gegen seine Sklaven, ich bat ihn menschlich zu seyn, er verkannte meinen Rath. Seine Härte fiel immer auf einen Neger, welcher

einen Stolz des Herzens hatte, den ich liebte, und den mein Gatte brechen wollte, weil er, wie Filippo sagte, schlechtes Beispiel gab. *Lapona* —

Hier unterbrach sich *Leonora*, stand in unwillkürlicher Bewegung auf, trat an das Fenster, starrte in die Wirbel des Meeres, die dem Steuerruder nachrollten, sank in die Knie und bethete. Wir erhoben sie, und als wir sie zu ihrem Armsessel zurückführen wollten, wies sie mit dem Finger nach dem Meere, und sank ohnmächtig zusammen. In dem Schaume der Meeresfurche, die das Schiff zog, war etwas Dunkles sichtbar. Mir schien es die Leiche des Negers. Es war ein Hay, welcher der Fregatte folgte. Einige Flintenschüsse vertrieben ihn. Ich fühle, warum der Anblick dieses Unthiers *Leonoren* schmerzlich fallen mußte! Die Spanierin erholte sich wieder und fuhr fort:

„Dieser Neger war von Filippo gehaft; zwanzigmal, und sehr ungerrecht (die Seele meines Mannes vergebe mir diese Beschuldigung), zwanzigmal wurde er mit Ruthen und der Kettenpeitsche gezüchtigt. Seine Kameraden wurden minder grausam behandelt, und dennoch warf ich mich oft zwischen ihre zerrissenen Glieder und die Geißel des Henkers. Welch ein schreckliches Schauspiel! Menschen durch ihres Gleichen gemartert, und auf welche Weise!“

„*Alveira* war bey diesen Mißhandlungen zugegen, er fühlte kein Erbarmen; die Gezüchtigten waren ja nur Schwarze, und doch war *Alveira* im Herzen nicht böse, aber er war Pflanze, und sein castilisches Blut redete nichts zu Gunsten des afrikanischen. Dieser Zustand mußte enden, ich sah es voraus; wiederholt sagte ich zu Filippo: „Auf Tyranney folgt Empörung;“ sie kam, mit all ihrer Barbarey, ihren Dolchen, ihren Flammen, ihrer wilden Freude; sie erhob sich des Nachts, wie das Gericht Gottes sich erheben wird am Ende der Tage; sie bedrohte, bedrängte, umgarnte uns von allen Seiten. Die Scheunen und Häuser standen in Flammen, die Gärten lagen verwüstet, die Diener, die Beamten *Alveira's*, die Vollstrecker seines Willens, schwammen in ihrem Blute.“

(Der Schluß folgt.)

C h a r a d e.

Acht Zeichen.

„Beflagenswürdig, wer die ersten vier
Im tiefzerriss'nen Busen nährt!
Ihm ist kein heit'res Glück gewährt,
Und könnt' er über Delphi's Schatz gebahren.“
„Sag,“ sprach Amine, „was sie bedeuten, mir.“
Ich schwieg.

„Ich soll es also nicht erfahren?“
Da schnell entranen sich aus tiefstem Herzensgrunde
Die letzten vier der Zeichen meinem Munde.

Das Ganze.

Auf Seraphschwingen trägt sie mich zum Himmel.
In ihrer schönsten Reinheit kann
Der Geist nur dort sie finden: trifft er gleich
Sie auch im heitern Reich der Künste an.

M. Ent.

Kupelwieser's Altargemälde.

Eine besondere Aufmerksamkeit erregt und verdient das vom Prof. Kupelwieser gefertigte Kunstgemälde, welches seit mehreren Tagen im großen Saale des fürstlich Schwarzenberg'schen Pallastes am Rennweg der öffentlichen Beschauung ausgestellt ist. Das Bild hat 21 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite, stellt die Geburt Mariä vor und ist für den Hauptaltar der Stiftkirche zu Klosterneuburg bestimmt. Dreyzehn Figuren in vier Gruppen vertheilt, bilden den Inhalt des Gemäldes, welchen wir hier etwas näher aus einander sehen wollen. Zu unterst an einer Marmorwand kniend, von welcher uns zwischen Kranz und Verzierungen das Bild des Propheten Isaias entgegenblickt, begegnet das Auge zwey wunderschönen Gestalten in Lebensgröße, gleichsam als frommen Wächtern der obern Scene, dem heil. Augustinus als Ordensstifter und dem heil. Leopold als Gründer, ersterem im Bischofsornate mit Stab und Buch, letzterem im Herzogsmantel und einem Unterkleide, welches die Farben des Hauses trägt. Hätten wir nicht beabsichtigt, uns allen Urtheils über die Leistung zu begeben und hier nur ein historisches Referat zu liefern, so würden diese beyden Figuren wohl vor allen ein ungewöhnliches Lob in Anspruch nehmen. In mittlerer Erhöhung sieht man im Vordergrund drey anmuthige weibliche Gestalten in Violett, Roth und Grün gekleidet, welche zugleich die drey göttlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung vorstellen, und wovon die mittlere, die Liebe, das neugeborne Kindlein Maria auf den Armen hält, welchem sich die andern beyden andächtig und sehnfüchtig juneigen. Unter diesen ist es wieder besonders die Hoffnung, die durch zarte sinnige Behandlung das Auge für sich gefangen nimmt. Im Hintergrunde dieser Gruppe, wieder um etwas weniger erhöht, gewahrt man die heilige Mutter Anna im Bette der Wehen, das Auge erhoben und die Hände gefaltet, dem Himmel für die glückliche Genesung dankend; ihr zu Häupten den männlich Kräftigen heil. Joachim stehend, in gleicher frömmiger Seberde; zu Füßen die hilfeleistenden Frauen, eine in andächtige Beschauung versunken, die andere mit Geschirren herbeytretend. Gegen die vorerwähnte Gruppe mit dem Kinde ist diese tiefere mit durchaus blässerem und unscheinbarem Farben ausgeführt, um den Hintergrund besser zurücktreten zu lassen, in welchem der Heiligenschein um das Haupt der heil. Anna einen wohlthätigen Lichtpunct bildet. Die Figur der eintretenden Frau, obwohl der Antike viel näher als alle übrigen, gewährt an und für sich ein schönes Bild. In der obersten schmäleren und abgerundeten Höhe des Gemäldes sieht man eine Glorie von drey Engeln, gleichfalls in die Farben der drey göttlichen Tugenden gehüllt, und anbethend um den umsternten Namenszug Marias geschaart.

p.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Ehe wir unsern diesmaligen Bericht über die Leistungen dieses Theaters beginnen, scheint es uns nothwendig, ein paar Worte über den eigentlichen Standpunct der Josephstädter Bühne vorauszuschießen. Ref. glaubt, man ist sehr im Irrthum, wenn man diesen immer durch Parallelen herauszufinden sucht. Ähnliche Vergleichen schaden gewöhnlich beyden Seiten, indem jede mindestens etwas Eigenthümliches für sich haben muß, welches bey einer solchen Parallelsirung, worin Alles auf die Grundelemente zurückgeführt wird, gewöhnlich am wenigsten zur Sprache kömmt. Es werden die Ähnlichkeitspuncte hervorgesucht, dem Überwiegenden auf der einen Seite wird Verdienstliches von der andern entgegengesetzt, und so wird das eigentliche individuelle Streben gerade am mindesten berücksichtigt. Endlich hat jede Parallelsirung im Kunstgebiete nach unserer Ansicht etwas, gelinde benannt, Unfreundliches; — denn einestheils machen die Freunde dem von ihnen begünstigten Institute ein sehr wenig bedeutendes Compliment, wenn sie nur vergleichungsweise zu loben wissen, weil sie auf diese Art die Originalität ganz unbeachtet lassen: anderseits ist es aber wirklich eine böshafte Waffe der Gegner, nur durch Parallelsirung herabsetzen zu wollen, indem so ihre Unsichtlichkeit, alles Gute der Gegenpartey geradezu übersehen zu wollen, an den

Tag tritt. Warum sich den Genuß an etwas Gutem durch vorsätzliche Rücksichten ver-
 meiden: oder warum einem gewissen Verdienste nicht die gebührende Anerkennung gön-
 nen wollen, weil es dort und da noch andere Verdienste gibt? Ist man einmal schon
 gelangt Vergleiche anzustellen, so bleibe man doch bey der Sache selbst, die sich in den
 Verhältnissen der Zeit immer und am schicklichsten mit sich selbst vergleichen läßt. Man
 controllire, was früher in dem Foyer geleistet wurde, worin jetzt Hr. Stöger mit
 den Seinen thätig ist; man berücksichtige, wie die Leistungen dieser Gesellschaft selbst
 Zeit ihres Hierseyns vollkommener geworden, und man wird gewiß eine immer steigende
 Dividende herausfinden. Man dürfte wohl erstaunen, daß eben in unsern Blättern,
 welche, strenger als so manche andere, die Leistungen des Josephstädter Theaters beleuch-
 teten, eine solche milde Ansicht ausgesprochen wird, welche gegen die bisherigen Referate
 abzustechen scheint. Aber man wolle in dieser Rücksicht bedenken, daß es etwas
 ganz anderes ist um die Kunstkritik, als um die öffentliche Meinung; erstere ist nur ein
 integrierender Theil der letzteren, welche wieder ein Conglomerat aus ökonomischen, po-
 litischen, artistischen, ja sogar egoistischen Ansichten bildet, von welchen zum Theile die
 materielle Subsistenz eines Institutes abhängt, während Kunstansichten nur auf die geis-
 tige einwirken. Wie kann aber die Kritik mit der öffentlichen Meinung Hand in Hand
 gehen, wenn diese z. B. ein geringeres Entreegeld als Maßstab geringerer Anforderun-
 gen in der Kunst betrachtet? eine Ansicht, die bey unsern Zeitverhältnissen hinlängliche
 Gründe für sich hat, aber nie in das Forum des Kunsturtheils eingehen darf, weil
 sonst, um mich beispielweise auszudrücken, auch jedes wohlfeilere Buch schon durch sei-
 nen niedrigeren Preis jedem theuern an innerem Werthe gleichgestellt werden müßte.
 — Nur die richtige, rücksichtslose, öffentliche Meinung, wenn sie das Geleistete von
 dem wahren Standpuncte aus und als selbstständig betrachtet, kann dem Bedeihem from-
 men; die Kritik schlage den unparteyischen Weg ein und trägt dann, wo sie als wohl-
 meinentend beachtet wird, gewiß auch ihren Theil dazu bey.

Die Vorstellung des fünfactigen Schauspiels: „Abällino, der große Bandit,“ dessen
 berühmter Verfasser auf dem Theaterzettel als *Czocke* (!!) orthographirt erschien, fand
 am 10. August zum ersten Male Statt. Es erging diesem Nestor nicht anders, als den
 früher gegebenen Ritter- und Räuberkomödien, — er fand wenig Theilnahme, obwohl
 er in der Literargeschichte als Grosfahn so vielfältiger Nachkommenschaft eine bedeu-
 tende Rolle spielt. Die Aufführung war nicht ohne Verdienst; besonders wußte Hr. Fi-
 scher in der Titelrolle recht ansprechend hervorzutreten und vielen Beyfall einzuernten.
 Mad. Fischer spielte die Rosamunde, befriedigte jedoch nach unserer Ansicht bey wei-
 tem nicht so, wie in andern Leistungen, welche diese Schauspielerinn zu einem Lieblinge
 des Publicums erhoben haben. — Wenn gleich den Verhältnissen unserer Theater-
 welt lange nicht mehr angemessen, bringt dieses Drama doch eine unlängbare, sonder-
 bare Wirkung auf den Zuseher hervor. Man hat den Spectakel nun wieder mit ange-
 sehen, geht nach Hause überlegend, was da oben auf den Brettern verhandelt worden
 und nimmt sich vor, recht strenge über das Ding und die ganze gleichartige dramatische
 Sippchaft loszuziehen. Aber da verschlingen sich, aufgeregt durch diesen „Abällino,“
 die Gedanken in eine Menge von Jugenderinnerungen, die mit seinem Wiedersehen er-
 wachen: man lebt mit einem Male eine ganze Reihe von Jahren zurück, denkt, wie man
 damals gedacht, wie man ergötzt lauschte, und noch dieß und jenes mehr, vergißt aller
 zwischenliegenden Scheidebrücken: und ich möchte den kennen, der in einer solchen mis-
 den Stimmung den Stein des Tadels erhöbe und nach dem alten Gauner würfe,
 sprechend: „Abällino, ich verdamme dich!“ —

Die Gastrollen der Ule. Schnitt, welche, früherhin am Hoftheater nächst dem
 Kärlthnerthore angestellt, jetzt bey ihrer Abreise von Wien in einigen größern Par-
 thien vor dem Publicum zu erscheinen wünschte, brachten am 12. August Rossini's
 „Tancred“ wieder auf das Repertoire des Josephstädter Theaters, eine Opernvorstellung,
 die in diesen Blättern durch zufällige Verhinderung des frühern Referenten noch nicht
 besprochen worden ist. Leider können wir sie im Vergleiche mit andern Leistungen des
 Josephstädter Opernpersonals und namentlich unter der diesmaligen Constellation nur
 als eine mittelmäßige bezeichnen. Weder der Darsteller des Orbassan, Hr. Bor-
 schitzky, noch der des Ursir, Hr. Herz, sind ihren Parthien gewachsen; ersterer, ob-
 wohl im Besitze hinlänglicher Mittel und einer bedeutenden Fertigkeit und Sicherheit,
 entbehrt ganz jenes belebenden Selbstvertrauens, kraft dessen der Sänger wie der

Schauspieler ein Kunstgebilde als selbstständig zu erschaffen und höher als ein gewöhnliches Herabzingen zu stellen vermag; letzterer ist zwar mit dieser Eigenschaft in hinlänglichem Maße versehen, allein es fehlt ihm an der Berechtigung dazu, an dem, was durch diese Hülfe ins Leben treten soll. Seinem Tone geht das Seelenvolle, Schmelzende ab, was dem Tenor so charakteristisch eigen ist, als der grünen Wiesenfarbe das Belebende, Erfrischende — und hieran scheint eine Art von Verbitdung Ursache zu seyn. Amenaïdens Vertraute, obwohl nur wenig beschäftigt, war störend; am besten ging der berühmte Kriegerchor des zweyten Actes und, jedoch nur theilweise, das erste Finale zusammen. Die Leistung der Ule. Schnitt als Amenaïde war eben nicht geeignet, einen sehr vortheilhaften Begriff von der Gesangsvollkommenheit dieser Sängerin zu geben. Wissen wir gleich, wie viel wir einer im Anfange sehr fühlbaren Befangenheit zur Schuld legen müssen, so steht dieses doch mit dem eigentlichen Kunststreben in keinem Bezuge, welches sich gar bald vor uns entfaltete. Wenn es der höchste Endzweck des Gesanges ist, in einer ununterbrochenen Reihe Coloraturen auf Coloraturen zu häufen, deren Wahl und passende Anwendung eben nicht sehr vorbedacht worden, sondern die nur der Quantität nach wirken sollten, dann hat die Amenaïde des heutigen Abends allerdings sehr viel geleistet. Und selbst wenn wir dieses zugeben und der überladenen Manier nicht mehr gedenken wollten, in welcher es geschah, so müßten wir doch jedenfalls die Unreinheit der Intonation und so mancher Gänge rügen, dieses zitternde Herausbekben der Töne, wovon so mancher gar nicht hörbar wurde, was besonders in der so oft und mitunter so unpassend angewandten mezza voce der Fall war, während die Schluspassagen mit einem Aufwand des Organs vorgetragen wurden, der die Grenzlinien der Schönheit überschritt. Gewiß ist es, daß solche Anwendung der natürlichen Mittel und solche Richtung des Kunststrebens einen betretenen Weg andeutet, der von jenem der Vollkommenheit divergent ist; auch bringen ähnliche Seitentänzerkünsteleien der Stimme diese unvermerkt um die insiegende Kraft, Würde und Anmuth. Ule. Kratky verdiente für die gelungene Ausführung des Tancred unstreitig die Palme des Abends; ihr sonores, weiches Organ, besonders in den mittleren Chorden von so angenehmer Wirkung, eignet sich für diese Parthie sehr ansprechend. Aber wie wir oft Darsteller gewahren, die sich selbst in untergeordneten Rollen weiter hervorzudrängen suchen, als es der ihnen angewiesene Bezirk verträgt, so ist Ule. Kratky im entgegengekehrten Falle eine der seltenen Erscheinungen, die, vielleicht aus einer Art von Bescheidenheit, dieses materielle Hervortreten wieder zu sehr vermeidet, welches sich doch mit einer Hauptparthie recht gut vereinbaren läßt.

Am 13. August fanden wir Gelegenheit, Ule. Schnitt in einer zuzugenderen Parthie, nemlich als Rosine im „Barbier von Sevilla“ zu hören. Die Vorstellung dieser Oper, welche bereits in Nr. 28 der Wiener Zeitschrift d. J. ausführlicher erwähnt worden, gehört zu den verdienstlichsten des Josephstädter Opernpersonals, und erfreute sich durch die ausgezeichnete Mitwirkung der Ule. Heinemann früherhin einer besonders beyfälligen Aufnahme. Auch diesmal bewies das ziemlich zahlreich versammelte Publicum, wie sehr es verdienstliche Leistungen zu würdigen wisse, und diese Theilnahme sprach sich im Verlaufe der Vorstellung oft und ehrenvoll aus. Ule. Schnitt legte die bekannten Rhodischen Variationen ein, welche sie recht artig vortrug, und überhaupt fand die Sängerin heute, obwohl nach einer so bedeutenden Vorgängerin, mehr Gelegenheit, sich von einer freundlicheren Seite zu zeigen, was jedoch den früher ausgesprochenen Tadel über ihre Manier im Allgemeinen nicht beheben kann, wozu sich auch heute vielfältige Veranlassung fand. So wurde, um ein Beyspiel anzuführen, die seit Ule. Sonntag so berühmte Stelle: „Das Billetchen — wäre da,“ welche nur durch pikanten und präcisen Vortrag gefallen kann, unter den erdenklichsten Schnörkelen vorgebracht. Im Ganzen räumen wir jedoch der Ausführung der Rosine einen bedeutenden Vorzug vor jener der Amenaïde ein. Hr. Pöck und Hr. Demmer, Figaro und Almaviva, müssen mit Auszeichnung genannt werden.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 27. August 1833.

103

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Scenen aus dem Seeleben.

(S c h l u ß.)

„Filippo verbarg sich in einem Winkel des Hauses,“ fuhr Leonora fort, „mich hatte er mitgenommen, auf meinem Schooße hielt ich dieß arme Kind, dessen Geburt mich einst so beglückt hatte. Man suchte und entdeckte uns. In unsere Kammer brachen die Neger ein, eben so viel der Hölle entsprungene Dämonen, Tapoya voran — ich seh ihn noch, diesen großen, starken Mann, die Augen rollend, den Mund schäumend, ein Beil schwingend, wie er mit dem Ausdruck wilder Freude Filippo zuschrie: „Das dringt noch tiefer ein als deine Peitsche, du sollst es erfahren, Gebieter.““

„Ich habe dieß gesehen und bin nicht gestorben! Ach! das Leben hält oft mit Grausamkeit an diesen Körper fest.“

„Ich warf Pablo zu Tapoya's Füßen, und fiel ihm in den aufgehobenen Arm.“

„Gnade, Tapoya! Gnade!“

„Wildes Geschrey antwortete meinem Ruf: „Den Tod, tödte, Tapoya! tödte den Tyrannen!““ Das Feuer hatte uns erreicht, alles brannte rundum, es war keine Hoffnung mehr. Mein Mann vertheidigte sich gegen einen Neger, der mit Tapoya zugleich in die Kammer gedrungen war, ich verließ diesen, um mit Filippo zu sterben; da wandte sich Tapoya gegen den andern Neger, und dasselbe Beil, mit dem er vor Kurzem Filippo's Haupt bedroht hatte, schwang er nun zu unserer Vertheidigung. Ein Kampf entspann sich zwischen ihm und zwey oder drey Negern, die mit gellendem Geschrey das Herz ihres vorigen Gebieters verlangten. — Tapoya erhielt einige Messerstiche, indem er Alveira, mein Kind und mich vertheidigte. Endlich —“

Leonora schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort:

„Er rettete nur uns zwey. Alveira fiel. Sein Blut besprigte mich, Sie sehen es auf meinem Kleide, jenes Tapoya's vermengte sich mit ihm damals, und später.“ —

„Dieß Kleid ist alles, was mir von zwey Menschen geblieben ist, deren Andenken mir immer heilig seyn wird.“

Leonora's Auge glänzte, ihre Sprache war eilig, ihre Bewegung charakteristisch; mit unbeschreiblichem Ausdruck küßte sie die braunen Flecke ihres Gewandes; der Arzt reichte ihr einen beruhigenden Trank, und verbot ihr das Reden durch einige Stunden. Als sie gebeten wurde, ihre Erzählung zu enden, sprach Leonora:

„Das Leben war mir nichts mehr, und ich würde kein Wort verloren haben, um es vor der, leider! nur zu gerechten Wuth unserer Mörder zu schützen, ich glaubte vor Schrecken zu sterben, sank hin, und was sich von da an zugehagen, erfuhr ich nur durch Tapoya. Dieser Slave benutzte den Augenblick der Raserey, mit der die andern Schwarzen über die Leiche meines Mannes herfielen, um sie zu zerstückeln, er trug mich und meinen Sohn fort in eine Barke; denn unsere Wohnung war am Meere, und wir besaßen mehrere Barken zur Lustfahrt und zum Dienste des Hauses. Ich erwachte bey Pablo's Geschrey, da kam eben auch Tapoya, und brachte Mundvorrath. Tag war es, alles brannte noch, die Flammen stritten sich mit der Sonne, es war ein schauderhafter Anblick, — und doch sollte ich noch Schreckenvolleres schauen!“ —

„Wir müssen fliehen, Herrinn!“ sprach Tapoya, indem er das Segel aufzog, „man wird bald entdecken, daß wir entronnen sind, und wird uns verfolgen, um uns zu tödten. Mich: was liegt daran? aber Euch, Señora, und den kleinen Pablo! wir müssen das feste Land gewinnen, es ist ferne, wie man sagt, um so schlimmer, denn wir müssen durchaus hin.“

„Thue was du willst, Tapoya,“ sagte ich, „mein Loos liegt in deiner Hand.“

Tapoya hatte recht geurtheilt; wir waren kaum einen Flintenschuß weit entfernt, als wir eine Bande Neger herbeyrennen sahen, mit wildem Gejauchze, und Schreckenslieder singend. Einer unter ihnen trug ein Haupt auf einer Lanze. — Die Grausamen! sie riefen mich bey meinem Namen, und ein Slave, den ich öfter von der Strafe losgebeten (ich erkannte ihn an der Stimme), schrie mir zu: „Donna Leonora! du vergißt das Bildniß deines schönen Filippo; hole es; oder wir bringen dir's.“ Ich zitterte an allen Gliedern bey diesem furchtbaren Scherz. Pablo glitt mir aus den Händen, und rollte auf ein noch nicht gespanntes Segel, welches Tapoya eben zu schnellerer Flucht entwickelte. Mehrere Flintenschüsse fielen, ich hätte sterben mögen, und doch wich ich maschinenmäßig der Furcht; ich barg mich mit meinem Sohne im innern Schiffsraum. Eine Kugel streifte Tapoya's Schulter, und nicht einmal ein Seufzer entfuhr diesem bewunderungswürdigen Menschen, er verband sich ohne Klage, und erst eine Stunde nachher erfuhr ich, daß er verwundet worden.“

„Neger hatten sich in eine Barke geworfen und verfolgten uns; aber unsere Barke segelte besser, und der Vorsprung war zu groß; sie erreichten uns nicht. Wir segelten auf gut Glück, auf die zufällige Begegnung eines Schiffes, oder das feste Land hoffend. Tapoya wußte nicht, nach welcher Richtung zu steuern sey, ich noch weniger, wir verloren Porto-Nicco aus den Augen.“

„Soll ich die Leiden dieser Fahrt erzählen? Nach zwey Tagen mangelte es uns an Lebensmitteln, an Wasser. Ich wagte nicht zu klagen, aber ich konnte

Pablo nicht mehr nähren. Noth und Schrecken hatten mich zur unglücklichsten aller Mütter gemacht.“

Tapoya redete nicht, obgleich er namenlos litt, der glühende Strahl der Sonne brannte fürchterlich auf seine Wunden. Fünf Tage waren schon vergangen, und kein Land, kein Schiff ward sichtbar. — Da sprach Tapoya:

„Eines von uns Beyden muß sterben, Señora!“

„Ich meinte, er wolle mich tödten; ihn hungerte, und sein irrer Blick suchte Pablo.“

„Tapoya,“ rief ich, „Gnade! tödte mich nicht, verschlinge nicht mein Kind.“ Ich starrte ihn an, um die Wirkung meiner Bitte wahrzunehmen; er lächelte.

„Ich Pablo tödten? und Euch, Señora? die ich gerettet, als ich im Jorn erglühte gegen alle Weißen; nein! ich will, daß Ihr lebet.“

„Bey diesen Worten zog er sein Messer; als ich die Klinge bliken sah, warf ich mich unwillkürlich ihm zu Füßen: er öffnete sich schweigend eine Ader; Blut quoll vor, aber schwach.“

„Trinke, Gebieterinn! ich habe dessen wenig. Filipp'o's Strafen, die Messer und Kugeln meiner Cameraden entzogen mir viel; du darfst keinen Tropfen verlieren; trink.“

„Ich schauderte zurück.“

„Trink, Herrinn, oder Pablo stirbt, und ist Pablo todt, so stirbst du auch, und Ihr könnt mich nicht hindern zu sterben; trink also, Gebieterinn, jetzt quillt es noch, aber bald wird es aufhören.“

„Ich trank; ja, meine Herren, ich trank, Blut hab' ich getrunken, Menschenblut! aber wissen Sie, was es heißt, Mutter seyn und den Sohn aus Hunger sterben sehen, weil die Mutter hungert! es ist gräßlich.“

Schluchzen erstickte Leonora's Stimme. Wer beschreibt die Empfindungen ihrer Zuhörer? sie bezwang sich endlich und schloß:

„Dieses großmüthige Blut hat mich gerettet. — Wie mach' ich es begreiflich, daß es mich erquickte, daß ich es ohne Grausen verschlang!? Nach einer Viertelstunde drückte es mich wie Gift, wie das Gewissen nach einem Verbrechen; ich sank in Ohnmacht. Als ich erwachte, lag Tapoya todt zu meinen Füßen, die Sinne schwanden mir auf's Neue; das Übrige wissen Sie. Zwey Stunden waren ungefähr vergangen seit dem Opfertode meines armen Negers, als Sie uns retteten.“

Aus einer Liebesgeschichte.

I. Überlied.

Wenn ich so mit der Feder niedersitze,
Um aufzuzeichnen, wie es sich ergeben,
Daß deines Auges zaubervolle Blicke
Zur Liebesglut entflammten all' mein Leben:

O, süßes Kind!

Wie manche Thräne rinnt
Dann als ein Opfer der Erinnerung nieder,
Und muß dem Glanze spiegelglatter Lieder
Sich wie ein trüber Hauch verweben.

Es war im Tanz; da schwebtest du, beselet
 Von tausend Reizen, reich und wunderbaren,
 Es war, als ob die Schönheit dich erwählet,
 Um sich in deinem Bild zu offenbaren:

In deinem Bild,

Das wunderlieb und mild,

Ein Abbild einer Göttinn war zu schauen,
 Zu dem, sich zu entzücken und erbauen,
 Hinzogen in Begeisterung die Schaaren.

Das blaue Auge sah so sinnig nieder,
 Das Haupt umfränzte weich die blonde Locke,
 Geschaffen war das Ebenmaß der Glieder,
 Daß Jedem es ein Sehnsucht-Ach! entlocke;

Der Mund, ein Thron

Für Venus süßen Sohn,

Er schien, geschlossen, Schönes zu verschweigen,
 Und knospte manchmal auf, um sich zu zeigen
 Als der Empfindung reine Glocke.

Und näher zog's mich stets in deine Kreise,
 So wie die Mücke sich im Glanze spiegelt;
 Auf sah ich zu dir, sprach und bebte leise, —
 Wir schwebten durch den Saal musikbeflügelt.

Und diese Hand,

Die da mich fremd umwand,

Und diese Lippen, damals still verlegen,
 Sie hatten bald — o wunderbarer Segen! —
 Der Liebe Bündniß mir besiegelt.

O, diese Hand, worauf der Schnee gefallen
 Und milde Rosennebel süß zerflossen,
 Was hätte sie, die herrlichste von allen,
 Für Paradiese meinem Blick erschlossen!

Was hätte sie

Mit ihres Druckes Poesie,

Von dieser Lippen heil'gem Ja begleitet,
 Für Seligkeiten meiner Brust bereitet,
 Für Zauber über mich ergossen!

Still jubelnd sog ich rasch das Glück der Jahre
 Wie Rosenduft des milden Augenblickes,
 War doch der Himmel stets, der blaue, klare,
 Mir aufgethan und voll des schönsten Glückes!

Kuß flog um Kuß

Im sel'gen Überfluß:

Wer mochte da noch denken und beachten,
 Daß sich die Himmelsfernen trüb umnachteten
 Mit Wetterwolken des Geschickes.

Wer mochte da noch grübeln, wo die Stunde
 Mit allen Freudenzaubern ihn umspinnen?
 Wo, wie aus eines Füllhorns reichem Munde,
 Sich ewig niedersenkten neue Wonnen;

O, süße Zeit!

Wo Liebesseligkeit

All ihren Glanz und ihre Strahlenspenden
 An dieses Herz gewürdigt zu verschwenden,
 Um dieses Leben zu durchsonnen.

Da kam das Mißgeschick, der böse Riese,
 Still lauernd in des Lebens Dämmerungen,
 Und stieß mich wild aus meinem Paradiese,
 Von keiner Wuth, von keinem Fleh'n bezwungen;

Hinaus, hinaus

In Nacht und trüben Graus:

Da harr' ich eines Gottes, der mich rettet,
 Wie ein Prometheus schmerzlich angefettet
 Am Felsen der Erinnerungen.

2. Einzelner Fall.

Die Nacht war schwarz, wie im Gesicht ein Mohr,
 D'raus sah der Mond, im Aug' das Weiße, vor,
 Und Sturm und Blitz in wildbewegtem Drange
 War Fackelträger mir auf meinem Gange.
 Rings die Narzissen an des Gartens Weiher,
 Kopfschüttelnd schienen sie mir nachzuseh'n,
 Die Lilie schien mit ihrem weißen Schleier
 Ein angstbewegtes „Nein“ mir zuzuweh'n:
 Mich aber trieb ein unbezwinglich Feuer
 Noch spät zu meinem Liebchen hinzugeh'n.

Und als ich wieder trüb von dannen ging,
 Der Sturm in Wolken nur am Himmel hing;
 So wie das Meer, ausruhend vom Orcane,
 Geborst'ne Trümmer zeigt auf seinem Plane;
 So wie ein Rasender, der ausgeflucht
 Und nun in Thränen seinen Frieden sucht. —
 Still war der Garten; seine grüne Fahne,
 Der Baum weht stumm in eine öde Ducht.
 Ich weiß nicht, was verdüstert die Narzissen,
 Sie wandten schamverwirrt sich von mir ab;
 Der Lilie weißer Schleier war zerrissen,
 Sie sah geknickt vom Stiele in ihr Grab.

3. Das End' vom Liede.

Sie war ein Bild, — es läßt sich nicht beschreiben,
 Wie sie der Schönheit milder Glanz umfloß,
 Wie sich der Anmuth wunderbares Treiben,
 Ein Himmel, um die Engelseele goß;
 Sanft überfunkelte die schöne Miene
 Der Frohsinn mit des Lächelns holdem Sieg',
 Indeß der Lippen glühendem Rubine
 Der milde Zauber, Melodie, entstieg.

Stilleuchtend lag das Diadem der Würde
 Auf ihrem süßen Haupt in vollem Glanz,
 Es war als ob der Himmel ihr zur Zierde
 Sich aller Schönheit nun entvölkert ganz;
 Der Seele Frieden — wär' er ihr geblieben! —
 Er strahlte klar aus ihrem Angesicht,
 Und nur die stille Fähigkeit zu Lieben
 Wob ein geheimes Räthsel in dies Licht.

Ein Räthsel, das in Jammer aufzulösen
 Das Unglück zum Oedipos mich gereift; —
 Erstochen ist mein Aug', seit ich's gewesen,
 Der dies Geheimniß grausam abgestreift;

Vertrocknet dieses Herz, seit des Geschickes
 Abgründe gähnend ich eröffnet sah:
 Hinunter schaut' ich, — und die Sphäre des Glückes,
 Ach, sie lag leblos und zerschmettert da.

L i t e r a t u r.

Episch-lyrische (Epische und lyrische) Dichtungen,“ von Ludwig August Franke. Wien, 1834. Söllinger. 8. S. VIII. u. 232. (Dem Hrn. Hofr. J. v. Hammer gewidmet.)

Ohne dem Verfasser vorliegender Sammlung episches Talent geradezu absprechen zu wollen, glauben wir doch, daß sich seine Muse mehr zum lyrischen und insbesondere zum beschreibenden Gedichte, vielleicht zum Liede und zur Elegie hinneige. Sein Gemüth scheint uns weniger ein lebendiges, umfassendes als ein elegisch zartes zu seyn; seine Phantasie ist mehr ruhig schmückend, als feurig erfindend; mehr plastisch als organisch bildend. Seine Sprache ist rein und harmonisch in der Darstellung zarter Gefühle, und mit schönen, oft farbenprächtigen Bildern malt er die Reize der Natur und ihre Schrecken; aber das objective Leben, die Handlung in ihrer sinnlichen Gestaltung und Totalität, die Gewalt der Leidenschaft und das wilde Spiel des Kampfes tobender Kräfte mit lebden, lebendigen Farben zu schildern, will ihm weniger gelingen; — dann wird seine Sprache oft arm, hart und gezwungen, die Bilder sind nicht selten flach, gesucht und uncorrect. Seine Umständlichkeit ist mehr pittoresk, als werdend und fortschreitend: daher bewegt sich seine Handlung so häufig nur rückweise; daher wird es ihm leichter, den Zustand (das Seyn), als das Entstehen desselben (das Werden) darzustellen. Überhaupt will es uns, was die epischen Gedichte dieser Sammlung, wenigstens zum Theil, betrifft, fast scheinen: als habe sich Hr. Franke nur in den verschiedenartigsten Formen der epischen Darstellung versuchen wollen. So hatten wir z. B. „die Mutter auf dem St. Bernhard“ (einem bekannten Bilde nachgeschaffen) S. 57. „Thürmer's Nacht“ S. 73. „Der Schmied von Macrotin“ S. 93. „Graf Frangipan“ S. 113. „Zizka's Tod“ S. 130, geradezu für gemacht und für bloße Formstudien. — Zur Begründung unserer dem Dichter im Eingange gezeigten A n e r k e n n u n g brauchen wir wohl nur auf die einzelnen Bilder (beschreibenden) Stellen der epischen Dichtungen, als S. 28, Zeile 4 v. u. bis S. 29 letzte Zeile; S. 37, Z. 12 — 24; S. 66, 11.; S. 109, Z. 1 — 12; auf die gelungenen Gedichte: „Der Morgen auf dem Traunstein“ S. 163, „Waldgang“ S. 165, „Waldgruß“ S. 167, „das Lied der Sehnsucht“ S. 191, „die Schwalben“ S. 196, auf die liebliche „Frühlingsauferstehung“ S. 269, und die treffliche „Entgötterung“ S. 198 hinzuweisen.

Nicht so leicht aber glauben wir uns die Sache rücksichtlich unserer Behauptung, daß dem Dichter weniger Talent für epische Darstellung inwohnend, machen zu dürfen. Um die Richtigkeit derselben darzutun, wählen wir zwey Dichtungen, die leicht „im Allgemeinen“ am meisten ansprechen dürften. Der „Inseluntergang“ S. 25 ff. ist vielleicht die gelungenste unter den epischen Dichtungen dieser Sammlung: und wenn sie es ist, gilt sie uns zugleich als triftiger Beweis für unsere Behauptung; denn eben sie ist unter den größeren am meisten beschreibend und fast gar nicht erzählend. Nicht eine Handlung, nicht das in der Zeit n a c h einander Entstehende, Werden, läßt der Dichter vor unsern Augen sich entwickeln, sondern Zustände, das n e b e n einander Bestehende malt er uns in fünf Bildern; im ersten die Ahnung, im zweyten das Verbrechen, im dritten des Fürsten und des Volkes Verderbtheit, im vierten die Strafe, und im fünften des freylich sehr passiven, Helden Untergang. — Je weniger selbstthätiges, willentkräftiges Leben in diesen Bildern sinnlich hervortritt, um so gelungener sind sie. Das erste, nur rein beschreibend, ist das gelungenste; auch das zweyte ist schön, bis auf die Empörung der Geister: „Wir ruh'n, und befehlen ic.“ die etwas schaal und matt klingt. Auch im dritten herrscht fast nur plastisches Leben, theilweise gelungen, obwohl mit dem ersten in keinen Vergleich zu stellen. Schön ist wieder das vierte: wie herrlich entsetzenreich der Drohruf der Natur, — wie arm aber und nichts sagend dagegen der, zum Glück kurze, der Rachegeister. Bedeutungsvoll für unsern Satz ist das fünfte Bild; nicht wilde, Himmel und Hölle stürmende Verzweiflung ergreift den Einsamen: er wehklagt nur und späht nach einem Fahrzeug, sein kahles Leben zu retten; erst den „Hungermatten“ erfaßt der Wahnsinn und stürzt ihn (nur)

Als könn't er's noch im Tod' nicht lassen,
dem verlorren Reiche nach (?). Noch bey weitem mehr bekräftigt wird unsere Ansicht durch „die Geopfert“ S. 63 ff. Welch' ein Abstand zwischen dem Wilde in den ersten zehn und der Erzählung in den folgenden Zeilen in I. In II malt der Dichter wieder mit zartem Pinsel und schmelzender Farbenpracht; wie fahl und fahl ist dagegen die Erzählung in III, wie marionettenartig zuckend der Gang der Handlung, wie matt und sinnarm der Wettstreit der aufopfernden Freundschaft:

„Nimm sie hin!“ so ruft der Ritter,
„Dich, ich weiß es, liebt sie ianig;“ —
Und der Säng'er wehmüthbitter
Segnet (!) ihm mit Ernste sinnig:
„Meines Ideales Schimmer
Warf auf sie der Liebe Glänzen, (!)
Lieben doch kann ich sie nimmer
In des Lebens starren Grenzen.“ (?)

Schön und sinnig wiederholt sich in IV, Strophe 1, 2, ein Theil des Bildes aus II; aber wie fahl und farblos ist das die Trennung (also eine willenträftige Bewegung, eine Handlung) darstellende Gegenbild, wie matt und verrenkt des Sängers Schmerz:

„Meine Ruhe, meinen Frieden
Laß ich hier in diesen Räumen, —
O, ich träumte süß hienieden!
Nun weckt mich des Freundes Träumen.“ (?)

Nicht besser ist V, besonders in des Ritters Abschiedsreden und in dem Wortwitzspiel des Schlusses:

„Und so stehen sie, die Beyden,
Liebend und doch ohne Liebe,
Hingeopfert ihre Freuden,
Stehen Beyde voll von Liebe. (sic.)

Die fernere Rechtfertigung unserer Behauptung und Einzelheiten anlangend, machen wir den Verfasser noch beyspielweise aufmerksam auf die viele „Bitterkeit“ in den „Geopfert“, auf die doppelsinnige und grundsätzliche Construction der persönlichen und bezüglichen Fürwörter im „Riska vor Landeswart“ S. 128, wo Z. 16 das „Sein“ und Z. 18 „Ihn“ jede beliebige Auslegung zuläßt; ein Gleiches findet in „Thesus Heimkehr“ S. 182, Z. 14 bey der Stelle: „Daß er (!) fröhlich ic.“ Statt. Im „Schüler der Kaba- lah“, der überhaupt sehr räthselhaft klingt und in Berücksichtigung der beigelegten Note eine sehr sonderbare Auslegung erleiden könnte, ist S. 44, Z. 5 — 7 ganz unklar. Im „Verjüngungsstrank“, S. 53, findet sich Z. 8 — 12 eine Construction, die den Nachdenkenden schwindeln macht; ganz unverzeihlich sind die letzten zwey Verse dieses Gedichtes. S. 122 treffen wir auf „den (statt die) Spreu.“ Man vergleiche endlich folgende Stelle aus „Frangipan“ mit den von uns angedeuteten Correcturen und wird eingesehen, daß Hr. Frankl etwas ganz anderes sagte, als er sagen wollte, S. 115:

Da erhebt sich Einer redend:
„Graf, ihr übtet Hochverrath. (l. ,)
Kaisers Majestät befehndend, (l. :)
Müßt ihr büßen (l. Büßen müßt ihr) nun die That.“

Was sollen endlich Verse und Bilder, wie S. 7:

Und wie aufgeschreckt vom Sturme,
Heult und heult und heult (!) der Fels. —

S. 23. Da kommt gehüpft ein zweyter Knabe,
Der Bruder sich anrufen läßt. —

S. 81. Als zwey Keile gebraucht er der Arme flehige (!) Volkraft. —

S. 90. Das furchtbar bohrende Wort.

Hexameter, wie der nachfolgende, S. 89:

Carl voran, die Krieger stürzen sich auf die Räuber.

Aus ähnlichen Kleinigkeiten wird ersichtlich, daß den vorliegenden Dichtungen die letzte Feile fehlt — ein Umstand, womit man es heutzutage nicht so genau nimmt: der aber mindestens doch da, wo es sich um Aufrechthaltung der Verständlichkeit handelt, berücksichtigen werden sollte.

Hr. Frankl hat durch sein „Habsburgslied“ eine gewisse Sensation erregt, welche zu bedeutenderen Erwartungen berechtigte; er war zwar in jenem romantischen Bilder- cyclus nicht ganz Herr seines Stoffes geworden: allein eben das Weitumfassende der Un-

ternehmung ließ den guten Willen an die Stelle des Gelesketen treten, — die einsichtsvollere Hälfte der Leser war zufrieden; doch weit diese Zufriedenheit gewissermaßen bedingungsweise war, hätte sie dem Dichter mehr Eifer zur Selbstläuterung und Correctheit einflößen sollen. Was er uns jetzt bietet, sind Einzelheiten; es ist von keinem übergewaltigen Stoffe die Rede: aber eben dieser will so aufgefaßt und wiedergegeben seyn, daß der Geist des Dichters als der überlegene Beherrscher vorwalte. Der poetisch inspirirte und interessirte Leser begnügt sich nicht, alles haarfein detaillirt und zur Genüge erklärt zu erhalten; er will an das eben gelesene Gedicht gern noch eine ganze poetische Gedankenfolge anknüpfen; er will die Mysterien der sibyllinischen Blätter enträthseln — ausdichten. Von dieser Seite betrachtet ist der vorliegende Band ärmer, als man es von einem Dichter, der so vielversprechend auftrat, erwarten konnte: Ref. muß dem „Habsburgsliede“ (s. W. Z. 1832, Nr. 47) einen unbedingten Vorzug vor diesen Dichtungen einräumen.

Die Orthographie des Verf. ist etwas gesucht; die Correctur nicht besonders fleißig besorgt; die äußere Ausstattung muß elegant und splendid genannt werden und macht dem Sollinger'schen Verlage Ehre. kp.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Nach einer Reihe von Ritter-, Räuber- und Spectakelkomödien, worin Hr. Kunst nach seiner Art künstliche und Naturmittel in Bewegung zu setzen und einen Beyfall zu erringen weiß, der den Unparteiischen mit wahrem Erstaunen füllt, kam am 16. August der berühmte „Hund des Aubri de Mont Didier, oder: Der Wald bey Bondi,“ Schauspiel in 3 Aufzügen, nach Pirerecourt, wieder zur Aufführung, wobey Mad. und Ulle. Hilmar (woher?) in den Rollen der Gertrude und Udele als Gäste erschienen. Ulle. Hilmar ist eine freundliche Erscheinung, sie benimmt sich und spricht ziemlich natürlich, und wenn sie erst die unrichtigen Betonungen zu vermeiden und ihr Organ nach den Erfordernissen eines solchen Locales zu verwenden wissen wird, dürfte sie ein kleineres Rollenfach recht genügend ausfüllen. Anders ist es mit Mad. Hilmar: hier kann nicht von Hoffnungen, sondern bloß von dem Vorhandenen die Rede seyn. Ref. gesteht aufrichtig, daß ihm seit geraumer Zeit nicht eine so erstaunliche Menge falscher Betonungen und Nuancirungen vorgekommen ist, wie er sie diesmal aus Gertrudens Munde vernommen, und dies unterstützt von einem Organe, das durch Mangel wechselnder Modulation wirklich nichts weniger als einen angenehmen Eindruck hervorzubringen im Stande war. Die übrigen Beschäftigten, vor allen Hr. Lucas und Hr. Bosard, Aubri und Macaire, wie auch die H. Werle und Spielberger, Seneschall und Capitän, leisteten Entsprechendes. Gleicherweise verdient Ulle. Wildsch, Eloi, und Hr. Nestroy, Bertrand, als recht verdienstlich genannt zu werden. Der Vorstellung ist überhaupt eine gewisse Rundung nicht abzuspochen, welche in diesem Theater bey Ausführung ähnlicher dramatischer Evolutionen gewöhnlich Statt findet. — Der abgerichtete Pudel, ein Eigenthum der Gastirenden, wirkte auf Macaire und auf die oberen Regionen hinreißend und entging nur mit Mühe der Ehre des Hervorrufens.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:

Harm — O, nie! Harmonie.

(Mit Nr. 35 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 29. August 1833.

104

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Bannerträger.

Ballade.

Hilf Himmel! welch ein Fechten
In Feld und Waldesnacht! —
Herr Leopold kam zu rechten
Mit Sempach's troh'ger Macht.

Hey, wie das Schwert da sauset,
Wie langt da aus der Speer,
Wie prellet da und brauset
Zusammen Heer an Heer!

Nicht aber mocht' erzielen,
Was sich verhofft der Held,
Zumeist, wie Garben, fielen
Die Seinen hin in's Feld.

Er selbst, von Gram bewegt,
Nicht lang' mehr streiten mag,
Zu seinen Rittern leget
Ihn bald ein grimmer Schlag.

Nur Freiburg's Banner wehet
Hochflatternd noch im Wind,
Sein tapf'rer Fähnrich stehet,
Der fällt nicht so geschwind.

Der braucht um recht zu hauen
Nicht leicht den zweyten Streich,
Und die nicht flieh'n mit Grauen,
Die liegen bald gar bleich.

Was ist ihm doch geschehen
Nur jezt mit einem Mal,
Was bleibt er reglos stehen
Als wie ein Bild von Stahl?

Die Fahn' in seinen Händen
Hin sinkt sie auf's Gestein,
Wie konnt' sich's so nur wenden,
Was mag die Ursach' seyn?

Vor ihm da liegt erschlagen
Der Herr in seinem Blut,
D'rum kommt ein solch Verzagen
Mit Eins in seinen Muth.

Für den er gern' vergossen
Sein Herzblut, warm und roth,
Der liegt, das Aug' geschlossen,
Dahingestreckt im Tod.

Doch wie er so betrauert
Den Todten, ihm so werth,
Da kommt's, wie Sturmwind schauert,
Heran mit Spieß und Schwert.

Schon droht der Fuß der Flucht'gen
Verstümmlung ihm und Schmach,
Doch ist um sie zu zucht'gen
Ein tapf'rer Arm zu schwach.

Umsonst ist Ruf und Bitten,
Nicht wehret Troh und Streich,
Fort tobt's in Sturmeschritten,
Vorüber gilt jetzt gleich.

Da flammt's mit einmal helle
Dem Fährich durch den Sinn,
Und auf den Leichnam schnelle
Wirft er zum Schutz sich hin.

Obgleich auch angedrungen
Jetzt kommt der grimme Hauf,
Er hält ihn fest umschlungen
Und mag von ihm nicht auf.

Manch' Eisenschuh wohl zwenget
Den Leib ihm an's Gestein,
Wohl liegt er so bedrängt,
Und leucht in arger Pein.

Schon ist bedeckt mit Wunden
Die Schulter glatt und weiß,
Doch an den Herrn gebunden
Bleibt er im bangsten Schweiß.

So braust im wirren Gange
Hin über ihn die Flucht,
Doch schmerzet ihn nicht lange
Der schweren Tritte Wucht.

Der Schuh hat ausgedrückt,
Wenn schon der Fuß nicht fern,
Und aller Qual entrückt,
Umschließt er noch den Herrn.

Im Tod selbst, unbejammert,
Hängt er an ihm noch stumm,
In ihm ja hält umklammert
Zugleich er seinen Ruhm.

Denn ewig lebt der Muth'ge
 Hinfort, durch seine That,
 Ob auch das Haupt, das blut'ge,
 Der Feind mit Füßen trat.

Johann N. Vogl.

Anmerkung. Der heldenmüthige Bannerträger, dessen tragischer Tod dem Verfasser den Stoff zu vorstehender Ballade geliefert, und der in der Schlacht bey Sempach das Banner der Stadt Freyburg (im Breisgau) trug, nannte sich: Martin Malterer.

Fragment eines Parterregesprächs.

Indem ich eines Abends, um der Vorstellung der „Hagestolzen,“ von Iffland, beizuwohnen, auf einer der mittlern Bänke des Parterre's Platz nahm, gab mir der Zufall einen ältlichen, mit einem ziemlich unscheinbaren und altmodischen grauen Rocke bekleideten Mann zum Nachbar, der die Merkmale eines leicht in Bewegung zu versetzenden Gemüthes so wenig zu verläugnen im Stande war, daß ihm schon im ersten Act, während der Scene zwischen Valentin und dem Pächter Linde, die hellen Thränen über die Backen herabliessen. Diese Wahrnehmung erweckte bey mir den Wunsch nach einer nähern Bekanntschaft mit dem sentimentaln Graurock, und ich suchte demzufolge sogleich, nachdem der Vorhang gefallen, mittelst einer ihm dargebotenen Prife Schnupftabaß, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, um ihm zu beweisen, daß er nach den Regeln der neuern Ästhetik zu einer solchen Nührung durchaus keinen Grund habe, und daß er nicht minder gegen den guten Geschmack als gegen alle Sitte und Schicklichkeit verstöße, wofern er bey dem Anblick eines solchen, schon längst in verdienten Mißcredit gerathenen, hausbackenen Jammers und Glends, länger in Thränen zerfließe.

Noch war ich aber mit der ihm zugeordneten Strafpredigt bey weitem nicht bis zur Ruhsanwendung selbst gekommen, als er bereits seine Miene zu einem süßsauren Lächeln verzog, den Kopf zu schütteln begann und, gestützt auf eine ganz entgegengesetzte Ansicht und Überzeugung, mir auf die nachdrücklichste Weise in die Rede fiel.

„Gott erhalte mir die guten alten Iffland'schen Stücke!“ rief er mit so kräftiger Stimme, daß ich erschrocken nach den leeren Bänken mich umsah, welche gleichfalls über einen Ausruf solcher Art ihre stumme Verwunderung darzulegen schienen. „Was soll denn wohl ein gutes bürgerliches Schauspiel anders seyn, als ein naturgemäßes, dem wirklichen Leben sich innig anschließendes Gemälde, mit richtiger, aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens hervorgehenden Charakterzeichnung der darin auftretenden Personen, und mit einer wohlangelegten, folgericht sich entwickelnden, und das Interesse mehr und mehr in Anspruch nehmenden Handlung? Nun frage ich Sie, ob es wohl einem einzigen unter unsern jüngern Schauspieldichtern gelungen ist, diesen Forderungen, die, trotz aller Wandelbarkeit des Geschmacks, immer die nemlichen bleiben werden, in gleichem Grade Genüge zu leisten, wie es Iffland gethan? Heften Sie doch einen etwas schärfer prüfenden Blick auf die gegenwärtig an der Tagesordnung befindlichen dramatischen Erscheinungen, und es wird Ihnen klar genug in die Augen springen, wie in denselben der mehr oder minder verfehlte Zweck sich kund gibt, durch Unnatur, Flachheit und Alltäglichkeit der Charaktere, unkünstlerische Willkühr in Verknüpfung und Entwicklung der Ereignisse; kurz, durch Gebrechen und Mängel, die zu über-

wiegend sind, als daß die etwa darin enthaltenen bessern Einzelheiten für das mißlungene Ganze zu entschädigen vermöchten; während man bey der Mehrzahl der Iffland'schen Schauspiele über den Totaleindruck, den sie auf jedes für Wahrheit und Leben empfängliche Gemüth hervorbringen, gern so manche mit in den Kauf zu nehmende einzelne Breite und Weiterschweifigkeit vergißt. Halten Sie z. B. einmal den Iffland'schen „Spieler“ gegen den des Hrn. Angeley; und wenn dieser Vergleich nicht gänzlich und in jeder Beziehung zum Nachtheil des Letztern ausfällt, so will ich nie gelernt haben, eine Melone von einem Kürbis, oder einen Schauspiel dichter von einem Schauspiel macher zu unterscheiden! Dort ein zwar leichtsinniger und leidenschaftlicher Wüstling, der aber selbst im wildesten Zaumel der ihn entflammenden Begierde noch immer edlerer Empfindungen fähig ist und eben dadurch Theilnahme für sich erweckt; hier ein nichts-würdiger, schon bey dem ersten Erscheinen vollendeter Hallunke, bey dessen Erblickung sich das an ihm zu nehmende Interesse mehr und mehr nur in das Bedauern auflöst, daß man ihm noch keinen Block an die Veine gehangen! Dort die herzergreifende, in allen ihren einzelnen Theilen mit den Erscheinungen der Wirklichkeit übereinstimmende Darstellung eines durch Künste der Verführung und eigene Zügellosigkeit immer tiefer sinkenden und dem Verderben mit immer stärkern Schritten entgegeneilenden Gemüthes, das, der innern und äußern Wahrscheinlichkeit nach, keinen Augenblick aufhört, zum warnenden Spiegel zu dienen; hier ein barbarisches Gewirre von theils ganz gemeinen, theils ganz unglaubwürdigen Spitzbübereyen und Ruchlosigkeiten, vor welchen die Kunst erröthet und die Polizey erblaßt; fünfundvierzigjährige Gräuel aller Art, welche, obwohl mit der geräuschvollsten Plumpheit vollführt, sich vor den Augen der Justiz dennoch in einen so undurchdringlichen Nebel hüllen und einander allmählig dermaßen überbieten, daß zuletzt, um ihnen Gehalt zu thun, Feuer vom Himmel fallen muß, wie zu Sodom und Gomorrha! Doch was entrüste ich mich über Theaterproducte, die trotz des glücklichen Eifers, mit welchem sie an der Verderbniß des guten Geschmacks arbeiten, zeitig genug in der eigenen Werthlosigkeit ihren Untergang finden werden!“

„Meiner Meinung nach,“ wandte ich dagegen ein, „verdanken sie die befallige Aufnahme, welche sie bey dem Publicum finden, vielmehr dem Umstande, daß sie der Stimmung, dem Bedürfnisse und den Forderungen des herrschenden Zeitgeistes so genau sich anschließen, indem sie ihm darbieten, was er eben verlangt. Seit Schiller uns belehrt hat, daß wir den Familienjammer weit bequemer und wohlfeiler zu Hause selbst schauen und genießen können, haben wir uns allmählig daran gewöhnt, uns durch häusliche Sorgen und Verlegenheiten von so alltäglicher Art nicht im geringsten mehr anfechten zu lassen. Wie sollten sie denn auch, indem wir sie auf dem Theater dargestellt erblicken, einen so tiefen und erschütternden Eindruck auf uns machen, wenn wir uns in der Wirklichkeit mit so leichtem Muth darüber hinwegzusetzen verstehen? Nur ungewöhnliche Erscheinungen also können noch, bey unserm gereiften Kunstsinne, uns nach dem Schauspielhause locken; nur stärker wirkenden Mitteln kann es gelingen, unser Gemüth in Bewegung und unsere Augen unter Wasser zu setzen. Der Wehmuth muß das Grauen sich beygesellen, und sollen wir uns gerührt fühlen, so muß uns zugleich die Haut schauern. Urtheilen Sie daher nicht so streng über die Arbeiten unserer neuern dramatischen Schriftsteller! Der angestrenzte Eifer, mit welchem sie sich den Kopf zerbrehen, um immer neue Verkettungen von Gräueln und Ruchlosigkeiten zu ersinnen und ihnen eine drama-

tische Form zu verleihen, gleicht nur dem Bestreben des Krämers, der es sich angelegen seyn läßt, gangbare Waare zu Märkte zu bringen. Sie wissen, daß die schreyendsten Unwahrscheinlichkeiten Eingang und Glauben finden, sofern sie nur in ein hinreichend gräßliches Gewand gekleidet erscheinen; und wenn sie bis dato nicht gewagt haben, noch drastischer zu Werke zu gehen, und z. B. den Scharfrichter in optima forma mit Rad und Schwert sein Amt auf der Bühne verrichten zu lassen, so ist der Grund hievon weit weniger in der Besorgniß, Sitte und Anstand dadurch zu verletzen, als in anderweitigen technischen Hindernissen zu suchen. Wenden Sie einmal Ihren Blick auf das geringe Häuflein der Zuschauer, die heute hier im Schauspielhause sich eingefunden. An der Vermuthung, das Stück nicht in erwünschter Vollkommenheit aufgeführt zu sehen, kann es schwerlich liegen, daß kein zahlreicherer Besuch sich eingestellt; da es bekannt genug ist, daß gerade die künstlerische Darstellung von Familiengemälden dieser Art hier in der Regel nur wenig zu wünschen übrig läßt. Wenn Sie überdieß annehmen, daß ein beträchtlicher Theil der Anwesenden nur aus alltäglicher Gewohnheit oder Langweile sich hier befindet, so werden die eigentlichen und ächten Anhänger der alten Schule wohl eben keinen sonderlich bedeutenden Überschuf bilden. Es liegt also lediglich an dem Umstande, daß man es, sobald von theatralischer Anschauung die Rede ist, lieber mit einem tüchtigen Mordbrenner, als mit einem hypochondrischen Hofrath, lieber mit einer wahnsinnigen Schwärmerinn, als mit einer auf Pfänder leihenden Heuchlerin, lieber mit einem der Galeere entlaufenen Galgenvogel, als mit einem stillgemüthlichen, sich und die Seinigen mit Schwarzbrot fütternden Landpächter zu thun hat.“

„Schlimm genug,“ versetzte der Graurock, „daß man sich nach dem Theater drängt, um hier mit Vergnügen und Wohlgefallen an aufgestellten Charakteren sich zu weiden, die man in der Wirklichkeit mit Abscheu und Widerwillen als die Pest der menschlichen Gesellschaft betrachtet! Ich aber, der ich an dergleichen dramatischen Ausgeburten nun einmal keinen Geschmack finde, wüßte nicht, warum ich es verläugnen sollte, wenn ich auf sanftere Weise mich bewegt und ergriffen fühle, und warum ich mithin mich der Rührung zu schämen hätte, in welche des Pächters unwiderstehlich zum Herzen sprechende Schilderung mich versetzt hat!“

„Bey dieser Weichheit des Gemüthes aber,“ fuhr ich fort, „und bey der Leichtigkeit, mit welcher bey Ihnen die Thränenschleußen sich öffnen, kann ich nur nicht begreifen, wie Sie es anfangen wollen, um für den Tribut, den der vierte und fünfte Act mit ihren Schlag auf Schlag auf einander folgenden, zur Rührung auffordernden Scenen von Ihnen erheischen werden, noch ein trockenes Fleckchen im Schnupstuche vorrätzig zu behalten: — für die zur nähern Anschauung gebrachten Trübsale und Kümmernisse selbst, mit welchen die ländliche Familie zu kämpfen hat; für das wehmüthige Geständniß der Hausmutter, daß man seit mehreren Wochen, zur Ersparniß des Pachtzinses, nichts Warmes gegessen, und eine noch frugalere Lebensweise für die nächstfolgenden Monate beschlossen hat; für die altklug naive Frage der Kinder um ihren zur Deportation verurtheilten Hammel; für des Hofraths aus halb elegischem, halb idyllischem Grundstoff sich entwickelnde zärtlichere Gefühle, und für Margarethens treuherzige Provocation auf die Weissagung der seligen Mutter; mit einem Worte, für alles, was, bis auf den hölzernen Vorlegelöffel bey Tische, durch die getreueste Nachahmung der Natur —“

Hier ward das Gespräch durch Wiederaufgehung des Vorhanges unterbrochen. „Nachher ein Weiteres!“ flüsterte mein Nachbar mir zu, wandte das Gesicht von mir hinweg, und begann jetzt seine Aufmerksamkeit ausschließlich und ungetheilt auf den Fortgang des Spieles zu heften. P 31.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Hrn. Wurda, vom großherzogl. Theater zu Streflitz.

Hr. Wurda trat zum ersten Male am 16. d. M. und zwar als Max in Weber's „Frenschützen“ auf. Im Vergleich mit den erst kürzlich gemachten Erfahrungen und den Erfolgen anderer Gastfänger auf unserer Opernbühne, können wir den Eindruck, den Hrn. Wurda's erstes Erscheinen hervorbrachte, nicht anders als einen günstigen nennen, und wir theilten den Wunsch vieler Anwesenden, daß es dem Gaste gelingen möchte, diesen Eindruck auch für seine folgenden Darstellungen zu erhalten. Hrn. Wurda's Stimme gehört nicht zu den kräftigen, imponirenden, oder wie man oft sagt, großen Stimmen, aber sie ist von ziemlichem Umfange, in den mittleren Tönen wohlklingend, in den höheren leicht und sicher ansprechend und oft von recht wohlthuendem Ausdruck. Seinem Vortrage fehlt es noch an Sicherheit und Ausbildung, und eine gewisse Unbehüllichkeit, im Spiele wie im Gesange, hindert ihn nicht selten an dem Gebrauch seiner Mittel. Eine gute Schule, Fleiß und tüchtige Vorbilder würden einen sehr brauchbaren Sänger aus ihm machen. Die guten Eigenschaften, deren wir so eben gedachten, zeigten sich bey der bekannten Introductions-scene im „Frenschützen“; auch die gleich darauf folgende große Arie des Max erfreute, ja überraschte so allgemein, daß Hr. Wurda nach derselben unter großem Beyfalle hervorgerufen wurde. Weniger sicher und erfolgreich erschien das Mitwirken des Gastes in dem Terzett des zweyten Actes, in der Scene mit den beyden Mädchen, wo jener oben bemerkte Mangel an musicalischer Ausbildung mitunter fühlbar wurde. Desto befriedigender trat Hrn. Wurda's Gesang im Finale des dritten Actes hervor. Sein Vortrag dieser Stelle war durchaus tadellos, selbst ausgezeichnet durch Gefühl und Ausdruck; der Beyfall des Publicum am Schlusse der Vorstellung, wo der Gast noch einmal hervorgerufen wurde, kann nur als gerechte Würdigung gelten. — Am 20. d. M. erschien Hr. Wurda als Fra Diavolo in der gleichnamigen Oper Uubers. Die Parthie mag für einen sehr gewandten Darsteller in dramatischer Hinsicht leicht zu den dankbarsten gehören, in musicalischer ist sie es gewiß nicht, in dieser ist sie nichts als schwierig, wie denn überhaupt die ganze Oper mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk genannt werden kann. Hr. Wurda ist den bizarren und abenteuerlichen Schwierigkeiten einer solchen Ländichtung nicht gewachsen, der Grad seiner Kunstfertigkeit reicht für dieselben nicht aus, und das unselbige Streben, das selbst fremden Gästen wie eine klimatische Krankheit sich mitzuthun scheint, durch übermäßige Anstrengung, durch recht lautes Singen, oder besser gesagt, durch Schreyen, die übrigen Mängel zu ersetzen, konnte auf seine Leistung nicht anders als nachtheilig einwirken. Hrn. Wurda's Stimme ist, wenn sie in ihren natürlichen Grenzen bleibt, wohlklingend und angenehm; über diese hinaus und bis zur Ungebühr angespannt, wird sie, wie vielleicht jede, klanglos, unrein, mistönend. Für einen noch jungen Sänger, der noch so Vieles zu lernen und so Manches abzulegen hat, ist ein Abweg dieser Art doppelt gefährlich. Die im zweyten Acte eingelegte Arie zur Guitarr, die vom Componisten zwar für diese Oper geschrieben ist, aber bey uns noch von keinem Darsteller des Fra Diavolo gesungen wurde, ist wohl recht hübsch, allein sie erfordert große Geläufigkeit der Stimme und viel Fertigkeit im Vortrage. In beyden war Hr. Wurda nicht durchaus genügend. Die bekannte Arie im dritten Acte (in der das Räuberleben geschildert wird) gelang dagegen vorzugsweise vor den übrigen Nummern und ward denn auch von dem aufmerksamen, heute in seinem Schweigen wie in seinem Beyfalle gerechten Publicum nach Verdienst anerkannt. Im Spiele des Hrn. Wurda blieb Manches zu wünschen übrig, besonders da, wo er sich von einigen unbewachten Momenten (wie z. B. nach der Mahlzeit im ersten Acte) überraschen ließ.

Am 17. d. M. trat Ull. Marie Chnes zum ersten Male als Rosine in Rossini's „Barbier von Sevilla“ in dem hiesigen Operntheater auf. Sie war seit mehreren Jahren dem Wiener Publicum als Concertfängerinn bekannt gewesen, und wir haben in diesen Blättern ihrer ausgezeichneten Kunstfertigkeit bey Gelegenheit der alljährigen Winterconcerte öftere und rühmende Erwähnung gethan. An Rehsfertigkeit, an Ge-

läufigkeit in den Passagen und Coloraturen, wie überhaupt in den Miniaturvollkommenheiten der modernen Gesangskunst wird Alle. Ohnes heutigen Tages in Wien wohl nicht viele Mitbewerberinnen um den Preis finden; allein es fragt sich, ob diese Vollkommenheiten allein, so passend sie auch für den Raum und die Ansprüche eines Concertsaales seyn mögen, den höheren Anforderungen des Theaters und dramatischen Vortrages genügen werden. Die Künstlerin scheint, wenn wir nicht zu vorschuell nach der ersten Probe urtheilen, die Wichtigkeit dieses Unterschiedes nicht gehörig beherzigt, und vielleicht zu unbedacht die erprobte Bahn, auf der sie Ausgezeichnetes zu leisten im Stande war, mit einer neuen, ihrer Persönlichkeit viel weniger zusagenden, vertauscht zu haben. Gegen den Vortrag sämtlicher Nummern in der heutigen Rolle läßt sich, in dem Sinne, in welchem Musikstücke dieser Gattung meistens gesungen werden und beurtheilt seyn wollen, d. h. als Concertstücke, gewiß nichts einwenden, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als das zu wiederholen, was wir über eben diese Musikstücke, von derselben Künstlerin vorgetragen, schon öfter auszusprechen Gelegenheit hatten. Den Erfahrungen, die uns bevorstehen, dürfen wir natürlich nicht vorgreifen, aber gewiß wird es allen Theaterbesuchern erfreulich und nicht wenig überraschend seyn, wenn die kunstgeübte Concertsängerin in der Folge auch den wahren, eigentlichen Beruf zum Theater, ohne den sich auch in der Oper nichts auf den Brettern wirken läßt, entwickeln sollte. — Eine neue, oder vielmehr erneute und höchst willkommene Erscheinung für das Wiener Publicum war Hr. V i n d e r, der vor Kurzem von seiner mit großem Erfolge begleiteten Reise nach London zurückgekehrt, zuerst in seiner Lieblingsrolle als Masaniello, dann heute in der nicht minder gelungenen Parthie des Grafen Almaviva wieder auftrat. — Er ward von den Anwesenden mit großer Theilnahme begrüßt, und machte sich dieser Auszeichnung durch den schönen Vortrag aller seiner Gesangstücke vollkommen würdig. In seinem Genre und in einem nicht allzu großen Locale wird Hr. V i n d e r unter den gegenwärtigen deutschen Sängern wohl nur von wenigen erreicht, vielleicht von keinem entschieden übertroffen werden. — Über die heutige Vorstellung des „Barbier von Sevilla“ in Betreff der übrigen Parthien, finden wir keinen Beruf etwas weiteres hinzuzufügen.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 14. August wurde zum ersten Male gegeben: „Männerfreundschaft,“ ein Lustspiel in 4 Aufzügen, nach dem Englischen des M u r p h y von E. G r a m m e r s t ö t t e r, welches bereits durch frühere Aufführungen auf dem k. k. Hofburgtheater bekannt und nun auch auf der Josephstädter Bühne recht beifällig aufgenommen worden ist. Die Tendenz des Stückes geht dahin, durch witzige und glücklich erfundene Situationen und Wendungen, kurz, auf dem Wege der Ironie darzuthun, daß das, was der Titel besagt, eigentlich nur dem Gebiete des Wahnes angehöre; und ähnliche Lustspielstoffe, wenn sie anders von dem Dichter nur halbwegs glücklich und mit Geschick behandelt werden, finden fast immer ein geneigtes Publicum. Der genannten Piece ist dieses Verdienst in jeder Rücksicht zuzuerkennen; der Humor ist vorwaltend, die Dinge schürzen sich auf eine komisch-spannende Weise, die Lösung ist nicht ohne Delicatesse herbeigeführt, und Ref. kennt keinen andern Wunsch, als daß dem Stücke sein eigentliches Costume und Territorium, nemlich das von England, beybelassen worden wäre. In dieser Sphäre hätten sich die Charaktere, wie sie vorliegen, weit besser, zum mindesten wahrscheinlicher entfaltet, Thorberg könnte füglich ein englisirter Franzose seyn, während sich in Flamming's Handlungsweise so recht das unsichere Treiben eines verlegenen Engländer's ausdrücke. Auf deutschem Grund und Boden sind diese Erscheinungen theils zu leicht bewegt, theils zu wenig stichhaltig, um mit dem Nationalcharakter in Übereinstimmung zu stehen. — G r a m m e r s t ö t t e r's Gewandtheit in Behandlung ähnlicher Stoffe ist so bekannt als lobenswerth, und wir können daher füglich, ohne uns länger mit dem Stücke selbst zu beschäftigen, auf die Vorstellung übergehen, welche dem größten Theile nach unsere Anerkennung in Anspruch nimmt. Hr. F i s c h e r, als Banquier Flamming in einer Sphäre beschäftigt, die eigentlich nicht sein Bezirk ist, bewies sich auch im Conversationsstücke als verdienstvoller Schauspieler; Natürlichkeit und Klarheit sind die Vorzüge, die wir gerne an ihm gewahren, wozu sich auch diesmal hinlängliche Veranlassung fand, und wohl noch mehr hätte finden können, wenn die Anforderungen des Gedächtnisses gänzlich befriedigt worden wären. Costumirung und Frisur hätten wohl auch etwas mehr Sorgfalt verdient. Hr. K i n d l e r, Thorberg, bewegte sich nach seiner Weise, rührig, lebendig und bühnensicher: aber es liegt ein gewisses „zu viel“ in dem Colorit

seiner Darstellungen, welches mitunter an die Linie des Rarrirkten freift. Anstand, feine Haltung und Delicatesse sind unerlässliche Bedingungen für den eifsen erobersüchtigen Thorberg. Hr. Dietrich, Lobenstein, wird der Ton leichter Conversation eigen werden, wenn er in seiner lobenswerthen Bemühung fortfährt. Unter den Frauen setzt Referent Mad. Matte als Orvigny obenan; in ihrem Spiele entfaltete sich eine Eleganz und angenehme Leichtigkeit, welche in ähnlichen Lustspielparthien sehr wohlthätig wirkt. Die sentimentale Parthie der Luise, Mad. Fischer, ist nicht geeignet, so befriedigend hervorzutreten; jedoch müssen die Eingangsscenen des letzten Actes lobend erwähnt werden. Ute. Beisteiner, Emilie, hob den Leichtsinns des Charakters etwas zu markirt hervor und wir vermiften den innern, gutmüthigen Zug des Herzens, auf welchen Flammig sein Glück baut, so wie den vielbesprochenen Familienstolz, der sich doch durch Anstand hätte kund geben können; ihre Garderobe war ausgezeichnet schön. — Das Stück ging im Ganzen recht gut zusammen, da die gerügten Mängel nirgends allzu fühlbar vorwaltend wurden; das Publicum unterhielt sich recht gut und gab oftmalige Zeichen des verdienten Beyfalls.

Das in französischen und andern auswärtigen Blättern oft und vielbesprochene Drama (?) in 3 Acten: „Der Beseffene, oder: Peregrin's Wahn und Leiden“ (der Originaltitel ist eigentlich: „Dominik, der Beseffene“), kam zum ersten Male am 21. d. M. in einer freyen Bearbeitung für diese Bühne eingerichtet zur Darstellung. Die pompöse Aufschrift: „Drama,“ gebührt diesem Stücke in keiner Art; denn seinem Material und der, wenigstens objectiv, humoristischen Hauptfigur nach ist es ein Lustspiel, wenn gleich keines in bester Form, und nur Zeit, Ort und Costume sind es, die den Neben Umständen eine Art von ernstem Anstrich verleihen, der jedoch in ihrer Bezüglichkeit zu jener Hauptfigur bald verschwindet. Der Verf. war bemüht eine der bizarrsten Ideen, die uns je vorgekommen, darin auszudrücken; ein Unzufriedener, der durch Zufälle veranlaßt, in den Wahn geräth, er habe einen Pact mit dem Bösen geschlossen, um welche tolle Einbildung sich alle Erscheinungen und Gruppierungen des Stückes so drehen und gestalten, daß Peregrin darin immer neue Gründe für seinen Wahnglauben findet, — dieses ist der dramatische Handel, der uns in dem „Beseffenen“ geboten wird: mitunter recht humoristisch gefärbt, aber im Verlaufe langweilig und sogar peinlich durch das immer gleich bleibende Treiben der Hauptfigur, leer durch die mitdurchlaufende, nichts sagende Intrigue der übrigen Personen, und vollends unwirksam durch drei schlechte Actschlüsse, welche alles, was etwa früher an Heiterem vorkam, durch ihr Unpassendes vergessen machen. So schließt der erste Act mit einer gemeinen Herrerey und Schlägerey; der zweyte mit einem langweiligen Monologe, der dem Nöthel der Regie leider! entgangen ist; der dritte endlich endigt nicht bloß, sondern spielt vielmehr durchaus auf die ordinärste Komödienweise, — und dieser „Beseffene“ hat daher bey uns nicht einmal von der gegenwärtigen theatralischen, viel weniger erst von der dramatischen Zauberkräft unserer überrheinischen Nachbarn einen besondern Begriff erregt. Es darf nemlich nicht vergessen werden, daß eben dieses Stück bis zu seinen spätesten Vorstellungen auf einem vielbesuchten Pariser Theater ungemeine Theilnahme erregte, deren es sich jedoch in Deutschland kaum erfreuen dürfte. Die dramatische Comparserie anlangend sind alle Rollen untergeordnet worden, um Eine, die des Peregrinus, hervortreten zu lassen. Diese spielte Hr. Kändler mit unläugbarem Fleiße, welcher die Theilnahme des Publicums erwarb; jedoch sehen wir uns genöthigt, auch hier unsere frühere Bemerkung über Hr. Kändler's Streben zu wiederholen. Nächst ihm gelang es nur Mad. Fischer, Blanca, in der effectvollen Situation des dritten Actes verdienten Beyfall zu gewinnen. Ute. Beisteiner, Susanna, vergaß in ihrer Scene mit dem Oberschultheiß ganz die Achtung, welche eine Dienerinn der Stadtoberkeit schuldig ist. Mad. Schmidt, so wie die H. Walther und Dietrich führten ihre kleinen Parthien genügend aus.

Modelld XXXV.

Kleid von gesticktem Linon, nach einem Original von Hr. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Ein Creppzeughut mit Blumen und Gazeband geziert, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 31. August 1833.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Des Todtengräbers Brautnacht.

V o l l s m ä h r e.

Was stehen die Gräber in Blumen und Pracht?
Heut' ist Todtengräbers Hochzeitnacht.

Vor dem sonst verstummet Freude und Schmerz,
Dem glüht heut' in Liebe das eigene Herz.

Die Hochzeiter gehen, da führt er sogleich
Sein süßes Lieb in sein stilles Vereich.

Scheu über den Weg hin schleicht die Braut,
Sie ist mit den Gräbern noch nicht vertraut.

Gar stumm und still liegt's im Abendschein';
„Ach, bleib', und tritt mit mir herein.“

„Ich darf noch nicht kommen, süß Lieb' schließ' zu,
Muß legen noch eh' meine Kinder zur Ruh'.“

Und bang und trüb schlüpft süß Lieb, in's Haus,
Er tritt mit Schaufel und Spaten hinaus.

Er gräbt gar fleißig, und denkt dabey
An's Auge wie Stern, an die Wange wie May.

Er hört sie weinen im Hause sehr,
Noch niemals kam ihm die Arbeit so schwer.

„Ich vergehe vor Angst, ach, eile zu mir.“
„Sechs Schuhe tief, sechs Schuhe lang, dann komm ich zu dir.“

„Ich sterbe vor Schauder, und kommst du nicht schnell,
Magst graben für mich auch ein Grab zur Stell'.“

Da kann er nicht halten, da eilt er hinein,
Läßt bettlos die Kinder im Vollmondschein'.

Der Wind heult wüst durch der Gräber Kreis,
Im Häuschen flüstert's wie Seufzer leis.

Sie deckt ihn so warm mit Küßen zu; —
Seine Kinder die gingen auch gern' zur Ruh'.

Mit dem weißen Hemde lang und schmal
Spielt traurig der einsame Mondenstrahl.
Und wie es nun zwoölfe schlägt vom Thurm,
Da werden sie wach im kalten Sturm.
Sie recken sich mühsam und recken sich lang,
Als hätten sie böse geschlafen und bang.
„Und sind wir denn noch nicht im Mutterarm,
Und liegen im Bette nicht tief und warm!“
„Ey ja, der Vater vergaß uns wohl,
Sein neues Lieb das herzt ihn toll.“
Da strecken sie auf sich gar und ganz;
„Heida, nun lustig zum Brautnachtanz!“
Es fidelt der Sturm, Wetter Kauz ist nicht stumm;
Welch seltsamer Brautzug flattert herum!
Und näher und näher schwirrt es um's Haus;
Der Bräutigam schlägt ein Kreuz hinaus.
„Komm Bräutchen, hold Bräutchen! und tanz' auch mit,
Spielmann ist der Sturm, das Irrelicht glüht.“
Dem zappelnden Bräutchen schnellst Arm und Bein,
Da braust es schon jubelnd die Kammer herein.
„Holla! nicht länger gespreizt und geziert!“
Nun hat sie's schon Beyde tausend entführt.
Und da ringelt's, da gaukelt's, da flirt es wie irr,
Rings über die Gräber in tollem Geschwirr'.
Mit Knochenhand hat es das Pärchen erfaßt,
Und schleift es und schwingt es in tobender Hast.
Ein's schlägt es dumpf, der Spuk ist vorbei,
Es leuchtet der Mond, von Wolken frey.
Im Brautgemach aber wird's nimmer laut,
An kaltem Herzen liegt kalt die Braut.

Eschabuschnigg.

Der Wasserfall des Fallbachs bey Gaming.

Unser Vaterland ist wie ein gutes Buch, so oft es auch durchforscht wird, immer bietet es neue Schönheiten. — G a m i n g ward seiner herrlichen Karthause wegen bisher wohl oft besucht, und mit vollem Rechte, denn darf sie auch gerade nicht jener von Grenoble (la grande chartreuse) oder der von San Martino bey Neapel an die Seite gestellt werden, ein großartiges Werk, das seine Bestichtigung gewiß lohnt, bleibt sie unstreitig. — Doch auch die Natur wollte hier, wie wir sehen werden, nicht zurückbleiben, sondern, so scheint es, mit dem düsteren Menschenwerke einen Wettkampf eingehen, denn doppelt heiter ließ sie hier ihre ewig jungen Reize prangen, so daß den Wanderer eine angenehme Wahl zweysfach an die Gegend kettet.

Der Wasserfall, welcher hiemit meines Wissens zum ersten Male öffentlich besprochen wird, liegt eine Stunde südlich von Gaming und ist gewiß die vorzüglichste Naturschönheit dieser herrlichen Gebirgsgegend. — Ich will getreu

berichten, was ich sah, ohne Übertreibung; mein Zweck ist, die Besucher jener Gegenden auf eine neue Würze ihrer Reise aufmerksam zu machen. — Der Fall ist bis zum Augenblicke noch so wenig bekannt, daß man selbst viele Bewohner Gamings vergeblich nach ihm fragen würde, doch zum Glück — nicht alle. Wer sich nach der Beschreibung des Weges, die ich möglichst genau zu geben mich bemühen werde, doch nicht zurecht zu finden getraut, wende sich an Herrn Alois Zechmeister, Rothgerber und Steinkohlgewerken zu Gaming, dessen unermüdlige Gefälligkeit hierin gewiß Jedermann gerne an die Hand gehen wird. Sollte derselbe jedoch nicht zugegen seyn, was bey seiner Beschäftigung in dem neu angelegten Steinkohlenwerke wohl häufig sich trifft, so nehme man den Nächstbesten zum Führer, lasse sich durch ihn zu den von mir, nach Erkundigung an Ort und Stelle, bezeichneten Puncten geleiten und man wird dann, hoffe ich, den Wasserfall dennoch finden. —

An der unheimlichen Taverne, dem Gemeindegewirthshause des Ortes vorbei, welches außer einer merkwürdigen Schießstätte, deren Stände sich im ersten Stockwerke desselben, die Ziele aber hoch am Berge ober dem Hause befinden, nichts Anziehendes bietet, verfolge man die Straße nach Lunz, zur Linken des Gamingbaches, der hier eilend an einem jenseits gelegenen Pfannhammer vorüberauscht, bis zur Karthause, welche eben zu einem Sommerschlosse für den dormaligen Besitzer, einen Grafen von Festetics, umgestaltet wird. — Auf dem steilen Dache der Zimmermann, in den engen finstern Klostergängen die sprengenden, meißelnden Bauleute, so wie Regen und Sturmwind, die durch unbeglaste Fenster wüthen, werden das Ihre redlich beytragen, den großartigen und so eigenen Bau der Karthause bald ganz unkenntlich zu machen. —

Dem Haupteingange zu derselben schief gegenüber führt zur Linken eine wenig befahrene Straße einen Hügel hinan, den man auf ihr zu ersteigen hat. Die Gegend um denselben heißt „im Ziegelofen,“ wo der Weg eine kurze Strecke so ziemlich eben fortgeht, dann über einen Theil abgestockten Waldes, Zäune und Felder rechts etwas aufwärts bis zu einem kleinen Wäldchen, wo man sich in den „Gaminggraben“ hinabwendet. Ist man an der einsamen Hütte des „Gamingbauers“ vorüber unten angelangt, so erscheint ein schöner Ring von Bergen, der die linke Wand des herrlichen Thales bildet. Die Reihe von der Linken zur Rechten eröffnet der „Kirchstein,“ ein bewaldeter, schöner Berg mit breitem Rücken; an ihn lehnt sich der „Dreyeckberg,“ aus dessen dunklem Walde mächtige Felsen ragen, sein Nachbar aber, der spitze „Hainkogel,“ zieht seiner eigensinnigen Form wegen unsere Aufmerksamkeit an sich; — recht im Gegensatz zu ihm, erhebt sich neben ihm, der Vierte in der Reihe, gelassen und doch muthig hoch ein Arm der herrlichen „Gföller Alpe“ hinan, vor dem sich der felsige und gemsenreiche „Gamingstein“ hart vorgedrängt hat.

Die Berge alle, wie gesagt, bleiben zur Linken, rechts aber der waldige „Höllgraben,“ der mit seiner Breite die rechte Wand des Thales bildet. Was ihm an Schönheit mangelt, ersetzt er durch Nutzen, sein Inneres ist reich an Steinkohlen der besten Art, den reinsten „Pechkohlen,“ die, nach dem Urtheile der Kenner, denen von Newcastle nicht nachstehen. — Drey Stollen, worunter der neue im Juny dieses Jahres eröffnete „Dreyfaltigkeitsstollen“ der ergiebigste ist, fördern die Ausbeute zu Tage. — Zur ergiebigeren Betreibung dieses Bergbaues fehlt es leider an den erforderlichen Geldmitteln, der immer mehr fühlbar werdende Holzangel aber wird gewiß einst das Seine dazu bey-

tragen, eine lebhaftere Bearbeitung dieser so ergiebigen Quelle nothwendig zu machen. — Doch zurück zu unserem Wege. —

Man überschreitet nun hart am Fuße des Gamingsteines zum ersten Male den „Fallbach“, den man dann bis zur „Polzbergmühle“ nimmer verläßt, und der sich am Kirchsteine in den Gamingbach ergießt. Bevor man noch die Mühle erreicht, tritt zur Linken ein zweyter Arm der Gföller Alpe hervor. Die Aussicht von ihrem Gipfel, den man von hieraus in drey Stunden ersteigen kann, ist so lohnend wie die des Dötscher. —

Nachdem man noch über eine morsche Brücke gefest, erblickt man endlich vor sich die „Polzbergmühle“, wo sich die Wege scheiden. —

Man wähle den linken, den ein angelehntes Gatterthor schließt, und verfolge denselben am rauschenden Fallbache fort bergan so lange, bis man auf eine mehrere Klafter breite Fläche gelangt, wo sich die Überreste einer Schäferhütte zeigen. — Bis hieher ist der Weg nicht im geringsten beschwerlich — nun aber heißt es zur Rechten waldeinwärts und steil hinan geklettert! — Zum Troste muß jedoch beygefügt werden, daß man bis zur Schäferhütten = Ruine beynabe drey Vierteltheile des Weges zurückgelegt hat.

Bevor man noch bis hieher gelangt, erblickt man zur Linken bereits die Schlucht, in der sich der Wasserfall befindet; von einem jähschießenden waldigen Berge, dem „Schneegraben“ zur Linken und vom „Polzberge“ zur Rechten gebildet. —

In dem ziemlich dichten und verwahrlosten Walde nehme man nun seine Richtung aufwärts, halte sich aber immer mehr links und so ziemlich in der Nähe des Baches, der mit seinem wachsenden Geräusche ohnedieß als Wegweiser dient, indem man sonst in seinem Eifer leicht zu hoch hinauf und oben den Wasserfall gelangen und sich so den schönsten Anblick desselben rauben würde. —

Ist man etwas über eine Viertelstunde weglos geklettert, so erscheint jenseits des Baches eine senkrechte Felsenwand, auf die man nun mit einem Kühnen Sprunge über denselben zusteuert und so mit einem Male sich am Ziele seiner Bemühungen befindet, denn in der Mitte eines Halbkreises von schwindelhohen Felswänden stürzt sich hier der Fallbach ohne Unterbrechung über zwanzig Wiener Klafter herab, und bildet so eine Art Schleyerfall, dessen schöner Anblick die Beschwerden des Weges einer einzigen Stunde gewiß vollkommen lohnt. —

Würde auf diesen jetzt schon so malerischen Fall nur die Hälfte von dem verwendet, was z. B. für den Fall des „Lasingbaches“ und für jenen „beym todten Weibe“ gethan worden ist, so ist meine feste Überzeugung, daß er nicht nur die Kosten gewiß reichlich lohnen würde, sondern dann auch mit vollem Rechte neben jenen beyden zu den schönsten Wasserfällen unsers Vaterlandes gezählt werden dürfte. — Bisher ist aber zu seiner Verschönerung noch gar nichts geschehen, der nächste Zugang noch äußerst beschwerlich, die Wassermasse durch keine auch noch so kleine Schleuße geschwellt, mit einem Worte: er ist noch ganz unbeachtet.

Doch gewiß wird auch ihm einst seine verdiente Anerkennung werden, es würde mich herzlich freuen, dazu, wenn auch nur das Geringste, beygetragen zu haben.

Th. G. von Karajan.

R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 19. August, zum ersten Male: „Helene,“ Schauspiel in 4 Aufzügen, von Bauernfeld.

In dem Hause des reichen Banquiers von Friedau versammelt sich die elegante Welt einer deutschen Residenz. Unter den Bewunderern Helenens, seiner einzigen Tochter und Erbin, befindet sich auch der Rittmeister Graf von Banneritz, der aber, theils durch Helenens scheinbare Kälte und Unzugänglichkeit für die Huldigungen der Männer, theils durch ein ihm natürliches Gefühl der Bescheidenheit oder vielleicht Biddigkeit entmuthigt, sich nicht mit einem Geständnisse seiner Leidenschaft hervorwagt. Helene, deren Herz wirklich noch unbeschäftigt ist, oder die sich wenigstens über den Zustand desselben keine Rechenschaft abgelegt, und sogar eine gegenseitige Neigung zwischen dem Rittmeister und ihrer leichtfertigen Cousine Henriette vorausgesetzt hat, läßt sich demnach ohne Widerstreben von ihrem Vater bestimmen, ihre Hand dem Herrn von Spangenberg, dem Gesandten eines fremden Hofes, zu reichen. Auf einem glänzenden Ball im Friedau'schen Hause soll die Parthie den versammelten Gästen angezeigt werden. Aber noch ehe der Vater mit seiner öffentlichen Erklärung zu Ende ist, erhält er die Nachricht, daß der bevorstehende Krieg, auf dessen nahen Ausbruch er die wichtigsten Finanzunternehmungen gegründet hatte, auf diplomatischem Wege hintertrieben, und sein Vermögen, in Folge dieser unerwarteten Katastrophe, verloren ist. Ohne Bewußtseyn wird er auf sein Zimmer gebracht; die Gäste, denen der Inhalt des erhaltenen Briefes kein Geheimniß bleiben konnte, zerstreuen sich nach allen Seiten, selbst der Bräutigam entfernt sich aus dem Hause des Unglücks; nur der Rittmeister bleibt; seine uneigennützigte Liebe treibt ihn zu einem schnellen Entschlusse: der armen Helene gesieht er, was er der reichen, allbewunderten verschwiegen, er bietet ihr seinen Schutz, seine Liebe, seine Hand. Gerührt, und vielleicht plötzlich über ihr eigenes Herz belehrt, erkennt sie den Edelmuth des Freundes, aber sie schlägt seinen Antrag aus, da sie die Verlobte des Gesandten ist, und nach dem, was bereits die Welt erfahren hat, keinem andern als diesem angehören darf. Tags darauf aber erscheint ein förmliches Abschiedsbillet von dem Gesandten; Helenens Freundin und Verwandte, Henriette, die Gespielin ihrer glücklichen Tage, hat sich ebenfalls nach einer fröhlicheren Umgebung, und da ihre Speculationen auf den Rittmeister auch nicht gelangen, nach einer neuen Verbindung umgesehen. Die erstere findet sie in dem Hause ihrer Tante, letztere in den Huldigungen des geisteschwachen, ihr desto willkommeneren Barons von Reibenstein. Der Rittmeister hat unterdessen des Gesandten weltkluge Mahregel erfahren; im glühenden Eifer, wenigstens die Ehre der Geliebten, deren Besitz ihm versagt ist, zu retten, entschließt er sich, den Gesandten zur Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten, ja nöthigenfalls zu zwingen. Der gewandte Diplomat findet aber auch hier einen Ausweg. Schnell entschlossen und mit sicherem Überblick der Verhältnisse und Charaktere, besquemt er sich, den Korb zu empfangen, den er hatte geben wollen. Er wirbt aufs Neue um Helenens Hand und beauftragt den Rittmeister mit dieser Werbung. Was er vorausgesehen, trifft ein. Helene, die jetzt versagen darf, was die Ehre ihr nicht aufzugeben erlaubte, schlägt des Gesandten Bewerbung aus, und gesteht, überwältigt von dem Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung, dem Rittmeister eine Neigung, die stets in ihrem Herzen geschlummert hatte, die aber des Sturmes und der Prüfungen bedurfte, um siegend aus dem Kampfe der Verhältnisse und Pflichten hervorzugehen.

Hr. Bauernfeld hat seiner neuesten Arbeit einen neuen Titel mit auf den Weg gegeben, er hat sein Stück nicht wie die früheren: Lustspiel, sondern ernster, gewichtiger: Schauspiel genannt und damit einen bedeutsamen Schritt hinausgethan über den Kreis seiner bisherigen Bestrebungen. Das ist recht; der begabte Mensch soll dergleichen Entdeckungswegen auf das hohe Meer der geistigen Hervorbringungen machen, so prüft und sammelt er seine Kräfte; er wird dann entweder den rechten Boden finden, oder zu dem rechten zurückkehren, wo er heimisch und fruchtbringend wurzeln mag. Hr. Bauernfeld hat den seinigen gefunden, und wenn wir anders den Inhalt seines heutigen Stückes, so wie den Eindruck, den es bey der Aufführung hervorgebracht, recht verstanden haben, so wird die letzte Erfahrung seines bisherigen Dichterlebens ihm die lehrreichste und zugleich erfreulichste von allen seyn. Die schöne Eigenthümlichkeit seines Talentes beruht auf der Vereinigung, oder vielmehr auf dem glücklichen Mischungsverhältniß des Ernstes und der Lustigkeit, welches seinem innern Wesen zugeheilt, und wie ein sorglicher Hüter beygegeben ist. Überall, wo dieses natürliche Verhältniß am wenigsten gestört, wo der Dichter seiner eigenen Natur am meisten treu

geblieben ist, tritt seine Überlegenheit in den übrigen Erfordernissen des dramatischen Schriftstellers am siegreichsten in ihre Rechte, und befähigt ihn vor andern zu dem weisesten Berufe, zugleich unsern Verstand, unsere Empfindung zu beschäftigen, indem er im heitern Spiele uns den trüben Ernst der Wirklichkeit wegscherzt. Wir können uns nicht vorstellen, daß Hr. Bauerfeld anders als in dieser doppelten Weise auf der Bühne wirken könne; wenn er es aber kann, wie die meisten seiner Arbeiten und namentlich die heutige beweisen, so steht dem noch jungen Urheber derselben eine schöne, reiche Zukunft bevor; sein Wirken, das zwar immer noch die flüchtige Farbe des Augenblicks trägt, wird zählen und dauern unter den edleren Bestrebungen der Zeit. Das heutige Schauspiel kann nicht anders als ein Fortschritt des Dichters, und zwar ein bedeutender, in mehr als einer Hinsicht erfreulicher genannt werden; und obgleich wir uns nicht verbergen können, daß die zweyte Hälfte des Stückes, durch den gleichsam vertauschten Charakter und Ton, der ersten nachstehend und untergeordnet erscheint, so gestehen wir doch offenherzig, daß wir uns mit diesem Einwurf nicht recht hervorgetrauen, weil wir uns in mancher andern Beziehung und vorzugsweise in allem dem, was der Dichter sonst zu vernachlässigen pflegte, so vollkommen befriedigt gefunden haben. Es ziemt sich jedoch, das zu benennen, was wir nur angedeutet haben. Es kommt uns nemlich vor, als ob nach dem zweyten Acte, also nach der Katastrophe im Friedaustschen Hause, die Hauptpersonen des Stückes, der Rittmeister und Helene, zu augenscheinlich von der Handlung abtreten, dagegen die Nebenpersonen, der Baron Reibenstein und Henriette, zu gewaltsam in den Vordergrund kommen, und eine Wichtigkeit erlangen, die der Idee und der Wirkung des Ganzen schadet. Dadurch wird die Stimmung des Zuschauers verändert, das ernste, seelenvolle Gemälde zweyer, über ihre Umgebungen hervorragenden Herzen wird von bedeutungslosen Nebendingen verdrängt, man vermißt die fernere Entwicklung, die Entfaltung jener beyden Naturen, für die man sich gleich anfangs interessirte, und für deren Entfernung auch der launigste Abstecher nicht entschädigen kann. Die letzte Scene, am Schlusse des Ganzen, gleicht das gestörte Verhältniß, die verletzte Einheit freylich wieder aus, allein beyde waren einmal gestört, und mit ihnen, wie gesagt, die Stimmung des Zuschauers, die immer, im Ernst wie im Komischen, nur vorwärts, aber nie zurückgehen will. Es ist möglich, daß ein solcher Gang der Empfindungen im Plane des Dichters lag, und es kommt Niemanden zu, über seine Wahl mit ihm zu rechten; Jedem aber bleibt der Eindruck, den er empfing, und dem läßt sich, trotz aller Einräumungen, nichts abhandeln. — Die hier gemachte Bemerkung umfaßt zwar einen sehr bedeutenden Theil des Stückes und seiner Wirkung; aber sie ist auch die einzige, die wir als Einwurf oder Tadel zu machen wissen; so entschieden überwiegen die Vorzüge des Werkes den vielleicht nicht einmal von allen Zuschauern gefühlten Mangel desselben. Die Handlung, obwohl einfach in ihrer Erfindung, spannt und beschäftigt unsere Theilnahme, eben weil sie, in Beziehung auf die Hauptpersonen, mehr dem innern Seelenleben interessanter Menschen abgetauscht, als dem zufälligen Spiele äußerer Weltverhältnisse nachgebildet ist; wir erfreuen uns an diesen Menschen mehr durch das, was sie vor unsern Augen im Drange der Umstände werden, als durch das, was sie von Natur aus sind, aber gerade das ist der Weg, den jeder nicht alltägliche Charakter im Leben nehmen wird, wenn er sich über das Gewöhnliche und über die Umstände erheben will. Helenens Charakter ist in dieser Beziehung wohl das Gelungenste, was der Dichter bisher geliefert hat; ein gereifter Verstand im Gegensatz zu einem unmündigen Herzen, das eines äußern Andranges bedarf, um mit einem Male seiner Kraft wie seiner Bestimmung und Neigung bewußt zu werden, ist eine so interessante und zugleich so wahre Erscheinung, daß wir schon um ihrer willen dem Stücke einen sehr ehrenvollen Platz anweisen mögen. Ähnliches gilt auch von dem Rittmeister, von dem wir nur, wie schon bemerkt, nicht genug zu sehen bekommen, um überall Zeugen seiner innern Entwicklung zu seyn. Eine sehr glückliche Figur ist der alte Soldat Sebastian. Daß der Dichter diesem die Anspielung auf „Minna von Barnhelm“ und die freylich nicht fern liegende Parallele zwischen dem heutigen Stücke und jenem unerreichten Meisterwerke unsers großen Lessing in den Mund legte, beweist, in welchem bescheidenen Sinne er die Vergleichung selbst macht und gemacht wissen möchte. — Was den Dialog und die Ausführung der Einzelheiten betrifft, so haben wir bey dieser Gelegenheit nur das zu wiederholen, was wir schon oft als den eigenthümlichen Vorzug aller Bauerfeld'schen Stücke gerühmt haben. — Das Stück war von dem entschiedensten Erfolge begleitet, der Dichter wurde am Schlusse desselben mit einstimmigem Beyfalle hervorgerufen.

Die Aufführung hat uns aufs Neue den Beweis geliefert, daß unsere Hoffschau-
 spiele

ler sich oft eine Freude daraus machen, das Werk eines vaterländischen Dichters mit dem Aufwande ihrer besten Kräfte zu Tage zu fördern. Die Haupt- und Titelrolle ward von *Ulle. Peché* mit so vieler Zartheit und so innigem Gefühle gegeben, daß sie dieselbe getrost zu ihren besten und zugleich dankbarsten Parthien rechnen darf. *Ulle. Müller*, als *Henriette*, war, wie immer in solchen Charakteren, eben so wahr als wirksam. Die drey wichtigsten Männerrollen, nemlich die des Rittmeisters, des Banquiers und des alten *Sebastian*, wurden von den *H. Löwe*, *La Roche* und *Wilhelmi* mit jener Vollkommenheit und Gediegenheit dargestellt, die alle ihre Leistungen bezeichnen und die unser Publicum ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen weiß. Das feurige Gefühl des *Einen*, die verständige Besonnenheit des *Andern* und die naive Verbtheit des *Dritten* bildeten eben so wahre als interessante Gegensätze, deren Wirkung unausbleiblich war. Eine durchaus würdige Erscheinung war *Hr. Herzfeld* als *Gesandter*. — Nicht minder verdienstlich und wirksam waren die *H. Costenoble*, als *Hausfreund Treuholt*, und *Sichtner* als *Baron Reibenstein*. Die launige Beweglichkeit des letztern war im höchsten Grade belustigend. Mit gewohnter Sicherheit erschien *Mad. Poller* als *Frau von Hellborn*.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 21. August wurde zum ersten Male aufgeführt: „Der todte Neffe,“ komisches Schauspiel in einem Acte, aus dem Französischen des *Hrn. Leb run*. — Was den Titel und die demselben nachgesetzte Bezeichnung: „Aus dem Französischen des *Hrn. Leb run*“ betrifft, so erlauben wir uns zuvörderst die Bemerkung, daß dieses Stück von dem bekannten deutschen Lustspielsdichter und Schauspieler *Leb run* in Hamburg verfaßt, und der damaligen Ankündigung zufolge, als deutsche Originalposse unter dem Titel: „Humoristische Studien,“ im Jahre 1825 zu Berlin zuerst ans Licht der Welt getreten ist. Mit der Anzeige des Inhalts brauchen wir uns wohl nicht weiter aufzuhalten, da der letztere unsern Lesern aus den Darstellungen anderer Bühnen zur Genüge bekannt seyn wird. Das Ganze enthält, wenn anders die Hauptrolle (des Stiefelpuhers) gut gespielt wird, mehrere nicht unwirksame und sogar komische Scenen, obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß, beim Lichte besehen, der Spas, der hier mit der allerernstesten Sache des menschlichen Daseyns, mit dem Tode, getrieben wird, eben nicht zu den anmuthigsten oder schicklichsten gehört. Vor dem strengen Antlitze des Engels mit der umgekehrten Fackel sollte auch veriausgelassenste Muthwille verstummen. — Die Aufführung war im Ganzen genommen recht gelungen. *Hr. Börner*, der die Hauptperson, die des Stiefelpuhers der Studenten, zu spielen hatte, fand in dieser Figur so viele Materialien seines uns allen erinnerlichen Maurergesellen vor, daß es ihm nicht schwer werden konnte, ein ziemlich getreues und also auch wirksames Seitenstück zu jenem herzustellen. In Hinsicht der Auffassung und Ausführung haben wir wenig Unterschied zwischen beyden entdecken können, wenn nicht etwa der Umstand dafür gelten kann, daß *Hr. Börner* den Dialog wie überhaupt das ganze Spiel so ungemein dehnte und ins Breite zog, daß die meisten Spässe schon kalt und schmacklos erschienen, noch ehe sie ganz auf die Welt gekommen waren. Angenehm, lebendig und von großer Wirkung war das Spiel des *Hrn. Weiß* als *Student Brauser*. Die Parthien des *Studenten Müller*, des *Grethchen* und des *alten Müller* wurden von *Hrn. Diskant*, *Ulle. Löffler* und *Hrn. Gottdank* genügend gegeben. Ein paar Liedchen von *Hrn. Capellmeister Reuling* gefielen durch die Unmuth der Melodien.

L i t e r a t u r.

„Allgemeine Erdbeschreibung für Schulen.“ Von *K. F. W. Hoffmann*. Stuttgart, bey *E. Hoffmann*, 1833.

Dieses Werkchen ist als ein Auszug zu betrachten, welchen der Verf. aus seinem größeren Werke: „Die Erde und ihre Bewohner“ auf den Rath seiner Freunde zu machen sich entschlossen hat. Es scheint uns sehr zweckmäßig eingerichtet und mit der Sorgfalt verfaßt zu seyn, die ein zum allgemeinen Unterrichte bestimmtes Buch zu fordern berechtigt ist. Da der Inhalt und die Behandlungsart des größern Werkes schon aus einer frühern Anzeige in diesen Blättern bekannt ist, so wird es hier genügen zu sagen, daß das Vorzüglichste des Inhalts und der Ton des Vortrags auch in dem kleineren beybe-

hatten wurde. Diese Übereinstimmung ist besonders bey den auswärtigen Erdtheilen sehr groß, so daß man in beyden Büchern nahe dasselbe mit denselben Worten wiederfindet, was wohl seinen Grund in dem Umstande hat, daß das größere Werk jenen Welttheilen, Europa gegenüber, selbst nur seine sehr gedrängte Darstellung gegönnt hat, die daher keines weitem Auszuges mehr fähig war, ein Übelstand, dem der Verf. bey der dritten Auflage abhelfen will. Wer die an vielen Orten eingeführten Lehrbücher der Erdbeschreibung näher kennt, wird ohne Zweifel mit uns wünschen, daß das gegenwärtige, welches die meisten andern weit hinter sich zurückläßt, bald einen allgemeinen Eingang finden möge.

Mit diesem Lehrbuche ist ein „Atlas für Schulen und zum Selbstunterrichte“ von demselben Verf. (Stuttgart, bey C. Hoffmann, 1833) verbunden, von welchem bereits die eine Hälfte in acht Blättern vor uns liegt. Jedes Blatt ist $10\frac{1}{2}$ Par. Zoll lang und $7\frac{1}{2}$ breit, und enthält auf seiner Nebenseite die nöthigen Erläuterungen. Diese von P o b u d a und K e e s gestochenen Karten bilden die schönsten und genauesten Schulkarten, die wir bisher kennen gelernt haben. Der Preis für alle 16 Blätter ist 4 fl. rh. oder 2 Thl. 12 Gr., also sehr mäßig für eine in allen Beziehungen so treffliche Ausführung. 2.

„Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der Länder- und Völkerrunde. Von Dr. W. F. Volger. Fünfte Auflage. Hannover 1832, bey Hahn.

Dieses Werk ist als der erste Cursus eines größern anzusehen, welches der Verfasser unter dem Titel eines „Lehrbuchs der Geographie“ herausgegeben und welches ebenfalls bereits die fünfte Auflage erlebt hat. Der schnelle Abgang des Werkes spricht für seine große Brauchbarkeit: daher eine nähere Anzeige des Inhalts hier um so eher übergangen werden darf, da das Werk bereits durch seine früheren Auflagen sich Bahn gemacht hat und den meisten Lehrern aus Autopsie bekannt geworden ist. Wir bemerken bloß, daß auch in dieser Ausgabe die Sorgfalt des Verf. durch Verbesserungen und Zusätze den Werth seiner Arbeit zu erhöhen, an vielen Orten sichtbar ist.

Wenn uns ein Wunsch erlaubt ist, so wäre es der, die erste Abtheilung etwas mehr gesichtet zu sehen. Diese physisch-astronomischen Vorbegriffe machen bey allen Werken dieser Art die schwache Seite derselben aus und sollten nur von Kennern des Gegenstandes verfaßt, nicht aber von den Geographen als bloße Nebensache und so obenhin vorausgeschickt werden. So heißt es z. B. hier S. 1, nachdem von den Planeten gesprochen wurde: „Alle übrigen Himmelskörper zc. heißen Fixsterne.“ Was sind denn die Kometen? — „Merkur ist 8 Millionen Meilen zc.“ Aber welche Meilen? — „Die fünf neuen Planeten sind erst seit 40 Jahren entdeckt.“ Allein seit der Entdeckung des Uranus im J. 1781 sind bereits 52 Jahre verflossen. — „Wenn man im Mittag das Gesicht gegen die Sonne wendet, so sieht man gegen Süd.“ Gilt dies von allen Theilen der Erde? — „Eine auf Papier dargestellte Abbildung der Hemisphäre der Erde heißt Planiglob.“ Dann wäre ja auch der Globus ein Planiglob, wenn jener nur sonst, wie bey nahe immer, mit Papier überzogen ist. — Warum wird der Ort der Wendes- und Polarkreise nicht angegeben? Warum werden die Namen: Antipoden, Horizont, östliche und westliche Länge u. s. w. nur eben hingestellt, ohne alle weitere Erklärung derselben? Für den, der sie bereits kennt, ist der bloße Name überflüssig und für alle Andere unverständlich. — „Die Erde hat eine solche Stellung,“ heißt es S. 3, „daß die Erdare nicht senkrecht steht.“ Dies ist erstens nicht bündig und zweytens nicht richtig ausgedrückt, da der Begriff des Senkrechten sich auf die Erde, und zwar auf jeden Punct der Erde bezieht und daher die Erdare für den Bewohner des Pols senkrecht und für den des Aequators horizontal ist. Ferner wird das Senkrechte der schrägen Richtung gegen die Sonne entgegengesetzt, was nicht angeht, da beyde Dinge mit einander nichts gemein haben. — So viel nur von den ersten drey Seiten, deren Berichtigung aber damit noch lange nicht erschöpft ist. Die Vorzüglichkeit des übrigen, eigentlich geographischen Werkes veranlaßte uns zu diesen kleinen Bemerkungen. Wo so vieles Treffliche gefunden wird, ist es wünschenswerth, die noch übrigen Flecken entfernt zu sehen. 2.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 3. September 1833.

106

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das eingebildete Genie.

Jederzeit hat es Menschen gegeben, die, einige Fähigkeiten in sich fühlend, diese zu hoch anschlugen, und in dem hartnäckigen Wahne, es liege etwas Außerordentliches in ihnen, nun in irgend einer Sphäre, der sie nicht gewachsen, umhertappend, sich statt berühmt, nur lächerlich und zugleich elend machten, am Ende aber entweder im glücklichern Falle von ihren Einbildungen geheilt, auf alle Größe verzichtend, sich mit einem ganz mittelmäßigen Schicksale begnügen lernten, oder über ihrem thörichten Streben zu Grunde gingen. — Zu dieser Art von Geistern gehörte auch der Held der gegenwärtigen Erzählung, der Magister *Werdgenius*, dessen Leben und Treiben mit seinen Täuschungen und Enttäuschungen hier zu skizziren unsere Absicht ist.

Werdgenius erblickte das Licht der Welt in *Niesenheim*, einem so unbekanntem Dorfe, daß wir nicht einmal sagen können, welcher von Deutschlands Gauen so glücklich ist, es zu seinen Ortschaften zu zählen. Sein Vater war dort Schulmeister und erzog den kleinen *Gotthilf* als das einzige Kind mit aller nur möglichen Sorgfalt, doch streng nach seiner Methode, in welcher der Stock eine Hauptrolle spielte. Denn es war sein Grundsatz, was sich nicht einpredigen lassen wolle, das müsse man einprägen. Machte ihm *Gotthilf* etwas nicht recht, so half weder das ängstliche Geschrey des armen Buben, noch die Vorbitte seiner weichherzigen Mutter, die das Goldsöhnchen blind liebte und ihm nicht gern ein unsanftes Wort sagte, geschweige denn jemals anders Hand an ihn legte, als um ihn zu streicheln. Oftmals schrie sie laut auf, wenn sie hereintretend sah, wie ihr Mann den Stock schwingend das Kind ihres Herzens um den Tisch herum jagte, und warf sich heulend zwischen *Gotthilf* und den alten *Werdgenius*; doch nie half ihr dieß etwas; der Alte wurde zwar für den Augenblick durch ihre Thränen gerührt, doch leider erhielt *Gotthilf* in der Abwesenheit seiner Mutter die ihm zugedachte Portion Schläge jedesmal bis zu ihrer Vollzähligkeit nach; denn der Schulmeister hatte für jedes Vergehen seine bestimmte Tare: für Faulheit vierzig Stück, für Ungehorsam sechzig, für Lügen achtzig u. s. w. Welch ein Leidwesen für die Mutter, wenn dann

Gotthilfchen ihr sein Schicksal klagte, oder ihr gar die blauen Flecke zeigte! Dann suchte sie ihn durch verdoppeltes Hätscheln zu entschädigen, küßte und herzte ihn unter vielen Thränen, beschönigte seine Fehler, lobte ihn als ein gutes Kind, nannte ihn ihre einzige Lust, und riß auf diese Art Alles nieder, was der Schulmeister aufgebaut zu haben glaubte.

Wichen nun die Eltern gleich in der Behandlungsweise ihres Söhnleins sehr von einander ab, so stimmten sie doch völlig in der Einbildung überein, daß in ihrem Gotthilf etwas ganz Besonderes stecke, und daß er mit der Zeit einmal ein großer Mann werden müsse. Der Vater glaubte dieß folgern zu können aus dem tiefsinnigen Blicke, den Gotthilf hatte, wenn er über etwas studierte, aus seiner guten Memorie, der sich lange Psalme und geistliche Lieder oft in einer halben Stunde einprägten, aus seiner Fertigkeit im Kopfrechnen, aus der schönen Hand, die er schrieb, und endlich aus seinem ehrgeizigen Wesen, das sich nicht nur in der Schule, wo er immer Alles allein wissen wollte, sondern auch auf dem Spielplatze zeigte, wo er in Betreff der Körperkraft und Gewandtheit im Laufen, Ballschlagen u. s. w. keinen seiner Gespielen über sich kommen ließ.

Die Mutter aber theilte diese Meinung, erstlich, weil sie mit ihrem Manne in Allem, ausgenommen in der Strenge gegen Gotthilf, schon als Ehefrau übereinstimmen und nicht bloß Fleisch von seinem Fleische, sondern auch Geist von seinem Geiste seyn zu müssen glaubte; zweytens, weil schon der Name von Gotthilfs Geburtsort, Niesenheim, ihr auf etwas von hier ausgehendes Große hinzudeuten schien; drittens glaubte sie es, weil sie es wünschte; und endlich viertens, weil ja der Knabe selbst sich schon zu fühlen begann und immer den aus der lateinischen Lection bey dem Pfarrer sich eingepprägten Wahlspruch: „Aut Caesar, aut nihil!“ im Munde führte, den er seiner Mutter übersehte: „Entweder ein Superintendent, oder ein Hirte!“

Er hatte jetzt bereits sein dreyzehntes Jahr erreicht, als ihn der Vater, der gern alles an ihm thun wollte, was in seinen Kräften stand, auf eine Stadtschule brachte, wo er sich in den alten Sprachen festsetzen und dann geradezu auf die Kanzel lossteuern sollte. Werdgenius erwarb sich auch bald den Beyfall seiner Lehrer; er war fleißig, legte ein gewisses von Niesenheim mitgebrachtes muthwilliges und lärmendes Wesen nach und nach ab, und gab fast nie Veranlassung zur Unzufriedenheit. Indem er jetzt an nichts dachte, als nur daran, recht gut lateinisch, griechisch und hebräisch zu lernen, las er eifrig die Alten und beschäftigte sich nebenher nur so viel mit Musik, als er brauchte, sich mit Clavierstunden etwas zu verdienen. Bey alledem fingen doch seine Lehrer mit der Zeit an, eine gewisse allen seinen Arbeiten anklebende Schwerfälligkeit zu tadeln: man sehe ihnen den Schweiß zu sehr an, den sie ihm kosteten; das dürfe nicht seyn; es müsse auch dann, wenn sie große Schwierigkeiten verursacht, doch immer so scheinen, als ob sie nur Spiel gewesen wären. Wohl strebte nun Werdgenius nach mehr Leichtigkeit; doch er pflegte sich um sie, und so wurde, was er lieferte, nur noch erzwungener als vorher. Die Lehrer wurden deßhalb von Jahr zu Jahr unzufriedener; sie gestanden ihm zwar Fleiß zu, auch sprachen sie ihm gute Fähigkeiten nicht ab; nur sagten sie, er bilde diese falsch, er habe eine verschrobene Richtung genommen und scheine doch dabey zu eingebildet, um sich von ihnen zurechtweisen zu lassen. Werdgenius ärgerte sich hierüber, ohne daß es ihm ge-

lang, sich zu ändern, und die Schule wurde ihm deßhalb so zuwider, daß er seinen Abgang herbeysehnte.

Endlich im Jahre 1780 zu Ostern war seine Schulzeit um. Die Lehrer, die ihn seines untadelhaften Verhaltens und eiserne Fleißes wegen mehr liebten, als er glaubte, gaben ihm die besten Zeugnisse und tausend gute Ermahnungen mit auf den Weg. Er bezog nun die Universität Leipzig, um das theologische Studium zu beginnen. Die stillsten Schüler werden oft die ausgelassensten Studenten. Der Strom der Zerstreungen und die Lockungen lustiger Brüder rissen auch unsern *Werdgenius* dahin. Ein halbes Jahr verstrich, ohne daß er über seine Bestimmung auch nur einmal zur Besinnung gekommen wäre. Als ein armer Teufel genoß er mehrere Freyrische und Stipendien, so daß er der Mühe, für seine Existenz zu sorgen, überhoben war. Im nächsten Semester fing er nun zwar an, einige Collegien zu hören; doch schrieb er nicht nach, weil ihm alles, was die Professoren sagten, gerade so klang, als wüßte er es schon oder als verstünde es sich von selbst; in diesem Wahne gab er den Collegien endlich als etwas Überflüssigem völlig den Abschied. Da er Violine spielte, so machte er sich jetzt an die Musiker, vervollkommnte sich in der mechanischen Fertigkeit und verfiel bald in die Einbildung, er könne, wenn er sich nur ein Bißchen Mühe nicht verdrießen lasse, ein zweyter *Viotti* werden. Ja, es war ihm, als gehe ihm der eigentliche Beruf seines Lebens jetzt erst auf; es wurde ihm klar, zum Studieren sey er nicht geschaffen; hier, in der Musik, müßten seine Lorbeern sprossen. Nach einem zweyjährigen Üben wollte er sich nun im Concerte hören lassen. Der Concertmeister, der ihn schon öfters mit seinen hohen Gedanken zum Besten gehabt, rieth es ihm sehr ab, aber er bestand darauf. Da das Concert nur ein kleines war, so gelang es ihm, die Erlaubniß zum Auftreten zu erhalten. In der Probe spielte er auch so leidlich; doch im Concerte selbst warf er völlig um. Er that erst einige kleine Fehlgriffe, hörte, wie man ihn deßhalb auszißte, verlor darüber die Fassung, fing in der Verwirrung an, das Concert um einen halben Ton zu transponiren, gerieth, dieß bemerkend, in ein Meer von Mißtönen, bemühte sich demungeachtet immer wieder hinaufzukommen, kam aber immer mehr heraus, bis endlich ein Instrument nach dem andern verstummte und er nur allein in einem Strudel von Dissonanzen herumwühlte. Von glühender Schamröthe übergossen lief er jetzt aus dem von Gelächter erschallenden Concertsaale.

Seine Geige verwünschend, beschloß er nun auf ihr nie wieder einen Griff zu thun. Er glaubte, es fehle ihm die gehörige Beweglichkeit zur Erreichung hoher mechanischer Fertigkeit und gerieth in den Wahn, er sey mehr zum Componisten, als zum Virtuosen geboren.

Durch die sich zugezogene Schmach anfangs äußerst eingeschüchtert und gedemüthigt, begann er jetzt ein ganz anderes Leben als vorher. Bisher war er immer ziemlich viel unter die Leute gekommen; jetzt wagte er es kaum auszugehen. Er dachte, die ganze Stadt könne nichts anderes im Kopfe haben, als sein verunglücktes Concert, man müsse überall davon reden, Jeder, der ihn noch nicht kenne, müsse nun nach ihm fragen und ihn ins Auge fassen, alle ihm Begegnenden müßten sich ins Ohr flüsteru: „Siehe da, jener *Werdgenius!*“ Und so machte er sich tausend ängstliche Vorstellungen, die ihn eben bewogen, sich so eingezogen als möglich zu halten. In dieser Einsamkeit wollte er nun recht tüchtig Generalbass und die Regeln der Composition

studieren, dann aber am musicealischen Himmel als eine Sonne aufgehen und alle frühern ihn umnachtenden Wolken mit einem Male sammt und sonders verjagen. So saß er denn nun studierend über einer Menge von theoretischen Werken, gerieth tief hinein in die Geschichte der Musik, schlug sich endlich gar mit Forschungen über die Musik der Alten herum, bis er plötzlich bemerkte, daß ein Jahr vergangen, ohne daß er nur das Geringste componirt hatte. Er erschrak darüber am Neujahrstage und beschloß, sofort eine Oper zu schreiben. Nur fand er nicht eine einzige für ihn passende Dichtung. Da durchzuckte es ihn: wie wär's, dachte er, wenn du etwas bis dato Unerhörtes thätest? Wenn du eine Oper selbst dichtetest und sie dann componirtest? Es kann nicht fehlen, das muß dich durch ganz Europa berühmt machen! das mußte ja selbst Mozart bleiben lassen!

Flugs ging er ans Werk. Medea war sein Stoff; das Gedicht gerieth ihm etwas zu ruhig, doch: „das ist ja gerade recht antik!“ tröstete er sich, und: „du willst nun schon durch die Musik Leidenschaft hinein bringen!“ Ganze Tage schloß er sich ein und componirte sich halb todt. Endlich war die Oper fertig. Er konnte nun kaum die Zeit erwarten, wo sie aufgeführt werden würde. Gleich eilte er zu dem Theaterdirector und bot sie ihm an für hundert Ducaten, „einen Spottpreis für solch ein Werk!“ seufzte er. Doch dem Theaterdirector war *Werdgenius* verunglücktes Concert noch recht gut im Andenken und so war er im voraus gegen ihn eingenommen. „Ich bedaure,“ versetzte er, ihm das Manuscript zurückgebend, „daß ich keinen Gebrauch machen kann; uns beschäftigen so eben die Opern *Mozart's*; Sie haben noch keinen Namen; mit dem Producte eines ganz Unbekannten kann ich es nicht wagen — aber ich würde Ihnen rathen, das Manuscript einmal *Hrn. Breitkopf* anzubieten; dieser möchte besser im Stande seyn, Ihnen ein angemessenes Honorar zu gewähren, als ich es gerade gegenwärtig kann, da mir die Anschaffung neuer Decorationen so großen Aufwand verursachte, daß ich vor der Hand die Casse erst wieder zu Kräften kommen lassen muß.“

So war *Werdgenius* abgefertigt. Doch schlug ihn das nicht nieder. Freylich hätte er sein Werk lieber gleich aufgeführt gesehen; indeß, wenn es *Breitkopf* druckte, so würde sich's ja mit der Aufführung bald geben, dachte er. Stracks eilte er also zu *Breitkopf* und hielt ihm sein Manuscript für hundert Ducaten hin. Doch lächelnd erwiederte dieser, er müsse recht sehr danken; er sey bereits auf mehrere Jahre hinaus versorgt. Ärgerlich rannte *Werdgenius* fort.

So schien denn seine Mühe rein verloren. Die Welt verschmähte sein Meisterwerk, ach, sie wollte es nicht hören und drucken, ach, sie wollte es ja nicht einmal sehen! Da durchfuhr ihn im tiefsten Unmuth ein neuer Gedanke. „Gefunden! gefunden!“ rief er aus, sich auf dem Absatz herumdrehend; „einem großen Musiker willst du's vorlegen! einem einsichtsvollen die ganze Tonkunst überschauenden Manne, der dich zu würdigen versteht! Das ist der rechte Weg! der soll dich bey'm Publicum einführen! An *Mozart* selbst willst du gehen!“

Und so schrieb er denn geradezu an *Mozart*, ihn weitläufig auf alle besonders zu beachtende Schönheiten seines Werkes aufmerksam machend, siegelte das Packet ein und schickte es ab. Nach vierzehn Tagen kam sein Manuscript zurück; er suchte nach einem Briefe, doch vergebens. Schon glaubte

er, es sey gar nicht an Mozart gelangt und versuchte die Lieberlichkeit der Post; da bemerkte er jetzt, was er in der ersten blinden Bestürzung übersehen, auf dem Titelblatte seiner Medea die Worte:

„Taugt gar nichts! Wirst im Leben nichts zu Wege bringen, guter Freund! Mach' was anders, denn zur Musik hast du kein Geschick!“

W. A. Mozart.

(Die Fortsetzung folgt.)

L h e r e s e P e t h e *).

Wenn meine Lippe eine Rose würde,
Des Auges Wonnetbau benehete sie;
Und wenn mein Wortquell Immortellen führte,
(Die schönsten Blumen, denn sie welken nie!)
Es wände, Deiner Stirn' zur holden Bürde,
Den sich'ren Kranz Dir meine Phantasie:
So aber blüht jetzt, Mädchen, Deinem Ruhme
Dies leise Lied als eine einz'ge Blume!

Die trage denn hinfort an Deinem Herzen,
Das länger pocht, als die Blume blüht,
Als heitern Schmuck bey Deinen Lenzesscherzen,
Als Palmenzweig, wenn Dich der Geist durchglüht;
Aus Deinem Aug' die Glut der trag'schen Schmerzen
Den Himmelsstrahl in alle Herzen sprüht;
So trag' als Blume dieses Lied am Busen
Und als Ägide für der Zeit Medusen.

Berborg'ner Liebe Bild, Du weiße Rose!
Blüh' lang' noch an der Kunst äther'scher Brust,
Erduftend in der Sehnsucht Lenzgetose,
Den Kelch der Seele voll Begeist'runkslust:
O, daß Du Rose einst dem Sturmgetose
Der Zeit Dein holdes Haupt auch beugen mußt!
Auf welcher Flur noch, wo, in welcher Ferne
Lebt diese Rose, ja, auf welchem Sterne?

Am Urnenhügel klagt dort eine Quelle
Ihr Lebewohl dem Frühverblühen nach:
Nein, Deiner Stimme süß eleg'sche Welle
War's, die sich am Cypressenhaine brach!
Ihr Flötenton ruft in entzückter Seele,
Was längst geschlummert und gestorben, wach;
Es blüht empor in neuverjüngter Wonne
Durch Deines Blickes milde Mayensonne.

Du kannst nicht zürnen, oder, wie die Biene,
Der mit dem Stachel auch das Leben bricht;
Wo fänd' auch Raum der Zorn in Deiner Miene,
Durchwoben von der Schwer'muth Mondensicht!

*) Das nachstehende Gedicht wünscht der Verfasser als Theil eines zu seiner Zeit und unter dem Titel: „Die Mimen meiner Zeit,“ zu erscheinenden Ganzen betrachtet zu sehen. Er verweist deshalb die Leser auf die in der Wiener Zeitschrift schon früher vorausgesendeten Gedichte in den Nrn. 9, 39 und 73.

Du beugst dem Nordwind' Dich als Georgine,
 Der rauhen Herbstluft lebt sie lange nicht:
 So blühest Du noch im eif'gen Gletscherschooße
 Des Schmerzes, duldend wie die Alpenrose.

Doch — kommt der Sonnenaugenblick der Freude,
 Ich nenn' ihn Schmetterling, und naht Dir nur,
 So schmückt Dich auch mit ihrem schönsten Kleide,
 Da Du ihr Liebling bist, entzückt Natur;
 Anschmiegt sich Dir der starre Schnee wie Seide,
 Und so als Braut schwebst Du herab die Flur,
 Als holde Braut, verlobt dem heitern Geiste,
 Des Blumenschwingen kaum der Schmerz beeiße.

Braun von Brauntal.

Über die neuen Zuwächse der van Aken'schen Menagerie.

Die öffentlichen Blätter haben bereits zu wiederholten Malen Nachricht über die wahrhaft ausgezeichnete Menagerie gegeben, welche Hr. van Aken den Wienern in diesem Jahre zur Schau stellt, und mit gerechtem Lobe ihrer Schönheit und Größe erwähnt, die sie über alle übrigen Etablissements dieser Art erhebt. Auch in dieser Zeitschrift ist die heurige Schaustellung van Aken's besprochen worden, und wir haben es uns dabey zur vorzüglichsten Aufgabe gemacht, dieselbe von ihrer wissenschaftlichen Seite aus zu betrachten, und auf ihre vielen Seltenheiten und Vorzüge aufmerksam zu machen. Hr. van Aken hat diese schöne Sammlung während seines Aufenthalts in Wien bereits zweymal vermehrt; das erste Mal mit dem wilden Schafe oder Mouflon (*Ovis Aries*), aus Epyern, und dem überaus zierlich gezeichneten, höchst seltenen und geschwänzten Schafe (*Ovis Aries, caudatus*), aus Oberegypten; das zweyte Mal, mit dem hechttrüffeligen Krokodile (*Champsia Lucius*), aus dem Mississipi; einem überaus prachtvollen Exemplare der brasilianischen Klapperschlange (*Crotalus horridus*), dem sibirischen Viber (*Castor Fiber*), dem angolischen braunen Paviane (*Papio Sphinx*), einer Familie von Magot's (*Inuus caudatus*), aus der Barbarey; dem egyptischen grauen Geyer (*Vultur cinereus*), und dem capischen Pelikane (*Pelecanus Onocrotalus*).

Haben diese beyden Zuwächse jene schöne Thiersammlung allein schon über alle andern erhoben, welche uns bisher zu sehen Gelegenheit ward, so ist es die neuerlichst derselben gewordene dritte Vermehrung, welche sie auf eine Stufe des Reichthums bringt, die jeden Wettstreit irgend einer andern solchen Sammlung mit ihr ausschließt. Hr. van Aken hat seine Aufmerksamkeit gegen die hiesigen Bewohner für ihre Theilnahme an seiner Sammlung auf eine ausgezeichnete Weise bethätigt und bewiesen, daß er kein Opfer scheue, ihnen neue Genüsse zu bereiten. Diese dritte, für den Naturforscher wie für den Freund der Wissenschaften gleich wichtige Vermehrung besteht größtentheils in Thieren, welche theils durch ihre Seltenheit, theils durch ihre Größe und Schönheit allgemeines Interesse erregen müssen. Die vorzüglichsten hierunter sind: Der Daur oder das gebänderte Pferd (*Asinus Burchellii*), das erst vor einigen Jahren von Burchell entdeckt, und mit dem Namen *Equus montanus* belegt wurde. Diese große Seltenheit, welche zum ersten Male lebend nach Europa gebracht wird, und sich einzig und allein nur im brittischen Museum zu London befindet, bewohnt die Hügel in den Steppen des Caplandes in Afrika und wurde sicher noch von keinem unserer Zeitgenossen in Wien gesehen. Ferners der Alpaco oder das Schaffamehl (*Dromedarius Pacos*) aus den höchsten Gebirgszügen der südamerikanischen Provinz Chili, dessen schönes Seidenhaar einen trefflichen Stoff zur Kleidung liefert, und das gleichfalls noch in keiner Menagerie öffentlich zur Schau gestellt war; das Lama oder die Kamehziege (*Dromedarius Lama*), von den Anden der Cordilleras, dessen Name unserer Jugend selbst aus Campe's „Robinson“ schon hinreichend bekannt ist, und das sich durch vorzügliche Größe und schöne Erhaltung auszeichnet, und sowohl das Advinen'sche vom Jahre 1830, als das allgemein angefaunte Aken'sche vom Jahre 1828 bey weitem an Pracht noch übertrifft; endlich der Lippenbär (*Helarctos labiatus*), aus Bengalen, dessen vom Bäringeschlechte so abweichender Bau selbst die Naturforscher über seine richtige Stellung

lange in Zweifel ließ und über dessen Natur und Geschichte diese Blätter bereits bey früheren Gelegenheiten umständliche Nachricht mittheilten. Außer diesen vier größeren Thieren, verdienen noch von dem neuen Zuwachse der weißohrige Seidenaffe (*Jachus pennicillatus*), aus Brasilien, die kleinste bisher bekannte Affenart; der Schweinschwanzaffe (*Inuus nemestrinus*), aus Ostindien, — die grüne Meerkatze (*Cercopithecus Sabaea*), aus Angola, und der niedliche Wieselaffe (*Cebus capucinus*), aus Brasilien, volle Beachtung, und nicht minder die schöne und reiche Sammlung von Papageyen und kleinen Singvögeln, welche neuerlichst zugewachsen sind.

Wir glauben, daß das Interesse des Gegenstandes, das jeder Gebildete fühlen muß, die neuerliche Beschichtigung dieser wohl in ihrer Art einzigen Thiersammlung veranlassen werde, und daß Hr. van Aken verdiene, durch reichlichen Besuch für seine bedeutenden Auslagen einigermaßen Entschädigung zu erhalten, woran bey dem Sinne für alles Schöne und Nützliche, der Wiens Bewohner von jeher auszeichnete, wohl nicht zu zweifeln ist, und dies zwar um so minder, als der Besitzer dieses Etablissements, ungeachtet der dreymaligen Vergrößerung desselben, den Preis des Eintritts nicht nur nicht erhöht, sondern sogar vermindert hat, und überdies täglich vor der versammelten Menge die wahrhaft wunderbaren Zahmheitsproben bey seinen reisenden Thieren ablegt.

L. F. Fisinger.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 26. August zum ersten Male: „Der Erbprinz, oder: das Geheimniß.“ Schauspiel in 4 Aufzügen, von W. F. W. Ziegler. Ein Stück, worin vier Acte hindurch von einem falschen Prinzen gesprochen wird, worin sehr viele Briefe und so rührende Stellen vorkommen, wie man sie sich im Jahre 1790 nur irgendwo wünschen konnte. Die Leidenschaften sind durch recht künstliche Surrogate ersetzt, an die Stelle einer kräftig ineinandergreifenden Handlung treten locker verknüpfte Scenen, um kurz zu seyn, ein Schauspiel, wie sie, Dank den Mufen! nun aus der Literatur und von der Bühne verschwunden sind. Wer die dramatischen Bemühungen der neuern Zeit durchaus nicht gelten lassen will, sehe sich an diesem „Geheimniß“ satt! — Die Aufführung war großentheils lobenswerth und das Stück mit Eleganz in die Scene gesetzt. Hr. Fischer entwickelte in der Rolle des Admirals Klarheit und Würde: es war ein ganzes Charakterbild, das er zur Anschauung brachte; besonders gelangen ihm die Scenen, die von dem Verfasser auf den wirksamen Contrast berechnet worden waren. Hr. Walter verdient als Hofmarschall eine gleich ehrenvolle Erwähnung, die ihm Referent doppelt gerne zuerkennt, da sich in anderweitigen Leistungen dieses Schauspielers noch keine besondere Gelegenheit hierzu vorfand. Was er heute bot, war ein Ganzes, weder durch Manier noch durch Dürreung geschmälert. Mad. Fischer, Prinzessin, spielte die ersten Scenen des ersten Actes mit Natürlichkeit und Anmuth; wiederholter Beyfall wurde ihr zu Theil. Jedoch müssen wir sie aufmerksam machen, daß das gedehnte Nachschleppen der stummen Endsyllben durchaus nicht wohlklingend ist, ein Fehler, den sie sich diesmal in der Scene mit Ferdinand häufig zu Schulden kommen ließ und durch welchen man irriger Weise der deutschen Sprache einen gewissen feyerlichen Klang zu geben bemüht ist. Mad. Matthe war als Marasini ganz entsprechend. Hr. Dietrich, Carlo, fehlt eine gewisse Glätte des Vortrags wie die Grazie der Bewegung. Hr. Bergmann, Herzog, war großentheils unverständlich. — Costüm und Arrangement des Stückes ließen nichts zu wünschen übrig.

L i t e r a t u r.

„Topographische Handelskarte des österreichischen Kaiserstaates.“ Von F. W. Klenner. Wien 1833.

Diese wahrhafte vaterländische Unternehmung ist die Frucht des vielfährigen Fleißes eines, nun auch schon aus unserer Mitte geschiedenen Mannes, der weder Mühen noch Kosten gespart hat, seinem Werke die größtmögliche Vollkommenheit zu geben, und uns dadurch ein Denkmal seiner patriotischen Gesinnung und seines wahrhaft deutschen Fleißes zu hinterlassen. Diese Karte in vier Blättern mißt im Ganzen $57 \frac{1}{2}$ Zoll Länge und $35 \frac{1}{2}$ Zoll Breite, und der Maßstab derselben hat 1 Zoll auf 5 österreichische Postmeilen.

Die Orte sind nach den neuesten Bestimmungen eingetragen, Zeichnung und Stich ist vorzüglich, und überall blickt die Sorgfalt und Umsicht des Verfassers durch. Nebst dem, was jede gute Karte enthalten soll, gibt sie auch noch die Kunst- und Commercialstraßen, alle Postorte, die sämmtlichen Zollämter, Cameral-Bezirksverwaltungen, Badeorte, Heilquellen, Jahrmärkte und alle statistisch merkwürdigen Punkte. In Beziehung auf die Ausdehnung der Karte hat der Verf. viel mehr geleistet, als er anfangs zusagte, denn diese Karte erstreckt sich nicht bloß über die eigentliche österreichische Monarchie, sondern sie umfaßt noch Italien bis Salerno und Corsica, die ganze östliche Hälfte von Frankreich, die Schweiz, Norddeutschland bis Colberg und Stettin, ferner Belgien, Holland, zwey Drittheile von England, Dänemark, die größere Hälfte vom Königreich Polen, die Moldau und Wallachen nebst dem größten Theile der europäischen und einem Theile der asiatischen Türkei, so daß man noch die Städte Neapel, Genua, Marseille, Lyon, Paris, Wesel, Dessau, Warschau, Kiew, Odessa, Constantinopel und Salonik sammt den dahin führenden Straßen und Posten auf dieser Karte verzeichnet findet. Dem Ganzen ist ein Handbuch von 422 Seiten in gr. Detav beigelegt, welches eine große Anzahl statistischer und geographischer Tafeln für die gesammte österreichische Monarchie enthält. Karte und Handbuch sind für 14 fl. C. M. zu haben in der Wohnung der Witwe des Verfassers (Stadt, Grünangergasse Nr. 833 im zweyten Stocke). Wir wünschen dieser trefflichen und gemeinnützigen Unternehmung bey unserm, alles Gute so bereitwillig befördernden Publicum die so wohlverdiente günstige Aufnahme. L.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Baeckea virgata. (Ker.) Aus Neu-Süd-Wallis. Myrtaceae. Dodecandria, Monogynia.
- Begonia bulbifera. (Link et Otto.) Aus Brasilien. Begoniaceae. Monoecia, Polyandria.
- pauciflora. (Lindley.) Aus Westindien. — — —
- Calampelis scabra. (David Don.) Aus Chili. Bignoniaceae. Didynamia, Angiospermia.
- Calceolaria bicolor. (Ruiz et Pavon.) Aus Peru. Scrofularinae. Diandria, Monogynia.
- Erica cerinthoides. (Linné.) Vom Berg. d. g. Hoff. Ericaceae. Octandria, Monogynia.
- Ewerana. (Dryander.) — — — — —
- Ottonii. (Hortorum.) — — — ? — — —
- Gloxinia hirsutula. (Lindley.) Aus Brasilien. Gesnereae. Didynamia, Angiospermia.
- Hedychium Gardnerianum. (Wallich.) Aus Nepaul. Scitamineae. Monandria, Monogynia.
- Leptostelma maximum. (David Don.) Aus Mexico. Compositae. Syngenesia, Superflua.
- Lobelia coerulea. (Hooker.) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Lobeliaceae. Pentandria, Monogynia.
- Papyrus antiquorum. (Willdenow.) Aus Egypten. Cyperaceae. Triandria, Monogynia.
- Phlox cordata. (Elliot.) Aus Carolina. Polemoniaceae. Pentandria, Monogynia.
- elegans. (Hortorum.?) Aus Nordamerika. — — — — —
- philadelphica. (Hortorum.) — — — — —

(Mit Nr. 36 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 5. September 1833.

107

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das eingebildete Genie.

(Fortsetzung.)

Zehn Minuten stand *Werdgenius* ganz versteinert; er wollte seinen Augen nicht trauen. Doch da stand's ja! Jetzt brach sein Herz; er vergoß einen Strom von Thränen, gerieth dann in Verzweiflung und warf seine Oper ins Feuer. Schrecklich war es ihm, das nun in seinem Windofen knistern und prasseln zu hören, was doch in einem Theater so herrlich hätte klingen können. Denn diesen Wahn konnte er immer noch nicht ganz ablegen; erst in Stunden kaltblütigen Nachdenkens überzeugte er sich allmählig, daß sein Werk doch „nichts müsse getaugt haben,“ da es ja *Mozart* selbst gesagt hatte.

Was nun beginnen? Seine Universitätszeit war längst zu Ende, aber er war mit dem Studieren nicht zu Ende, sondern hatte nicht einmal ordentlich angefangen; die Mutter hatte indessen die Welt verlassen, und der Vater wünschte, seinen Sohn bald versorgt zu sehen. Seine Stipendien fielen weg; er mußte auf Verdienst denken. So fing er denn an, Unterricht in den alten Sprachen zu geben und suchte die Theologie wieder hervor, nichts weniger im Schilde führend, als ein *Reinhard* zu werden. Um vor der Hand aber nach so langem Studieren wenigstens etwas zu seyn, ließ er sich zum Magister machen. Doch der Magistertitel schützte ihn nicht vor neuem Unglück. O weh! der Versuch der ersten Predigt mißlang; sie dauerte nicht länger denn fünf Minuten. In einem zweyten Versuche brachte er's zwar unter Stottern und Stammeln gegen eine Viertelstunde; doch eben, wo der zweyte Theil anging, hörte seine Predigt auf und schloß höchst komisch: „Zweytens — zweytens — ja zweytens — Amen!“

Jetzt war es nun auch mit der Theologie ganz aus. Eine Zeitlang lebte er nun plan- und hoffnungslos hin. Er hatte oft sehr wehmüthige Stunden, und solche machen Poeten. Ohne eine bestimmtere Absicht schrieb er jetzt öfters Nachahmungen von *Ovid's* „*Tristien*,“ und wurde über der Arbeit nach seiner Art oft ziemlich begeistert. Da traf's ihn in einer einsamen Mitternachtsstunde einmal wie ein Blitz, er sey zum Dichter geboren. Er wunderte sich, wie er ein so lange schon in ihm ruhendes Talent nicht hatte bemerken können. Das war eigentlich das Richtige; er hatte es früher nur in der Wahl seiner Kunst

versehen und war so auf Abwege gerathen; aber Künstler mußte er werden; jetzt sah er sich die Bahn des Ruhmes eröffnet; Dichter, Dichter sollte er werden! Darauf deutete ja schon sein Name! Wie war ihm das bisher entgangen? Was hieß denn *Werdgenius*, als: „Werd' ein Genius!“

Jetzt glaubte er sich auf's Reine mit sich selbst und fing nun an zu singen und zu reimen für alle Gewalt. Ach, das war ein herrliches Leben! So viel Abwechslung! So viel Annehmlichkeit! Freylich vor der Hand dabey mitunter etwas Hunger; aber: „Warte nur,“ tröstete er sich, „wenn du es erst dahin hast, daß du für den Bogen 4 — 6 Louisd'or bekommst, dann willst du dir schon etwas zu Gute thun! Schwelgen willst du dann! Reisen willst du durch Deutschland, Italien, Frankreich und England! Das wird das Erste! Hernach setzt du dich zur Ruhe, kaufst dir ein Landgut, eine ungeheure Bibliothek, lebst im Sommer auf dem Lande, im Winter in Berlin oder Wien — o das wird himmlisch! Und das Gefühl dazu, so berühmt zu seyn, für eine Art von Gott angesehen zu werden; nein, in diesem Meere der Wonne geh' ich unter!“

Werdgenius machte sich in der That jetzt sehr große und gewisse Hoffnungen. Las er Lebensbeschreibungen von Dichtern, so fand er überall Ähnlichkeiten, die sie mit ihm hatten, oder bildete sich wenigstens ein, dergleichen zu finden. So hielt er schon sein Schwanken in der Wahl seines Berufes für das Zeichen eines Genies; gerade die größten Männer hatten ja gemeinlich allerley durch einander angefangen. Und die Eigenheiten von ihnen, die er noch nicht besaß, die war es ihm ja leicht anzunehmen. So dichtete er oft bey Nacht und schlief am Tage, weil's Schiller so machte. So hielt er seine Mahlzzeit häufig auf dem Nachstuhl sitzend, weil Fielding dieß gethan. Und so suchte er Originalität in tausend andern Auserlichkeiten und Nebendingen, die ihm freylich zur Hauptsache nichts halfen.

Er machte sich nun auch wieder mehr unter die Leute, um sich Helden und Charaktere zu seinen Werken zu holen. Nur versah er es hier, indem er ganz alltägliche Menschen ganz so nahm, wie sie gewachsen waren, und, ohne dabey zu denken, die allerplatteste Wirklichkeit copirte. Auch ging er bey seinen Beobachtungen so linksich zu Werke, daß die auf's Korn Genommenen seine Absicht gewöhnlich bemerkten und ihm dann die größten Bitterkeiten sagten. Er beschloß hierauf, nicht sowohl die Menschen als die Natur zu studieren.

Jetzt gerieth er in den Wahn, ein Genie dürfe nichts arbeiten; er drehte sich also den ganzen Tag im Freyen umher. Da hatte er gar selige Gefühle; nur war es fatal, daß es ihm gar nicht gelingen wollte sie von sich zu geben. Er dichtete deßhalb in solchen hochpoetischen Entzückungen oft ohne alle Worte, und das ging ganz herrlich, ja es wollte ihn bedünken, daß diese Art seiner Gedichte alles bisher Dagewesene übertrefse. Diese Poesien klangen freylich sehr simpel; sie bestanden aus nichts, als aus einem in gewissem Rhythmus wiederholten *ta ta*, das er ganz trunken vor sich hinstammelte, etwa so:

ta ta ta ta ta ta ta ta,
ta ta ta ta ta ta ta u. s. w.

oder so:

ta ta ta ta ta ta ta ta ta u. s. w.

Aber was ließ sich nicht Alles bey diesen Tönen denken! Was dachte er selbst sich nicht dabey, wenn er erst leise murmelte *ta ta ta ta* u. s. w., dann lauter

ta ta ta ta, dann immer mehr in den Zug kam und endlich unter einem Donnergeroll von ta ta's verzückt zum Himmel starrte!

Doch jetzt im Ernst. Werdgenius lallte also diese Töne in einem bestimmten Rhythmus vor sich hin, und sah sie zwar nicht für Poesie an, wohl aber für einen Ansatz zu derselben. Es drängte ihn, sein Herz war voll; nur war Alles noch namenlose Empfindung; er konnte keine Worte finden; so betrachtete er die Sache. Die Begeisterung aber und das Genie stacken dahinter, und sein Stammeln war das untrügliche Zeichen ihres Hervorbrechens.

Werdgenius fand, daß große Dichter sehr zerstreut waren; deshalb nahm auch er jetzt ein confuses, fahriges Wesen an. So las er, daß große Geister Schulden gemacht hätten; darum lebte er jetzt einmal recht ins Zeug hinein, um sich dann, wenn er bis über die Ohren in der Dinte stecke, mit Dinte wieder aus der Dinte heraus- und in den üppigsten Überfluß hineinzuschreiben. Und in die Dinte zu kommen gerieth ihm ganz vortrefflich; nur mit dem Wiederherauskommen war es eine vertheufelte Geschichte.

Ungefähr fünfhundert Thaler hatte er nemlich Schulden gemacht, als er sich einschloß, mit einem Trauerspiele nicht nur sich selbst empor-, sondern auch zugleich Schiller und Goethe niederzuarbeiten. Ohne einen Plan überließ er sich seinen momentanen Einfällen. Sein Stoff war die Geschichte der Virginia, die er vor allen Dingen recht ungeheuer verwickelt zu machen sich bestrebte. Kaum wollte sich nun eine natürliche Entwicklung herausbringen lassen; es durchkreuzten sich gar zu viele Nebenhandlungen, er hatte über ihnen fast die Hauptsache verloren. Doch kam er mit einem Sprung in den letzten Scenen darauf zurück und ließ die Virginia ohne lange Umstände erstechen. Um etwas Ungewöhnliches zu thun (eigentlich aber that er's nur aus Überdruß an der Arbeit und aus Lust fertig zu werden), machte er nicht mehr als vier Acte und setzte hierein eine ganz besondere Schönheit seines Stückes.

Als er zu Ende war, schrieb er sein Stück dreyimal recht schön ab, denn er war schon von Kindheit an ein Kalligraph — und schickte die Manuscripte an drei verschiedene auswärtige Theater. Denn auf den Director des Theaters in L., der seine Oper verschmähte, hatte er einen Haß geworfen und beschloßen, sich nie wieder etwas mit ihm zu schaffen zu machen. Vier Wochen vergingen ihm in unruhiger Erwartung. Da kam eines Tages das eine von den Manuscripten zurück; man dankte dafür. Tags darauf, als er sich kaum ein wenig vom Ärger erholt, kam auch das andere, und den folgenden Tag das dritte. Keins von den Theatern, denen er's seine „Virginia“ angeboten, wollte etwas von ihr wissen. Schon besiel ihn eine Besorgniß, es könne ihm am Ende in der Poesie eben so gehen, wie in der Musik; doch schlug er sich diesen Gedanken aus dem Sinne. In der Poesie fühlte er ja ganz andere Fähigkeiten als in der Tonkunst, und da wollte er sich denn, seiner Sache gewiß, nicht gleich werfen lassen. Er beschloß nun, sein Stück lieber drucken als auführen zu lassen, und ging jetzt in die erste beste Buchhandlung. Das Völkchen der Buchhändler war ihm noch ganz unbekannt, und er fand sie nicht so, wie er sie sich gedacht hatte. Er glaubte nemlich, man brauche nur hinzugehen, und der Buchhändler strecke nach jedem Manuscripte gleich alle fünf Finger aus. Der Vortheil, meinte er, wäre dann auf seiner Seite; habe er einmal die Begierde des Mannes entzündet, so werde dieser nichts unterlassen, um des ihm noch vorenthalteneu Werkes habhaft zu werden und er könne ihn dann so hoch hinaufreiben, als er wolle; er habe ihn, wie man zu sagen pflegt, im Sacke.

Weitläufig wollte er sich in der ersten Buchhandlung, die er jetzt betrat, über den Zweck seines Kommens und über sein Stück auslassen; doch der Buchhändler unterbrach ihn leider sehr schnell mit dem Bedeuten, er befaße sich schon lange nicht mehr mit belletristischen Werken, sondern beschränke sich bloß auf Wissenschaftliches; er möge sich daher lieber etwa an die Buchhandlung gleich daneben wenden, die sehr viele schöngeistige Werke erscheinen lasse. Und doch hatte *Werdgenius* an den ausgestellten Büchern gesehen, daß der Buchhändler erst in diesem Jahre noch Trauerspiele und Romane gedruckt; indeß er ließ das gut seyn. Er wanderte zu dem Nachbar. Man wies ihn in ein Cabinet. Er machte seinen Vortrag. „Es thut mir leid,“ war die Antwort, „ich bin wirklich, vor der Hand mit zu vielen andern Unternehmungen beschäftigt, rathe Ihnen aber, einmal in der Buchhandlung daneben anzufragen, die auch belletristische Werke verlegt.“

Da war ja *Werdgenius* so eben schon gewesen!

Höchst verdrießlich stolperte er mit seinem Trauerspiele eine Straße weiter. Bey mehreren Buchhandlungen verweilte er und drehte sich in der Gegend derselben ungeschlüssig umher, bis er endlich wieder in eine hineinwankte.

„Ich bringe Ihnen,“ hob er an, „hier ein Trauerspiel, in dem ich *Schiller* an Kraft und Feuer zu übertreffen gesucht habe! Gegen das kleine Honorar von fünfhundert Thalern —“

„Um Vergebung, wie ist Ihr Name?“

„*Werdgenius*.“

„*Werdgenius*? *Werdgenius*! hm! Ach, Sie trieben früher einmal Musik?“ sagte jetzt der Buchhändler mit einem für *Werdgenius* fürchterlichen Lächeln — er besann sich jetzt, der Mann hatte ihn damals im Concert am meisten ausgelacht — „also *Werdgenius*? Sie haben sich aber noch gar nicht bekannt gemacht; Sie sollten erst kleinere Sachen liefern und etwa an Blättern mitarbeiten, um sich bey dem Publicum Eingang zu verschaffen —“

„Aber ich wollte gern gleich recht groß auftreten!“

Der Buchhändler lächelte noch verschmizter: „So — so — nun, wie Sie denken! Ich bin aber noch Anfänger und darf mich nicht mit zu vielen Verlagsartikeln überhäufen, sehe mich also genöthigt, Ihnen für diesmal zu danken.“

Also war es auch hier nichts. In noch drey andern Buchhandlungen ging's nicht besser. In der vierten endlich brachte es *Werdgenius* doch wenigstens so weit, daß man sein Manuscript behielt, um es anzusehen. Eine Forderung hatte er hier noch nicht gethan, denn er war durch die Zurückweisungen etwas niedergeschlagen worden. Ein Trost war es ihm jetzt, als er zufällig las, daß *Schiller* selbst seine „*Räuber*“ nicht gleich hätte an den Mann bringen können, ja daß der jetzt Aufsehen erregende *Jean Paul* nach seinem eigenen Geständnisse alle 53 Buchhandlungen Leipzigs vergebens um Verlag seiner grönländischen Prozesse ersucht habe. Diese waren ja deßhalb doch immer berühmt geworden. Hatte er nun solche *socios malorum*, was hatte es denn da für Noth? Genug, er wurde wieder kühn, und indem er sich eine hohe Wirkung seines Stückes auf den jetzt es lesenden Buchhändler vormalte, beschloß er, ihm ein recht tüchtiges Honorar abzupressen. Er ging nach drey Tagen, wo er Antwort erhalten sollte, hin und wollte zweyhundert Ducaten verlangen. Nur war es ein fataler Umstand, daß ihn der Buchhändler gar nicht zum Verlangen kommen ließ. Nämlich gleich bey *Werdgenius* Eintritt hob dieser an:

„Ihr Stück hat einige nicht üble Stellen, ist aber zu breit, steht dem Ge-

schmack der heutigen Welt zu ferne und ermangelt lebhafter Handlung. Wenn Sie es indessen bey höherer poetischer Reife noch einmal umarbeiten, und es mir in drey oder vier Jahren wieder einmal gefälligst mittheilen wollten, so würden wir ja sehen, ob es sich vielleicht dann machte. Doch das sage ich Ihnen voraus, auch dann würde ich es bloß ohne irgend eine Verbindlichkeit von meiner Seite drucken können.“

„Ach Gott! drey oder vier Jahre? Umarbeiten? nur vielleicht drucken nach all der Mühe? Kein Honorar?“ So seufzte *Werdgenius*, als er sich empfahlen, ganz zu Boden gedrückt, und promenirte ein Weilchen die Straße auf und nieder. Endlich ging er noch in eine Buchhandlung.

Doch hier war es auch nichts. Er war an einen bloßen Commissionär gerathen, der sich aber wenigstens recht artig mit ihm unterhielt und ihm besonders begreiflich machte, daß der Buchhändler die Schriften bloß als Waare ansehe, und, wie gut auch ein Buch sey, doch nur dann darnach greife, wenn er glaube, daß es Abgang finden würde.

„Kleine Seelen,“ sagte er jetzt bey sich selbst, „diese Buchhändler! Also ich könnte einen „*Lear*,“ einen „*Hamlet*“ geschrieben haben, und wenn dieser gerade nicht dem eben herrschenden Geschmack entspräche, so dächte keiner von diesen engherzigen Speculanten edel genug, das Meisterwerk seinem Untergange zu entziehen?“

In einer andern Buchhandlung sagte man ihm sogar, es sey mit gediegenen Werken eine üble Sache; das große Publicum wolle doch mehr eine leichte Speise, wolle lieber angenehm unterhalten seyn, als den Kopf bey der Lectüre anstrengen.

„Nun, was würde ich denn da etwa schreiben müssen?“ fragte *Werdgenius*.

„Ritter-, Heren-, Gespenstergeschichten!“ antwortete der Buchhändler; „diese finden immer die meisten Liebhaber. Bringen Sie mir etwas der Art; dann könnte ich Ihnen eher Hoffnung machen!“

Werdgenius traten die Thränen in die Augen, als er sich empfahlen.

„Also Schlechtes will man lieber denn das Classische?“ murmelte er mit verbissenem Ingrimm. „Was soll ich von der Welt denken?“

(Der Schluß folgt.)

Zweysylbige Charade.

Wenn sich des Freundes Herz mit bangen Schlägen
Zu dir gewendet, und er stehend spricht:
Nur du vermagst zu helfen, zög're nicht,
Stellst du die erste fragend ihm entgegen.

Der Schiffer fliehet, um sie zu erlangen,
Die zweite Sylbe, die ihm Schätze beut,
Sie weckt auch des Eroberers Verlangen,
Und wegen ihr entbrannte mancher Streit.

Ein theurer Säng' er aus den Blüthentagen
Der deutschen Kunst, der viel und tief gedacht,
Die Weisheit selbst in's heit're Lied getragen,
Ist in dem Bild des Ganzen dir erwacht.

Paul Lamatsch von Warnemünde.

D a s H e i m w e h.

(Avignon, den 2. August 1832.)

Eine Maid saß an der Quelle,
 Saß mit tiefbewegtem Sinn;
 Ach, der Bach war klar und helle,
 Blumenreich das Ufergrün.
 Friedlich lächelten die Wogen,
 Friedlich lächelt' Au und Flur;
 Heiter war des Himmels Wogen,
 Reich die herrliche Natur.

Und das blaue Blümlein schmücket
 Hold des Ufers frischen Rand;
 Die Bedeutungsvollen pflücket
 Leise bebend ihre Hand,
 Wirft sie in die klare Quelle,
 Noch von ihren Thränen feucht:
 Trag' sie, holde Silberwelle,
 Hin, wo Wunsch und Sehnen reicht.

Trag' der Weitemfernten Grüße
 Hin zu meinen Lieben Au,
 Bring' den Trauten diese Küsse,
 Meiner Sehnsucht Wiederhall!
 Grüß' des Vaterlands Gefilde
 Und der Heimat heit're Flur.
 Ach, umschwebt von diesem Bilde
 Ist die wunde Seele nur!

Sind auch schöner diese Auen,
 Und der Himmel doppelt mild:
 Nach dem Norden muß ich schauen
 Von des Südens Prachtgefeld!
 Ach, die Pomeranzenwälder,
 Ew'gen Frühlings Aufenthalt,
 Taufcht' ich um der Heimat Felder
 Und den grünen Tannenwald!

Und es nahte still der Abend
 An dem blauen Himmelszelt,
 Sanft erfrischend, kühl und labend,
 Ruhe bringend einer Welt;
 Und des Mondes Bild, die Sterne
 Gab die Quelle klar zurück;
 Und die Maid sieht in die Ferne,
 Stillbewegt, mit feuchtem Blick.

Ach, wie weit von all den Meinen
 Sitz' ich hier am Uferstrand,
 (Rufet sie mit stillem Weinen)
 Ach, wie weit vom Vaterland!
 Luft, die sanft vorüberziehet,
 Bring' der Sehnsucht Grüße hin
 Wolke, die so eilig fliehet,
 Könn' ich, könn' ich mit dir zieh'n!

Und ihr freundlich milden Sterne,
 Und du blasser Silbermond,
 Ach, ihr glänzt auch in der Ferne,
 An der Heimat Horizont!
 Dieses Lüftchens sanftes Wehen
 Kommt vom Vaterland vielleicht,
 Das mein sehnsuchtsvolles Spähen,
 Das mein Auge nicht erreicht.

Mögst du ihm die Grüße bringen,
 Morgenstrahl und Abendruh:
 Trag' sie, Luft, auf leichten Schwingen
 Den Geliebten liebend zu.
 Ach, des Heimweh's bange Wunden
 Fühlt das franke, bange Herz!
 Nur im Heimatland gesunden
 Kann es von der Sehnsucht Schmerz.

Rina von Guyon, geb. Roulant.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, am 10. August 1833.

Die Nachricht auf dem Theaterzettel, daß der „deutsche Improvisator und Redner Hr. Langenschwarz“ hier angekommen und einige Akademien und deutsche Stegreifs dichtungen veranstalten werde, erregte natürlich allgemeine Sensation, da in der Unzahl deutscher Blätter so viele Stimmen für und wider Hr. Langenschwarz erschollen waren, daß man um so begieriger nach der Gelegenheit griff, selbst ein Urtheil zu fällen. Der Abend der öffentlichen Ausstellung erschien, und man darf das zahlreich im Theater versammelte Publicum wohl in vier Classen eintheilen, deren erste, ohne alle Rücksicht, das Unmögliche erwartete, während die zweite rundweg behauptete, es sey ohne Einverständnis durchaus nicht möglich zu improvisiren. Die dritte, welche gar keinen Begriff von dieser Kunst hat, war nicht allein die glücklichste, sondern zugleich die günstigste für den Producenten, da sie alles mit der größten Dankbarkeit aufnahm, und selbst über die leichtesten Dinge in große Verwunderung gerieth. Die vierte Classe endlich, aus der geringsten Zahl von Individuen bestehend, begab sich mit gemäßigten Forderungen ins Schauspielhaus, weil sie die künftigen Fesseln kennt, welche das Wesen der deutschen Sprache und ihre Prosodie dem Improvisator anlegt, der hier jeden Schritt vorwärts erkämpfen muß, während ihm die italienische Sprache gleichsam entgegenkommt, und ihm die Reime, die er dort mit Mühe suchen muß, als Weibgeschenk zuträgt. Nach der Aufführung des ersten Actes der „weißen Frau“ und einer Beethoven'schen Ouverture trat Hr. Langenschwarz auf die Bühne, bat das Publicum um Schlagworte zu drey Begrüßungsgedichten an die Damen Prags, welche er während eines darauffolgenden Symphoniesahes niederschreiben und dann ablesen wollte. Das erste Wort war: „Knallpulver,“ das zweyte: „Haubenstock,“ und zu gleicher Zeit

erscholl: „Blissableiter“ und „Ameise,“ welche er in einem dritten zu verblinden versprach. Die Musik währte eine geraume Zeit, und daß er während derselben zwey jener Gedichte fertig machte, war eben kein Zauberwerk, doch müssen wir mit Vergnügen gesehen, daß das zweyte eine recht feine Wendung und mitunter hübsche Verse enthielt. Am mindesten gelang ihm das dritte, welches er, nachdem die Musik schwieg, improvisirte, und schon hier fingen die strengerer Kunstrichter, zumal die jungen Studierenden, welche selbst Verse machen, gewaltig die Köpfe zu schütteln an. Nach einer abermaligen Zwischenmusik erschien der Improvisator mit einer metallenen Vase, welche alle die Stoffe enthielt, die man ihm auf kleine Zettel geschrieben, bey der Theaterscasse vorgelegt hatte, er las einen Theil derselben ab, und bat das Publicum, diejenigen, welche es bearbeitet zu hören wünschte, durch das Wort: „Angenommen!“ zu bezeichnen. Unser Publicum fand sich eben nicht sehr schnell in die Rolle, die es hier mitzuspielen hatte, und schien so unschlüssig, daß es wenigstens zehn Stoffe vorübergehen ließ. Lebe das erste „Angenommen!“ ertönte. Nachdem das Eis einmal gebrochen, ging es rascher vorwärts. Hr. Langenschwarz hatte etwa zehn Stoffe gesammelt, und wir fürchteten, bis an den andern Tag da bleiben zu müssen, aber er wählte selbst aus dem Gewähleu: „Carl IV. an der Leiche seines Vaters in der Schlacht bey Cressy.“ Obgleich ein Stoff aus der böhmischen Geschichte, bot doch dieser Vorwurf eben keinen Grund zu dem Verdachte dar, daß er auf selben vorbereitet gewesen war, da er sich sowohl in der Darstellung der Schlacht als des Falles des blinden Böhmenkönigs ziemlich im Allgemeinen hielt, und von dem Factum eben nicht mehr zu wissen schien, als jeder gebildete und in der Historie nur einigermaßen bewanderte Mensch aus der allgemeinen Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts wissen muß. Den Beschluß machte eine galante Apostrophe an das Publicum nach Endreimen, die ihn vom Parterre und Logen zugerufen wurden. Der Beyfall, welchen Hr. Langenschwarz empfing, war rauschend, und man verließ im Allgemeinen das Haus mit seiner Leistung ganz zufrieden. Bey seiner zweyten Kunstausstellung bezeugte er aber wenig Vertrauen auf den Geschmack des Publicums, da er zu seiner Benefice eine komisch-theatralische Improvisation im Costume, betitelt: „Fünf Improvisatoren für Einen, oder: Die Komödie aus dem Stegreife,“ Lustspiel in einem Acte, ankündigte, worin er als Theaterdirector Monsieur Lavalle, dann als jüdischer Reisender und österreichischer Postillon erschien. „Es heißt sich dem Teufel umsonst ergeben,“ sagt Shakespeare, „wenn man unzüchtige Verse macht, die nicht einmal witzig sind,“ und hier möchten wir Hr. Langenschwarz zurufen: „Es heißt sich selbst herabsetzen, wenn man Possen reißen will, und es nicht einmal kann.“ Von etwa zehn bis zwölf angenommenen Themen (worunter einige sehr interessant waren) wählte der Improvisator diesmal bloß: „Liebesfeuzer eines Juden,“ dann: „Liebesklage eines verschmähten Stuhers,“ die er deutsch-französisch, und: „Was wiegt ein Herz, das nicht liebt,“ welches er im österreichischen Dialekt vortrug; und der Argwohn, daß hier ein poetisches: „Changez partez“ Statt finde, griff immer weiter um sich. Mehrere Versuche mit gegebenen Endreimen gelangten minder als das erste Mal, und das Publicum, von dem Gaste mit geringerer Achtung behandelt, schenkte auch ihm, in natürlicher Wechselwirkung, weniger Rücksicht, was sich besonders dadurch kund gab, daß Endreime, die mit folgenden drey schlossen:

- Langenschwarz
- dichtet schlecht
- richtet recht,

mit stürmischem Applaus angenommen wurden. Hr. Langenschwarz griff aber die Gelegenheit nicht auf, in der Bearbeitung derselben durch eine geschickte Wendung die Lacher auf seine Seite zu bringen, und ließ sie — ruhen, was freylich einen großen Verdacht gegen seine Kunstfertigkeit erregte. Eine der besten Nummern war am Schlusse eine Tripel improvisation, schriftlich, mit fortwährender Unterbrechung durch die Zuhörer. Auch diesmal erhielt er noch lebhaften Beyfall, doch nicht mehr ohne bedeutende Schlangenopposition. Bey seiner dritten und letzten dramatisch-komischen Improvisation schien Hr. Langenschwarz die zweyte überbieten zu wollen, er gab ein Schubladenstück: „Der siebenfache Einfache, oder: Geschwindigkeit ist keine Heyerey“ (offenbar eine Nachahmung des Alexander'schen „Paqueboot, ou: seul pour sept,“ aus welchem auch einzelne Züge entlehnt sind), und der Zettel sagte: „Nach diesem Titel wird das ganze Stück improvisirt werden; die Handlung hängt von den, durchs Publicum vorher erwählten, Aufgaben ab, weshalb um recht viele und gute Aufgaben gebeten wird.“ Das Haus war wieder gefüllt, aber die Stimmung hatte sich sehr verändert, viele Zuschauer verließen lange vor Ende des Stückes das Schauspielhaus, und als Hr. Langenschwarz am Schlusse gerufen wurde, schallten ihm häufige Wisch-

laute entgegen, die er aber mit einer Resignation, die manchem Schauspieler zu wünschen wäre, ignorirte, und sich dadurch in seinen Dankversen nicht stören, auch nicht einmal ein paar Zeilen — um nicht Verse zu sagen — an diese Ruhesörer einfließen ließ.
(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r.

„Almanach dramatischer Spiele,“ für das Jahr 1834. Von Lembergt. Wien, 16. Tendler. 348 S.

Die Saison der Taschenbücher erscheint und vorliegendes, welches noch keine Ahnen aufzuweisen hat, tritt uns zuerst entgegen, gleichsam um die Nichtigkeit des alten Sprichwortes vom „zuerst kommen“ für sich in Anspruch zu nehmen. Es enthält drey dramatische Arbeiten, sämmtlich dem Französischen nachgebildet und dem Gebiete des Lustspiels angehörend, welche durch den Namen des bühnenkundigen und gewandten Bearbeiters gewissermaßen einen Empfehlungsbrief an die Theaterwelt mitbringen. Die erste derselben, ein Lustspiel in drey Aufzügen, nach Kozier: „Der Mann meiner Frau,“ ist durch oftmalige Aufführung im k. k. Hofburgtheater hinlänglich bekannt geworden und wir brauchen uns in dieser Hinsicht nur auf die bey jener Gelegenheit in Nr. 153, Jahrgang 1831 der Wiener Zeitschrift ausgesprochene Beurtheilung zu beziehen; unverkennbar ist es, daß das heitere Stückchen ausgezeichneten Kräften, die so belebend zu wirken wissen, wie dieß bey genannter Darstellung der Fall ist, eine schöne Gelegenheit zur Entfaltung bietet, und unter diesen Umständen gewiß auch anderwärts befriedigen wird. Ein Gleiches möchte Referent auch von dem nächstfolgenden, fast ganz treu nach Scribe übersehten Lustspiele in zwey Acten: „Die unbesiegbare Leidenschaft,“ behaupten. Die Übersetzung ist gut, der Dialog fließend und mitunter witzig, der Inhalt der Piece ist bereits aus der viel und zum Vortheil abweichenden veränderten Bearbeitung des Hrn. von Kurländer bekannt, welche unter dem Titel „Ewig“ sich mit so vielem Beyfall auf den Brettern des k. k. Hofburgtheaters erhält, und — wir müssen der Wahrheit ihr Recht geben, so sehr wir auch sonst allen Parallelen gram sind — entschiedene Vorzüge hat. Das Verhältniß Eduards und die wohlgedachte Lenkung seines Eigensinnes gewinnt durch die Einwirkung eines Waters weit mehr Wahrscheinlichkeit als unter dem Einfluß einer Mutter, welche auch zu Clarissen kein genugsam imponirendes vis-a-vis bildet. — Die dritte Gabe des Büchleins, „Die Untröstlichen,“ ein Lustspiel in drey Acten, vor längerer Zeit gleichfalls auf derselben Hofbühne gegeben, einem bekannten ältern Marivaux'schen Stücke und einem neuern Scribe'schen Vaudeville frey nachgebildet, enthält nach der Meinung des Ref. die fühlbarsten Längen und spaltet sich durch die unbefugte, fast unschickliche Intrigue der Kammerzofe, welche die Hand ihrer Gebieterinn ausbietet, sichtbar in zwey Hälften, die keinen rechten Vereinigungspunct finden und ein sonderbares Schwanken in die Charaktere bringen, welche in ihrer Handlungsweise keine eben erfreulichen moralischen Resultate an den Tag stellen. Dem Dialog und der äußern Formung ist kein Vorwurf zu machen und es ist wohl leicht möglich, daß auch dieses Lustspiel, gut besetzt und fleißig zusammengespielt eine Befriedigung gewähren könne, welche sich über strengere dramatische Anforderungen hinaussetzt. Jedenfalls aber sind die beyden früher genannten Lustspiele reicher und lebendiger und die komische Wirksamkeit derselben ist nicht aus so heterogenen und barocken Fernpuncten zusammengesucht. Das Büchlein, welches gewiß eine recht freundliche Aufnahme bey den Theaterdirectionen finden wird, ist vom Verleger elegant ausgestattet und es ist um so mehr zu bedauern, daß nicht durch sorgfältigere Correctur so manche störenden Druckfehler beseitigt wurden, welche auf den Leser unwillkürlich einen unangenehmen Eindruck hervorbringen. P.

M o d e b i l d XXXVI.

Kleid von Foulard, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenschneider am Graben im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.
Ein Crepphut mit Blumen und Band geziert, nach einem Original von M. Langger, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 7. September 1833.

108

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das eingebildete Genie.

(S c h t u f.)

Werdgenius nahm sich jetzt vor, noch einen und zwar den letzten Versuch zu machen. Er wollte in die allergrößte Buchhandlung in L. gehen. Gedacht, gethan. Der Inhaber derselben, ein stolzer Mann, saß gerade da und schrieb, als er eintrat. Stumm blieb er einige Minuten stehen, bis der Buchhändler einen fragenden Blick erhob. Jetzt begann Werdgenius einen langen Satz, den er sich ausgedacht, vorzutragen; der Buchhändler ließ ihn ausreden, und gab ihm, als er endlich fertig war, die kurze Antwort:

„Ich sage Ihnen, daß ich auf Ihr Werk nicht reflectiren werde!“ nach welcher er sogleich weiter schrieb.

Diese Worte zermalnten Werdgenius. So gerade heraus hatte ihn noch kein Anderer abgewiesen; so war er noch nicht gedemüthigt worden. Unfähig sein Unternehmen für heute weiter zu verfolgen, wankte er nach Hause und überließ sich seiner Betrübniß.

Nach einigen Tagen indeß hatte er sich wieder ermutigt, und nunmehr beschloß, für jenen Buchhändler, der ihm zu Hexen-, Ritter- und Gespensterromanen gerathen, ein Werk der Art zu schreiben, um nur wenigstens, wenn nicht berühmt zu werden, doch vor der Hand Geld zu erlangen. Auch kam er auf den Gedanken, seine Kleidung habe ihm vielleicht in der Stadt, wo man so geneigt sey, den innern Menschen nach dem äußern zu beurtheilen, im Wege gestanden. Er ging daher flugs zum Schneider und bestellte sich einen Rock nach der neuesten Mode und vom feinsten Tuche, kaufte sich auch an die Stelle seiner verschabten Mütze einen Hut von prima sorte, ließ sich beyhm Coesfeur sein Haar zustutzen und that Alles, um sich aus einem alten unheimlichen Academicus in einen förmlichen Galanthomme umzuwandeln.

Nach vierzehn Tagen war der Gespensterroman fertig. Mit völligem Selbstvertrauen ging er nun sogleich in seinem Ornate damit zu dem Buchhändler, auf dessen Rath er das Werk geschrieben. Er ward sehr höflich empfangen und sein Roman zur Ansicht behalten. Nach einer Woche fragte er wieder an. Da vermifste der Buchhändler spannende Intrigue, glänzenden Styl, lebendige

Darstellung u. s. w. — Kurz, er sah sich getäuscht. Noch zehn andere Buchhandlungen machte er nun in einem Striche durch; doch überall war man entweder zu überhäuft mit anderweitigen Unternehmungen, oder man nahm nur Werke von bereits bekannten Verfassern, oder man wollte sein Werk — aber notabene „vielleicht“ und „umsonst“ drucken; genug, Geld, seine eigentliche Zielscheibe, verfehlte er überall. — Nun hatte er sich doch die neuen Sachen machen lassen! Zehnfach gedachte er seinen Aufwand wieder zu gewinnen, und siehe da, ihm winkte nicht ein Heller Lohn für seine Mühe! Seine Schulden waren dadurch nur höher, nemlich bis auf siebenhundert Thaler gestiegen!

Da es mit der Dichtkunst nun einmal bis hieher denselben Gang genommen, wie mit der Musik, so wollte er nun auch hierin entweder dasselbe Ende nehmen, oder das entgegengesetzte. Er dachte bey sich, diese Buchhändler verstehen dich sammt und sonders nicht, und beschloß demnach, sich an einen Mann zu wenden, der Einsicht habe. So ging er denn zu dem Professor der Ästhetik, der sehr gern angehenden Dichtern seine Meinung über ihre Producte sagte. Er übergab ihm, nachdem der Professor sich ihm bereitwillig gezeigt, seine „Virginia.“ In drey Wochen sollte er wieder kommen und das Urtheil hören.

Kaum konnte er das Ende der Frist erwarten. Endlich war sie abgelaufen. Mit pochendem Herzen eilte er zu dem Professor.

„Ich habe Ihre Arbeit angesehen,“ hob dieser an, „und will Ihnen ganz unverholen meine Meinung sagen. Ein unverdientes Lob würde Ihnen mehr schaden als nützen; es muß Ihnen am liebsten seyn, wenn Sie die ganz nüchterne Wahrheit hören. Man sieht wohl in Ihrem Stücke ein gewisses Bemühen, sich den Classikern zu nähern; nur sind Sie oft zu sehr knechtischer Nachahmer. Eine Menge von Stellen haben Sie fast wörtlich von Shakespeare, Schiller und Goethe entlehnt; so etwas thut der Genius nie, der immer eine reiche Quelle in sich selbst hat. Was nun aber von Ihnen selbst herkommt, das ist mehrentheils matt, hölzern, geschraubt, verworren — ich rede ganz offen — abgeschmackt, alltäglich; — genug, keine warme, natürliche Poesie. Ums Himmelswillen, ergreifen Sie etwas Anderes; als Dichter werden Sie nun und nimmermehr etwas leisten! Ich meine es gut mit Ihnen! Folgen Sie mir; Sie möchten es sonst bitter bereuen!“

So ungefähr lautete die Rede des Kritikers.

Jetzt gerieth *Werdgenius* in Verzweiflung. Aber eben die Verzweiflung macht tollkühn. Er dachte: „Ja, diese Kritiker jagen nur nach Fehlern, sie sind abgehärtet gegen alle Schönheiten, sie sind einmal gewohnt, Alles herunterzureißen! Kritiker ließen ja oft an großen Dichtern keinen guten Fein!“ Er nahm sich daher vor, nun stracks zu Schiller zu gehen, der damals gerade in Gohlis bey Leipzig lebte. Seine „Virginia“ in der Tasche, flog er im Sturmschritt durchs Rosenthal; nach einer Viertelstunde trat er schon in Schiller's Zimmer. Diesem, der gerade an seinem „Don Carlos“ arbeitete, kam die Störung eben nicht gelegen; doch nahm er *Werdgenius* nicht unfreundlich auf; nur bat er ihn um möglichste Kürze. Demungeachtet gerieth *Werdgenius* in einen breiten Wortschwall, sprach von Schiller's Größe, von seiner eigenen Kleinheit, von seinem trotz dieser Kleinheit Statt findenden redlichen Bestreben, auch etwas Großes zu leisten, von der namenlosen oft über ihn kommenden Begeisterung, den Schicksalen und Lebensansichten wie auch Gewohnheiten, die er mit großen Männern gemein, und

von der Geistesverwandtschaft, die er mit Schiller selbst zu haben glaube u. s. w. Schiller hätte ihn vielleicht recht kurz abgefertigt, wenn ihm nicht Werdgenius als eine ziemlich komische Figur interessant gewesen wäre. Er ließ ihn noch eine Weile in einem Chaos von Herzensergießungen, Ausdrücken seiner Verehrung, Bitten um Freundschaft und Geschwätz über die mitgebrachte „Virginia“ umherwogen. Endlich aber, der Umschweife überdrüssig, nahm er das Wort:

„Sie wollen also gern wissen, ob Sie Talent besitzen?“

„Ja; ob ich zum Dichter geboren bin.“

„Und das fühlen Sie nicht selbst?“

„Ja, ich fühle es gewissermaßen auf der einen Seite, aber auf der andern zweifle ich wieder daran!“

„Was bewegt Sie zu dichten?“ fuhr Schiller fort zu fragen.

„Ich will gern großen Ruhm erlangen und daneben viel Geld verdienen!“ antwortete Werdgenius.

„Drängen sich in Ihrer Seele viele Pläne? Gehen Sie täglich mit neuen Werken schwanger? Reißt Sie es unwiderstehlich zum Dichten hin? Möchten Sie, wenn Ihnen unter der Bedingung, daß Sie nie wieder dichteten, eine Million geboten würde, die Million annehmen? Würden Sie lieber sterben, als der Dichtkunst entsagen?“

Die ersten Fragen gab Werdgenius mit einem: „D ja!“ zu, doch bey den letzten verstummte er. Da wollte sich Werdgenius empfehlen und wiederkommen; doch Schiller sagte:

„Warten Sie, es gibt Werke, über die man schon nach Augenblicken ein Urtheil fällen kann!“

Schiller traf jetzt auf eine Stelle, wo es hieß:

„Seh begrüßet blumiges Gefilde!
Nimm den größten Römersohn jetzt auf!
Als die schwere, finst're Schlacht noch brüllte,
Floh ich weg mit umgekehrtem Lauf;
Durch Tyrannen gehet Rom verloren,
Hingemehelt wird der Römer Heer!
Mein Ahol, das ist bey Pluto's Thoren,
Und die Welt, die scheint mir wüst und leer!“

Schiller lächelte; er schien sich sehr zu ergötzen; Werdgenius sah dieß mit stillem Entzücken.

Jetzt wandte Schiller ein Blatt um; da fand er:

„Seyn oder Nichtseyn; darauf kommt's jetzt an!
Ob's löblicher, die Widrigkeiten alle
Des Lebens zu erdulden, oder ob es
Vielleicht wär' besser, jetzt ein Meer von Flammen
Durch Widerstand auslöschen! Sterben — schlafen —
Nein, weiter gar nichts, jener holde Schlaf,
Er läßt ja uns all' uns're Noth vergessen,
Die Adam uns zuschanzte. O, wahrhaftig,
Es ist ein Ziel, das jeder wünschen muß!“

Bald darauf kam wieder:

„Herzlich geliebtes Leben! Du so schöne Ungewohnheit des regsamem Geschäftigseyns und sich Mühemachens, du sollst mir genommen werden? Ich soll so ganz kaltblütig dich mir nehmen lassen? u. s. w.“

Kurz, so fand Schiller überall mit kleinen Veränderungen Stückchen aus seinen „Räubern,“ aus „Fiesco,“ aus Shakespeare und aus Goethe, die sich in ihrer gräßlichen Verstümmelung komisch genug ausnahmen.

„Freund,“ sagte er jetzt, „hier haben Sie Ihr Manuscript zurück!“

„Schon fertig?“ fragte *Werdgenius* staunend.

„Ja; Sie sind ein guter Schreiber und Abschreiber, aber kein Dichter! Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen!“

Werdgenius stand ganz verblüfft. *Schiller* nahm seine Arbeit wieder vor und überließ ihn sich selbst, bis er sich unter Thränen empfahl, wo *Schiller* ein wenig aufblickend ihm mit einer lächelnden Miene zunickte.

Nun aber war für *Werdgenius* Alles dahin. Er irrte einen ganzen Tag hindurch im wilden Rosenthal umher; dasselbe that er in den folgenden Tagen und Wochen, bis er endlich in Wahnsinn verfiel und das Rosenthal für Glastum und die Pleiße für den Lethe hielt. In diesem Wahn sprang er einstmals in den Fluß, um die Erinnerung seiner Leiden im Leben hinwegzutilgen; doch da er nicht schwimmen konnte, so tilgte er hiemit nicht nur seine Erinnerungen, seine Leiden, sondern auch sein Leben selbst hinweg.

E. Ortlepp.

B a u m u n d Q u e l l e .

Eins ab vom Hochgebirge, im grünen Thal allein
 Erhob sich stolz ein Eichbaum, und lud die Pilger ein,
 In seinem kühlen Schatten ein Weilschen zu verzieh'n,
 Wenn allzu heiß die Sonne vom blauen Himmel schien.
 Daneben hell und munter, aus grauem Felsenthor
 Sprang eine reiche Quelle in's Blumenthal hervor.
 Wie Wirth und Wirthinn hausten die beyden manches Jahr;
 Er bot den Gästen Obdach und sie Erfrischung dar.
 Und ging die Sonne nieder, dann wurde still getauscht,
 Was sie, Tag über, Neues dem Leben abgetauscht.
 Es zog ein schöner Abend zum lichten Thal heran,
 Indem vertraulich wieder ihr Zweygespräch begann.

Die Quelle.

Heut' gab es viele Gäste,
 Freund Nachbar, sage mir,
 Wie treiben deine Äste,
 Wer kehrte ein bey dir?

Er hat einst kühn gerungen,
 Nun ist sein Haar gebleicht,
 Er hat den Feind bezwungen,
 Und wenig Lohn erreicht.

Der Baum.

Viel Gäste, viel Geschichten;
 Sie waren bunter Art,
 Ich hab' aus den Berichten
 Mir manches Wort bewahrt.

Kein Siegeszeichen schmückte
 Den lebensmüden Mann,
 Der, wo ihm's immer glückte,
 Einst Herrliches gethan.

Die Quelle.

Und gabst du frische Kühle,
 So bot ich kräft'gen Trank.
 Erquickung suchten Viele,
 Doch Wen'ge sagten Dank.

So saß der Landesretter
 Gebeugt im schlichten Kleid,
 Ich hab' ihm junge Blätter
 Auf's alte Haupt gestreut.

Der Baum.

Ein Krieger kam geschritten,
 Gebeugt von schwerer Last;
 Sein Auge schien zu bitten
 Um eine kurze Rast.

Die Quelle.

Und meine besten Wellen
 Credenzt' ich ihm mit Lust,
 Ich sah sein Leben schwellen
 Verjüngt an meiner Brust.

Der Baum.

D'rauf zog ein lustiger Städter vorbei
 Mit Spornen und pfeifender Gerte;
 Er that wie zu Hause, war gleich so frey,
 Als ob ich zu Dienst' ihm gehörte.

Ich bot ihm Schatten im grünen Gemach,
Er schnitt mir zum Dank in die Rinde,
Indes er manch frisches Ästchen noch brach;
So lohnt ein tolles Gefinde.

Die Quelle.

Erst sog er entzückt mein Gewässer ein,
War zärtlich, als wolle' er mich lieben;
Dann warf er nach mir so manchen Stein,
Um meinen Spiegel zu trüben.

Der Baum.

Sahst du den muntern Schwärmer nicht,
Er ging durch Wälder und Geheg,
Den Frieder trug er im Gesicht,
Und sang ein Liedlein sich zum Weg? —

Er zog Papier und Stift heraus,
Und lobte Hügel und Gefild,
Er malte Grott' und Blumenstrauß,
Und nahm mit sich mein eigen Bild.

Die Quelle.

Lang ruht' auf mir sein sanfter Blick,
Bevor er meinen Trank genoß;
Ihn selbst erfreut des Frohsinns Glück,
D'rum pries er auch mein heitres Loos.

Der Baum.

Ein Mäcker, von Plänen wirr,
Verweilte flüchtig auch hier.
Vor lauter Eucht nach Gewinn
Verlor er für Schönheit den Sinn.
Er schätzte kein Sonnenlicht,
Ihn rührte der Frühling nicht,
Er ist nur dem Mammon hold,
Und wog hier sein blankes Gold.

Die Quelle.

„Ach, wäre das süßer Wein,
Was trüg' es für Summen ein!“
So sprach er, und rechnete klar,
Was ihm dann zuflöß' im Jahr.
Der Thor hat nimmer bedacht,
Wenn ich ihm nicht Labung gebracht,
Daß er am sengenden Strahl
Verschmachtet wäre im Thal.

Der Baum.

Die Menschen sind doch dreist und sonderbar;
Gott selber macht's nicht Jedem immer recht.
So stand in Drillen hier ein eitler Narr,
Und nannte mich und nannt' die Gegend schlecht.

Bald lag der Berg zu hoch, das Thal zu tief,
Und ganz geschmacklos ferner Grotten Bau,
Bald war das Blatt zu rund, das Feld zu schief,
Und selbst den Himmel schalt er dann zu blau.

Die Quelle.

Das ist ein alter Kunstgriff, lieber Freund.
So Mancher lobt und tadelt unbedacht,
Damit er größer noch der Welt erscheint,
Als jener, der ein herrlich Werk vollbracht.

Auch mir begegnete der weise Mann,
Und schmähte meinen Spiegel ungetreu,
Vermuthlich, weil ich bildlich dargethan,
Daß seine Nase lang und spizig sey.

D e r B a u m.

Gleich einem guten Stern	War ja auch einst dabei,
Sah ich den Jüngling gern,	Als er im frühen May
Der von entleg'nem Strand	Zog aus dem Vaterhaus
Zog in sein Heimatland.	Weit in die Welt hinaus,
Lustig vom Berg herab	Als ihm der Greis am Stab
Schritt er am Wanderstab.	Weinend den Segen gab.
Treues Herz, frisches Blut,	Segen der Eltern schafft
Off'nen Sinn, frohen Muth	Freuden und Lebenskraft;
Hat er durch Sturm und Nacht	Drum auch erwarb er Glück,
Wieder zurückgebracht. —	Bringt es nun froh zurück.

D i e Q u e l l e.

Über mein hell' Krystall	Daß er im weichen Gras
Längs durch den Blüthenschwall,	Stundentlang bey mir saß,
Über mein rauschend Spiel	Wangen und Augen wusch,
Schwärmt' er im Lustgefühl,	Rosen und Veilchenbusch
Daß sich mit Thränenthau	Laut sich von mir erbat,
Füllte sein Augenblau,	Als er zur Liebsten trat.

D e r B a u m.

So mancher Pilger hielt noch an,
Und Jeder dacht' auf and're Weise.
Den führte Lieb' auf diese Bahn,
Den Andern Haß zu seiner Reise.

Der Eine hieß mich alt und groß,
Der And're machte mich zum Zwerge;
Ein Säng'ri pries mein Laubgekos,
Ein Schreiner dacht', ich gäbe Särge.

Schon fünf Jahrhundert steh' ich hier,
Hab' Viel gesehen und erfahren;
Doch scheint die Welt dieselbe mir,
Die Menschen sind noch, wie sie waren.

D i e Q u e l l e.

Ich bin noch älter, Freund, als du,
Und seh' der Dinge Gang erhalten.
Nur Art und Form nimmt ab und zu,
Des Lebens Triebe sind die alten.

Anton Kasper.

C o r r e s p o n d e n z = N a c h r i c h t e n.

Prag, am 10. August 1833.

(F o r t s e t z u n g.)

Der berühmte Alexander, welcher sich in England und Frankreich einer Auszeichnung, wie nicht leicht ein anderer Künstler, rühmen darf, eröffnete den Cyclus seiner hiesigen Vorstellungen mit dem geistreichen Intermezzo: „Les ruses de Nicolas,“ welches, wenn gleich die beyden folgenden Stücke mitunter noch größere Kunstproben darbieten, doch in genereller Hinsicht den Culminationspunct seiner mimischen Leistungen bildet. Von der bewunderungswürdigen Proteusnatur und der fast ungläublichen Gewandtheit abgesehen, womit er sich aus dem verliebten Seecapitän in den gravitätischen Aldermann, aus der köstlichen Karrikatur seiner Mistress Pillbury in den sinken Bedienten, den steifen Sir John Pointer oder die sentimentale Miss Flirtilla metamorphosirt, reicht sein Nicolas, worin er in seiner natürlichen Gestalt erscheint, allein hin, ihm einen der ersten Plätze unter den hochkomischen Schauspielern unserer Zeit zu sichern, und wenn wir nicht wissen, ob wir die Schnelligkeit seiner Metamorphosen (zumal in

der Gesangübungs-scene) oder die seltene Vielseitigkeit, womit er die heterogensten Charaktere zu sonderu und in ihrer innersten und formellen Eigenheit wiederzugeben versteht, so ist doch unstreitig die bewunderungswürdigste seiner Gaben, die feste und consequente Gleichheit, in welcher er seine Charaktere fest hält, so oft er auch mit denselben wechselt und von einem Extreme in das andere hinüberspringt. Zu den technischen Zubereiten seines zweenen Stückes: „Le Paquebot ou seul pour sept,“ bedurfte er natürlich eines Gehülfs (Pigeonneau Mr. Pertuy), der es ihm möglich macht, sich zweymal aus dem englischen Kutscher in dessen drolliges Widerspiel Mr. Narcisse Mignonet — unstreitig der ergötzlichste und wunderbarste Budlige, den wir je gesehen — zu verwandeln; aber wir gestehen offen, daß uns Hr. Alexander noch mehr Freude machte, wo er selbstständig und ohne Beystand wirkte, die herrliche Scene zwischen dem Lord Nesbury und dem Gastwirth ausgenommen, in welcher wohl kein Mensch, der etwas Englisch und Französisch versteht, zu lachen aufhören kann. Man muß ein Franzose seyn und die Engländer so genau kennen gelernt haben, wie unser Künstler, um die Charakteristik eines der letzteren mit dieser Wahrheit und Vollkommenheit wiederzugeben. Nicht minder überraschend ist die Tänzerinn des Ambigu und die alte Närrinn, Madame Toqueville (obchon letztere hie und da an Mistris Pillsbury erinnert, was sonst bey den Gestaltungen des Hrn. Alexander fast nie der Fall ist); am wenigsten interessant — wenigstens bey uns — die Amme, deren Individualisirung vielleicht in Frankreich ganz besondere Theilnahme erregt. Wir hätten sehr gerne „Les ruses de Nicolas“ noch einmal französisch gesehen, aber statt dessen erschien: „Le diable boiteux“ mit einer Menge drolliger Figuren und Überraschungen, worauf in deutscher Sprache: „die listigen Streiche des Nicolas“ zweymal wiederholt wurden. Zu unserer großen Überraschung schien die deutsche Sprache dem Künstler — der freylich durch die Schnelligkeit, womit er die Sprache der Dritten erlernt und sich zum Liebling des Londoner Publicums aufschwang, schon sein großes Sprachtalent bewährte — durchaus keine hemmende Fessel anzulegen und er bewegte sich in dem fremden Element mit nicht geringerer Sicherheit und Leichtigkeit als in dem vaterländischen Idiome.

Wenn übrigens Hr. Langenschwarz glaubte, dem Effect seines Nachfolgers Eintrag zu thun, indem er manche ihm abgelauschte Züge ihm hier vor spielte, so hatte dieß die entgegengesetzte Wirkung, und die Copie (wenn man sie auch früher gesehen) diente dem Original nur zur Follie.

Diese deutschen Vorstellungen wurden beynah noch häufiger besucht als die französischen, obchon die Mimik des Hrn. Alexander so ausdrucksvoll und sprechend ist, daß viele Personen, welche der französischen Sprache nicht kundig sind, ihn dennoch recht wohl verstanden, und sein Verdienst großentheils anzuerkennen vermochten. Hr. Alexander, den wir vor sechzehn Jahren im ersten Jünglingsalter als einen der ersten Ventrioloquisten kennen lernten, ist eigentlich der Erfinder seiner Kunst. Wahrscheinlich sah er bald ein, daß seine frühere Kunst, so bewundernswerth die Höhe seyn mag, die man in derselben erreicht, doch immer etwas monoton bleibt, so lange man nur das Ohr und den Verstand beschäftigt, und nicht auch ein Mittel gefunden hat, das Auge des Zuschauers zu bestechen. Seine große mimische Gabe kam ihm dabey zu Statten, er fühlte die Kraft in sich, auch die Gewandtheit der schnellen Umgestaltung zu erwerben, und wurde so der Schöpfer einer neuen Gattung von Schauspielen, in welchen er wohl wenige Nachahmer, und Nebenbuhler zu fürchten haben dürfte.

Die Erfolge des Hrn. Alexander waren, im vollen Sinne des Wortes gesagt, unzweifelhaft, und wenn das blitzschnelle Vorschreiten seiner Dramen dem Verfall nicht Raum verstattete, sich anhaltend auszubreiten, so brach er jedesmal, am Schlusse um desto heftiger aus. Wenn er uns nicht so ibald verlassen und noch sechs Vorstellungen gegeben hätte, so würden diese gewiß (trotz der erhöhten Preise) stets nur volle Häuser gesehen haben.

Den ehrenvoll bekannten Virtuosen, Hrn. Lafont, Ritter der Ehrenlegion und ersten Violinspieler der Höfe von Frankreich und Rußland, haben wir in drey Concerten im Theater gehört, und lernten in demselben einen der ausgezeichnetsten Künstler auf seinem dankbaren, aber auch schwer zu behandelnden Instrumente kennen, der sich in der That eine sehr große Gewalt über dasselbe erworben hat und mit seiner glöckereinen Intonation, seinem sangreichen, einschmeichelnden, geschmackvollen, eben so reizenden als gemüthlichen Vortrag des glänzendsten Erfolges überall sicher seyn kann. Hr. Lafont spielte in allen drey Concerten nur eigene Compositionen, was man um so mehr billigen konnte, da seine Tonsetzungen glänzend, leicht faßlich, gemüthlich und geschmackvoll sind, und er durchaus nie in den Fehler der Virtuosen verfällt, welche für ihr eigenes

Instrument componiren und über den angehäuften Schwierigkeiten die Idee und den Gang der Melodie vernachlässigen. Vorzüglich sprach eine Phantasie über Motive aus der „Stimmen von Portici“ (welche er auf Verlangen im dritten Concerte wiederholen mußte) und ein älteres Violinconcert von ausgezeichnetem Kunstwerthe an, welches letztere er schon vor 13 Jahren im spanischen Saale bey Gelegenheit der Vermählung Sr. K. Hoheit des Erzherzogs Rainer zum ersten Male vorführte, und welches allgemein und gerechten Beyfall erntete. Von seinen neuern Compositionen gefielen am meisten ein militärisches Concert und eine zweyte Phantasie. Dlle. Luzer unterstützte den Künstler aufs glänzendste mit ihrem schönen Talent, indem sie im ersten Concert eine Arie von Mercadante, im zweyten und dritten eine Arie mit obligater Violinbegleitung, von Lafont für Mad. Catalani componirt, preiswürdig vortrug.

Dlle. Sabine Heinefetter setzte ihre Gastrollen auf unserer Bühne mit der Desdemona im „Othello“ fort, und beschloß selbe auf die erfreulichste Weise mit der Wiederholung des „Romeo.“ Ohne den Werth unserer talentvollen Dlle. Luzer undankbar zu verkennen, konnte es dem Freunde der Tonkunst doch nur sehr erfreulich seyn, eine so reich von der Natur begabte, mit dem dramatischen Ausdruck vertraute und vorzüglich mit dem Talent, das tiefste Gefühl auszusprechen, ausgestattete Künstlerin als Desdemona zu bewundern, die ihr so reiche Gelegenheit gibt, die Kraft und Fülle ihres Organs und ihres Gemüthes zu entfalten. Schade, daß insbesondere die ungenügende Besetzung der Emilia mancher schönen Stelle, zumal der ersten Scene des dritten Actes so großen Eintrag that. Wir erinnern uns noch mit Vergnügen, diese kleine, aber wichtig eingreifende Parthie von unserer Mad. Podhorsky und später von Mad. Sandrini sehr brav vorgetragen gehört zu haben, und glauben, sie sollte nie mit einer Unfängerin besetzt werden, da doch wohl keine bessere Sängerin, der es mit der Kunst Ernst ist, deren Übernahme weigern dürfte. Hr. Podhorsky (Othello) war leider wieder nicht bey Stimme, und mußte die Wirkung der kräftigen Stellen insgesammt der Sicherheit aufopfern. Dagegen legte Hr. Dams (Rodrigo) in Gesang, Haltung und Spiel erfreuliche Beweise seines fleißigen Studiums in der letzten Zeit ab, und scheint es darauf anzulegen, uns fühlen zu lassen, was wir an ihm verlieren. Er war noch nie so ganz Herr über seine schöne Tenorstimme, als an diesem Abend, und trug diese schwierige Parthie so ausgezeichnet vor, daß ihm der lauteste Beyfall des gedrängt vollen Hauses und nach seiner Arie im zweyten Acte einstimmiges Hervorrufen zu Theil wurde. (Wie oft Dlle. Heinefetter gerufen wurde, war nicht mehr zu zählen.) Auch Hr. Dobrowsky (Jago) schien mit mehr Studium und Sammlung vor das Publicum zu treten als gewöhnlich, und wird vielleicht doch einsehen lernen, daß der gewisse Kunstschlehdrian, wie er leider auf kleinen Bühnen heimisch ist, in einer großen Stadt nicht ertragen wird, und ein Sänger, der in einer solchen geduldet werden will, die Achtung nicht vergessen dürfe, die er der Kunst und dem Publicum schuldig ist. Hr. Illner, welcher wegen Krankheit des Hrn. Strakaty die Parthie des Brabantio in zwey Tagen übernommen hatte, um die Aufführung des „Othello“ möglich zu machen, verdient dafür dankbare Anerkennung, zumal, da er seit kurzer Zeit schon mehrmals auf gleiche Weise der Direction aus der Noth geholfen hat.

Die Hh. Caralle und Ecken sind noch in zwey uns neuen choreographisch-dramatischen Producten erschienen: „Der Carneval von Venedig,“ und „Ori, der brasilianische Affe, oder: Die Zigeunerin,“ welche beyde ihre Schuldigkeit gethan, und selbst an warmen Sonntagen das Publicum zahlreich ins Theater lockten. Hr. Caralle war als Policinello sehr brav, minder ausgezeichnet als Affe.

(Der Schluß folgt.)

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Wieland.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 10. September 1833.

109

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Egyptens Alexandrien und seine nächste Umgebung.

Geschrieben im Hospiz auf dem Gotthard im Canton Tessin in den ersten Tagen des Märzmonats 1832.

Es war in der finsternen Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1831 (6. des Monats Schawan, Jahr der Hedschira 1246), als wir bey starkem Nordwestwinde stündlich zehn Seemeilen zurücklegend, uns nach unserer Berechnung ungefähr dreißig Seemeilen von der afrikanischen Küste, westnordwestlich vom arabischen Thurme, welcher westlich von Alexandrien an der Meeresküste steht, befanden. Der Wind blies scharf; auch ging die See ziemlich hoch, und wir mußten, da die Küste sehr niedrig liegt, bey Nacht auch auf eine Entfernung von fünf Seemeilen nicht entdeckt werden kann, und ihre Nähe wegen zahlreicher Felsen und Untiefen äußerst gefährlich ist, wieder tiefer in See. Das Reaumur'sche Thermometer wies 13 Grade über Null.

Welche Empfindung ist es, nach einer langen, gefährlichen und stürmischen Seereise, so nahe dem erschnitten Port, sich wieder, ohne ihn erreicht zu haben, von ihm entfernen zu müssen! — ein plötzlicher Sturm, — selbst eine Windstille bey heftig bewegter See kann das Schiff über Nacht auf die Küste oder einen der verborgenen Felsen werfen, und statt am Morgen freudig in den schützenden Hafen einzulaufen, — treiben des Schiffbruchs traurige Trümmer ans öde Ufer, und der Sonne erster Strahl bescheint auf dem Sande der unwirthbaren Ufer blutige Leichen — und kein tröstender Bothe trägt die Kunde zur fernern Heimat, wo in schmerzlicher Sehnsucht die liebende Mutter harret, die zärtliche Gattinn und die hilflosen Kleinen. — Doch also ist des Seemanns rauhes Loos, den das Bedürfniß des Unterhaltes, des Erwerbes für seine arme Familie, die eiserne Nothwendigkeit hinaustreibt in die fernste Ferne, der um einen erbärmlichen Lohn von Pol zu Pole schiffet, Noth, äußerste Anstrengung und die augenscheinlichste Todesgefahr in jedem Augenblicke harm- und furchtlos erträgt. Nur die Gewohnheit macht diese eisernen Menschen kalt gegen alle Schrecknisse, die auf dem schäumenden, erbohten Ocean sie furchtbar dräuend umringen. Als im Osten der Morgen graute, hatten wir uns wieder Afrika's Küste genähert; undeutlich erblickten wir in grauer Ferne einen starren

Wald wolkenragender Maste, über die im Hintergrunde riesenmäßig die Säule des Pompejus wie ein schwarzes Phantom emporstieg; nach und nach tauchten am Horizonte Minarets, riesige Dattelbäume, Palläste und Kaufgebäude auf. Ein mattgelber Streif zog die Küste, niedrig, öde, als dürre Sandwüste hinter den schwarzen Schiffen und der blauen Meeresflut hin.

Dies also das Land der Wunder! der classische Boden, wo vor undenklicher Zeit schon Wissenschaften und Künste im allerhöchsten Flor waren, — Werke menschlicher Thatkraft und Größe erzeugt wurden, deren Trümmer und halb morsche Überreste unserer heutigen Knabentändeleien und Kartenhäuschen spotten, ungeheure Riesencolumnen und Götterbilder eisige Schauer auf den Forscher aus dieser Kinderwelt herabhauchen, — ein Feenreich, nicht erreicht von der glühendsten Phantasie, dessen Zauber, wie das Haupt der Gorgone, den starren Blick versteinern lassen, unserm Geiste fremd, ehfurchtgebietend, erschreckend, das Land der Pharaonen, die Grundfeste der Pyramiden, die Wiege des Unbegreiflichen — Egypten!

Doch welch' unendlichen Abstand bietet Gegenwart und Vergangenheit hier dar! — Von der höchsten Stufe des Wissens, der Frucht vergangener Jahrtausende, herabgesunken in den Schlamm der verworfensten Rohheit und Barbarey, ist dem Urvolke auch die Nationalität verloren gegangen. Einst seine Siege in ferne Regionen tragend, ist es von wilden Barbaren verheert, die Beute grausamer und unwissender Tyrannen geworden, die den armseligen Bewohnern das Mark aus den Knochen saugen. Geschändet, verheert sind die Werke einer antediluvianischen Welt; verstümmelt die Memnonssäulen und die kolossalen Sphinxen, deren gigantische Überreste noch stumme Bewunderung erregen, für die Unerreichbaren, die sie schufen, und die Gewaltigen, die diese Riesenmassen bewegten. War es der Zauberstab mächtiger Geisterbeherrscher, der aus dem brennenden Sandmeere einer unermesslichen Wüste H a m m o n s Tempel hervorrief? — War es der Hauch gehorsamer Sylphen, welche die vereinte Kraft einer mächtigen Geisterwelt aufboten, um Lasten riesiger Steinblöcke in ungeheure Entfernungen zu versetzen, und gleich den himmelstürmenden Titanen den Pelion und Ossa über einander zu thürmen? So fragt der staunende Wanderer, und die Schrift der Hieroglyphen sagt ihm: es waren Menschen, Herrscher, Halbgötter, die Thebä, die Memphis, die die Pyramiden erbauten! Aber es war ein Menschengeschlecht, das höher stand, unendlich höher auf der Stufenleiter der Cultur, der feinsten Ausbildung irdischen Wissens, als alle uns bekannten Geschlechter der Erde. Laßt sehen ihr prunkenden, winzigen Europäer, was nach einem ähnlichen Zeitraume von eurem Machwerk übrig bleibt? — ob man aus den Spuren — nicht auf eure Allmacht! nein! nur auf eure Existenz zurückschließen wird! — Nicht zur Nachahmung fordr' ich euch auf des Unerreichbaren, denn dazu habt ihr vielleicht noch tausend Olympiaden nöthig trotz eures gerühmten Wissens; — nur zur Verehrung längst versunkener Geschlechter, die die Geschichte nicht kennt, deren Daseyn sich bis jetzt für uns in fabelhafte Sagen verlor, deren Andenken die Sündflut verlosch, bis sie lesbar ward, die Bilderschrift der Hieroglyphen, die die Tempel zu Karnak und Thebä und die Wände der Grabgemäcker im Thale Bab el Melek bedeckt; bis Champollion der jüngere durch rastloses Forschen den Schleyer gelüftet, der auf der Urwelt heiligen Schauern ruhte, und dem Geschichtschreiber die Annalen längst vergangener nicht geahn-

ter Zeiten aufschlug. Seit vielen Jahrhunderten haben die Gelehrten aller Völker sich rastlos um den Pol der Entdeckung des tief schlummernden Geheimnisses herumgetrieben, und den lauschenden Leser mit Hypothesen und falschen, erdichteten Nachrichten geäfft; doch ihm allein ist es gelungen, einzudringen in das Heiligthum der Nacht von zwanzig Jahrhunderten. Welche reizenden Hoffnungen für die Vervollkommnung der Jahrbücher der Geschichte, welche frohe Aussicht auf eine herrliche Ausbeute im Gebiete des Wissens und der Kunst! — Hin nach dem Lande der Pharaonen zieht ihr Gelehrte und Künstler! Champollion's Hieroglyphen in der Hand, liest der Mathematiker ihm neue Auflösungen dynamischer Aufgaben, die bisher nur Vulkane und Erdbeben lösten; der Schüler des Tizian findet ein Colorit, das seine Frische behaltend, noch heute dem alles verzehrenden Zahne der Zeiten troßt; der Architekt sieht Bögen nach ihm unbekanntem Gesetze gespannt, und Säulenordnungen zu hunderten, die kein Vitruvius und kein Bernini geträumt; Architraven aus so ungeheuern Steinblöcken, daß hinter der Wirklichkeit die überspannteste Vorstellung zurückbleibt; der Oekonom liest ihm neue Weisen aus dürrer Sandwüsten ein fruchtbares Eden zu erschaffen; der Bergmann lernt mit Leichtigkeit in die tiefsten Eingeweide der Erde dringen, dem Gnomen seine eifersüchtig bewachten Schätze zu entwinden; der Stratege erhält Aufschlüsse über eine Tactik, die die Völker zweyer Welttheile unter das Joch der Überwinder beugte; der Bildhauer findet einen Meißel, der an Fleiß, Reinheit, Vielsältigkeit und Ausdruck alles übertrifft, was die Geschichte der Kunst nennt; — doch wann würde ich zu Ende kommen, wollte meine Feder alles erwähnen, worüber neue unerwartete Aufschlüsse und gründliche Belehrung eine so äußerst wichtige, großartige, rühmliche Entdeckung gewähren wird! —

Doch zurück in den Hafen von Alexandrien (arabisch Skänderie), wo unser Schiff eben einläuft! — Links erhebt sich auf einer gelben Sandhöhe hart am Meere der Pallast des Vicekönigs Mahomed-Alli-Pascha, ein im türkischen Geschmacke nett, aber unförmlich, und größtentheils unregelmäßig aufgeführtes Gebäude, mit vielen abgesonderten Giebeln und Abtheilungen, welche den Harem, die Zimmer für den Hof, und die Prunksäle und Wohnung dieses Fürsten selbst enthalten. Man sieht denselben weit in die See hinaus.

Ein Kanonenschuß rief den Piloten. Es kamen ihrer sogleich vier an Bord. Ohne solche ist es, selbst wenn man diese Einfahrt durch wiederholte Reisen nach Egypten schon genau kennt, nicht rathsam einzulaufen, da alles rings mit gefährlichen Felsen und Untiefen umgeben ist, an denen schon unzählige Schiffe scheiterten. Die Einfahrt links östlich hat nur zwölf Fuß Wasser; — der Grund ist Fels und Schlamm von weißer Farbe. Unser Schiff ging vierzehn ein halb Fuß im Wasser, wir mußten daher die zwar längere, aber tiefere Straße rechts wählen. Links auf zwey Klafter Entfernung bleibt ein bis ein Schuh hoch aus dem Wasser hervorragender, zum Theil mit Seegrass bewachsener stets von der Flut bespülter Fels, an dem diese sich ungestüm brach. Wir liefen hart über die Riffe, und hatten unter dem Kiele nur drey Fuß Wasser frey. Bey heftig bewegter See würde diese Tiefe nicht hinreichen, und man auf den Grund gerathen. Da der Wind conträr war, mußte beständig lavirt werden, welches hier wegen der Felsen gefährlich ist. Der oberste Pilot commandirte; alle Augenblicke hieß es: „volta! all' orsa! poggia! volta la banda!“ alles,

selbst der Capitän Pugnaletto schwieg und gehorchte, denn es handelte sich darum, vielleicht in einem Augenblicke Schiff sammt Ladung zu verlieren. Die Piloten, obschon Araber, sprachen ziemlich italienisch. Sie erhielten, nachdem sie uns glücklich mitten durch die Untiefen in den Hafen gebracht hatten, vier Colonnaten, und einen Backschisch (Trinkgeld) von 9 Piafern (1 fl. 12 Kr. C. M.). Was sie erwerben, gehört dem Pascha, der ihnen dann einen geringen Gehalt auswirft. Dieser Hafen, der sogenannte „Alte,“ ist jetzt allein der von den Europäern benützte; in den kleinen, östlichen oder „Neuen“ können nur Dschermen und Fischerboote einlaufen, da er versandet ist. Er ist überdies felsigt, und den Stürmen sehr ausgesetzt; der alte im Gegentheile gegen die Winde gesichert. Nur der Südwest (bey den italienischen Schiffen Libeccio), welcher quer durch den Hafen streicht, wenn er weht, macht die See etwas unruhig. Doch kann man dabey meistens mit den Booten ans Land fahren, welches auf der Rhede von Livorno beym nemlichen Winde unmöglich wird. Er ist einer der größten der Welt, so zwar, daß die Schiffe auf Kanonenschußweite von einander vor Anker liegen können. Nördlich von uns lag ein Holländer, nette Schiffe, die nicht geschwärzt, sondern über das natürliche Holz gestrichelt sind, welches sehr hübsch läßt. Es wimmelt hier von Schiffen aller Nationen, und der Handel — obwohl größtentheils nur in den Händen des Vicekönigs, und weniger Europäer — florirt. Ich sah hier unter andern auf den mit Baumwolle nach Europa befrachteten Schiffen die Baumwollballen mit einer Dampfmaschine comprimiren, um mehr Raum zu gewinnen.

Alexandrien, mit seinen aus weißem Kalkstein erbauten Häusern, liegt an der Ostseite des Hafens; und dessen Leuchtturm unter 47 Grad, 35 Minuten, 30 Secunden Länge, und 31 Grad, 13 Minuten, 5 Secunden nördlicher Breite; die Südseite ist mit ungeheuern Magazinen, Gebäuden des Pascha, und einer großen Anzahl steinerne runder Windmühlen besetzt. Hoch über den Wust von Gebäuden ragen auf hohem Dauschutt und aufgethürmten Sandbergen die verschiedenen Forts, zum Theile noch von den Franzosen erbaut, hervor. Das bemerkbarste ist das Fort Caffarelli, das beste jenes unweit den Obelisken oder Nadeln der Kleopatra. Doch sind sie alle isolirt, und obschon sie Stadt und Hafen dominiren, nichts weniger als fortificatorische Meisterwerke; von hinten offen, können sie doppelt en écharpe und im Rücken genommen, das Geschütz vom Hafen aus demontirt, die Mannschaft leicht getödtet, und das Ganze durch einen Angriff in der Kehle bald genommen werden. Ein gewisser Ghiaudi (von den Türken Chassim Aga genannt), ein Italiener, vordem in der neapolitanischen Infanterie, spielt dabey die Rolle eines Ingenieurs; allein seine Leistungen beweisen zur Genüge seine Unwissenheit. Wenn nicht die natürlichen Gefahren der Einfahrt in den Hafen ihn und Alexandrien deckten, — von der Befestigung wäre, obschon alles mit Batterien bespickt ist, wenig oder nichts zu erwarten. Jedem Angreifenden aber würde ich rathen, seine Landung an der Küste von Abukir zu bewerkstelligen, von dort nach Alexandrien zu marschiren, und vor allem die Verbindung mit dem Nil abzuschneiden. — Dieß Unternehmen würde in den meisten Fällen gelingen, und der Stadt alle Zufuhr sperren, die sich dann von selbst ergibt.

An der südlichen Küste des Hafens befinden sich ungeheure dem Vicekönig angehörige Holzlager, größtentheils zum Schiff- und Häuserbau bestimmt.

(Das Holz kommt aus Karamanien und dem schwarzen Meere, von wo es zu Constantinopel umgeladen wird. Die türkischen Schiffe führen sogar angekettete Zattern oder große Flöße mit, welche der Schifffahrt gefährlich werden, oder sie verlängern). Rechts westlich davon sieht man offene Höhlungen vom Meere bespült, — niedere in den Felsen gehauene Gewölbe, Katakomben — die Nekropolis genannt, welche, so wie die in der Nähe von Rom, gar weit hinter der Erwartung zurückbleiben, in den Zeiten der Ptolomäer Leichenbehälter waren, und nun von wilden Hunden, Schakals und ungeheuer großen und unzähligen kleinen Fledermäusen bewohnt werden. Tausend Schritte weiter befinden sich ebenfalls in den Felsen gehauene Behälter, die ehemals die Seebäder der Kleopatra waren. Man erzählt sich, daß sie hier bey einer Luftfischerey ihrem Anbether Antonius durch einen Taucher einen eingesalzenen Fisch an die Angel hängen ließ.

Östlich und auf wenige hundert Schritte Entfernung vom Pallaste des Pascha an der nordöstlichen Bucht des Hafens befindet sich das Arsenal. Es ist mit jenem von Venedig nicht zu vergleichen. Da es sehr selten regnet, stehen die im Bau begriffenen Kriegsschiffe nicht unter Dach. Zwey Linienschiffe, eines von 84, das andere von 108 Kanonen, liegen bemannt im Hafen vor Anker. Im Bau befinden sich: eines von 108 und zwey auf dem Stapel zu 84 und 74. Drey Fregatten sind ebenfalls im Bau begriffen, jede zu 54 Kanonen; und fünf liegen theils im Hafen, theils an den Dardanellen. Überdieß gibt es da eine Menge Corvetten, Briggs, Kutter, Kanonierschaluppen und ein bewaffnetes Dampfboot. Der Schiffswerft ist Mahomed = Ali's liebster Aufenthaltsort: so lange er sich in Alexandrien befindet, verweilt er stets einige Stunden des Tages daselbst in einem kleinen hölzernen Hüttchen, vor dem ein Divan steht, von dem er gemächlich die Thätigkeit und den Fortgang der Arbeiten beobachtet; er ist dabey von vielen seines Hofes und dem Marine-Oberpersonale umgeben. Sein erster Dragoman, der Armenier Bogos = Jussuf, kömmt dann nicht von seiner Seite. Es ist ein Gewimmel von Menschen und Arbeitern aller Art, die unermüdet thätig sind. Viele Tausende hacken zugleich; hier werden ungeheure Mastbäume von einer Klafter Durchmesser zusammengeschaftet, dort Töne von der Dicke eines Vierundzwanzigpfüunders verfertigt, oder gewaltige Lasten und mächtige Stämme durch eine gehorsame Menge schnell und leicht bewegt. Das allseitige und fortwährende Schlagen mit Äxten und Hämmern gleicht dem Musketenfeuer einer heftig engagirten Bataille. Auf die Seite gelegte Schiffe werden von Hunderten von Arbeitern kalfatert, andere mit glänzenden Kupferplatten benagelt, und Bildhauer und Vergolder arbeiten an den Verzierungen der Steuerborde. Ungeheure Kraniche heben Kanonen vom schwersten Kaliber hin und her, Rollwägen transportiren Kugeln und Grenaten zu den Einschiffungsplätzen; Tausende von Capots aus Segeltuch werden getheert, um den Matrosen zum Schutz gegen Regen und Bogen zu dienen, und Lebensmittel aller Art werden an Bord der flotten Kriegsschiffe gebracht. Französische Schiffsbaumeister dirigiren die ganze Arbeit, und zeigen dabey einen rastlosen Fleiß mit vieler Sachkenntniß verbunden. All diese Thätigkeit kann wahrlich nicht ohne einen bedeutenden Grund Statt haben. Es scheint, der Vicekönig befürchte, oder meditiere einen Angriff. Letzteres möchte gegen Abdallah = Pascha von Acre, — ersteres von Seite der Pforte Statt haben. Schiffbauholz ist noch für eine große Flotte vorrätzig vorhanden. Von den nahen bemannten

Linien Schiffen herüber tönte eine starke, volltönige Kriegsmusik. Matrosen kletterten an den Masten und Tauwerk wie Ragen umher, und statt der Segel war es mit der im Trocknen begriffenen Leibwäsche des ganzen Schiffsvolks von oben bis unten behangen. Gegenüber lag eine englische Fregatte, welche den aus Ostindien kommenden General Malcolm nach England bringen sollte. Die bey Navarin ein so wüthendes Kanonenfeuer gegen einander gerichtet hatten, ankerten hier friedlich neben einander. Mir fiel bey: ob wohl Mahomed-Ali seinen dortigen Verlust der Marine schon verschmerzt habe, und mit welchen Augen er die brittische Flagge ruhig im Hafen von Skänderie wehen sehe. Der Hafen wird von zahllosen Kaiks, meist nur durch einen Araber mit zwey Rudern geführt, durchkreuzt. Nachdem sich die Piloten tüchtig vollgesoffen hatten, trotz Koran und Mahomed, nahmen sie noch einigen Mundvorrath vom Schiffe mit in ihr Boot, und ruderten davon. Nach einigen Minuten kam der Speditore oder Einkäufer des Capitäns, der die Handelsflagge sogleich erkannt hatte, — ein langer, halb türkisch gekleideter Araber mit einem Auge, an Bord, und brachte Rettige, Krautköpfe, Eyer, Zitronen, Pomeranzen, Fleisch und Butter mit. Ihm folgte der Hafencapitän, ein Kleiner, magerer Türke, mit einem großen krummen Säbel in einer silbernen Scheide, und ungeheuren weiten Pumphosen, die vom Knie abwärts sich in eng anliegende Kamaschen verwandelten. Man brachte ihm einen Stuhl aufs Berdeck, und er besah sich dann ganz gemächlich die angekommenen Fremden. Der Capitän Pugnaletto wartete ihm mit Kaffeh und einer Pfeife auf, wie es bey den Türken Sitte ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, am 10. August 1833.

(S. d. I. u. f.)

Ein Operngast, auf den wir uns schon lange vergebens freuten, war Hr. Albert vom Hamburger Theater; aber der Mensch soll sich einmal auf nichts freuen, das habe ich seit meinen Kinderjahren schon so oft erfahren, und mir fruchtlos wiederholt, wie die meisten andern Theaterbesucher. Hr. Albert ist zwar noch immer ein wackerer Sänger aus der deutschen Schule — als solcher ist er mir schon damals als Murey im „Opferfest“ vor allen schätzbar geworden — doch hat seine Stimme sehr gelitten, und da er nicht im Stande ist, dieß durch Kunstfertigkeit zu ersetzen, so scheint er durch Spiel dafür entschädigen zu wollen, das jedoch wohl für einen Tenoristen — die uns zu bescheidenen Forderungen herabgestimmt haben — hinreicht, doch keineswegs hinreicht, für Abnahme der Stimme Ersatz zu leisten. Es war früher eine sonderbare Erscheinung an Hrn. Albert, daß er, so lange er sang, ganz Gefühl und Leben war, als er jedoch wieder zu sprechen anfing, plötzlich erkaltet und gleichgültig erschien. Jetzt ist das umgekehrt: der Gesang strengt ihn zu sehr an, um noch mit der ganzen dramatischen Kraft des Ausdrucks zu wirken, und im Dialog ist er zwar beweglich, aber es ist doch nicht jene siegende Kraft der Charakteristik, welche uns den mangelhaften Ton vergessen läßt. Er gab bisher den Fra Diavolo, Johann von Paris, Almaviva im „Barbier von Sevilla“, Mar im „Frenschüh“, Masaniello in der „Stummen“ und zweymal Zampa, und machte noch das meiste Glück in den beyden letztgenannten Rollen. Von den Mitspielern unserer Bühne, welche den Gast mit glänzendem Erfolge unterstützten, müssen vorzüglich Dlle. L u h e r als Zerline, Prinzessin von Navarra, Camilla und Elvire in der „Stummen von Portici“ — die sie aus Gefälligkeit für den Gast einstudierte — dann Dlle. S n e d als Rosine im „Barbier“ (welche mit dem Vortrage ihrer Arie einen wahren Beifallssturm erregte und den letzten Satz wiederholen mußte) und Hr. S t r a k a t y als Seneschall im „Johann von Paris“, worin er einmal wieder die Kraft, den Umfang und Wohlklang seiner schönen Bassstimme entwickelte, mit dankbarer Anerkennung erwähnt werden.

Ein Baritonist vom Hoftheater zu Neustrelitz, Hr. Weingärtner, gab mit Hr. Albert im „Barbier“ den Figaro und im „Frenschüh“ den Kaspar, und gefiel in beyden Rollen, zumal in der ersten durch sein launiges Spiel und die Rührigkeit seiner Bewegungen. Er war mit seinem jugendlichen Aussehen und naiven Humor in der That ganz der lebhafteste, muntere Taufendfassa, dem keine seiner gutmüthigen Intriguen mislingt, und verdiente mit seinem warmen, kräftigen Gesang den Beyfall, der ihm zu Theil ward.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich noch der Direction für die veränderte Besetzung des Anführers der Wache durch einen Choristen mit kräftiger Stimme danken, der zwar die Sache noch etwas zu ernst und tragisch nimmt, doch keine Störung verursacht, wie der vorige Repräsentant dieser kleinen Rolle, die jedoch dem schönen ersten Finale großen Schaden zufügen kann.

In Ull. Weik, vom k. k. priv. Theater an der Wien, lernten wir eine sehr talentvolle, mit einer angenehmen Bühnengestalt und Physiognomie, besonders aber sehr sprechenden Augen, dann einer großen Lebhaftigkeit des Geistes und Gemüthes begabte junge Schauspielerinn kennen, die aber bey ihren hiesigen Gastrollen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Krankheiten, Unpäßlichkeiten und Urlaubsreisen einer großen Anzahl von Mitgliedern unserer Bühne verhinderten sie nicht allein, mit einem Drama von bedeutendem inneren Gehalt („das Rädchen von Heilbronn“, das sie zum ersten Auftreten erwählt hatte), ihre Gastrollen zu beginnen, sondern hemmte sie auch in der Fortsetzung derselben und in der Wahl der Stücke dergestalt, daß sie nur drey-mal auf unserer Bühne erschien und die Vollendung ihres Gastrollencyclus bis nach ihrer Rückkehr von Berlin — wohin sie sich zu Gastrollen begeben — verspart hat. Ull. Weik gab diesmal nur die Polyxena in „Kunst und Natur“, Agnes in Ziegler's „Smerz und Ernst“, Franzisca in: „Liebe kann Alles, oder: Die bezähmte Widerspenstige“, nach Shakespeare von F. v. Holbein, und Klärchen in dessen „Verräther.“ Von diesen vier Proben ihres Talents sind eigentlich bloß die beyden letzten als Charaktere zu betrachten, während die beyden ersten nur Rollen sind, in welchen der Verfasser die eigentliche Naturwahrheit und Consequenz immer dem Bühneneffect untergeordnet hat. Es ist ein rühmliches Zeugniß für die Kunst der Ull. Weik, daß sie in allen diesen Partysien, die doch in den Händen unserer ausgezeichneten Mad. Binder sind, eine sehr beyfällige Aufnahme fand. Wir behalten uns ein Detail ihrer Leistungen und des Ganges, welchen ihr Talent eingeschlagen zu haben scheint, bis zu ihrer Wiederkehr und dem Abschluß ihrer Gastrollen bevor.

Ein vieljähriger Liebling unsers Publicums, der k. k. Hofschauspieler Hr. Wilhelm, welcher seine treue Anhänglichkeit an die Stadt, in welcher sich sein schönes Talent zuerst entfaltete, durch fleißige Wiederkehr an den Tag legt, ist auch heuer wieder zu uns gekommen, und hat die Verehrer seiner Kunst mit fünf Gastrollen erfreut. Zwey Wiederholungen älterer, beliebter Leistungen waren im muntern und ernstern Fache: der Gouverneur in Schröder's „Glück bessert Thorheit“, und Gottlieb Koke in der „Parteywuth“, eine neue Erscheinung war er uns als Kaufmann Rieburg in Caselli's beliebtstem kleinen Schauspiel: „Die Familie Rieburg“, er wußte einer Rolle, die Hr. Polawsky so vortrefflich gibt, gleichwohl noch eine andere Seite abzugewinnen, und seine kräftige Individualität vereinte auch in den ersten Scenen volle Charakterwahrheit mit reichem Effect, doch können wir nicht läugnen, daß uns die gefühlvollen Momente der zweyten Hälfte nicht ganz mit der Anlage des Charakters zusammenzustimmen, und besonders die Schlussworte zu viel an die Tragödie zu streifen schienen. Unterstützt wurde der werthe Gast sehr löblich von Ull. Fr. Herbst (Caroline) und Hr. Ernst (Ludwig). Die beyden letzten Abende, in welchen uns Hr. Wilhelm mit seinem Gastspiele erfreute, füllte ein neues Lustspiel von Dr. Römer: „Liebe und Liebeley“ aus, welches zum Vortheile des Hr. Wilhelm gegeben, und auf Verlangen zu seiner letzten Gastrolle wiederholt wurde. Schon dieser Umstand verbürgt den Beyfall, welcher dieser neuen dramatischen Erscheinung zu Theil ward, die dem lieben Gaste einen höchst glänzenden Spielraum zur Entfaltung seines komischen Talentes darbietet. Jacob von Saltern ist unstreitig eine der dankbarsten Gestalten des neuen Lustspiels, gewiß aber gehört auch Hr. Wilhelm zu den besten Darstellern derselben auf den deutschen Bühnen. Der andere komische Alte des Stückes, Hr. von Möllersdorf, ist von dem Dichter gegen jenen in den Schatten gestellt, und machte es dem Darsteller derselben, Hr. Polawsky, ziemlich schwer, seine Kunst dem ebenbürtigen Mitkämpfer zur Seite geltend zu machen. Mad. Ullram (Fräulein Elise), Ull. Fr. Herbst (Flora), und die H. H. Ernst (Herrmann) und Stölzel (Julius) wirkten fleißig und sorgsam zum Gelingen des Ganzen mit. Daß Hr. Wilhelm mit

all' der Liebe und Theilnahme empfangen, die er von dem Prager Publicum sich erworben, daß er in all' seinen Darstellungen wiederholt und zwischen Acten und Scenen hervorgerufen wurde, brauche ich Ihnen, als etwas, das sich von selbst versteht, wohl gar nicht erst zu berichten.

Hr. Swoboda, k. k. Hofchauspieler, erschien bey uns in drey Gastrollen: Hans Sachs, Jaromir in der „Mhnfrau“ (welchen Ref. zu sehen verhindert war) und Kentsheim im „Alpenröslein.“ Wir haben das jugendliche Talent des Hrn. Swoboda schon vor geraumer Zeit, als er noch ein Mitglied unserer Bühne war, mit Vergnügen erkannt, und erfreuten uns um so mehr seines Wiedersehens, da er unsfreitig die großen Muster des k. k. Hofburgtheaters nicht ohne Vortheil studirt zu haben scheint, und sich vorzüglich eine recht edle und ruhige Haltung und schöne Bewegungen immer mehr angeeignet hat. Nur Eines schien uns, besonders in seiner ersten Erscheinung als Hans Sachs, einigermassen störend, und dieß ist der vielleicht allzu weiche Klage-ton, in welchem er in den Momenten des Schmerzes zuweilen verfällt, und dadurch dem Werthe seiner Leistungen in etwas Eintrag thut, wenn gleich diese elegischen Töne nicht selten die Hände gefühlvoller Herzen in heftige Bewegung bringen. Hr. Swoboda fand eine sehr lebhaft Aufnahme bey dem Publicum, das ihm immer wohl wollte, und wurde wiederholt hervorgerufen.

Hr. Virenbäum, vom sändischen Theater zu Brünn, gab hier drey Gastrollen: den alten Feldern in „Herrmann und Dorothea,“ Lord Rockburn in „Fra Diavolo“ und Magister Lassenius im „Weiberfeind in der Klemme.“ Die Wahl dieser Rollen zeigt die Stellung an, welche er in Brünn behauptet. Hier gefiel er am meisten in der letzten Rolle.

Ein junger Tenorist mit einer schönen, kräftigen Stimme, Hr. Schmucl, gastierte einmal (als Georges in der „weißen Frau“) und zeigte ein recht erfreuliches Talent, dessen sorgsame Ausbildung, bey der großen Noth an guten Tenoristen, ihm dereinst gewiß die Mühe lohnen wird.

Mad. Kunert, gleichfalls vom Brünnner Theater, gab nur eine Gastrolle, nemlich Zulert die Puzmacherinn, mit beyfälliger Aufnahme.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Die erste Aufführung des dreyactigen Dramas: „Die Waise und der Mörder,“ nach dem Französischen des Frederik von Castell, welche am 31. August statt der angekündigten Vorstellung des „Fra Diavolo“ zu Stande kam, war gerundet zu nennen, da fast alle mitwirkenden Personen mit sichtlichem Streben zum Gelingen des Ganzen beizutragen bemüht waren. Besondere Auszeichnung verdient Mad. Fischer als Victorin, und diese vorzüglich in der Scene, wo sie den Mörder ihres Vaters erblickt und erkennt; die unter einer so heftigen Gemüthsbeziehung ausgestoßenen Worte waren wahrhaft ergreifend. Ihre Mimik war durchaus verständlich und frey von Überladung. Mad. Fischer soll, wie wir vernehmen, demnächst als Fenella in der „Stimmen von Portici“ erscheinen, und die heutige Vorstellung erregt freundliche Erwartungen für diese nächstfolgende. Hr. Fr. Demmer, Beaupré, beherrschte seine Rolle sehr zweckmäßig und war ein würdiger Repräsentant der Biederheit und Rechtschaffenheit. Hr. Hölzel, Marzial, hatte gelungene Momente; Hr. Walter, Reimbeau, fiel wieder zu sehr in seine Manier zurück; ein gleicher Tadel trifft Hrn. Bergmann, Maurice, der mit seiner Rolle nicht ins Klare kommen konnte. Der Chor war schwach und unrein; die Musikstücke des Dramas von Hrn. K. v. Seyfried wurden gut ausgeführt, die Ausstattung war sehr nett; das Ganze fand eine beyfällige Aufnahme.

Anzeige.

An den Herrn Redacteur.

Gestatten Sie, daß ich Ihr vielgelesenes Blatt als Organ benütze, um jenen Theaterdirectionen, die sich vor Kurzem an mich wandten, um Abschriften meiner auf der hiesigen Hofbühne beyfälligen aufgenommenen Bearbeitung des Lustspiels: „Ewig“ zu erhalten, hiemit bekannt zu machen, daß ich ihrem Wunsche nur aus dem Grunde nicht willfahre, weil dasselbe noch in diesem Monat gedruckt erscheint. Der 24. Jahrgang meines Almanachs dramatischer Spiele enthält nemlich die Lustspiele: „Ewig,“ die Freunde als Nebenbuhler,“ „Warum?“ und das Schauspiel: „Sigmund.“

Wien, den 9. September 1833.

Fr. A. von Kurländer.

(Mit Nr. 37 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Donnerstag, den 12. September 1833.

110

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Egyptens Alexandrien und seine nächste Umgebung.

(F o r t s e t z u n g.)

Die an Bord befindlichen Morgenländer eilten ihren vaterländischen Boden zu betreten. Ich und Bondeli, der junge schweizerische Artillerieofficier, fuhren mit dem Schiffscapitän ans Land. Während dieser kurzen Fahrt bemerkte ich links nördlich von uns, und östlich vom Pallaste des Paschas, auf einem Sandhügel den ersten egyptischen Telegraphenthurm. Er ist rund, und mit einer ungeheuern Menge arabischer Steinhütten umgeben, die aus den Trümmern des alten Rakotis erbaut, und nicht vier Fuß hoch sind; sie erstrecken sich vom sanften Abhange an, welcher östlich dem Pallaste gegenüber steht, bis gegen das Gebäude Bogos = Jussuf's, gegen zweytausend Schritte längs der ganzen Küste, und bergen in ihren labyrinthischen Irrgewinden zahllose, gierige, heißige Hunde und hundeähnliches Gesindel; hier kann man, wenn man so glücklich ist, durch die Serberusse zu kommen, junge Araberinnen entschleiert sehen. Es gibt hier Fatimen und Zulimas, Halimen und Bambas, Joradinen und Schéhérazaden, ganz wie bey uns die Trautchen und Mantchen, Lieschen und Hannchen, Frisken und Mieschen; und eine heisere, alte Weiberstimme ruft: Ja Bend! tali! schuf el Nasran! Du Mädchen komme, und sieh' den Nazaräer (Christen) an! und eine schwarzbraune Kleine mit großen, schwarzen, feurigen Augen springt auf den Franken los, und gleich heißt's: Kojes Fränki! tali! had sellus! mafisch féllus? oh! ente musch taib! ruch! Du schöner Franke! komm' her! gib' Geld! kein Geld? oh! du bist nicht gut! Packer dich! — Andere ziehen sogleich den Überwurf vors Gesicht, wenn sich ein Europäer nähert, examiniren diesen aber ganz gut mit einem Auge, welches hinter der blauweinenen Verschanzung wie eine Schildwache hervorlugt. — Der erwähnte Thurm ist der letzte einer telegraphischen Linie von Abro errichtet, die bis nach Cairo reicht.

Einen sonderbaren, unbeschreiblichen Eindruck machte die plötzliche Veränderung der Landschaft auf mich, der ich von Constantinopel, durch den griechischen Archipel kommend, den egyptischen Boden betrat; aber welchen weit stärkeren muß sie bey dem hervorbringen, der von den Küsten des gebildeten

Europa's herübersegelte, und sich hier auf einmal wie durch Zauberey in einer ganz neuen Welt befindet! — Anderer Boden, andere Gebäude, andere Bäume und Pflanzen, ein anderer Himmel, andere Thiere, andere Menschen, andere Lebensart, andere Kleidung! — alles, alles so ganz verschieden, von allem, was man von Jugend an gesehen und gekannt! — Mitten in einer dürrn, beweglichen Sandwüste eine große Stadt mit zahlreicher Bevölkerung, sich an einer Seite ans blaue Meer lehrend, hinter sich zahlreiche, ungeheure Seen und Moräste, mit hohen weißen Häusern mit platten Terrassendächern, in engen, schmutzigen, ungepflasterten Straßen, hinter denen hier und da mächtige Dattelpalmen herüberragen, oder alternde, baufällige Minarets; in den Straßen eine Menschenrace, hinter der an Schmutz, Zerfahrenheit und Verworfenheit die Lazzaroni in Neapel, und die Bettler an der Riva de' Schiavoni und zu San Pietro del Castello zu Venedig weit im Rückstande sind, und im Vergleich mit ihnen Magnaten genannt werden können; zerrissene, schamlose Lumpenkerls, die nicht das geringste Bedenken tragen, ihre unflätige Blöße zur Schau zu geben, in jeder Minute aufgelegt zu Diebstahl, Meineid, Betrug und allen Schändlichkeiten; träge und sorglos, schleppehend, hockend, kriechend, laufend, schreyend, — dazwischen die zerfetzten Weiber mit verummten Gesichtern, wandelnden Gespenstern ähnlich; die Kinder mit nackt geschornen Köpfen, nackt, wie sie Gott erschaffen, ekelhaft schmutzig, mit von elender Nahrung aufgedunsenen Bäuchen. Hochbepackte Kamehle durchziehen, mit den von einer Halfter der nachfolgenden dieser Thiere herabhängenden, an den Schwänzen der voranschreitenden zusammengeknüpften Stricken aus Dattelmurzfasern verbunden, in langen Reihen zu Hunderten, eins hinter dem andern, langsam und bedächtig die oft schlüpfrigen Straßen, in denen sie leicht zusammenpurzeln, und dann die Communication sperren. Zur Zeit ihrer Begattung werden diesen Thieren Maulkörbe aus Dattelpalmen angelegt, da sie dann gerne nach den Vorübergehenden beißen. Man erkennt diesen ihren Zustand an dem weißen Schaume, der ihnen am Munde steht. Soll ein solches Thier beladen, oder abgepackt werden, so gibt ihm sein Führer einen Schlag mit einem Stocke auf den Hals, worauf es stehen bleibt, und sich zuerst auf die Knie, dann ganz niederläßt. Übersteigt die Last seine Kräfte, so gibt es seinen Unwillen durch ein häßliches Geschrey, wobey es fürchterlich seinen weiten Rachen aufreißt, und die langen Zähne flerscht, zu erkennen, und ist nicht zum Aufstehen zu bewegen. Oft streift die Ladung an den Gebäuden in den engen Gassen an, wobey entweder Haus oder Last beschädigt werden; auch werden manchesmal Menschen und Esel sammt ihren Reitern über den Haufen geworfen, und Krambuden zu unterst gekehrt, daß alles bunt durch einander rollt, wobey sich der plündernde Gassenjungen = Janhagel trefflich befindet. Schnellfüßige Esel, deren wahre Heimat Egypten ist, und deren es in keinem Lande eine so ungeheure Anzahl gibt, durchheilen mit einem auf hohem Polstersattel sitzenden Reiter in gestrecktem Galopp das dichte Gedränge; der Treiber läuft beständig hinterher, und ruft: Imminek! schimelek! riglek! (Rechts gehalten! links gehalten! geht auf die Seite! —) Doch das bekümmert die Leute wenig, sie gehen, als hätten sie den Kopf in einem Sack; — da schlägt denn der Eseltreiber noch unbarmherziger auf sie los, als auf seinen Esel, worauf ihm höchstens erwiedert wird: eh! mischané oderup? (he! warum schlägst du? —) Die lasttragenden Esel folgen sich wie die Kamehle in langen Reihen,

und werden durch jene, welche zum Reiten dienen, und in diesem Lande die Fialers sind, oft niedegerannt. — Schlangenbanner, halb oder ganz nackt, mit ungeheuern Schlangen umwickelt, und einem guten Vorrath kleinerer, giftiger, worunter die fleischfarbe, gehörnte, Serasti genannt, die giftigste ist, in ledernen Säcken, aus denen sie solche mit bloßer Hand ohne Schaden herauslangen, — nackte Schems oder Heilige, die einen großen viereckigen Stein — (angeblich von Mekka) auf der Schulter tragen, und dabey monoton lange Sprüche aus dem Koran hersingen; — Gaukler und zerlumpte Taschenspieler, Redner und Märchenerzähler, die einen gedrängten Kreis müßiger Gaffer und Zuhörer, die phlegmatisch ihren Schubuk rauchen, um sich versammeln; Wärentreiber, und Müßiggänger, die mit abgerichteten Hunden, auf denen Meerläsen und weitmaulige Makako's mit buntscheckigen Mützen reiten, welche in ihrer possirlichen Lustigkeit den Vorübergehenden die Mützen herabreißen, umherziehen; — wandernde Krämer aller Art, elende Taugenichtse und verworfenes Bettlergesindel, Männer, Weiber, Kinder, in die erbärmlichsten Lumpen eingehüllt, und begierig nach Gurken- und Melonenschalen und andern Speiseabfällen haschend, oder an einem Büschel Klee nagend, die am Boden kauend jeden Vorübergehenden anbetteln, hadchamsi (gib fünf Parà!) rufend und sich nicht abweisen lassen; — Beduinen mit einem weiß wollenen Überwurf, aus dem das schwarz gebrannte bärtige Antlitz sein dunkles Feuerauge hervorblitz, stolz, und stets wohlbewaffnet; — Barabras wie der Fellah, doch besser gekleidet, groß, stattlich, eitel und keck einher schreitend; — Negersclaven in der besten neutürkischen Kleidung, gut gehalten, den Säbel an der Seite, voll des Gefühles ihrer Wichtigkeit; — Griechen und Armenier mit verschmigten Gesichtern, in langen dunkeln Talars, mit weiten Ärmeln und schwarzen Turbans; — Kopyten eben so gekleidet, mißtrauisch und furchtsam durch die Gassen schleichend; — Juden, kurz orientalisches wie zu Stambul, aber ärmlich angethan, als Ausrufer bey Vicitationen, Mäuler und Quacksalber; — Europäer bald in französischer, bald halb in türkischer Tracht, oft mit langen Bärten, stets in Geschäften, eilig und unstät; — und zwischen allen diesen türkische Officiere, Beamte des Pascha, Beys, oft halb europäisch, meistens neutürkisch gekleidet, mit prächtigen rothen oder blauen goldgestickten Kleidern, mit hinten herabhängenden offenen Ärmeln, mit rothen Tarbuschen (in Constantinopel Fess genannt) blau bequastet, auf den glattgeschornen Häuptern fest anliegend, in Pantoffeln mit angeschnallten Sporen, oft ohne Strümpfe, gelbbraunen Angesichts, mit gebogenen Adlernasen, feurigen schwarzen Augen und drohenden Gesichtern, auf prächtigen Hengsten aus Dongola oder ächten Nesdis reitend, die mit goldgestickten Decken und vergoldeten Zäumen reich verziert sind, — voll Zuversicht, frozig sich die Herren fühlend, verächtlich auf die Menge herabblickend, mit einem arabischen Vorläufer, Seis genannt, der die Leute auf die Seite prügelt; oft von stattlichem Gefolge begleitet: — so stellt sich dem Ankömmlinge das bunte Gewimmel im Innern von Alexandrien vor das staunende Auge!

Hart am Landungsplatze ist ein Mauthhaus, wo Jeder ohne Ausnahme zu den Einkünften des Vicekönigs beytragen muß, in so fern er etwas ein- oder ausführt. Eine Elle Leinwand zahlt, und man nahm ein kleines Stück Zwilch einem Matrosen ab, weil er nichts bey der Duane vorgezeigt hatte.

Alle Straßen wimmeln von Krahläden, vorzüglich die Scala = franca oder

das Quartier der Europäer. Die Bazars der Fellah's, enge schmutzige Gassen, sind oben mit alten durchlöchernten Rohrmatten gedeckt, um das Eindringen der Sonnenstrahlen zu verhindern. Es herrscht dafelbst ein trübes Halbdunkel, vermehrt durch den ewigen Tabakqualm, Rauch, und den durch das ewige Umhertreiben in schwebender Bewegung erhaltenen Staub. Da werden elendes Brot in runden platten Fladen, gekochte und ungekochte Eyer, Hühner, Enten, Gänse, Truthühner, Tauben, Kaninchen, Schafe, Datteln, Orangen, Citronen, Bananen, Feigen, Rettige, Zwiebeln, Zuckerrohr, Trauben, Kokosnüsse, Gewürz und Obst aller Art, Fische, Auster, gekocht und gebraten Fleisch, Holz, Kohlen, Töpferwaaren, Linnen, Tabak, Zucker, Kaffeh, Schuhe, Pantoffel, Kleider bunt durch einander verkauft. — Junge Negerinnen von zehn bis zwanzig Jahren werden, bloß mit einer Schürze angethan, durch das Gedränge rudelweise hindurchgetrieben und um geringe Preise verhandelt. Die sich dort entwickelnden Dünste sind nichts weniger als ambrosisch, welches bey dem unreinsten aller Völker, den Arabern, wohl kein besonderes Wunder ist. Ich hielt den Athem an, und eilte hindurch. In der Scala-franca sind die Kaufleute meistens Europäer: die zahlreichsten die Italiener, nach ihnen die Franzosen. Sie verkaufen französische Weine, meistens tüchtig verfälscht, Schinken, Käse, Speck, Salami, Oliven, eingelegte Sachen, Oehl, Essig, Macaronen, Liqueurs, alle Gattungen europäischer Kleidungen, Luxus- und Galanteriewaaren, halten Gast- und Kaffehhäuser; es wimmelt von europäischen Apotheken, die aber ungeheuer theuer verkaufen, und meistens von italienischen Juden geführt werden. Auch fehlt es nicht an Schneidern, Schustern und Professionisten aller Art, aus Ruessen und Preußen. Das Wasser wird aus dem Canal Machmudieh auf Kamehlen und Eseln in die Stadt gebracht, und zwar in großen ledernen Schläuchen aus Ziegenhäuten. Wasserträger, Saggas genannt, transportiren es eben so in die Häuser; es hat einen ekelhaften Schlammgeschmack.

Das Militär des Pascha ist hier sehr zahlreich; überall treiben sie sich herum; an allen Ecken stehen starke Wachposten mit Schildwachen. Sie sind meistens in eine Art von elendem rothen Plüsch gekleidet, welches ihre Alltags-tracht ist; die Ärmel sind oft bis über die Ellbogen abgesetzt, und die bis an die Knie weiten, dann aber anliegenden Pumphosen ganz zerlumpt. Das abgeschorne Haupt bedeckt ein verschossener Tarbusch (rundes, rothes Käppchen mit blauer Quaste). Bärte dürfen nur die Stabsofficiere vom Bimbashi aufwärts tragen, und auch bey diesen sieht es der Pascha nicht gerne. Schnurbärte aber sieht man bey allen Leuten. (Der Araber trägt nur dann den Bart am Kinne, wenn er in Mekka war, und zwar als Gelübde, wie er sagt: mischan el Nabbi (wegen des Propheten). Um den Leib ist ein breiter lederner Riemen, auf dem bey den Unterofficiers ein Stern und wachsender Mond von grüner Seide gestickt ist. Die Infanterie trägt kurze französische, mit messingenen Griffen versehene, die Cavallerie französische Chasseursäbel mit messingenen Körben. Die Waffen sind sehr blank gehalten, Patronaschen aber und Riemenzeug in elendem Zustande.

Die Infanterie trägt rothe Pantoffel auf dem bloßen Fuße, die Reiterey seit kurzem Stiefel bis an die Waden mit Anschlagspornen, die so weit sind, daß sie den Leuten auf der Reitbahn vom Fuße fallen. Bey großen Paraden haben die Truppen eine tuchene Kleidung von dunkelblauer, brauner oder

grüner Farbe, wie die vorige gemacht, und bey der Cavallerie hufarenartig mit Schnüren weiß und roth verziert. Um den Leib werden dann bey der Infanterie weiße Binden getragen. In der Zeit der großen Hitze bekommt die Mannschafft Kleider von weißem Baumwollenzug, und dazu rothe Binden, welche erstere aber schmutzig aussehen, und bald ein schlimmes Ende nehmen. Die Officiere sind en parade mit prächtigen, nach Hufarenart, aber sehr bequem gemachten kurzen Uniformen geziert. Die nach oberwähnter Weise verfertigten Weinkleider haben aber die Stickerey nicht vorne, sondern auf der Seite. Die Knöpfe sind von geschlagenem Silber, eben so die Säbelscheiden und der Griff des sehr krummen Säbels, welcher nicht wie unsere mit einem Bügel versehen ist. Die Füße stecken größtentheils bloß in elenden rothen Pantoffeln. Um den Leib liegt eine breite Binde von Silber oder Gold, zu Zeiten roth durchwirkt; am Säbel hängt manchmal ein goldnes und rothes, oder auch ein ganz rothes Quästchen an einer dünnen Schnur; das Wehrgehänge der Cavallerie liegt fest auf der Schärpe und ist nach Belieben schwarz, roth, blau, goldgestickt, oder aus Goldborden bestehend. Bey den Officiers der Fußtruppen und den übrigen Beamten, welche hier alle Säbel tragen, hängen diese an einer über die Schulter en handoulière geschwungenen, dicken, rothseidenen, künstlich geknüpften Schnur. Epaulets werden keine getragen, dagegen aber Fangquasten von Silber oder Gold, welche nach Hufarenart an der Brust hängen. Das eigentliche Unterscheidungszeichen besteht in Stern und Halbmond, welche auf beyden Seiten der Brust getragen werden. Der Mulla-
jim oder Lieutenant wird an einem silbernen, beyderseits befindlichen Sterne erkannt. Der Jüff-Baschi oder Capitän hat den Stern etwas größer, und dazu um denselben herum, oder ihm gegenüber einen silbernen Halbmond; der Solsolaf oder Adjutant-Major einen silbernen Stern und goldenen Halbmond; der Wimbaschi oder Major Sterne und Halbmonde von Gold; der Kaimakam oder Oberstlieutenant eben so, nur in der Mitte des Sterns einen schönen Diamant mit Rauten umgebend; der Miralai, eigentlich Emir-Alai (Regimentsfürst) oder Oberst, welcher stets den Rang eines Bey oder Fürsten bekleidet, hat an jeder Seite einen großen diamantenen Stern, und große diamantene Halbmonde. Die Diamanten selbst sind die schönsten Solitärs, und nur die Zwischenräume mit den schönsten und besten Rauten besetzt; der Miraloi oder General besitzt noch größere Sterne, mit noch größern Solitärs, und größere Halbmonde, mit drey von Solitärs zusammengesetzten Sternen darauf. So sind auch die Abzeichen der Divisionsgenerale, des Kriegsministers und der höhern Militär- und Civilbeamten, alle aus Diamanten von verschiedenen Formen; — Artillerie, Sappeurs, Generalstab, Marine haben ebenfalls ihre besonderen Zeichen alle auf der Brust beyderseits. Dieser ungeheure Luxus muß dem Pascha außerordentliche Summen kosten, aber es ist zu berücksichtigen, daß er die sämtlichen durch Jahrhunderte aufgehäuften Schätze der Mameluken, der Moskeen, sämtlicher frommen Stiftungen, der Gräber der Vorzeit, die er als eine sehr ergiebige Quelle für seine unerfättliche Habsucht sich zugeignet, und bey schwerster Strafe jedem Andern alle Nachgrabungen untersagt hat; sämtliche Ländereyen, alle, was immer für einen Namen führenden Erzeugnisse, kurz alles, was in diesem Lande existirt, sich angemacht und an sich gerissen hat. Europäer, besonders Italiener, sind dabey seine fleißigen Rathgeber gewesen. Die Abfälle der Thiere und das von den Lastthieren herabfallende

Stroh werden für den Pascha von Weibern und Kindern gesammelt, dann mit Erde und Wasser zu Kuchen geknetet, die an der Sonne gedörret, als Brennmaterialie fürs Militär dienen, und auch für Rechnung des Pascha nach dem Hundert verkauft werden. Man sieht dieß erbärmliche Geschäft aller Orten emsig treiben. Der Eingeborne besitzt nichts als ein blaues Hemd, — und dieß noch dazu gestempelt. Jeder muß für den Pascha entweder auf dem Felde, oder an den Canälen, auf den Schiffen, bey Bauten, oder wo es dem Machthaber sonst beliebt, arbeiten, und wird dabey mit der aus Wallroshaut verfertigten Karbatsche unbarmherzig angetrieben. Ungeheure Steine müssen auf dem Rücken getragen, die Canäle ohne Werkzeuge mit den Händen ausgegraben werden; auch ganz kleine Kinder, Mädchen, Weiber müssen dazu beytragen, und gehen dabey aus Armuth meistens nackt; sie werden elend bezahlt: ein Mann erhält 30 Parà täglich (6 Kr. C. M.), ein Weib 20, ein Kind 10 Parà. Doch geschieht es häufig, daß die Aufseher den größern Theil für sich behalten. Es ist zu verwundern, daß die Leute bey der Arbeit stets singen, und wenn sie nicht singen, Schläge bekommen, da man weiß, daß um zu arbeiten, der Araber tactmäßig singen muß. So genügsam der Araber ist, der sich das ganze Jahr von grünen Kräutern, Salat, Zwiebeln, Rettigen, Datteln, und etwas schlechtem Brot kümmerlich ernährt, und doch kräftig und ausdauernd ist, — so gehen bey solcher empörenden Behandlung doch viele zu Grunde. — Giftige Schlangen, Scorpions und andere gefährliche Insecten beißen und verletzen Füße und Hände dieser Leute, die von allen Heilmitteln entblößt sind; Ruhr, Nässe, Hunger, Hitze und Mißhandlungen reiben sie auf. Der Bau des Canals Machmudieh hat dreyßigtausend dieser Unglücklichen das Leben gekostet. Hiezu kommt die stete Truppenaushebung des Pascha, welche die Dörfer entvölkert, und das Land nach und nach in eine Einöde verwandelt. Eine Menge Dörfer sind verlassen und verfallen, und wie viel weiter die ehemalige Cultur des Landes reichte, beweisen die zahlreichen Spuren von versandeten Canälen und andern Bauten; so nimmt das Herandrängen der Wüste gegen beyde Ufer des Nils und die Verminderung der bebauten Länderstrecken immer mehr überhand; — viele der Bewohner, des entseßlichen Druckes überdrüssig, wandern, ungeachtet der Pascha die Emigration verbietet, nach Syrien, oder der Barbarey und Abessinien aus, und am Ende wird das schöne, einst so fruchtbare Land in ein ödes Sandmeer verwandelt. Seit den Zeiten der Ptolomäer war die wohlthätigste und menschlichste Regierung, welche Egypten zu Theil wurde, jene der Franzosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kiesel.

Geachtet ist der Edelstein;

Warum? Er kostet viel und dienet bloß zum Putzen.

Du kostest nichts und bist von wahren Nutzen,

D'rum wirst du stets verkannt und stets verachtet seyn.

Joh. Rud. Wob, der ältere.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 30. August wurde zum Vortheile der Mad. C. Pann zum ersten Male aufgeführt: „Peter von Szápár, oder: der Held in Sclavenketten.“ Großes Schauspiel in 5 Aufzügen, von der Verfasserinn des „Pfefferrosens (Mad. Ch. Birch-Pfeiffer).“ Seltsam, noch ein jedes Mal, wo es galt ein Referat über eine dramatische Arbeit dieser fruchtbaren Verfasserinn abzustatten, erging es uns wie Einem, der mit ernstern Mienen über die lächerlichsten Sprünge eines Polichinells raisonniren will; wir mußten nemlich unwillkürlich lächeln, wenn wir bedachten, auch über dramatische Angelegenheiten dieser Gattung mit der strengen Stimme der Kritik aburtheilen zu müssen. Und wo ist dieser sonderbare Zwiespalt anders herzuleiten, als aus der in allen Birch-Pfeifferschen Komödien vorwaltenden Tendenz: nichts für die Kunst, wohl aber viel für die Kunstspöbel leisten zu wollen. Wir sind über diese scheinbar harte Äußerung eine genaue Erklärung schuldig und dies um so mehr, da diese auch auf das gegenwärtige Product der Mad. Birch-Pfeiffer ihre volle Anwendung findet. Wenn es mit den literarischen Producten endlich dahin gekommen ist, daß man, statt auf die Anforderungen der Kunst und auf den geheimen Zusammenhang der innern kräftigen Triebkräfte eines Kunstwerkes zu achten, statt eine verkörperte moralische oder philosophische Idee darzustellen, — sich alleinzig darauf beschränkt, Rollen zu schreiben, wirksame Scenen zu liefern und, mit einem Worte, ein sogenanntes Zugstück als die große Terne zu betrachten, dann hat auch die Kunstkritik kein Recht mehr, ihre mahnende Stimme an die zu richten, die sich dieser Bevormundung mit Willen begeben und den Beyfall der Gallerien zum höchsten Endzweck ihres Strebens gewählt haben. Diesen Pfad hat die Verfasserinn des Szápár seit Jahren eingeschlagen, verharret consequent bey dem betretenen und hat in dieser neuen Arbeit ein Theaterstück geliefert, welches ganz der obenbezeichneten Classe angehört. Unläugbar ist es, daß sie es in ihrer mit Absicht gewählten Sphäre zu einer gewissen Routine und zu einem theatralischen Geschick gebracht hat, das ihren Arbeiten auf allen Bühnen, welche die Spectakelkomödie cultiviren, zeitweilig eine Stelle sichert. Die eigentliche Genesis eines solchen Productes vor den Augen des Publicums zu entwickeln, sey es uns gestattet den in Rede stehenden Peter von Szápár als Beispiel vorzunehmen. Es handelt sich hier durchgehends nirgends um Begeisterung für den gewählten Stoff, es wurde vielmehr nur einer historischen Begebenheit nachgespürt, welche die Entwicklung gewisser theatralischer Schlageffecte begünstigen könnte. Dazu fanden sich nun in der vorbenannten besondere Eigenschaften: doppelt erwünscht, weil das Schauspiel durch seine erstmalige Aufführung einer längst beabsichtigten Kunstreise der Verfasserinn nach Ungarns Hauptstadt doppelten Glanz und Ertrag garantiren sollte. Das war nun allerdings wohl bedacht und ausgeführt; der Erfolg in Pesth war ein sehr glücklicher. —

Die Verfasserinn, selbst Schauspielerinn und als solche mit bedeutenden Mitteln ausgestattet, fühlte das Bedürfnis einer Glanzrolle für sich selbst, worin mit der Darstellerinn zugleich auch die Dichterin Applaus ernten könne; und so entstand diese Helene, woben, wie sich wohl von selbst versteht, eines kräftigen Helden und eines eben so wirksamen Intriganten gedacht werden mußte. Aus diesen Coefficienten, die vielleicht längst auf dem dramatischen Recepte standen, ehe man sich noch über den Stoff selbst vereinigt hatte, entwickelte sich der „Held in Sclavenketten,“ der mit allen erdenklichen aufregenden Floskeln angeputzt und als eine zweyte wohlfeile Taschenausgabe des „standhaften Prinzen“ der Welt übergeben wurde. Abgesehen davon, daß dieser passive Held in seinen wahrhaft beleidigenden Äußerungen gegen den Machthaber zum schaaften Zungenhelden herabsinkt, daß wir von seinen Thaten nichts zu sehen, von seinen Leiden wenig zu hören bekommen und seiner Ergebung und seinem Duldersinn nur mit Kopfschütteln Glauben beyzumessen können, — erhält das Schauspiel durch das überall Statt findende Hervortreten Helenens eine ganz andere Richtung als sie der Titel besagt, und Szápár's Gattinn wird unvermerkt zur Hauptperson, inder selbst der begierigste Zuschauer über ihren heldenmüthigen Gemahl nirgends die Frage: „was thut er nun?“ sondern höchstens jene: „was geschieht mit ihm?“ aussprechen kann. Alles übrige ist Beywerk; nur Hamsen Beg, Befehlshaber in Ofen, ist, um gehörig zu wirken, mit der nöthigen Grausamkeit und Bosheit ausgestattet, welche aber, wie gesagt, in den artigen Worten seines Gefangenen bedeutende Entschuldigung findet. So ist der Held, dessen trauriges Geschick die ernste Elia auf ihren Marmortafeln als tragisches Charakterbild eines edlen hochgesinnten Dulders, auf den seine Nation mit Stolz hinweisen darf, aufzeichnete, zu einer Komödienparthie umge-

schmolzen worden, deren sich mit der Zeit höchstens ein Schauspieler als einer dankbaren Rolle entsinnen wird. Solchergestalt erscheint in vorgenanntem Schauspiel das dramatische Gleichgewicht durchaus gestört und was als Ersatz geboten wird, sind Tiraden und Situationen, die mitunter einen sonderbaren Contrast gegen einander bilden. So sehen wir z. B. den gefangenen Uga auf Befehl Bathnan's abgeführt, um vor den Pflug gespannt zu werden, wie dieß Hamsy Beg an Szápár gethan, und einige Scenen später müssen wir den hochtrabenden Ausruf; „der Ungar fñhlt zur Rache sich zu stolz,“ vernehmen. Kurz, es herrscht, wenn man sich die Mühe genauer Aufmerksamkeit geben will, eine Lockerheit und dramatische Verkehrtheit, die das Stück zu einer bloßen Scenenreihe gestaltet. Auch der Diction können wir keinen besondern Vorzug einräumen; sie ist weder poetisch noch rein, stellenweise jedoch, wenn uns die Bezeichnung verstatet ist, auf das wirksame Organ der Repräsentanten berechnet. Was nun diese betrifft, so müssen wir der ersten Vorstellung — wir sahen keine spätere — das Lob der Rundung und eines fleißigen Zusammenspiels zugesenden. Die Beneficiantinn leistete in der ungemein anstrengenden Parthie der Helene recht Erfreuliches und dieß namentlich im zweyten und dritten Acte, wo sie mit rühmenswerther Mäßigung und Wahrheit spielte. Der erste Act wurde von vorn herein etwas zu kräftig angelegt und ausgeführt; erlittene Leiden und Drangsale stimmen in der Erinnerung die Seele des Weibes mehr wehmüthig und weich, als dieß Mad. Pann zur Anschauung brachte; dann macht eine solche Anspannung der Mittel im Anfange um den Erfolg bange. Jedoch findet sich für diese kräftige Einführung der Helene in der, wiewohl verkehrten Gestaltung der Rolle eine Entschuldigung, zumal wenn man bedenkt, daß sich die Verfasserinn diese Parthie für sich selbst schrieb. Eine solche Entschuldigung fällt jedoch bey dem Darsteller des Szápár ganz weg; fünf Jahre drückender Gefangenschaft unter den unaussprechlichsten Körperqualen hingebacht, wirken auf den Organismus ganz anders, als daß er in einem solchen Kraftaufwande vor uns erscheinen könnte, wie dieß Hr. Kunst fast in jeder Rolle zu thun beliebt, und auch dießmal unter mannigfaltigen Gedächtnißlücken nicht vernachlässigte. Hat denn die Kehle eines Schauspielers keine edlere und höhere Bestimmung als nur immer, einem Kanonendonner ähnlich, das Ohr der Zuhörer zu erschüttern und zu ermüden? Was sollen ferner Gebendungen wie dieses einseitige Zurücklehnen des Oberleibes mit halb ausgebreiteten Armen, das weder beziehend noch gefällig ist? Kann man es aber hoffen, einen Schauspieler von ähnlichen Verirrungen und Manieren abzumahnern, wenn eben auf diesem unrechten Wege die Quelle des Benfalls für ihn flutet? — Hr. Spielberger, der Darsteller des Hamsy Beg, gleichfalls anhaltend und anstrengend beschäftigt, zeigte, daß er recht wohl ein Ganzes zu gestalten wisse, sobald es ihm Ernst damit ist. Er spielte charakteristisch und würdevoll, und seine Leistung hätte wohl mehr Berücksichtigung von Seiten der willfährigen Benfallspender verdient, weil sie sich mit Recht dem Gelungenen dieser Gattung anreihen darf. Nur glauben wir bemerken zu müssen, daß den Türken ein schwererer Gang charakterisirt, indeß wir an Hrn. Spielberger zu sehr den Militärschritt des civilisirten Europa's gewahrten. Hr. Bosard, Bathnan, war als Erscheinung sehr gefällig, im Ganzen jedoch nur sehr wenig beschäftigt. Von Dlle. Condorussi, Marie von Trentschin, gilt die letztere Bemerkung ebenfalls; diese Parthie ist dem Gange der Handlung zu locker verknüpft, um Interesse einflößen zu können; die Darstellerinn schien sich in ihren Eingangsscenen auch nicht sonderlich darum zu bemühen. Um so mehr gerechte Anerkennung verdient Dlle. Planer, Zelma, welche in einem natürlichen Spiele Feuer und Mäßigung zweckmäßig abwechseln ließ und ihrer Rolle eine durchaus entsprechende Färbung verlieh. Sie erhielt und verdiente Beyfall. Zu wiederholten Male gerufen wurde Mad. Pann und wie sich dieß von selbst versteht, Hr. Kunst. Ausstattung und Arrangement war zweckmäßig, das Haus ungewöhnlich besucht. —

Modellbild XXXVII.

Oberrock von gesticktem Battist-clair mit einer gestickten Pelserine. Kleid von Cotelipali mit einem Shawlkragen. Nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher am Graken, im Trattnerhose Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.
Ein Groß-de-Naples-Hut mit Gazeband. — Ein Washut mit Blumen und Band.
Nach Originalen von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 14. September 1833.

111

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Egyptens Alexandrien und seine nächste Umgebung.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie die Truppen ausgehoben werden, ist empörend. Soldaten dringen in ein Dorf, oder stürzen über die Landleute beim Feldbau her, reißen ihnen die wenige elende Kleidung vom Leibe und theilen sich darein; Geld und jedes Besitztum wird von diesem Augenblicke an den Räubern angehörig. Weiber und Kinder erheben ein fürchterliches Zetergeschrey. Die armen nackten Glenden werden zu zwanzig bis dreißig in eine Reihe mit breiten eisernen Ringen um den Hals neben einander gekoppelt, die Hände auf den Rücken gebunden, und durch den glühenden Sand der Marsch baarfuß angetreten. Fünf bis sechs Soldaten schlagen den Tact dazu mit ungeheuern Knütteln auf dem Rücken dieser Leute, die gezwungen werden, neben einander Schritt zu halten. Ungeachtet der Nacktheit dieser Schlachtopfer vermuthet die Geldgierde ihrer Henker dennoch in irgend einem Verstecke Geld, und sucht daher durch Prügel während des Marsches noch jeden Rest von ihnen zu erpressen. Dieß sind die Krieger des Pascha von Egypten. Man kann sich vorstellen, mit welcher Liebe sie ihrem angemasteten Herrn dienen. Doch Furcht, Schrecken und Grausamkeit besiegen jede aufkeimende Regung von Unmuth. Was aber in einem Feldzuge zu erwarten steht, kann leicht Jeder selbst berechnen.

Ihre Bezahlung, wenn sie einmal bey den Regimentern sind, besteht in dreißig Para täglich, worauf sie aber so wie die Officiere wenigstens fünf Monate warten müssen. Ihre Kost sind zweymal des Tages gekochte Bohnen und Brot. Diese Lebensmittel und die Kleider, so wie die Dünkluchen (Gille genannt) zum Brennen, werden ihnen unentgeltlich verabreicht. Die Officiere erhalten den Taim, das ist: die Victualien in Natur: Fleisch, Brot von guter Qualität, Butter, Öhl, Kaffeh, Reis, Salz, Mehl, Holz, mehr als sie verbrauchen können; mit dem Rang steigt auch der Taim. Die Europäer erhalten ihn im Gelde. Eine Portion Taim wird mit achtzig Piaster monatlich vergütet. Ein Miralâ hat deren zwanzig täglich. Der Gehalt eines Mullazim ist monatlich vierhundert Piaster; eines zweyten Jüss-Baschi fünfhundert, eines Solcolaf fünfhundert, eines ersten Jüss-Baschi sechshundert, eines Wim-

baschi zweytausend fünfhundert oder fünf Beutel, eines Kaimakam acht Beutel, eines Miralai sechzehn Beutel, und eines Miriloa zwanzig Beutel, Taim, Kleidung und Diamanten ungerechnet. Überdies werden noch oft Geschenke gemacht, deren Gebrauch aber jezt immer mehr abnimmt. Zu Anschaffung der Pferde gibt der Pascha sowohl den Europäern als Türken Vorschüsse an Geld. Diese bleiben jedoch als Schuld stehen und werden bey Außerdiensttretung abgezogen. So auch der Vorschuß auf Sattel und Zeug. Die Anordnung ist: den Truppen alle fünf Monate den Sold zu bezahlen, so wie der Miri vom Lande erhoben wird; die Befolgung findet aber nur selten Statt. Die Europäer müssen oft zwey Jahre warten — fallen auch oft durch. Quartier muß sich jeder für sein Geld besorgen. Die Truppen, die in der großen und kleinern Caserne in Alexandrien, und die Arsenalmannschaft ausgenommen, stehen Winter und Sommer unter Zelten im Lager. Die Schönheit der Zelte steigt mit dem Range. Das Zelt eines Obersten hat drey Abtheilungen, deren vorderste als Rapportsaal und Schulzimmer für die Theoriestunden der Officiere dient; die zweyte ist Schlafgemach, und ein langer Gang vereinigt damit die dritte, welche das Secret ist; hinten ist ein Cabinet für die liebsten Sclavenknaben angebracht, deren jeder vornehme Türke mehrere hat; und in einiger Entfernung rückwärts ist das Zelt der Dienerschaft, die Küche, und die Pferde im Freyen, oder unter einem Baldachin von Reisig, der sich auf viereckige Säulen aus ungebrannten Ziegeln lehnt; die Zelte der Generale sind jenen der Obersten gleich. Steht eine Truppe längere Zeit an einem Orte, so lassen sich die Officiere zum Theile Häuser aus ungebrannten Ziegeln aufführen, die meistens wieder nach dem Range verschieden sind; die Pferde stehen in langen Reihen zu halben Escadrons Kasterweit von einander; zwischen den beyden halben Escadrons, welche die Köpfe gegen einander gerichtet haben, geht die Escadronsgasse durch, und in den Intervallen sind die Zelte der Mannschaft. Der Jüß-Baschi überseht seine ganze Escadron vom Zelte, wie der Oberst das ganze Regiment. Der Oberst ist mit den Stabsofficiers in einer Reihe, dann folgt die Reihe der Capitäns, ferner jene der Lieutenants und so fort. Die Pferde sind nicht am Kopfe, sondern an allen vier Füßen angehängt. Sie werden zweymal, Morgens und nach Sonnenuntergang, mit Gerste und Stroh gefüttert, und einmal um Mittag getränkt. Das Lager wird ihnen aus dem Dünger bereitet. Puzung, Reitzeug und Sättel sind erstere arabisch, letztere französisch schwerfällig, beyde schlecht. Die Pferde, durchgehends arabische und ächte syrische Hengste, sind die trefflichsten der Erde, und verdienen die besten, das ist, österreichische Cavalleristen zu Reitern. Alle Anordnungen und das Gebeth werden Tag und Nacht durch Trompetenstoß angedeutet. Im obigen Falle werden die Stände mit Barren von Ziegeln, und Säulen versehen, und mit Dattelzweigen eingedacht. Die Zelte der Mannschaft erheben sich dann über eine drey bis vier Fuß hohe Grundmauer als Dach. Reinlichkeit und strenge Ordnung herrschen im ganzen Lager, das nun das Ansehen eines sehr regelmäßigen in gerade Gassen abgetheilten Dorfes bekommt. Die Form desselben ist die der französischen Instruction vom Jahre XIII. der Republik. Vor jedem Lager ist die Lagerwache, und in einer Entfernung von zwey- bis dreyhundert Schritten abseits bauen sich die Weiber mit den Kindern der Soldaten in elenden Erdhütten an. Ins Lager darf keine einen Fuß setzen. Nach dem Exerciren, welches regelmäßig zweymal Statt hat, besuchen die Leute ihre

Familien, die ihnen überall nachziehen. Da wird auch das Gestohlene verborgen. Der Pascha besitzt dormalen vierzehn Infanterieregimenter, jedes zu 3800 Mann in drey Bataillons. Im Stande befinden sich ein Oberst, ein Kaimakam, drey Simbaschi, achtzehn Jüss-Baschi, sechs und dreyßig Mullazims, zwey Solcolas. Der Feldwebel ist der Basch-Tschausch (der französische Sergeant-Major), dann folgt der Tschausch oder Sergeant, der Onbaschi (Brigadier) oder Commandant von zehn, und der Gemeine oder Askar. Der Fahnenträger ist der Bairaktar. Jeder Oberst hat seinen Mallem oder Meister, welcher der Regiments-Rechnungsführer, und stets ein Kopyte mit langem Talar und schwarzem Turban ist. Es gibt da keinen andern Schreiber — die Kanzley ist das Zelt des Mallem, seine Hand, auf der er halb kniend, halb sitzend schreibt, der Tisch, eine Matte oder Teppich sein Stuhl. Die wenigsten Obersten können schreiben. Jedem, der die Schriftführung versteht, oder dessen eigentliches Geschäft sie ist, wird der Titel Effendi zu Theil. Cavallerieregimenter, jedes zu 400 Pferden in vier Escadrons, sind zehn. Bey jedem befindet sich ein Miralai, ein Kaimakam, zwey Simbaschi, vier erste und vier zweyte Jüss-Baschi, acht Mullazims und zwey Solcolas. Die Artillerie ist zahlreich — gut exercirt, die Pferde excellent; das Geschütz — vorzüglich. Die Commandoworte sind türkisch, die Erklärung arabisch. Die Officiere sind Türken, Kurden und Albaner. Der gemeine Soldat, stets aus dem Stande der Fellahs, kann in der Regel nie Officier werden, höchstens Basch-Tschausch. Ein Regiment besteht ganz aus Türken, größtentheils aus Deserteurs von Constantinopel. Aus ihnen werden die Officiere für die Armee genommen. Die von Constantinopel und Brussa glücklich entwichenen Janitscharen hat Mahomet-Ali alle aufgenommen und gut angestellt. Es gibt auch Regimenter aus Mograbi's, das ist Soldaten von der Küste der Barbarey bestehend, die durch Schlaueit und Berwegenheit bekannt sind. Die zahlreichen Stämme der Beduinen (Bedau) sitzen in Kriegszeiten freywillig auf, da sie auf Raub rechnen. Die ganze Armee, die Marine mit inbegriffen, beläuft sich auf 90,000 — nach Äußerung mehrerer Mirisloa's aber auf 100,000 Mann. Der Pascha kann jedoch nur die Hälfte seiner Truppen außer Landes schicken, da er im Lande selbst ohne solche nicht sicher ist. Die Armee vermehrt sich dann durch die stets berittenen Beduinen bis auf's Doppelte.

Der Soldat ist in diesem Lande frech und anmaßend, wie dieß auch in Constantinopel der Fall ist. Er greift keck zu, maßt sich überall das Schiedsrichteramt an, und wird ohnerachtet alles dessen, was die Regierung schon dagegen gethan, zu allen Händeln, Streitigkeiten, Forderungen und Ansprüchen herbeygerufen: eine alte orientalische Sitte! — Er stiehlt und raubt besonders gerne, erpreßt, wo sich ihm eine Gelegenheit darbietet, und artet oft in grenzenlose Wuth aus, wenn er glaubt es ungestraft thun zu können. Mäßigung ist ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt; dabey ist er versunken in grenzenlose Unwissenheit und Aberglauben, wie überhaupt der Araber, — lernt aber leicht und gut den Gebrauch der Waffen und die Führung seines Pferdes. Das Übelste in dieser Hinsicht ist die Qualität seiner Abriechter, die größtentheils Italiener, zum geringern Theile Franzosen sind. Beyde sind ungeeignet für den Dienst der Cavallerie, aber besonders die Italiener die armseligsten Reiter. Bey der natürlichen Anlage des Arabers zum Reiter würden deutsche Cavallerieinstructoren alles aus der egyptischen Cavallerie machen, um so mehr,

da diese durchaus eine Gattung Pferde besitzt, wie keine Armee in der Welt; aber solche armselige Stümper in der Reitkunst wie in der Reitertaktik, gestützt auf einen so schwankenden und nichtigen Anhaltspunct, als die französische Cavallerieinstruction vom Jahre XIII. der Republik, können nur wieder Armseliges hervorbringen. Der Pascha, der ganz ohne alle Kenntnisse ist, und seine Wahlen auf's Gesicht und Gerathewohl trifft, will durchaus von keiner andern Instruction wissen, weil, nach seiner Idee, die Franzosen die Welt besiegt haben. Die dortigen Franzosen und Italiener, anmaßender noch als sie in Europa sind, befestigen ihn in dieser Meinung, und sprechen das Verdammungsurtheil über alles Deutsche. — Die Mehrzahl dieser Italiener sind bey den Aufsitzen in Piemont und Neapel compromittirte Individuen, die ihre ohnmächtigen Blicke auf ihre überseeischen Züchtiger, und was von ihnen stammt, schießen, aber die armseligste Figur von der Welt machen. Wenn man von den Vertheidigern und Partisanen der italienischen Gmeuten auf ihre Sache schließt, so wird sie die verwerflichste, denn von so elenden Nichtswürdigen, als jene, die ich in Egypten kennen lernte, — Menschen, die in ihrem Vaterlande zu Strang und Galcere verurtheilt wurden, — kann nur Erbärmliches und Verrücktes ausgehen. Es ist unglaublich, wie weit sich die freche Anmaßung dieser Plusmacher und die Leichtgläubigkeit des Pascha und seiner sämmtlichen Behörden in dieser Hinsicht erstreckt. Da Erfindungen aller Art dem Pascha willkommen sind, nimmt er sie begierig auf — aber was keinen französischen oder italienischen Geruch hat, hat keinen Werth. Er bestellte bey einem europäischen Commissäre brillantirte Tafelglaswaaren; dieser fragte ihn: ob er sie aus Böhmen oder von Marseille wüschte. „Welche sind theurer?“ — „Die von Marseille,“ antwortete der Commissionär. „Gut, diese als die bessern will ich!“ Und nun bekam er böhmische Gläser über Marseille, die das Doppelte kosteten. — —
(Die Fortsetzung folgt.)

H e r b s t m e l a n c h o l i e .

Von Johann R. Vogel.

I.

Abendwölkchen seh' ich ziehen
Mild umglänzt vom Sonnenstrahl,
Und die grauen Nebel flechten
Mählig sich um Berg und Thal.

Und ich schau' die rothgen Wolken
Und ich frage düstern Blick's:
Sind das nicht die letzten Schimmer
Von der Sonne meines Glück's?

Hohl erbraust es in den Wäldern,
Hin ist Blüthe, Sang und Duft:
Nur als Schmetterlinge flattern
Gelbe Blätter in der Luft.

Ein kalter Todeschauer
Weht hin durch die Natur,
Die Bäume seh'n voll Trauer,
Voll Trauer steht die Flur.

Und ich seh' die Blätter gaukeln,
Und ich frage düstern Blick's:
Sind das nicht die welken Blätter
Von dem Baume meines Glück's?

Sieh, Mariensädchen jaget
Hier der Wind im tollen Muth,
Hängt sie mir als Todtenflöze
Seho gar an Arm und Hut.

Und ich schau' die losen Weben,
Und ich frage düstern Blick's:
Sind das nicht zerriss'ne Fäden
Vom Gespinnste meines Glück's?

II.

Wie ist's auf allen Wegen
So öde und so fahl,
Kein Blümlein lacht entgegen
Dem frost'gen Sonnenstrahl.

Ist alles hingeschwunden,
Nur Aßtern seh'n allein,
Als wollten sie gewunden
Zu Todtenkränzen seyn.

Drum möcht' das Herz ich scharren
Tief in das dürre Laub,
Dort sollt' es ruh'n und harren,
Bis neu ergrünt der Staub;

Bis wieder mild hernieder
Das Aug' der Liebe lacht,
Vielleicht daß ihm dann wieder
Ein neuer Lenz erwacht.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Sonnabend, den 31. August, zum ersten Male: „Robert der Teufel.“ Große, romantische Oper in 5 Acten. Nach dem Französischen des Scribe und Delavigne. Musik von Meyerbeer.

Die Aufführung der Oper: „Robert der Teufel“ auf unserm Hofopertheater ist, durch ein besonderes Zusammentreffen von Umständen und in Folge der vielfach gestiegenen Erwartung, für die Kunst- und Theaterfreunde unserer Hauptstadt ein Ereigniß von mehr als gewöhnlichem Interesse geworden. Der Oper selbst, als musicalischem Kunstproduct, konnte nicht leicht eine günstigere Constellation aufgehen; die gespannte Theilnahme an der Darstellung des Werkes erhöhte und schärfte zugleich die Aufmerksamkeit auf seinen inneren Werth, und erhöhte Aufmerksamkeit kann nur dem Seichten, Alltäglichen gefährlich werden: dem Bedeutenden, dem Ausgezeichneten wird sie Bürge eines nur noch vollständigeren Erfolges. Es handelte sich hier um ein Kunstwerk, das durch seine Entstehung nicht minder als durch seinen Charakter und das ihm gewordene Schicksal, die Augen der Kunstwelt auf sich gezogen hatte; von einem deutschen Meister erdacht und ausgeführt, bezeichnet es nicht allein den Übertritt eben dieses Meisters von der bisher betretenen Bahn zu einer neuen, ihm wenigstens ungewohnten, sondern es trägt auch zugleich so unverkennbar den Stempel der Zeit, in der es entstanden, und des Ortes, von dem es ausgegangen, daß wir es wohl nicht mit Unrecht ein eben so schreiendes als warnendes Beispiel von dem, was die neuere Kunst will und vermag, nennen mögen. Dieses Werk nun, dem ein zwar keineswegs unangefochtener, aber doch weit verbreiteter Ruf den Weg bereitet hatte, ward dem Wiener Publicum zuerst in einem äußerlich prunklosen, aber höchst anständigen Gewande vorgeführt; es ward von einer Kunstankalt ins Leben gerufen, der es zwar nicht an tüchtigen, selbst ausgezeichneten Talenten fehlte, die aber in Betreff aller übrigen, zu einer sogenannten großen Oper nothwendig erachteten Erfordernisse, wenig mehr als den guten Willen ihres wackern Führers und den unermüdeten Eifer ihrer Mitglieder in die Wagtschale zu legen hatte. Der Erfolg war für die daran gefegte Anstrengung und Gefahr mehr als lohnend; die Oper machte ein Glück, wie es auf jener Bühne noch unerhört gewesen war; manche bewunderten die Musik ohne alle Einschränkung, viele gestanden ihr große, zahlreiche Schönheiten im Einzelnen zu, ohne das Ganze zu billigen, alle stimmten im Lobe der Darstellung überein. Was der Wirkung der Oper, als eines dramatischen Ganzen, noch abging, schrieb man, ob nun mit Recht oder Unrecht, der Unzulänglichkeit der äußern Mittel eines Privat- und Vorstadttheaters zu, und vertröstete sich mit der Hoffnung, diese Lücken in der Gesamtwirkung durch die verheißene Aufführung der Oper auf der Hofbühne glänzend und vollständig ausgefüllt zu sehen. Diese Aufführung hat nun Statt gefunden; freilich fehlte dabei der immer eigenthümliche Reiz der Neuheit, allein dieser Mangel ward durch das nicht minder unwiderstehliche Vergnügen der Vergleichung aufgewogen, ein Vergnügen, das Manchem um so willkommener war, da es ihm in seinem Urtheile vor den Leuten aus der Verlegenheit des Zweifels helfen konnte. Wir hatten Ursache zu erwarten, daß die Verwaltung des Theaters, durch so ungewöhnliche Umstände aufgefördert, alle ihre Kräfte aufbieten würde, die Aufführung der neuen Oper zu einer möglichst würdigen zu machen; denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Wiener Opernbühne (Dank sey es der Vorsehung, die so vieles Große in der Musik von Wien ausgehen ließ) Jahre lang nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze musicalische Welt als eine Autorität ersten Ranges, galt; und daß sie in ihrer gegenwärtigen Stellung durch die Frengelbigkeit einer großmüthigen Regierung und die verjährte Anhänglichkeit des Publicums, mit den Mitteln, wenigstens mit allen äußeren Mitteln versehen ist, selbst dem

Kostspieligsten Geschmacks der Zeit nachzukommen. Es ist nur eine gerechte und verdiente Anerkennung, wenn wir bezeugen, daß die Verwaltung die ihr anvertrauten Mittel bei dieser Gelegenheit nicht geschont und dem gemäß eine Darstellung zu Tage gefördert hat, welche des Standpunctes, den unsere Opernbühne einnehmen soll, vollkommen würdig zu nennen ist. In allem, was nach den bestehenden Bedürfnissen zur Ausstattung eines solchen Werkes gehört, also an Vollständigkeit und Präcision der Chöre und des Orchesters, an Wirksamkeit des scenischen Arrangements, an Pracht und Schönheit der Decorationen, Costüme und Ballets ist den Zuschauern wohl schwerlich etwas zu wünschen übrig geblieben, und wir glauben nicht mit Unrecht behaupten zu können, daß die Oper „Robert der Teufel“ bey der Darstellung auf unserm Hoftheater, wenn auch nicht überall im Einzelnen, doch als Ganzes alles das gewirkt hat, was sie als Musikwerk überhaupt wirken kann. Das Einüben und Zusammenhalten solcher Massen, wie sie hier in Bewegung gesetzt wurden, macht dem scenischen Talente desjenigen, von dem Beydes ausging, große Ehre, und beweist, was man dem vorherrschenden Zeitgeschmacke zu Liebe ins Werk richten könne, wenn man keine Mühe und kein Opfer scheuen will. Die Ausföhrung der einzelnen Gesangparthien war den besten, d. h. dem eigenthümlichen Charakter der Aufgabe angemessensten, Kräften der Anstalt übertragen. Es kommt uns nicht in den Sinn, hier so wenig als in Betreff der Darstellung im Allgemeinen, eine auch nur angedeutete Parallele zu ziehen. Vergleichen der Art nützen der Sache nichts, aber sie schaden den beyden Partheien, die mit einander verglichen werden, eben weil man über die Genauigkeit des Zusammenhaltens, nicht allein die Sache selbst, sondern auch den Standpunct jeder einzelnen Parthey aus den Augen verliert. Die Masse der Zuschauer läßt sich dieses Vergnügen der Vergleichung ohnehin nicht nehmen, und opfert ihm sogar, je nachdem es kommt, entweder die Erinnerung der Vergangenheit oder den Genuß der Gegenwart auf. Der Berichterstatter hat es mit der Erscheinung des Augenblickes zu thun, wohl ihm, wenn diese erfreulich genug ist, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Dem Titel und dem Umfange nach ist die Hauptparthie der Oper die des Robert. Sie erfordert vor allem Kraft und Ausdauer, um in der Masse von Chören und Instrumenten die Oberhand zu behaupten. Hr. Breiting ist zu dieser Aufgabe mit großen, ja seltenen Mitteln ausgerüstet, daher er wohl verzugsweise für die Rolle des Robert geeignet zu nennen ist. Daß er diese Mittel bisweilen auf Kosten der Anmuth und des Wohlklanges geltend macht, oder vielmehr geltend machen muß, kann ihm bey einer Musik nicht zum Vorwurf gemacht werden, die recht eigentlich auf die Nothwendigkeit solcher Wirkung hinweist. Die oft sehr hohe Tonlage der Parthie, verbunden mit der unaufhörlichen, im Charakter der Musik und der Rolle bedingten Leidenschaftlichkeit des Vortrages machen die Übergänge von der Bruststimme zum Falsett nicht selten nur durch sehr gewagte, aber immer empfindliche, nicht angenehme wirkende, Sprünge möglich. So wie die Parthie einmal geschrieben ist, singt Hr. Breiting sie unbezweifelnd mit großer Virtuosität, und er verdient wegen seines Eifers und seiner in den Hauptmomenten der Oper entschiedenen hervortretenden Wirksamkeit die ungetheilteste Anerkennung. — Die zweyte, an Schwierigkeiten aber bey weitem reichere Parthie ist die des Ritters Bertram. Hr. Staudigel hatte darin einen äußerst harten Stand; die Art, wie er sich seiner Aufgabe entledigte, macht seinem Willen und seinem künstlerischen Streben alle Ehre. Die Parthie selbst ist weder seiner Sängers, noch seiner Schauspielerindividualität ganz entsprechend. Sein Element als Sänger ist der ruhige, gehaltene Vortrag der Leidenschaftlosigkeit; was er in diesem Bereiche leisten und wirken kann, das haben unsere Theaterbesucher erst neuerdings wiederholt erfahren, und das wird ihnen lange unvergesslich bleiben. Als Bertram muß er seine Hauptaufmerksamkeit auf das Spiel wenden, seine sonst so herrliche, klangvolle Stimme will sich in die zerrissenen, zusammenhanglosen Ausbrüche der Leidenschaft nicht recht fügen, die Anstrengung des dramatischen, oft musicalisch-tonlosen Ausdruckes nimmt ihr die schönste Hälfte ihrer Wirkung, kurz das Ganze der Parthie stimmt nicht mit den Bedingungen seiner Individualität durchaus zusammen. Daß es an Momenten nicht fehlt, wo seine Trefflichkeit als Sänger siegreich und hinreißend, wie sonst, hervortritt, läßt sich von einem Künstler, wie Hr. Staudigel, wohl erwarten. Solche Momente erinnern dann an alles, was er früher geleistet, und wer so vollgültige Beweise eines ächten Kunstberufes geliefert hat, der braucht nicht gerade auf eine Rolle, wie die heutige, zu warten, um in seinem ganzen Werthe erkannt zu werden. — Daß die an Umfang kleine, aber musicalisch wohl bedachte Parthie des Reimbaud durch einen Repräsentanten wie Hr. Binder besetzt ist, macht der Operverwaltung Ehre, wie es der Wirkung der Oper zum großen Vortheil gereicht. Hrn. Binder's correcter,

meisterlicher Vortrag gab der Romanze im ersten, so wie dem Duett im zweiten Acte eine musicalische Bedeutung, die nicht anders als wohlthätig auf das Ganze zurückwirken konnte. — Die beyden Frauenrollen wurden durch Mad. Ernst und Ull. Löwe, erstere als Alice, letztere als Prinzessin, ausgeführt. Beyde Parthien bieten große Schwierigkeiten dar: nicht auf allen Bühnen mögen di. selben so glücklich gelöst werden, als es hier geschah. Mad. Ernst ist Bravoursängerin im vollen Sinne des Wortes, aber sie ist nicht Bravoursängerin allein, ihr Gesang ist auch in Beziehung auf dramatischen Vortrag und Ausdruck der höchsten Beachtung würdig. Die Parthie der Alice erfordert Beydes in nicht gewöhnlichem Maße, wir brauchen also wohl kaum aus einander zu sehen, wie vollkommen der Aufgabe in solchen Händen Genüge geschah. Das Duett mit Vertram im zweiten Acte gehört mit unter die Glanzpuncte der Darstellung. Als einer höchst angenehmen, im Gesange sogar ausgezeichneten Erscheinung haben wir der Ull. Löwe in der Rolle der Prinzessin Isabella zu erwähnen. Diese junge, hoffnungsvolle Sängerin ist in neuerer Zeit öfter in Parthien beschäftigt worden, die ihre physischen Kräfte, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, überstiegen. Ob ihrer Stimme dadurch genügt worden ist, muß die Zukunft entscheiden; für die Zuhörer mischte sich aber dem Vergnügen, welches man natürlich an der Entwicklung eines schönen Talentcs findet, jenes peinliche Gefühl der Besorgniß bey, das jede übernatürliche Anstrengung erwecken muß. Das alles war in der heutigen Rolle nicht der Fall, die Sängerin ging nicht einen Augenblick über die ihr gezogenen Grenzen hinaus, darum wirkte und erfreute ihr Gesang, ihr zarter, inniger und geschmackvoller Vortrag mehr als jemals. Man schien allgemein darüber einverstanden, daß die heutige Parthie der Ull. Löwe bey weitem ihre gelungenste sey, auch hat sich der Beyfall des Publicums bey den spätern Wiederholungen der Oper nur noch gesteigert. — Über die ausgezeichnete Leistung des Orchesters, besonders aber über die Vortrefflichkeit der Chöre, deren wir schon oben gedacht, läßt sich allerdings nicht des Lobes genug sagen. Das Feuer des Ausdrucks und die Präcision der Ausführung bey solchen Massen ist in der That bewunderungswürdig, und beyde durften wohl nicht leicht auf irgend einer Bühne übertroffen werden. Ob die Zahl der männlichen und weiblichen Stimmen, in Verbindung mit dem verstärkten Orchester, zu der Größe unsers Opernhauses und den Bedingungen des musicalischen Wohlklanges im richtigen Verhältnisse stehen, ist eine andere Frage, auf welche wohl nur der über alle Einwendungen erhabene Ausspruch der Mode und des Zeitgeschmackes bejahend antworten kann. Der Componist selbst hat dem letzteren so augenscheinlich gehuldigt, und auf diese Art der Aufführung so unverkennbar hingedeutet, daß die Verantwortlichkeit dafür auf beyden Seiten gleich ist. Der Erfolg wenigstens hat dieses Aufbieten aller Mittel mehr als gerechtfertigt; der ganze erste Act und das Finale des vierten lassen an äußerer Wirkung die übrigen vielleicht werthvolleren Theile der Oper weit hinter sich zurück; ja in dem Frauenchore desselben vierten Actes, der sich sonst eben nicht durch Erfindung und Behandlung auszeichnet, wird die eine Stelle, wo sämtliche Stimmen plötzlich ins fortissimo übergehen, immer am meisten beklatscht. In Betreff des erwähnten Finales möchten wir statt jeder andern Bezeichnung die Frage aufstellen: ob das erste Finale im „Don Juan“ mehr wirken würde, wenn man die Zahl der Choristen und Instrumente verdoppelte oder verdreyfache, und ob der Introductionschor in der „Norma“ weniger wirken würde, wenn die Regimentsbande auf dem Theater wegbliebe? Überhaupt dürfte es wohl schwer seyn zu bestimmen, wohin wir noch mit der Zeit gelangen werden, wenn man mit dem Anhäufen äußerer Effectmittel in der Musik eben so erfinderisch fortschreitet, als man angefangen hat. Wie lange wird es denn dauern, bis man von Ophikleiden, Bombardons und unterirdischen Sprachröhren zu wirklichen Vierundzwanzigpfündern oder, nach Umständen, Achtundvierzigpfündern, und Dampfpfeifen von 50 Pferden Kraft übergeht? Der Weg ist einmal betreten und eine Grenze ist da schwer zu ziehen, denn bis jetzt hat das Steigerungsprincip treffliche Früchte getragen! Selbst auf die einzelnen Gesangsparthien hat sich daselbe auf eine nicht selten erschreckende Weise übertragen; man begreift oft nicht, wo die physische Kraft und Ausdauer zu solchen Aufgaben herkommt, und es gesellt sich dem Wohlgefallen an der Kunstleistung ein Wegeschnack von jener barbarischen Lust der alten Römer an ihren Gladiatorenspielen zu, nemlich die Neugierde, abzuwarten, ob aus diesem Kampfe auf Leben und Tod der Kämpfende am Ende wirklich mit dem Leben davon kommen werde. — Der Text oder eigentlich die scenische Eintheilung und Einrichtung des Stückes, hat bey der Verfertigung der Oper auf diese Hofbühne mancherley Veränderungen erlitten; ob diese eben so viele Verbesserungen sind, ließe sich wohl nur durch eine Vergleichung mit dem Original darthun; doch scheint, nach dem, was wir von dem Stücke als dramatisches Werk haben

fennen lernen, die heynaher alberne Sinnlosigkeit des Ganzen vom Hause aus unverbesserlich. Es ist wohl zu bedauern, daß es gerade ein deutscher Componist seyn mußte, der sich bey französischen Dichtern eine solche Arbeit eigens bestellte, und so eine neue sogenannte „diablerie allemande“ den schon vorhandenen zufügte, die der neuern Kunst, besonders der deutschen, den Vorwurf zugezogen haben, als könne man auf der Bühne und in der Musik, ohne Aufbietung von dergleichen infernalischen Hülfstruppen, gar keine Wirkung mehr hervorbringen. Der Sinn und der Zusammenhang des Ganzen hat durch die veränderte Eintheilung wenig gewonnen, der dritte Act aber, der durch das Ballet ganz ausgefüllt ist, offenbar verloren. Den Liebhabern heutiger Tanzkunst werden die dort eingelegten Tänze, nach ebenfalls eingelegter, fremder Musik, höchst glänzend und schön vorkommen; allein die musicalische Einheit des Ganzen ist dadurch gestört und der pantomimische Zweck der Scene möchte wohl durch jene modernen Pirouetten und Entrechats ebenfalls nicht sehr klar und faßlich veranschaulicht worden seyn. — Wir schließen unsern heutigen Bericht, den wir mit gutem Vorbedacht und aus Rücksichten der Billigkeit erst nach öfterer Wiederholung der Oper unsern Lesern vorlegen, mit ein paar Bemerkungen, welche das Werk als musicalisches Kunstwerk im Allgemeinen betreffen. Die in diesen Blättern schon früher ausgesprochene Ansicht über die Oper: „Robert der Teufel“ ist neuerdings durch die Aufführungen dieser Hofbühne nicht erschüttert worden. Diese Ansicht war eine rein individuelle, aber vielleicht gerade deswegen um so unverdächtiger, indem von allen Kunsturtheilen dasjenige über musicalische Erzeugnisse immer das individuellste, oder nach dem Schulausdrucke, das subjectivste seyn wird. In der bildenden Kunst bieten die ewigen Vorbilder der Natur dem Urtheile des Beschauers stets sichere und unfehlbare Anhaltspuncte; in der redenden Kunst spielt der Verstand und das Wissen eine zu wichtige, scheidrichterliche Rolle, um nicht am Ende doch den Ausschlag zu geben; die Musik allein appellirt geradezu und nur an die Empfindung; Wissen und Erfahrung können das Urtheil läutern, bestimmen darf es die Empfindung allein, aber gerade sie wird durch den Eindruck des Augenblickes auf die Sinne, durch Stimmung, durch Mode und den vorherrschenden Geschmack der Zeit, am leichtesten und oft unbewußt bestochen. Alle diese Einflüsse wollen ihre Zeit, wollen ihr Recht und bilden nach der Verschiedenheit der Naturen eben so viele verschiedene Parteyungen. Mozart's „Don Juan“ wollte bey seinem Erscheinen nicht gefallen, und Glück fand Gegner. Das Gute, Treffliche, Ewige freylich wird hervorgehen und unangestastet bleiben, aber erst nachdem der Kampf geendet ist. Das Schicksal eines musicalischen Werkes ist immer sein zuverlässigstes Urtheil. Erst dann, wenn Mode und Geschmack ihre Herrschaft geübt, wenn alle Parteyen ihre Differenzen ausgeglichen, wenn Layen und Kenner ihre Stimmen vereinigt haben, erst dann wird ein musicalisches Kunstproduct in die Reihen der classischen Werke eingetragen. Was der bewegliche Enthusiasmus des Augenblickes entweder vergötterte oder verwarf, war meistens für das erstere zu schlecht, für das letztere zu gut. Ein einziges Decennium war hinreichend, über beydes zu richten. So haben wir (um nur das anzuführen, was uns Deutschen am nächsten liegt) die Werke Händel's, Glück's, Haydn's, Mozart's und Beethoven's aus den Händen ihrer Zeitgenossen überkommen; so empfinden, so genießen wir sie jezt, und so glauben, so hoffen wir, daß sie unvergänglich und ewig bleiben werden. Ob die Oper: „Robert der Teufel,“ deren große Schönheiten im Einzelnen wohl von Keinem geläugnet werden können, nach Ablauf jener Prüfungs- und Läuterungsepoche ein gleiches Schicksal erfahren, ja ob sie auch nur jenen Zeitpunkt der Entscheidung erleben werde, kann die Zukunft, vielleicht eine sehr nahe, allein erweisen. Was den Verfasser der vorstehenden Zeilen betrifft, so möge sein Zweifel an diesem Erfolge für sein Urtheil über das Werk selbst gelten.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 17. September 1833.

112

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Egyptens Alexandrien und seine nächste Umgebung.

(Fortsetzung.)

Alexandrien wie Kairo ist der ächte Tummelplatz Livorneser Juden, die hier den größten Theil des Handels in den Händen haben, — und sich ein keckes Ansehen geben. Wohl wissend, daß sie von Türken und Arabern nicht erkannt werden können, nennen sie sich hier wie die Christen Franken, geben sich für Christen aus und passiren dafür, und sehen, den runden Hut martialisch auf das eine Ohr gedrückt, verächtlich und in stolzem Selbstgenugsseyn auf die übrige Welt herab. Da sich jeder Europäer türkisch tragen, und bewaffnet seyn kann, benützen viele von ihnen diese Gelegenheit. Manche sind als Dragomans (Drdschimen), Übersetzer, Apotheker in des Pascha Diensten, diese und jene stolziren in neutürkischer Kleidung, reich mit Gold gestickt, in den Straßen und Kaffeehäusern einher, tragen große grimmige Schnurbärte und Damaszener an der Seite, lächeln mitleidig auf die europäischen Christen, und behandeln die Araber mit Verachtung, während doch das Wort „Jahudi!“ (Jude) im Oriente das beleidigendste Schimpfwort ist, so lange es Araber und Juden gibt. Sonderbar! diese sind doch ein paar semitische Schwesternationen: während die einen sich das von Gott vorzugsweise erwählte Volk wähnend, von Isaaß, Sara's und Abrahams zweytgebornem Sohne abstammen, sind die andern, kräftiger und energischer, schon durch das erste Schicksal ihres Stammherren, Söhne der Wüste, unstät und flüchtig, geistvoll und unternehmend, mächtig groß zur Zeit ihrer Culmination — Söhne Ismaels, Abrahams Erstgebornen. Auch läßt die äußerste Ähnlichkeit der Sprachen keinen Zweifel übrig, wenn dieser sich auch hinsichtlich der Schriftzeichen erheben sollte; denn es kömmt die Gefangenschaft unter Salmanassar in Erwägung zu ziehen, während welcher, wie bekannt, die Hebräer die assyrischen Schriftzeichen annahmen. Doch auch die arabischen haben eine bedeutende Veränderung erlitten, da die altarabische oder kufische Schrift fast gar keine Ähnlichkeit mit der heutigen hat. Selbst der gegenseitige Haß spricht für die Behauptung. Die heutigen Araber so wie die Kopten, die Abkömmlinge der alten Egyptier, erzählen noch, daß sie nur durch die Hebräer in die Sclaverey gekommen seyen,

und zwar bewahrheitet sich dieß aus der Schrift selbst. Joseph, welcher, wie es stets im Geiste seiner Nation lag, sich sehr gut auf Handel und Wandel verstand, und dieß sein Talent, wie jetzt noch manchmal der Fall ist, gut bey den Pharaonen geltend zu machen wußte, handelte, nachdem er in den guten Jahren, die sich aus der Höhe des Nils, wie noch heut zu Tage, leicht berechnen ließen, — alles aufgekauft hatte, in jenen des Mißwachses und Mangels den Einwohnern zuerst ihr Vieh — dann ihre Grundstücke — endlich ihr eigenes Ich ab, — die von dem Kauffschillinge sich das Leben zu fristen gezwungen waren, und von diesem Augenblicke in eine Leibeigenschaft versielen, die sie nie wieder ganz abschüttelten.

Auf dem Wege nach dem österreichischen Generalconsulate hatte ich und mein Führer mich durch das fürchterlichste Gedränge durchzuarbeiten, bis ich auf den sehr großen Platz gelangte. Derselbe wird auf seiner ganzen Nordseite durch das österreichische Consulatgebäude, das schönste, größte und vorzüglichste daselbst (eine große Stelle, wo auch das englische Generalconsulat sich befindet) und welches überdieß eine bedeutende Menge von Parteyen, Boutiquen, Kaffehhäusern ꝛc. enthält, — östlich und einen kurzen Theil der Nordseite entlang durch die Stadtmauer, südlich durch eben diese, worin hier das nach dem Canal Machmudieh führende Thor sammt Brücke über den Festungsgraben befindlich, begrenzt. Hier steht nun ein starkes thurmartiges Gebäude, worin sich ein Zeughaus befindet; dann kömmt eine alte Caserne, welche mit dem Zeughause einen rechten in den Platz einspringenden Winkel bildet. Den Rest der Südseite umschließen armselige Privatgebäude und die große Dschamée, mit einem sehr hohen Thurme in arabischem Geschmacke von Mahomed = Ali renovirt. Der Thurm hat eine geringe Neigung. Neben dem österreichischen Consulatgebäude ist jetzt ein neues Hauptwachtgebäude errichtet, nach griechischem Geschmack mit einem Frontispiz und Stufen. Der Baumeister ist ein Grieche, aber das Ganze trägt das Gepräge der Pfuscherey. Man gelangt dazu, wenn man aus der Scala = franca heraus am dänischen Consulate vorübergeht. Dahinter einige hundert Schritte befindet sich der sogenannte neue Hafen, wo beständig ein heftiger Wind zieht. Vor dem Eingange ins österreichische Generalconsulat sitzen zwey altegyptische Götterbilder von einer Klafter Höhe aus schwarzgrauem Granit, so wie sich in der Sammlung des Generalconsuls Herrn Ritter von Acerbi, der ein Freund antiker Sammlungen ist, mehrere bemerkenswerthe Gegenstände befinden. Obige zwey Statuen stellen die Tafné mit dem Löwenhaupte vor. Der anwesende österreichische Viceconsul Herr Champion empfing mich sehr gut, und gab mir alle Mittel an die Hand, meine Zwecke zu erreichen. Ich fühlte wieder einmal recht lebhaft das Glück ein Österreicher zu seyn, dessen gütiger Monarch die milde Fürsorge für Unterthanen auch weit übers Meer erstreckt, während mein Reisegefährte, der junge Schweizer Bondeli, welcher unter französischem Schutze stand, vom dortigen französischen Consul Herrn Mimaur nur Unhöflichkeit erfuhr. Er folgte meinem Rath — begab sich unter österreichische Protection und hat es nicht bereut.

Beynahe in der Mitte des Platzes gegen seine westliche Hälfte sind einige solide Häuser aus Werkstücken, einem europäischen Günstlinge des Pascha gehörig, im Bau begriffen. Die Westseite des Platzes schließen armselige niedere Häuser und Buden, und in der südwestlichen Ecke, in einem schmutzigen Winkel stehen zwey Reihen Kameele am Boden mit Dattelwurzelstricken angehängt.

einander mit den Köpfen gegenüber, erwartend, wer sie miethet. Sie werden geschoren und mit Oehl geschmiert: ihre Ausdünstung und Urin verpesten die Luft umher.

Ich lehrte im Gasthose des Malthesers *Greec* ein, wo man sehr schlecht und unrein wohnt, schlechter bedient wird, und am schlechtesten speist. Die Nacht hindurch ist man, selbst wenn man das Bett mit einem Mückenüberhänge (*moschetiera*) überzieht, von zahllosen Mücken der größten Gattung gequält. Doch sind dieß nicht die einzigen feindseligen Thiere. Außer einer Menge von Bettwanzen, welche sich vorzüglich in den aus Dattelzweigen verfertigten forbartigen Bettstellen aufhalten, gibt es in der Zeit des hiesigen Winters, welcher unserm Sommer gleich kömmt, ja noch viel heißer ist, eine Unzahl von Flöhen, die sich besonders in unbewohnten Gemächern vermehren, und sonderbar genug! vorzüglich in den Sandwüsten im Überflusse vorhanden sind, in der heißen Jahreszeit aber absterben. Fliegen gibt es nirgends so viele und so unverschämte; um die Augen der arabischen Kinder sitzen sie zu Tausenden; der Araber jagt sie nicht weg, da er behauptet, sie sögen das böse Blut aus. Das schlimmste Insect ist der Scorpion, einen Finger lang, von blaßgelber oder grüner Farbe. Drey Gattungen Ameisen, worunter eine Zolllange, miniren im Fußboden und Wänden, und quälen bey Nacht entseßlich. Es gibt Spinnen der giftigsten Gattung. Ein eidechsenartiges Thier, von grauer oder eigentlich wechselnder Farbe, arabisch *Burs*, von den Europäern *Tarante* genannt, und wahrscheinlich das *Chamäleon* der Alten, fünf bis sechs Zoll lang, von sehr zornigem Charakter, läuft an den Wänden zu Hunderten herum; es schreyt Abends und Nachts auf eine häßliche Weise, und hat einen schauderhaften Anblick. Wiesel, Iltisse, Marder, Eidechsen, Schlangen aller Gattung wimmeln in den Gebäuden und Wohnzimmern, dagegen nisten auch auf allen Dächern wilde Turteltauben der schönsten Gattung mit einer goldschweifigen Brust. In der Nacht wird man durch das fatale Geschrey der vielen Esel, und ein entseßliches Hundegebell, so wie durch das Gebrülle des Gebeths ausrufers der Moslims von der Höhe der Minarets alle Augenblicke unangenehm erweckt. Außer den erwähnten Insecten ist in Egypten eine Art Zecken (*goroud* genannt), welche im Sommer sich auf den Terrassen und in den Zimmern befinden, und sich besonders zu Hunderttausenden an die armen Hunde hängen. Mein Jagdhund war davon so überdeckt, daß man keine Haare mehr sah, obwohl er täglich gepuht wurde. Es ist noch ein großes Gasthaus da, bey den drey Ankern, welches sich von jenem nur durch doppelte Preise unterscheidet. Das schlechteste Gericht war das Rindfleisch. Es war schlechterdings nicht zu genießen. Es gibt hier Ochsen von besonderer Größe, aber alle sind mager wie die sieben mageren Kühe im Traume Pharaons. Die Türken und Araber schlachten auch nicht gerne Rindvieh, welches bloß zur Arbeit, besonders dem Treiben der Wasserräder verwendet wird. Weibliche Thiere, als Kühe, Ziegen, Mutterschafe, dürfen bey schwerster Strafe gar nicht getödtet werden. Haut, Füße, Kopf, und Eingeweide gehören dem Pascha, müssen selbst von jedem gekauften Vieh abgeliefert werden, und werden für seine Rechnung nochmals verkauft. Der Wein ist hier so wenig trinkbar als das Wasser. An der Ecke des österreichischen Consulatgebäudes mit einem Geländer umgeben, befindet sich ein sehr nettes und gutes Kaffehaus, von einem artigen Griechen, *Dimitri* genannt, der sehr gut italienisch spricht, gehalten, mit zwey schönen

Billards; dieser war früher Dragoman bey einer Ambassade des Pascha nach Europa, und hat seine italienische Gattinn und Kinder in Livorno gelassen. Am Thore an der Südseite der Stadtmauer befindet sich eine strenge Mauth, wo von jedem Kameel, Esel oder andern Thiere, und jeder Waare, ja selbst vom hereingebrachten Wasser Tribut entrichtet werden muß. Wer kein Geld hat, wird zurückgeschickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonym=Streck=Charade.

(Dreyßig.)

Die Erste.

Sie sieht vom Hals herab,
Sie lag auf einer Schüssel,
Sie fault in jedem Grab
Und krönte Pallisaden.
Stets hat sie einen Schädel,
Nicht stets der Schädel sie,
Doch nimmt die Welt bey Manchen
Den Schädel für's Genie.
Vor kommt sie bald gediegen,
Bald flüchtig oder fein,

Nach oberflächlich, gründlich,
Und offen kann sie seyn:
Die Dumme wirft sie in die Höh',
Die Kluge wird es dulden;
Doch steckt sie oft trotz allem Wiß
Noch über sich in Schulden.
Man zieht sie oft aus Schleyern,
Ich selbst sie oft verlor,
Ich wusch sie manchem Andern,
Mir seht' ich's auf zuvor.

Die zwey Letzten.

Ich werde geführt und auch gezahlt,
Man baut mir Bänke, Cassen,
Oft Einer sich, oft Viele
Mit meinem Amt befaßten.
Ich bin von Holz, Papier, Metall,
Für Länder und für Schiffe,

Zu Lande man mich manches Mal,
Zu Schiffe immer fordert.
Ich gebe Rechte, Sicherheit
Durch Richtung auf der Bahn,
Doch wehe, wenn's die Weiblichkeit
Im Hauf erwischen kann.

Das Ganze, ja, das war einmal,
Doch gnädig ward's erlassen.

Fr. Theod. Ehrlich.

Aphorismen.

Von Carl Watther.

Der Halbgebildete ist sehr geneigt das Menschliche im Menschen und im Leben zu verachten, und nur der wahrhaft Gebildete findet es hier und dort sinnig und liebenswürdig.

Selbst bey dem Wichtigsten sind besonders glückliche Situationen und gewählte Gesellschaft die nothwendigen Ableiter, um die treffenden Blitze in größter Geschwindigkeit und Gediegenheit hervorzulocken.

Das Bett ist der Freyhafen im sturmbewegten Meere des Lebens — das Epimenidesgrab, in welchem der Mensch wo nicht sieben Jahre, doch sieben Stunden frey von Leiden schläft.

Wenn im Sommer die ganze Natur lebt und blüht, finden wir oft kaum Zeit zu schlafen, denn es ist schwer zu entscheiden, welche Scene dann schöner sey: ob der majestätische Morgen, oder der üppige Mittag, der liebliche Abend, oder die stille, mondhelle Nacht über der blühenden Erde?

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Prag.

Der feyerliche Einzug Ihrer Majestäten des Kaisers
und der Kaiserinn von Oesterreich.

— „allein, das ist das Höchste,
Was des Sterblichen Auge
Sch'n kann: Ein König, der Glückliche macht.“
Klopstock.

Wenn die ältesten Menschen sich keines so rührend = festlichen Empfanges eines Monarchen erinnern, als ihn unser väterlicher Herrscher diesmal auf Seiner wahrhaften Triumphreise durch Böhmen überall und zumal in Prag fand, so ist auch seit einer Generation kein so langer Zeitraum vergangen, ohne daß Böhmen mit Seiner hohen Anwesenheit beglückt worden wäre. Überdies fielen in diese neun Jahre, seit Kaiser Franz das sechste Mal in Böhmen war, zwei hochwichtige Momente: die Feyer des sechzigsten Geburtstages unsers allgeliebten Monarchen und dessen vierzigsten Regierungsjahres, wodurch natürlich der Enthusiasmus der Volksliebe zu den lebhaftesten Äußerungen gesteigert werden mußte, deren dieses Volk fähig ist, das seine Liebe nicht durch brausendes Tosen ausdrückt, sondern selbst in den Augenblicken, wo seine Anhänglichkeit für den Monarchen bis zur Begeisterung gesteigert wird, diese den Ausdruck einer Nüchternheit und Dauer verbürgenden Ruhe behält, welche dem Landesvater, der Sein Volk kennt, gewiß das erfreulichste Bewußtseyn gewährt.

Schon ehe Se. Majestät der Kaiser die Grenzen Böhmens betreten hatte, verlauschte es, daß sich der geliebte Monarch auf seiner Reise alle Empfangsfeierlichkeiten vorbehalten habe; aber es würde wohl kaum eine Möglichkeit gewesen seyn, das Volk dießmal davon zurückzuhalten. Allgemeine Freude erfüllte jedoch das weite Prag, als die väterliche Huld bekannt gemacht wurde, mit welcher der liebevolle Herrscher den kindlichen Wünschen seines Volkes nachgebend, dessen Freude und Äußerungen in dem Jubel allgemeiner Huldigung gütig annehmen wolle. Das war die Lösung zu einer wahren Ameisenregsamkeit in den Vorbereitungen für den Empfang des Landesvaters.

Die Wälder und Gärten der Umgegend auf mehrere Meilen in der Runde wurden ihres grünen Schmuckes, des bunten Schmelzes ihrer Beete beraubt, daß er hier als ein Symbol der Volksfreude, der Volksliebe und Treue die Straßen der Stadt, durch welche unser väterlicher Herrscher in die Herzen Seiner Unterthanen einzog, in weite Gärten und grüne Wandelbahnen umbilde. Die Erdgeschosse waren in Laubwände verwandelt, während sich die Palläste und Thürme in grüne Pforten umgestaltet hatten, an welchen die verschiedensten Laubarten mit den erntegrünen Fichten- und Tannenzweigen im malarischen Gemische wechselten. Bogen von grünen Zweigen und vielfarbigen Blumen wölbten sich in den Fensterbrüstungen, während sich Blättergewinde in vielfacher Verschlingung an den Häusern hinwanden, große Eichenkränze aus den Fenstern herausragten u. s. w. Herbstblumen aller Gattungen, darunter die goldschimmernden Georginen, die reichdoldigen Hortensien, und Sonnenblumen großer und kleiner Art — diesmal insbesondere deusam, da alle Blicke sich der Sonne des Tages, dem liebevollen Antlitz des Landesvaters zuwandten — verschlangen sich mit dem frischen Grün in Guirlanden, Kränzen, Kronen und andern Emblemen der Hoheit und der Volksliebe, und zu den tausendmal wiederholten Namenszügen des hochverehrten Regenten und Seiner erlauchten Gemahlinn, der Kaiserinn *Caroline Auguste*, die schon bey Ihrer ersten Erscheinung in Böhmen durch holde Freundlichkeit und Anmuth alle Herzen dem süßen Scepter fürstlicher Hoheit und ächt weiblicher Milde unterworfen hatte.

Der brennende Scharlach der Vogelfirsche bildete in vielen Kränzen und Gehängen einen glänzenden Contrast mit den verschiedensten Schattirungen des Waldgrüns und der Blumen, und bildete an mehreren Portalen und Triumphpforten das herzliche „Willkommen!“ welches diese stummen Zeugen der Verehrung dem hochgeliebten Fürstenpaare entgegenriefen.

Sie und da hatten sich Kunstblumen in die Kränze und Buchstaben der natürlichen eingeschlichen wie maskirte Frauen, die sich in den Reigen unschuldiger Landmädchen mischen, doch füllten sie ihren Platz recht zierlich aus. Draperien in allen Farben des Regenbogens schienen mit den Laub- und Blumengewinden um den Vorrang zu streiten, indem sie sich in pittoresken Formen gewunden, längs den Fensterensladen großer

Gebäude hinschlängen. Vorzüglich zeichnete sich in dieser Hinsicht die adelige Ressource mit ihren weiß und rothen Musselingehängen und ein Haus in der Schillinggasse aus, welches die österreichischen Farben trug. „Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen“ konnte man hier im vollen Sinne des Wortes sagen, denn vier Triumphbögen glänzten auf dem Wege Sr. Majestät. Der erste bey Lieben, großartig und geschmackvoll aus Fichtengezweig erbaut, dessen Säulen mit kunstreich geschnitzten korinthischen Capitalern, mit Blumengewinden einem hellstrahlenden: „Willkommen!“ und den Insignien der böhmischen Krone verziert, sich erhoben.

Hier war es, wo die Repräsentanten des Bürgerstandes — die ersten Prager, welchen es vergönnt war, dem Landesfürsten ihre Ehrfurcht zu bezeigen — Ihren Majestäten einen „Freudengruß,“ von Hrn. Professor Zimmernann gedichtet, überreichten.

Zwey Triumphbögen, der eine am Eingange der Hauptstraße der Vorstadt Carolinenthal, der andere am Spittelthore, trugen die Aufschriften: „Carolinenthal“ und „Dem Höchstgeliebten Herrscherpaare,“ in Goldschrift zwischen den Säulen des Ehrenthores.

In der Mitte zwischen beyden Triumphbögen ragten am Garten des Hrn. L. Jerusalem zwey Obeliskn mit dem kaiserlichen Doppeladler an ihren Spizen empor.

Die letzte Triumphpforte erhob sich in der Mitte der Schillinggasse zwischen den beyden Gasthäusern zum Lamm und Ochsen.

Am üppigsten prangten in Laubgewinden und Blütenpracht die Zeltner- und Jesuitengasse, dann auf der Kleinfeste die Brücken- und Spornergasse, welche letztere zumal mit ihrer raschen Steigung eine ausgezeichnet schöne Perspective darbot.

Der interessanteste Punct der ganzen Stadt war das gräflich Clam-Gallas'sche Palais in der Jesuitengasse, an welchem sich der reichste Farbenschmelz der lieblichen Kinder Florens mit sinniger Zeichnung und geschmackvoller Zusammenstellung zu einem imposanten Blumen- und Laubtableau vereinigte. Die Piedestale der beyden alterthümlichen Herakliden, welche den Balcon tragen, waren mit lichthem Nadelreis verkleidet, auf welchem sich Festsön von dunkleren Lannenzweigen hinschlängen. Zu beyden Seiten des mit bunten Teppichen behängten Balcons erhoben sich von erotischen Gewächsen überragt, zwey Obeliskn von Fichtenreis mit wunderschönen Medaillons der verschiedensten Blumen geziert, auf den Spizen aber goldene Doppeladler tragend und Franzen von grünen und violetten Irisblättern hingen auf das Portal hernieder.

Vor dem Altstädter Rathhause ragte eine kolossale Balustrade von grünem Laub mit Vasen, Opfergefäßen und Blumen reich verziert, empor, und zwey silberne Füllhörner mit den Früchten des Landes gefüllt, zogen sich am Portale des fürstlich Colloredo-Mannsfeld'schen Pallastes gegen die Namenszüge Ihrer Majestäten, von der böhmischen Krone überherrschet. „Und um die Säule windet sich der Kranz!“ hieß es an dem reichverzierten Mauthgebäude, dessen Hauptfronte die Worte in dunkelgrüner Bekrängung darbot:

„Salve Imperator Rex!“

An der Reitercaserne, deren Thor und ganze Fronte sinnig mit Gezweigen verziert war, las man die Inschrift: „Gott segne Franz den Kaiser und die gute Kaiserinn!“ und am Siebel der mit Guirlanden und Armaturen geschmückten Königshofer Caserne prangten auf grünem Grunde die mit Metallmosaik ausgelegten Buchstaben: F. I.

Einfach aber sinnig und mit guter Zeichnung war das Haus des Apothekers Dietrich in der Spornergasse verziert, und auch die Ebenberger'sche Apotheke in der Brückengasse, vor deren Fronte schöne Orangenbäume aufgestellt waren (eine gleiche Verzierung zeigte der Balcon des gräflich Kaunih'schen Palais), nahm sich sehr gut aus.

Der erste Mannschneider Krach versammelte seine Gesellen (70 an der Zahl), die er aufstellte, von einer Regimentsmusikbande accompagnirt, den Monarchen mit Abingung der Volkshymne zu begrüßen. Eine Scharlach-Draperie schlang sich unter den Fenstern hin und in Blumenschrift las man vor derselben: „Herzliches Willkommen!“

Die Puhmacherinn Barth in der Jesuitengasse hatte eine recht zierliche Decoration ihres Hauses erfunden. Die sechs Fenster des ersten Stockwerkes mit Büschen aus weißen Reisern und Schwungfedern geziert, zeigten nemlich in Blumenbuchstaben die Worte: „Es lebe“ und darunter war, gleichfalls in Blumenschrift zu lesen: „Franz und Caroline!“

Schon Tags zuvor, als man mit Bestimmtheit erfahren hatte, daß der Monarch am 16. Vormittags ankommen würde, erhöhte sich die Regsamkeit in der ganzen Stadt; Tausende von rüstigen Händen brachten die Verzierungen der Gebäude und Straßen der Vollendung immer näher, und die ganze Stadt füllte sich mit fröhlichen Menschen, die in buntem Gewimmel die Vorbereitungen zu dem folgenden schönen Tage

betrachteten. Eine lange Wagenreihe auf beyden Seiten von zahllosen Fußgängern umgeben, erfüllte die Strecke von dem Gradschin durch das Carolinenthal bis nach Liben.

(Der Schluß folgt.)

K. K. privil. Theater in der Josepstadt.

Gastrollen des Hrn. Dams.

Hr. Dams, erster Tenor des ständ. Theaters zu Prag, brachte durch seine bisherigen Gastvorstellungen, welchen vermuthlich noch eine bedeutende Erweiterung bevorsteht, eine Abwechslung in das Repertoire dieser Bühne, welcher sich die Freunde der hierortigen Oper mit Recht erfreuen konnten. Er trat zuerst am 24. August als Georg Brown in Boieldieu's „weiße Frau“ auf, welche Rolle er am 3. September wiederholte, und fand gleich bey diesem seinen ersten Erscheinen eine verdiente freundliche Aufnahme. Er sang seine Parthie mit Feuer und Kraft, zwey lobenswerthe Eigenschaften, die an und für sich schon eine merckliche Zufriedenheit erregen, welche sich noch dadurch steigerte, daß man den Gast im Besitze eines sehr angenehmen Falsetts fand, dessen glückliche Anwendung sich in einer passenden Vereinigung mit guten und vollen Brusttönen befundet. Rechnet man nun noch hinzu, wie das erste Auftreten vor einem fremden Publicum allerdings ein gewisses Zagen hervorzubringen im Stande und daß diesem, wie einer erst jüngst entwickelten Unpäßlichkeit manche kleine Schwäche des Eingangs zuzumessen sey, so muß man den Success, den Hr. Dams gewann, einen sehr vortheilhaften nennen. Die berühmte Arie des zweyten Actes: „Komm, o weiße Dame,“ hätte im Ganzen etwas zarter und süßer gegeben werden können; ganz correct schön war jedoch ihr leiser Schlussrefrain zu nennen. Hr. Dams fand, vielfachen Beyfall und wurde zu wiederholten Malen gerufen. Seine nächste Darstellung fand am 27. August in Bellin's „Unbekannter“ Statt, worin Hr. Dams als Arthur erschien. Auch an diesem Abende wußte der Gast seine früher bezeichneten Mittel geltend zu machen, was hier eben nicht sehr leicht ist, indem die minder dankbare Parthie des Arthur von zwey so äußerst dankbaren, als die Leopoldos und Alaidens in etwas gedeckt wird. Hr. Dams bedarf, wie wir bisher zu bemerken Gelegenheit fanden, jedesmal gewissermaßen einer Anregung, und seine Gesangsfertigkeit zeigt sich in jenen Scenen gewöhnlich am vortheilhaftesten, wo eine Art von Rivalität eintritt. So war auch diesmal das vielbeliebte schöne Duett des zweyten Actes mit Montfort, Hrn. Pöck, die vorzüglichste Nummer des Abends zu nennen, worin der Gast neben der ausgezeichneten Kunstwirksamkeit seines Mitsängers auf eine recht ehrenvolle Weise bestand und Beyfall erntete. Das Duett des ersten Actes mit Alaiden schien uns, namentlich in der brillanten Stelle: „Was das Leben Schönes bietet,“ nicht elegant genug markirt. Coßüm und Haltung war in beyden Parthien recht vortheilhaft, nur wünschten wir, Hr. Dams unterlasse die oft wiederkehrenden Handgeberdungen von der Brust aus. Am 2. und 10. September hörten wir den Gast als „Fra Diavolo“ in der Oper gleichen Namens und fanden auch nach dieser Leistung, welche sich besonders durch den dritten Act in ein recht günstiges Licht stellte, unser früheres Urtheil bestätigt. In den beyden ersten Acten, wo sich die Parthie nur in ein paar Liedchen oder höchstens in Ensemblestücken bewegt, die kein weiteres Hervortreten gestatten, konnte Hr. Dams eben nicht besonders wirken, zumal da es — wir wollen aufrichtig seyn — seiner Erscheinung an dem Imponirenden fehlte und er nur eine gewisse allzu conversationelle Beweglichkeit entfaltete. Die große Arie des dritten Actes, die uns als Musikstück wie eine Musterkarte vorkommt, trug der Gast jedoch mit so entschiedenem Erfolge, Verdienste und glücklicher Nuancirung vor, daß der Beyfall gar nicht enden wollte, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er diese große und anstrengende Nummer auf Verlangen ganz wiederholte, verdient gewiß eine rühmende Erwähnung. So zeigte Hr. Dams in allem, was wir bisher von ihm hörten, den Sänger von Talent, Mitteln und Gewandtheit und wenn auch hie und da Schwächeres zum Vorschein kam, so ist dies gewiß nur von geringem Belange und so geartet, daß es unter den vorhandenen Befähigungen nach und nach gewiß beseitigt werden wird. Unter seinen nächsten Gastdarstellungen nennt man Max im „Freyschütz“ und Masaniello in der „Stimmen von Portici.“ Was die Gesamtaufführung der Opern betrifft, worin Hr. Dams als Gast erschien, so können wir uns auf unsere frühern Beurtheilungen berufen. In der letzten Darstellung der „weißen Frau“ war Hr. Pöck viel charakteristischer und wahrer

als sonst, eine Besserung, die wir bey dem übrigens so bedeutenden Verdienste dieses Sängers mit Vergnügen gewahren. In derselben Vorstellung war Ull. Seeburg an die Stelle der Ull. Segatta getreten. Über diese eben nicht sehr erhebliche Leistung sprechen wir späterhin bey Beurtheilung des Weber'schen „Frenschüh“, worin dieselbe Sängerinn als Agathe erschien. —

Am 4. September sahen wir zum ersten Male ein dreyactiges Drama von C. G. Grammerstötter, betitelt: „Die Nachtigall und der Gutsherr,“ welches zu den schwächeren Producten dieses im Fache des Lustspiels recht verdienstlichen Verfassers gehört. Der Stoff ist aus einer Prähel'schen Erzählung entlehnt, vermag jedoch in seiner dramatischen Anwendung und Bearbeitung durchaus kein Interesse zu erregen, und das Stück gehört zu der Sorte jener Komödien, worin man oben Dingen und Umständen eine Wichtigkeit beymessen sieht, deren Erheblichkeit unten Niemanden einleuchten will. Welche unglaublichen Erfolge und welche tragische Nachträglichkeit erregt hier nicht eine Knabensünde! Und am Ende was für eine widersinnige Lösung! Wie wenn der Erfolg der That, der sich nun unvermuthet anders erweist, als man ihn durch zwanzig Jahre gewöhnt, die Sündlichkeit der Handlung beheben könnte? Als ob sich ein feinführendes Gewissen, jahrelang gemartert durch das Bewußtseyn eines Verbrechens (dieser Ausdruck hört man im Stücke oft genug) nun mit einem Male zufrieden geben könnte, weil in objectiver Hinsicht die üble Folge ausgeblieben ist! — Dertey Widersprüche vereinbaren sich weder mit dem Leben, noch mit der wahren moralischen Gesinnung und machen von der Bühne herab unwillkürlich den Eindruck, den jede Inconsequenz hervorbringen muß. Unter den beschäftigten Personen sind wir Hrn. Dietrich, William, diesmal unsere volle Anerkennung schuldig; er spielte kräftig und war ganz in den Charakter seiner Rolle eingedrungen, deren Eingangsscenen ihm ein recht erfreuliches Hervortreten gestatteten und mit Recht vielen Beyfall verschafften; immer so wahr, natürlich und gemäßigt — und Hr. Dietrich hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Ull. Beisteiner und Hr. Kott waren in ihren humoristischen Parthien recht ergötzlich. Alles übrige war an diesem Abende von ziemlicher Unbedeutendheit. Die Töne der Nachtigall durften eben nicht allzu täuschend genannt werden.

Am 7. d. M. ging „Carl XII. auf der Heimkehr“ in L. W. Botsch's Übersetzung zum ersten Male über die Bretter dieser Bühne. Das Stück ist zu bekannt, als daß wir diesem Punkte eine nähere Erörterung zu widmen brauchten; es genüge daher die Bemerkung, daß uns die Töpfer'sche Bearbeitung, in welcher uns dieser „Carl XII.“ bereits früher vorgeführt wurde, im Einzelnen viel gelungener scheint. Hr. Fischer spielte die Titelfolle und hatte sich mit den Anforderungen der Maske und allem, was hiemit in nächster Verührung steht, recht gut abgefunden; viel mehr verlangt der Dichter nicht, und der Darsteller that eben auch nichts, was die Aufgabe des Dichters überschritten hätte. Wer sich's der Mühe nicht reuen ließe, fände in diesem Charakterbilde, trotz der dürftigen Contouren, außer dem auffallenden Menschen wohl auch noch den großen König heraus; dann hätte die Leistung aber freylich einen höhern Strebepunct als das Absprudeln der ganzen Rolle. Hr. Hölzel, Adam Brock, war recht gut gelaunt, aber es ging mit der Rolle nicht recht von Statten; dadurch dehnten sich unvermerkt oft jene Stellen, die, nahe seinem vielgewohnten Lachen, eben eine Beschleunigung des Ausdruckes verlangen. Hr. Walter war als Muckebold von komischer Wirksamkeit; er fand und verdiente Beyfall. Nur wünschten wir, daß er gewisse Verrentungen der Beine forkliefe, die sich mit der komischen Gravität dieses bössartigen Dümmlings nicht vertragen. Ull. Beisteiner spielte ihre parodirende Scene des letzten Actes recht gelungen. Auch die übrigen Plätze waren gut ausgefüllt bis auf Stößen, mit dessen matts herziger Monotonie sich wohl Niemand befreundeten konnte. Die Vorstellung, im Ganzen recht gerundet und scenisch entsprechend ausgestattet, fand eine sehr beyfällige Aufnahme.

(Mit Nr. 38 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 19. September 1833.

113

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hiegegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Todtenlichtlein.

Romanze.

Am Allerseelentage da sind
Die Gräber von Lichtlein umglänzt;
Mit Blumen des Herbstes spielet der Wind,
Womit man die Kretze bekränzt.

Und sinnende Menschen knien entlang,
Die Augen von Thränen umflort;
Vom Chor' erdröhnt's im Orgelklang:
„Bedenket, was ihr verlorst!“ — —

— Und Mädchen, was verlorst denn du?
Kein Grab, kein Kreuzlein ist nah;
Und du kniest doch, voll ernster Ruh',
Abseit von den Gräbern da?!

Ein rosenfarb'nes Lichtlein brennst
Du, — weinend, — seufzend — an?!
Sprich, wer ist's, den du gestorben nennst,
Damit man dich trösten kann!

Ruh't dir der Vater im Kühlen Moos? —
„Er freut sich des Lebens noch sehr!“ —
Ruh't dir die Mutter im Erdenchooß? —
„Noch wandelt sie, rührig, umher!“ —

So ruh't dir ein Bruder oder ein Freund
Tief unten im modernden Schrein? —
„Nicht Schwester, nicht Bruder hab' ich beweint:
„Ich war ja immer allein!“

„Der Eine, mit dem ich's auf dieser Welt
„Am besten mein', — auch er,
„Er wandelt, vor Allen gar wohl bestellt,
„Gar fröhlich im Leben umher.“

„Er ist so munter, er ist so froh,
„Er ist vom Grabe noch weit;
„Er schwebt — (ach! blieb' er es immer so!) —
„Im Saumel der Seligkeit!“

„Ich aber, weil ich's nicht ändern kann,
 „Knie' hier in seligem Schmerz,
 „Und brenne, weinend, mein Lichtlein an
 „Für ein gestorbenes Herz!“

Johann Gabriel Seidl.

Egyptens Alexandrien und seine nächste Umgebung.

(F o r t s e t z u n g.)

Tritt man vor das Thor der Südseite, so sind elende, niedere arabische Hütten, drey Fuß hoch, der erste sich darbietende Anblick; sie sind aus dem zerbröckelten Gestein der Trümmer des einst hier stehenden Stadtviertels des alten Ptolomäischen Alexandriens mit Koth zusammengepappt; an ihren Wänden kleben unzählige Kuchen aus Kameelmist zum Trocknen; die Decke dieser armseligsten aller Wohnungen besteht aus querübergelegten Dattelzweigen, über welche Matten aus Dattelblättern gebreitet sind; ganz oben liegt Koth, um das Ganze festzuhalten. Hier liegt der Araber in Staub und Unrath; sein ganzes Bett — wenn er ja so wohlhabend ist, es sich bezuschaffen, besteht in einer Matte. Wenn er schläft, zieht er seinen zerfertigen braunen Überwurf über den Kopf, und ballt sich zusammen wie ein Igel. Auch die Weiber und Töchter sind hier im höchsten Grade ekelhaft. — Der die erste Stadtmauer, welche aus gehauenen Steinen erbaut ist, umgebende Graben ist voll stinkenden Schlammes, welcher eine vergiftete Ausdünstung verbreitet. Über denselben geht eine Zugbrücke. Von hier links über Schutt und hohlklingenden Boden führt der Weg zu zwey Obelisken — die Nadeln der Kleopatra genannt. Sie befinden sich neben und innerhalb der zweyten Ringmauer, die hier, wie überall, mit länglichen Schußlöchern und einem schmalen steinernen Wallgang versehen ist. Das Meer spült hart an die Ringmauer. Der eine dieser Obelisken steht aufrecht, der andere liegt umgestürzt quer über eine weite tiefe Grube. Beyde sind wohl conservirt. An allen vier Seiten befinden sich in erhobener Arbeit verfertigte Hieroglyphen. Hat man Champollion's des jüngern Tafeln bey sich, so findet man in den ein längliches an den Ecken abgerundetes Viereck bildenden Kartuschen oder Ringen die Namen Thotmofis des dritten, und Nam ses = Mi = Amun (Rameses Freund des Ammon) in phonetischen Schriftzeichen, — jener Pharaonen, welchen, nach den auf vorhandenen Bauwerken wiederholt vorkommenden Namen, Egypten die meisten und größten Bauten verdankt. Denon gibt folgende Dimensionen für beyde Obelisken an:

Höhe des Piedestals	5' 2"	Pariser-Maß;	Breite des Würfels	. . 7' 10"
„ „ Würfels	6 6	„ „	„ „ Obelisken oben	4 10
„ „ Obelisken		„ „	„ „ „ unten	6 9
bis zum Dreyeck	53 —			
Höhe des Dreyecks	6 2			

Ganze Höhe . . 70' 10"

Von Piedestal und Würfel fand ich nichts vor; das übrige ergab nach meiner sehr genauen Messung bey dem liegenden:

Höhe des Obelisken bis zum Dreyeck	in Wiener Maß	54' 5"
„ „ Dreyecks		6 3

Zusammen 60 8

Der aufrechtstehende hat nach Beobachtung mit dem Septanten, und Berechnung:

Höhe bis zum Dreyeck 54' 0"
 » des Dreyecks . 6 4

Zusammen 60' 4"

Die Meinungen über das Hierstehen dieser beyden Obeliskten sind getheilt. Es scheint, daß sie bey ihrer ersten Aufrihtung sich nicht an diesem Plage befanden. Ich möchte sagen, daß zur Zeit ihrer Gründer, deren Namen sie nennen, hier das Meer wogte, welches lange vor ihnen einen bedeutenden Theil Unter-Egyptens deckte. Sie sind daher wahrscheinlich nach der Gründung Alexandriens in den Zeiten der Ptolomäer hieher gebracht worden. Sie standen am Ufer des Meeres nahe an der Einfahrt in den neuen Hafen, um den Seefahrern als ein Zeichen zu dienen, und sie bey der niedrigen Lage der Küste vor den weit ins Meer hinausreichenden unter dem Wasser befindlichen Felsen zu warnen; sie dienten als Abweiser um so mehr, da damals die sogenannte Pompejusssäule noch nicht aufgerichtet war. Überdies weisen die Spuren so vieler Souterrains, Schutthausen und Ruinen, welche diese ganze Gegend überziehen, und aus denen man die Steine zum Bau vieler nahe liegenden zierlichen Landhäuser verwendet hat, so wie der größere Theil der Stadtmauer und festen Thürme daraus aufgeführt ist, unwiderleglich darauf hin, daß hier gerade der vorzüglichste, belebteste Theil der Stadt war; sie konnten daher vor einem der vielen Tempel, einem öffentlichen Hafengebäude oder dem Theater, welches sich auf dieser Seite des neuen Hafens befand, gestanden haben.

Dieser ist nun größtentheils versandet, und war wegen der vielen Klippen, und da er den Winden sehr ausgesetzt ist, schon in früherer Zeit gefährlich, besonders bey der Einfahrt. In der Nähe der zwey Obeliskten am Fuße der erwähnten Ringmauer, haben viele arabische Familien mitten unter dem Schutte ihre erbärmlichen Wohnungen aufgeschlagen. Wilde Hunde laufen zwischen den Trümmern und Sandhügeln umher, und fallen die Vorübergehenden, oder den arglosen Forscher in ganzen Familien an, als wollten sie ihr altes Recht auf dieses Revier geltend machen: wehe dem Fliehenden! — er wird ereilt, zerrissen, und aufgefressen. Da heißt es nicht nur Stand halten, sondern auf die Bestien losgehen, und sich nach tüchtigen Steinen bücken, worauf sie eilig Reißaus nehmen.

Östlich von den Nadeln der Kleopatra einige hundert Schritte befindet sich ein allerliebsteS erfrischendes Dattelpalmenwäldchen, von jungen Bäumen dieser Gattung, deren Stamm eine Dicke von zehn Zoll hat, welche sammt den Zweigen gegen fünf Klafter hoch, und fünf bis sechs Jahre alt sind, und nebst einigen Sikomoren und frischem grünen Gebüsch einen dichten erquickenden Schatten gewähren. In der Mitte befindet sich eine Sakie oder Zugbrunnen mit einem Wasserrade. Der Boden ist als fruchtbarer Gemüsegarten benützt, und die Vegetation wird lediglich durch die Sakie erhalten. — Alles rund umher ist dürrer Sand und Trümmer. Zerstreut liegen einige artige Landhäuser mit grünen Palmengärten hie und da in dem weiten öden Raume, der von der zweyten Ringmauer eingeschlossen wird; man findet auf einem hohen Schuttberge hinter dem erwähnten Dattelwäldchen im Osten der Obeliskten eine lange Reihe an einander hängender neu errichteter Gebäude, die in europäischem Geschmacke, und oben mit Terrassen eingerichtet sind. Wendet man sich süd-

östlich, so gelangt man, an einer in einem viereckigen Mauerumfange erbauten neuen christlichen Kirche, die mit einer Flagge versehen ist, vorüber, an das Thor der zweyten Ringmauer, durch welches der Weg zur Pompejussäule führt. Es ist ein langes hohes Gewölbe, und man muß drey Wendungen machen, um hindurch zu gelangen. Sein Ein- und Ausgang sind durch starke Wachtposten vertheidigt. Eine Viertelstunde davon, die ich am Rande eines frisch grünenden Gerstenfeldes zurücklegte, erreicht man einen mäßigen Hügel, auf dem die sogenannte Säule des Pompejus steht. Rückwärts sieht man das volle Becken des Sees Mareotis mit frischem Palmengrün und lustigen Baumgruppen von einer üppigen Vegetation umgeben. Der Schaft der Säule ist rother Granit, wie er in den Gebirgen an den untern Katarakten des Nil gefunden wird; ein alterthümliches Stück aus der Zeit der Pharaonen. Piedestal und Knauf, letzterer jonisch-korinthischer gemischter Ordnung, sind aus den Zeiten der Ptolomäer. Dieß Denkmal, aus den Trümmern der Vergangenheit zusammengesüßelt, wurde in der späteren Zeit der römischen Herrschaft in diesem Lande von Karnak oder Thebä, wo sich ähnliche befinden, auf dem Nil herbeigeschleppt, und zu Ehren eines Kaisers, dessen Statue darauf stand, aufgerichtet. Einige behaupten, dieser sey Severus — die meisten kommen aber darin überein, daß es Diocletian gewesen. Beyläufig in der Mitte des Schaftes befindet sich eine englische Inschrift in Namens-Anfangsbuchstaben: (HMS GLASGOVMARCK 21. October 1827.) in großem Lapidarstyle. Meine Messung gab folgende Resultate in Wiener Maß:

der untere Absatz des Piedestals	4'	6"	4'''
das Mittelstück	10	3	4
der obere Absatz	5	8	1
der Schaft der Säule	69	11	11
das Capital	10	1	10

Ganze Höhe 100' 7" 6'''

der Durchmesser des Schaftes oben 7 5

„ „ „ „ unten 8 7

Das Schloß des Leuchtthurms ist ein unscheinbares uraltes Bauwerk, und liegt auf dem isolirten Felsenriffe, der vor der Küste, bald sichtbar, bald unter dem Wasser hinzieht, und dem Hafen so wie dem Lande als Schutzmauer gegen das Eindringen der See dient. Überhaupt ist die Grundfeste dieser Küste so wie des ganzen lybischen Gebirges dießseits und des arabischen jenseits des Nils, aus Kalkfelsen bestehend, die sich jedoch nur wenig über den Spiegel des Meeres erheben. Das Schloß ist mit dem festen Lande durch eine Art von Brückendamm mit fünfzehn starken Bögen verbunden; derselbe hat eine Breite von 40 Fuß und 364 Klafter Länge. Man passirt dahin durch mehrere Pforten. Der Leuchtthurm ist im Viereck von der Schloßmauer umgeben, und durch 96 Kanonen vertheidigt.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Prag.

(S c h l u ß.)

Nochlebendiger wurde das Schauspiel am Morgen des 16. Augusts, trotz der höchst ungünstigen Witterung. Es war in der That:

„Als ob die Menschheit auf der Wand' rung wäre,
„Wallfahrend nach dem Himmelreich!“

Und es ist auch wohl dem Himmel auf Erden zu vergleichen, wenn ein guter Fürst sein Volk heimfucht, das durch eine lange Reihe von Jahren sich an den väterlichen Bügen nicht weiden konnte. Schon um 10 Uhr vermochte man nur langsam aus einer StraÙe zur andern zu kommen, und doch wuchs die Menschenmenge von Viertelstunde zu Viertelstunde bis zu dem Zeitpunkte der kaiserlichen Ankunft, nach 1 Uhr Mittags. Alle erhöhten Plätze, jedes Fenster und jeder Balcon waren mit Menschen gefüllt und überfüllt. Die Kaufleute schienen sich an diesem festlichen Morgen in zwey Parteyen getheilt zu haben, wovon die eine ihre Gewölbe geöffnet und mit den schönsten Waarenauslagen, zugleich mit Kränzen, Guirlanden und Draperien geschmückt hatte, während die andere glaubte, die Feyer des Tages durch verschlossene Thüren begeben zu müssen und die düstern schwarzen Laden (die erst Nachmittags eröffnet wurden) mit Kränzen von Grün und Blumen zu erheitern strebte, auch ganz mit Blumen und Zweigen verbaute. Selbst Jupiter Pluvius, welcher seit mehreren Wochen das Regiment mit großer Strenge übte, stillte seine Regengüsse, die noch die ganze Nacht und am Morgen stromweise herabstürzten, gegen Mittag wenigstens in so weit, daß er die Vorbereitungen zu dem festlichen Augenblick nur durch ein paar leichte Streifregen unterbrach, und erst gegen Abend sein Recht wieder in vollem Maße geltend machte.

Am Spittelthore war nebst dem bürgerlichen Grenadiercorps der Handelsstand und eine große Zahl von Bürgern und Zunftvorstehern zum Empfange der Majestäten aufgestellt, an welche sich die Corporationen und Zünfte des Gewerbsstandes mit ihren Fahnen und Musikbanden angeschlossen, welche eine Doppelreihe durch den ganzen Straßenzug bis auf die k. k. Hofburg bildeten. In der Nähe ihrer Schulen hatte man die weibliche Schuljugend, in weißen Gewändern mit rothen Bändern geschmückt, aufgestellt, und die kleinen Mädchen hielten Blumenkränze und SträuÙe in den Händen, damit auch die Unschuld die verehrten Majestäten in Demuth begrüÙe.

Die Erwartung des großen Momentes, der dem Volke das Glück gewähren sollte, nach neun Jahren seinen liebevollen und geliebten Monarchen wieder in seinen Mauern zu verehren, hatte die Bevölkerung der Hauptstadt in eine freudig-eyerliche Stimmung versetzt, und in sehnsuchtsvoller Erwartung schlugen alle Herzen dem Kaiserpaare entgegen.

Wer hätte wohl die frohe Festlichkeit der StraÙen, das Laub- und Blumenmosaik, womit die Häuser zu diesem Fest der Herzen geschmückt waren, und vor allem die innige Freude, die auf jedem Angesichte strahlte, ansehen können, ohne das Herz erweitert zu fühlen, und — selbst wenn er ein Fremdling war — herzlichen Antheil an der allgemeinen Wonne zu nehmen.

Bei der Annäherung Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserinn, welche nur das festliche Geläute, keine militärische Salve im Voraus verkündete, wurde der Volksjubel laut und ein lange gehaltenes, tief gefühltes „Vival!“ erschallte, wenn gleich manche Stimme in tiefer Rührung erstarb und fromme Freudenthränen viele Augen füllten bei dem Anblick des mildfreundlichen Vaterantlitzes, das uns die ganze inhaltschwere Zeit seiner zweyundvierzigjährigen Regierung wieder vor die Augen des Gemüthes führte, und durch die Erinnerungen an die Seelengröße und Herrschertugenden, die Er in diesem langen und wichtigen Zeitraum an den Tag gelegt, die Liebe und Ehrfurcht, welche Seine Herrschaft in jedem seiner Unterthanen entzündet, zu jenem ächten Enthusiasmus steigerten, der sich minder in Worten als in innigen Gefühlen ausdrückt, wo es nicht vergönnt ist, ihn durch Thaten zu beweisen. Letzteres — ich darf es als ein Böhme mit Stolz sagen — haben die Böhmen mit vollem Herzen gethan, wo es galt, die Treue und Liebe für den väterlichsten Herrscher zu beweisen.

Hinter der kaiserlichen Kutsche schien sich die wogende Flut der Volksmenge noch zu vermehren, und theilte sich in verschiedene Zweige, da Tausende in der größten Schnelligkeit durch NebenstraÙen gegen die Brücke eilten, um sich noch einmal an dem Anblick Ihrer Majestäten zu erfreuen.

Eben so merkwürdig als erfreulich ist es, daß diese zahllose Menschenmasse — es hatte das Ansehen, als sey Prags ganze Bevölkerung in Bewegung — keiner Wache zur Erhaltung der Ordnung bedurfte, daß (obschon Hunderte von Kindern sich in der ungeheuern wogenden Menschenmenge befanden), ohne daß auf der ganzen StraÙenstrecke etwas von Militär zu sehen gewesen, auch nicht ein Unglücksfall sich ereignet, ja auch nicht die geringste Unordnung störend eingetreten wäre. Wo der Wagen stockte, dem eine Abtheilung der reitenden Bürgergarde vorritt, theilte sich die Menge, ohne zur Einhaltung der Ordnung irgend eine Mahnung zu bedürfen, von selbst zu beyden Seiten, und ließ die erlauchten Reisenden vorüber, die unter den herzlichsten Beweisen der Volksliebe in Ihre Kaiserburg gelangten, wo das bürgerliche k. k. Scharfschützencorps

mit klingendem Spiel aufgestellt war und das rührende: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ von einem Musikchor zum andern ertönte.

Mit jener herablassenden Güte und Milde, die wir immer an unserem Herrscherpaare verehren und bewundern, zugleich mit sichtbarer Rührung nahmen auch diesmal der Kaiser und die Kaiserinn den Tribut der Liebe und Ehrfurcht Ihres Volkes auf, winkten dem versammelten Volke huldvoll hernieder, und der Jubel wuchs von Straße zu Straße, bis der Kaiser, in der Burg angekommen, mit seiner erhabenen Gemahlinn auf den Balcon trat, den zahlreich im Schloßhofe versammelten Bewohnern Prags durch einen freundlichen und herzlichen Gruss für die Beweise der Liebe zu danken, was jene mit einem lange anhaltenden „Vivat!“ entgegneten.

Ein buntes Treiben herrschte auch in den Gasthöfen der Stadt. Es sind überhaupt im Sommer seit einigen Jahren — wo kaum ein wohlhabender Curgast die böhmischen Heilquellen verläßt, ohne auch die Hauptstadt auf kürzere oder längere Zeit zu besuchen, ohnedies die bekannten Hotels so überfüllt, daß sie täglich mehrere Reisende abweisen müssen, doch gleicht sich dies einigermassen damit aus, daß die Späterkommenden in minder renommirten Gasthöfen Unterkunft finden, die gewöhnlich in der übrigen Zeit des Jahres nur den Bewohnern des Landes und der kleinen Städte als Absteigequartier bey ihren Geschäftsreisen dienen. Diesmal aber hatte sich die Menge der Ausländer durch die Erwartung der Ankunft des Monarchen nicht allein verdoppelt und verdreifacht, sondern auch von allen Seiten Böhmens strömten Gäste in vermehrter Anzahl herbei, um die Wonne der Hauptstadt zu theilen, und so geschah es, daß selbst in Wirthshäusern, die in der Regel nur den Fuhrleuten Dach und Fach darbieten, zwey bis drey und mehrere Reisende sich mit einem Zimmer zu begnügen gezwungen waren. Der Triumphzug, den Kaiser Franz und Seine erlauchte Gemahlinn durch eine zahllose Menschenmasse beging, so erhebend für den patriotischen Böhmen, der seinen höchsten Ruhm in der Liebe zu seinem König findet, muß insbesondere dem Ausländer ein imponantes Schauspiel gewesen seyn, und der sicherste Bürg für die unbesiegbare Macht des Kaisers von Oesterreich, dessen Herrschaft auf Gerechtigkeit und Milde gestützt, eben so fest auf seinem Thron, als in den Herzen seiner Völker gegründet ist.

München, im July 1833.

Ich habe mein Pensum für den Monat Juny noch nicht gelöst, und stehe schon tief in der Mitte des regenschaurigen Julius. Sie erlauben mir, daß ich beyde Monate mit einander verschmelze; sie mögen dennoch das jedem Eigenthümliche an sich tragen! — Seit der Abreise der Allerhöchsten Herrschaften ist in unserm Leben eine große Lücke fühlbar. Das königliche Haus, wie Sie aus unsern Blättern ersehen, zog in verschiedenen Richtungen fort, bis es wieder die romantische Thalstille in Brückenau versammelt, wo Seine Majestät der König am 18. July eintrifft. Die Septembertage werden die k. Majestäten wieder in Berchtesgaden zubringen, das schon jetzt sich eine große Bedeutung erwarb und einst wie ein Vacluse durch den gefeyerten Petrarca, in den Geschichtsbüchern in noch weit wichtigerer Beziehung, in weit größerm Umfange durch den Aufenthalt unsers geliebten Königs gefeyert werden wird.

Ich hätte Ihnen Manches, ja Vieles über unser königliches Hoftheater seit meinem letzten Berichte zu sagen. Allein ich fühle wirklich nicht Muth genug, da zwey Koriphäen in München das Richteramt üben und keine Stimme neben sich — geschweige über sich gelten lassen. — Saphir und Lewald, dieses gewaltige, kerngeniale Brüderpaar, arbeiten an einer verbesserten Geschmacksperiode für München und reformiren das Publicum mit so glücklichem Erfolge, daß man es nicht mehr wagt, die eine Hand in die andere zu legen, um sich zum Beyfallklatschen vorzubereiten, geschweige denn Beyfall loszulassen. Ich habe Ihnen über Lewald's Zeitschrift schon Einiges mitgetheilt. Wir bemerken, daß er auf dem Puncte steht, mit seinem Genossen dieselbe Bahn einzuschlagen und die Kunst aus dem Auge zu verlieren. Saphir kritisiert lediglich, um seinen Witz glänzen zu lassen, und wehe demjenigen Schauspieler, der ihm an einem Abend nicht entspricht; er drückt so viele und so scharfe Volzen im „Bazar“ auf ihn ab, daß er Tage braucht, um die Wunden heilen zu können! — Einige der Gäste, welche uns besuchten und Gastrollen gaben, werden der scharfen Geißel immer gedenken, die Hr. Saphir, ein zweyter Phöbus Apollo, schonungslos über sie schwang. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß seine Urtheile durchaus schief und falsch wären, daß er unrichtig sehe oder dramaturgischer Kenntnisse bar ins Blaue schreibe: er trifft oft den rechten Punct, aber es fehlt ihm die ruhige Besonnenheit, und er läßt bey sei-

nem Urtheile offenbar die Abneigung gegen das darstellende Künstlerindividuum vorwalten. Wie urtheilten Lessing und Tieck? — Ich bemerke Ihnen unter den vielen Gästen, die auf unserer Hofbühne in verschiedenen Rollen debutirten, Hr. Dahn mit seiner Frau, aus Hamburg. Ich hatte Gelegenheit, Hr. Dahn in der „eisernen Maske,“ nach dem Französischen bearbeitet, zu sehen. Es ist eine große Aufgabe, in einem Abend, in demselben Stücke, die Individualitäten, wie sie in einem Charakter vom Jünglinge bis zum vierzigjährigen Manne unter den verschiedensten Einwirkungen der Umstände sich nothwendig nuanciren, mit künstlerischem Erfolge zu geben. Die äußeren Mittel abgerechnet, die mit einem so raschen Wechsel von Act zu Act verbunden sind, hat der darstellende Künstler den Menschen selbst, wie er alle Altersgrade naturgemäß durchläuft, mit künstlerischer Wahrheit zu geben, und ist für den Dichter der Sprung vom Jünglinge, der liebeberauscht sich ins Leben stürzt und goldenen Brücken in die Wolken baut, nicht so schwierig, so bleibt er es unverkennbar für den Schauspieler, der Haltung, Ton und Mimik, sobald er die Rolle des Jünglings mit jener des Mannes vertauscht, schlagfertig ändern muß. — Hr. Dahn löste seine Aufgabe trefflich und spielte den unglücklichen Gefangenen mit steigendem Interesse. — Liebe und Treue begleiten den edlen Prinzen — das grauenvolle Opfer der Politik jener Zeit — bis zum letzten Lebensmomente. Der treue Hugonote, von Hr. Hölfen, und das gräßliche Fräulein, von Ull. Senger gegeben, erhöhten die tragische Wirkung des Stückes. Der Hugonote, der glückliche Edelmann, steigt bis zum Sergeanten in der Bastille nieder, um immer in den Umgebungen des Unglücklichen zu seyn, für dessen Befreyung er alle Mittel erfolglos erschöpfte; und die junge Marquise, die erste Liebe des ausgestoßenen Prinzen, steht ihm als barmherzige Schwester im letzten Lebenskampfe — pflegend zur Seite. Hr. Hölfen und Ull. Senger bewiesen ihre Künstlergabe durch ein sehr gelungenes Spiel.

Mad. Dahn war in dem kleinen Stücke: „Die Helden,“ von Marsano, sehr lebenswürdig. Eine sehr junge Frau mit einem klangvollen, reinen Organe, mit einer schönen Figur und einem gefälligen Vortrage sichert sie sich bald den Beyfall des Publicums. Hr. Dahn gab später den Doppeltgänger und Gesiel.

Das junge Künstlerpaar wählte sich als letztes Gaststück: „Romeo und Julie.“ Ewig frisch und blühend bleibt dieser dramatische Hymnus und darum erquickt er auch mit unvergänglichem Zauber. Mad. Dahn war als Julie in allen Parthien dieses köstlichen Trauerspiels eine sinnige Julie. Vor allem gelang ihr die schöne Balconscene, in welcher die junge Künstlerin die kindliche, unschuldvolle Jungfrau mit Meisterschaft gab. Dem großen Dichter erwuchs diese Julie gewiß als eine germanische Jungfrau, sie erblühte ihm als eine germanische Rose, die mit ihrer Tiefe und Zartheit deutsche Gemüther und solche, die diesen verwandt sind, mit Allgewalt ergreift. Mad. Dahn möchte die Linie des Schauders überschritten haben, als sie den Schlaftrunk nimmt. In dieser Scene, so kindlich fromm sie dem Vater vertraut, nahm sie die zarte Julie zu grauenhaft, und Ton und Geberde fielen ins Verzerrete. Mad. Dahn athmete zu hoch und zu tief; sie ließ dem Abscheu vor dem Tode zu gräßliche Farben beymischen und schlug über in die grellen Formen der tonlosen Verzweiflung. Doch die junge, talentvolle Künstlerin fand sich bald wieder in das rechte Maß der Kunst und bemächtigte sich mit siegreichem Erfolge der Shakespeare'schen Julie. Hr. Dahn schien mit der Gut des liebenden Südländers nicht ganz vertraut zu seyn, obgleich er in mancher Scene unverkennbar den denkenden Künstler beurkundete, der sich mit dem Dichter mit aller Wärme zu identifiziren strebt. Die ganze Darstellung war übrigens ein reiner Guß. Hr. Despermann als Mercutio starb mit köstlichem Humor — d. h. er ließ den Tod so ganz, wie der noch zu Schiller's Jugendzeit nicht verstandene Britte ihn wie einen lächelnden Abendschein über das finstere Schicksal glänzen läßt, an sich kommen. Hr. Racker, als Ambrosio, gab mit Treue und Präcision die ehrwürdige Gestalt, wie sie der Dichter liebend zeichnete, um den Liebenden zu dienen.

Ich bedaure, die übrigen Gastdebüts des achtungswerthen Künstlerpaares unberührt lassen zu müssen, da es mir an Zeit gebrach, das Theater zu besuchen. Mad. Dahn würde eine vortheilhafte Acquisition seyn, und füllt ihr Gemahl den „unvergeßlichen“ Urban noch nicht ganz aus, so ließe sich erwarten, daß er ihn allmählig erreichen würde. — Unsere königliche Hoftheaterintendanz kämpft sich siegreich durch alle Hindernisse durch und bietet Alles auf, obgleich ihr bedeutende Mitglieder der k. Hofbühne theils wegen Reisen, theils wegen Krankheit fehlen, das Publicum zu fesseln.

Gastlich nimmt sie die fremden Künstler auf und gewährt uns schon dadurch ein Vergnügen, daß wir einen überraschenden Wechsel genießen. Die Opern der größten Mei-

ster älterer und neuerer Zeit, neu einstudierte Singspiele und Vaudeville's verschaffen uns ausgezeichnete Genüsse. Das k. Hoforchester bewährt seine große Meisterschaft und behauptet immer seinen europäischen Ruf. Herzlich vermischen wir zwey Meisterinnen des Gesanges, wovon die eine in Berlin Gastrollen gibt, die andere aber in Zurückgezogenheit lebt. Eine Mad. Kraus-Wranitzky reicht freylich nie mehr zu jenen hinan; inzwischen gönnt das kunstverständige Publicum dieser braven Sängerinn den verdienten Beyfall, weil es eine Künstlerinn an ihr erkennt. Jede Kunst hat ihre Blüthe, und auch die größte Sängerinn muß der Zeit ihren Tribut geben. Hr. Santini entzückt durch seine herrliche, metallvolle, markige Stimme, und Hr. Pellegri ni sieht diesem Meister würdig zur Seite.

Die Zeit führte uns in kurzem Verlaufe ein neues Gästepaar zu, Hrn. Grua, vom großherzoglichen Theater in Caelsruhe, und Ule. Berg, vom königlichen Hoftheater in Dresden. Ule. Berg debutirte als Luise in „Cabale und Liebe.“ Sie war uns neu in Auffassung und Durchführung dieser Rolle. Ule. Berg, die von der Natur manche schöne Gabe empfing; die mit einer edlen Gestalt und jugendlichen Frische ein glückliches Talent verbindet, wurde mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen und gerufen. Im „Räthchen von Heilbronn“ entwickelte sie eine Naiveretät, die viele junge Künstlerinnen vor ihr mit solcher Wahrheit nicht ausprägten. An Hrn. Grua, der den Grafen von Strahl im Ganzen gut nahm, möchte man den elegischen Ton tadeln, mit welchem er debutirte. Er ließ die ritterliche Energie zu wenig hervortreten; inzwischen hatte sein Spiel dort eine ergreifende Wirksamkeit, wo er weich seyn mußte.

Ein genussreicher Abend war für mich jener, der Raupach's „Heinrich den Hohenstauffen“ über die Bretter führte. Leider scheint man in unsern Tagen nicht mehr so empfänglich zu seyn für großartige Stoffe aus jenen Zeiten, wo sich große Charaktere entfalteten und die Thatkraft das Schwungrad der Weltereignisse trieb! — Die Zeitgenossen sollten es dem edlen Dichter Dank wissen, daß er jene großartigen Gebilde wieder ins Leben ruft, um sie in ihrer Erschlaffung zu stärken und ihre Blicke auf Gestalten zu lenken, die weit hinausragen über ihre Umgebungen. Hr. Höfken als Kaiser, Mad. Fischer als seine Gemahlinn Constanze und Mad. Schröder als Königin von Sicilien waren in ihren Leistungen beyfallswürdig.

Nach einem kleinen Zwischenraume sahen wir auch „König Enzo“ von demselben Verfasser. Der Name Hohenstauffen wirkt auf mich wie ein mächtiger Geisterruf aus fernern Jahrhunderten. Er rüttelt mich auf und treibt mich fort zur geheimnißvollen Stätte, auf deren schmalem Raum gewaltige Menschen vom Dichter eingeführt zu uns herabsprechen und uns an den ewigen Kampf des Lebens mahnen. Hr. Grua stand als König Enzo edel und groß da. Er war sich seiner schönen Rolle bewußt; der Hohenstauffe durchglühte sein Gemüth und spornte ihn zu einem kräftigen Spiele. Wer gedenkt nicht des 26. May im J. 1249, als der reichbegabte Sprosse Friedrichs II. am Panaro in der Nacht auf den Schlachtfeldern von den Bolognesern, den ergrimnten Feinden der Ghibellinen, gefangen genommen und Tags darauf im Triumphe zu einer 22jährigen Gefangenschaft nach Bologna geführt wurde? — Hrn. Grua gelang es, diesen herrlichen Enzo uns zu vergegenwärtigen, und Ule. Senger, als Lucia, verdiente ohne Uebertreibung an diesem Abende eine Krone. Sie war ganz jene edle, sich aufopfernde, gemüthvolle Bologneserin, die von Mitleid gerührt, den unglücklichen jungen König der Fesseln zu befreien sucht, welche ihm jene starrsinnige, entmenschte Quelfenpartey Bologna's schmachvoll anlegte! — Der Leichenpfleger Philippo ist eine glückliche Erfindung des Dichters, die durch den Anstrich eines fecken Humors großen Effect macht. Hr. Vespermann war als Philippo ganz in seiner Sphäre. Ule. Schneider, als Laura, eine sehr junge aber hoffnungsvolle Schauspielerinn, war von ihrer Rolle so ergriffen — sie spielte mit einer solchen Wahrheit, daß ihr die Thränen im Auge glänzten!

Raupach beschreiet offenbar eine schöne Bahn, seitdem er seine dramatischen Stoffe aus einer großartigen Zeit schöpft, die alle deutsche Völkerrämme interessirt. Viel leicht begründet er durch sein Beyspiel eine neue Ära des deutschen Drama's und erinnert sich an A. W. Schlegel's Worte: daß die schönsten und reichsten Kronen dem deutschen Dramatiker auf dem großen Felde seiner Geschichte blühen! Den deutschen Dichtern war bisher fast ohne Ausnahme das Vaterland unbedeutend, und Raupach mag den Wendepunct herbeyführen, der die Blüthe des deutschen historischen Drama's entwickelt!

Modellbild XXXVIII.

Rock von schwarzem Gros-de-Naples mit Überhemisett von schwarzen Borden, blau gefüttert, nach einem Original von Hrn. J. G. Boer, bürgl. Damenkleidermacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Hut von Gros-de-Naples in Coulissen, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 21. September 1833.

114

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halbs- und 26 fl. 24 fr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Egyptens Alexandrien und seine nächste Umgebung.

(S c h l u ß.)

Ich hatte nebst mehreren Empfehlungsschreiben an Mahomed = Ali, Ibrahim = Pascha, den Kriegsminister etc. auch eines an den toscaniſchen Generalconſul, Hrn. Roſſe tti, den ich gemeinſchaftlich mit meinem Freunde B o n d e l i, welcher ſich ſehr übel befand und ein heftiges Fieber hatte, beſuchte; ungeachtet die vergangene Nacht hier ein glänzender Ball war, welchen Hr. Roſſe tti wegen einer geglückten Speculation, die ihm reine 30,000 Thaler Nutzen eingetragen (da er Handelsgeschäfte treibt), gegeben, und ſich noch alles im größten Derangement befand, nahm er uns doch ſehr herzlich auf, verſprach ſich ſeines Einflusses bey Bogos = Juſſuf, dem erſten Dragoman und Hauskanzler Mahomed = Ali's, für uns zu bedienen, und ſchrieb auch ſogleich deſſhalb an Hrn. B o g o s. Ich ſtellte mich am folgenden Tage demſelben vor. Auf meinem Wege dahin kam ich quer über ein arabisches Leichenfeld. Dieſes liegt, wie bey den Mahomeda = nern gewöhnlich, mitten zwiſchen Häuſern und Gärten; da ſie die Todten nur Schuh tief unter die Erde bringen, ſo ſind zumal in einem ſo heißen Klima die Ausdünſtungen vergiftet. — Über den Leichnam wird ein anderthalb bis zwey Schuh hohes, feuerherdähnliches Viereck, 7, 8 bis 10 Schuh im Gevierte aufgemauert, auch wohl gewölbt, ſo daß der Körper in einer Höhlung liegt. Über das erſte kömmt ein zweytes kleineres und dann manchmal ein drittes noch kleineres Parallelepipedum ebenfalls aus Backſteinen. Iſt die Perſon vornehmer oder ein Scheich oder Heiliger geweſen, ſo wird eine Kuppel mit verſchiedenen Eckverzierungen aufgemauert, oder auch über ein wie oben geſtaltetes Grab gewölbt, und hat dann einen Eingang; Nachts wird ein derley Heiligengrab gewöhnlich durch ein hiezu eigens beſtelltes Individuum mit einer Lampe beleuchtet. Bey ſolchen S c h e i c h s = Gräbern ſind oft zwanzig bis dreißig Schritte vorwärts Niſchen zur Aufbewahrung von Trinkwaſſer aufgebaut, die unter einem kleinen Steindache vier Öffnungen haben; ſolche Behälter werden durch eigene Leute angefüllt, ein Trinkgefaß ſteht dabey, und der Wanderer durch eine dürre Sandwüſte findet durch ein mildes Vermächtniß oder Gelübde eines frommen Muſelmanns kühlende Labung ſeiner lechzenden Zunge. Oft ſin-

det man auf den Gräbern die Verwandten und die Klageweiber, welche nach alter Gewohnheit, obwohl es der Pascha verboten hat, ein entsetzliches, oft vierzig Tage dauerndes Geschrey anheben. Diese Trauerhandlung wird auch an den Jahrestagen wiederholt. Jedes Grab ist mit Öffnungen versehen, damit, wie die Araber sagen, der Todte Luft habe und den Propheten sehe. — Ein vorübersprengender Reiter in neutürkischer Kleidung, auf einem prächtigen arabischen Hengste, war so gefällig, auf mein Anrufen in türkischer Sprache anzuhalten. Ich fragte um die Wohnung Bogos-Jussufs. Er antwortete mir italienisch und geleitete mich selbst bis zum Hause. Er war schon seit achtzehn Jahren in den Diensten des Pascha, wie er sagte, und dirimirte die Pulvermühlen; sein Vaterland war Italien.

Das Haus des Hrn. Bogos steht isolirt unweit dem Meeresstrande, auf dem Wege zum Pallaste des Vicelkönigs; es ist einfach, und auch im Innern nicht prächtig, aber nett nach orientalischem Geschmacke eingerichtet. Wände und Plafonds sind zierlich bemalt, und rund herum sehr schöne und bequeme Divans. Er empfing mich aufs freundschaftlichste, bot mir einen Platz neben sich, seine lange Pfeife mit einem sehr schön gearbeiteten Mundstück aus Bernstein, Gold und Lapis-Lazuli, — und eine kleine Tasse Kaffeh nach orientalischem Gebrauch in einer andern von Silber steckend, ohne Untertasse.

Er versprach, dem Wunsche Hrn. Rossetti's gemäß mir ein Schreiben an Ibrahim-Pascha und Mahmud-Bey mitzugeben, und fügte hinzu, daß Mahomed-Ali seinem politischen Agenten zu Constantinopel, Medschib-Efendi, sehr viel Dank wissen werde, ein so kenntnißreiches Individuum als mich, für das Genie- und Artilleriefach seinen Diensten gewonnen zu haben. (An Complimenten lassen es die Orientalen überhaupt bey solchen Gelegenheiten nicht fehlen.) Unser Gespräch berührte den Zustand der Truppen in Constantinopel, worüber ich nach einem dortigen Aufenthalte von drey Monaten hinlänglich erschöpfende Aufschlüsse zu geben im Stande war. Ich sprach viel zu Gunsten meines jungen Freundes Bondeli, und der Erfolg lehrte, daß meine Worte ihm nützlich waren. Hr. Bogos und ich schieden mit einander sehr zufrieden.

Das hier übliche Geld ist sowohl am Werthe als im Gepräge von jenem in Constantinopel verschieden. Es gibt Kairien zu neun Piafern (1 fl. 12 kr. C. M.) von schlechtem Golde; arbäa, oder goldene vier Piafer-Stücke (32 kr. C. M.), dann silberne Piafer, arabisch rsch genannt, halbe Piafer (nuse-rsch oder ascherin, das heißt 20, nemlich parä), und viertel Piafer (aschera, das heißt 10 parä); ferner gibt es silberne achte Piafer oder chamsi, das ist 5 (parä) und, aber selten, halbe chamsi; die in Constantinopel so häufigen parä-Stückchen, welche ein Lufthauch wegträgt, sind hier nur in der Rechnung gebräuchlich, ohne wirklich zu existiren. Das türkische Geld, obwohl auch sehr gering an Gehalt, steht hier höher im Werthe als das inländische; z. B. ein constantinopolitanisches 20 Piaferstück gilt in Egypten 21 $\frac{1}{2}$ Piafer. Ferner cursiren hier Guineen, Doppien und Ducaten, letztere seltner (alle nur im Handel der Europäer und Banquiers), österreichische Thaler und spanische Colonaten in großer Menge; ein Ducaten gilt 40, ein Thaler 16 bis 16 $\frac{1}{2}$ Piafer. Das Landesgeld, ohnedem sehr stark mit Kupfer versehen, wird häufig nachgefälscht: ich bekam sehr oft silberne vergoldete 4 Piaferstücke, vor denen man sich besonders hüten muß, und zinnerne, auch bleyerne Piafer. Die Falschmünzer

sind Griechen, Juden, oder sogenannte Levantiner. Sogar die Chamsi werden nachgemacht. Bey uns gilt ein gebogener oder zerbrochener Ducaten wie ein ganzer, weil der innere Werth vorhanden ist; kein Mensch nimmt in Egypten eine Kairie mit dem geringsten Sprung: „muschaut! maxura! maxura!“ (ich brauche ihn nicht! er ist gebrochen! er ist gebrochen!) ruft der Fellah wie der Seraf (oder Geldwechsler); denn der Nominalwerth übersteigt den wirklichen um mehr als das Doppelte.

Hr. von Champion beauftragte den ersten Dragoman des Consulats, Hrn. B a b i c h, mich zu Moharem-Bey, dem zu Alexandrien commandirenden General des Vicekönigs, und zum General Chosref-Bey zu begleiten. Beyde nahmen mich sehr zuvorkommend auf; letzterer theilte mir sehr bekümmert mit, daß er stets unter der Cavallerie gedient, nun aber leider Infanterie commandiren müsse. Mir wurde bey erstem und letztem Schubul, Kaffeh und Sorbet präsentirt; das kleinstädtische Ablehnen Deutschlands ist bey dem Morgenländer nicht Sitte; — es würde die größte Beleidigung seyn. Moharem-Bey war besonders gütig. Er ist ein sanfter edler Mann, genießt aber keiner festen Gesundheit. Als er hörte, daß ich Willens sey, in den nächsten Tagen nach Kairo abzureisen, gab er sogleich Befehl, eine Kandschia auf dem Canal Machmudieh bis Atfe und von dort eine zweyte auf dem Nil bis Busal, dem Hafen von Kairo, ganz auf Kosten der Regierung für mich beyzustellen. Er bat mich übrigens alles, was mir etwa nöthig seyn könnte, ohne Rückhalt zu verlangen. Ich nahm, von seinem gutmüthigen Betragen gerührt, herzlichen Abschied von ihm. Mein Fieber, welches mich seit dem Hafen von Kalymno im griechischen Archipel mehrmal befallen, und dreytägig während der ganzen Fahrt gequält hatte, setzte mir auch hier neuerdings zu. Ich griff zu meinem alten Heilmittel, dem Chinin-Sulfat; dasselbe ist bey den hiesigen italienischen Apothekern — größtentheils Juden — wie alle Medicamente außerordentlich theuer, und zwar ohne gegründete Ursache, da im Gegentheile in Kairo diese Gegenstände in billigen Preisen stehen. Eine Drachme Chinin kostet in Alexandrien 120 Piaster.

Ich bereitete mich nun zur Abreise nach Kairo vor, kaufte Brot, Citronen, Orangen, Rum und Wein ein, da man unterwegs nicht viel Gutes bekommt, und es nicht wie in Europa Gasthäuser auf dem Wege, oder an den Ufern des Nil gibt. Wein und Rum waren von einem italienischen Kaufmanne, letzterer so brandtweinartig, daß ich ihn später dem Schiffer schenkte; — ersterer verdorben und sauer. Ich nahm noch Abschied vom Capitän Pugnaletto, auf dessen Schiff ich von Constantinopel gekommen war, und von meinem armen Freunde Bon-deli, der so krank war, daß er nicht weiter reisen wollte; er hatte ein heftiges Fieber wie ich; mein Rath dennoch die Reise anzutreten, drang nicht bey ihm durch; doch die Folge lehrte, daß ich Recht hatte, denn die gesunde Luft auf dem Nil curirte mich in Balden, indeß sein Übel zunahm.

Ein Janitschar des Generalconsulats begleitete mich bis an den Einschiffungsplatz am Canal Machmudieh; meine Effecten wurden von Eseln getragen, auf welchen zu reiten ich mich noch immer nicht recht entschließen konnte; ich marschirte also zu Fuß, während der Janitschar bequem auf dem Langohr trabte und seinen Schubul schmauchte. Mein Vorstehhund W a c h t e l, mein Begleiter auf allen meinen Reisen, sprang freudig nebenher, froh auf dem festen Lande und im Freyen zu seyn.

Rechts am Wege außer dem Thore und in der Nähe des großen Exercir-

platzes steht eine neue große Caserne, die regelmäßig und im Quadrat gebaut ist, und auf jeder Seite 36 Fenster in einer Linie hat. Sie hat zwey Stockwerke. Das Thor bildet einen gewölbten Vorsprung. Dieß Gebäude ist jedoch mit den schönen weitläufigen Casernen in Constantinopel, deren eine zu Scutari in Asien 2400 Fenster zählt, nicht zu vergleichen. Da, wo der Canal Machmudieh mit dem alten Hafen sich vereinigt, ist der Einschiffungsplatz nach dem Nil. Von der Duane führt eine steinerne Brücke über denselben, die gewölbte niedere Durchlässe mit starken Schützen hat. Dieser Canal ist hier durch die Felsen gehauen, welche die Grundlage der Seeküste bilden. Hier sind eine Menge großer wohlgebauter Magazingebäude, besonders jenseits links an der Ausmündung; eines stößt mit der Westseite an den alten Hafen, und hat hübsche Verzierungen.

Der dortige Agà oder Duanendirector, ein Türke, der etwas französisch spricht, ein spakhafter Kauz ist, und von den hiesigen Franzosen Monsieur l'Abbé genannt wird, sich auch scherzend selbst so nennt, ließ dienstfertig sogleich die Araber mit der Barke oder Kandschia herbeytreiben — denn der Tschausch, dem dieß Geschäft übertragen wurde, schlug mit einem langen spanischen Rohre auf den Reis oder Schiffer unbarmherzig los, der bloß mündliche Einwendungen machte, und wirklich nicht fahren wollte. Der Agà bewirthete mich während dem mit Kaffee und Pfeife, und als ich für des Arabers Rücken um Schonung bat, erklärte er mir, daß Schläge das einzige Mittel seyen, diese Leute zu etwas zu bewegen, und empfahl mir diese während der Reise nur ja nicht zu sparen, indem ich den üblen Erfolg in Kurzem sehen würde, wenn ich schonend und nachsichtig gegen diese trägen, verstockten Menschen wäre. Seine Worte haben sich wirklich bewährt, wie die Folge zeigte. Nebst dem Reis waren noch zwey braungelbe Araber und zwey Neger zur Schiffsbedienung vorhanden, welche erstere nichts als zerfetzte blaue, letztere schmutzige weiße Hemden von sehr grober Leinwand an hatten, die sie aber manchmal ablegten, um ins Wasser zu gehen und bey Mangel an Wind das Schiff zu ziehen. Die Kandschia hatte zwey lateinische Segel Kreuzweise (sie sind viereckig) und eine kleine gedeckte Kajüte, die aber nur hoch genug war, um darin zu sitzen, und Fenster und Thüren von Holz zum Zuschieben hatte. Der Staub und Kehrlicht mußte vorerst herausgeschaufelt werden; es wimmelte von allerley ekelhaften quälenden Insecten; auch eine starke Rattenfamilie war daselbst einquartiert. Ich besah während der Vorbereitungen zur Abfahrt meine Umgebungen, die nichts weniger als einladend waren. Hier wird das Wasser für die Stadt von den Sagga's oder Wasserträgern mit Kameelen und Eseln geholt; wer dessen Einfüllen in die Schläuche zusieht, verliert die Lust je wieder eines zu trinken. Dasselbe, seit dem Fallen des Nils (schon beynah sechs Wochen) abgeschlossen stehend, und ohne Zufluß, ist mit einer dicken grünen Schlammhaut überzogen; — am Ufer stehen schmutzige arabische Weiber bis an die Schenkel im Wasser, welche ihre noch schmutzigeren Lumpen voll Ungeziefer darinnen waschen; hart daran treten die Tragthiere, spühlen plätschernd und schlagend den Staub und Schweiß von ihren Füßen, trinken — lassen den Urin und Dünger von sich, während der Sagga mit einer großen ledernen Flasche aus diesem Gemengsel, in dem die Araber noch gläubig ihre religiösen Waschungen an Händen und Füßen verrichten, die großen Schläuche auf dem Rücken der Thiere füllt. — Da würde selbst der durstige Tantalus die Lust zum Köhlen-

den Labetrunk verlieren. Als die Barke in Stand gesetzt, und das ärmliche Lauwerk aus Dattelnwurzelstängeln und See gras aus seinen Bruchstücken zusammengestückt war, stießen wir vom Lande, spannten die Segel auf, und begannen auf einem Canal, der in dieser Jahreszeit kaum drey Fuß Wasser hat, die Reise nach Atfe am Nil am 23. Jänner 1831 am Montage um 7 1/2 Uhr des Morgens.

Eduard Freyh. von Callot.

M e n s c h e n s t r e b e n .

Mir schwebt, schon seit ich denken kann,
Ein ernstes Strebebild voran;
Ihm rang ich nach mit Wort und That,
Es war das Licht für meinen Pfad,
Es schien mir Lebens Preis und Ruh';
Ich wallte rastlos darauf zu. —

Ich schreite nun wohl manches Jahr,
Schon dunkler bräunet sich mein Haar,
Schon kühler wird das heiße Blut,
Verküchtigt ist die Jugendglut,
Doch schau' ich noch nach jenem Stern, —
Er aber bleibt mir immer fern.

Hoch oben steht er unbewegt,
Von keinen Stürmen aufgeregt,
Von Schmerz nicht, noch von Lust verzehrt,
Aufjauchzend nie und nie empört;
Die Welt mit ihrem Bunterley
Geht starr und kalt an ihm vorbey.

Mich aber hat sie heiß verlehrt,
Mein Herz gleich einem Wild gehehrt,
Mein Streben hämisch mir verlacht,
Mir Wunden, Gram und Streit gemacht,
Und wenn ich jugendlich erbraust,
So schlug sie mich mit grimmer Faust.

Du Stern da oben fühlest nicht,
Was menschlich zu dem Menschen spricht;
Bist frey von Fehlern, frey von Schmach,
Doch bist du auch nicht menschlich-schwach;
Und wer nach jenen Sternen strebt,
Hat schön wohl, doch nicht klug gelebt!

Sie seh'n zu hoch für Menschenkraft,
Zu steil für Menschenwissenschaft,
Und schau'n so frostig-stolz herab,
Wie Marmor auf ein Sängerggrab;
Sie streu'n ein täuschend Irrwischlicht
Und strahlen, aber wärmen nicht.

O wär' ich blieben tief im Thal,
Wo Bäche rieseln allzumal,
Wo Eichen schatten, Blumen blüh'n,
Im kühlen Wald und Wiesengrün!
O hätt' ich nie in toller Jagd
Mich auf die schroffen Höh'n gewagt!

Wenn lang der Tag, ist Ruhe kurz,
Herab von Klippen tief der Sturz,

Und wenn die Täuschung uns entflieht,
Erfißt Wahrheit grausam ein Gemüth,
Das marternd fühlt in bitterer Qual,
Es war ein Trug sein Ideal! — —

Ich lag wohl unter gift'gem Baum
In einem langen, schweren Traum,
Und blick' erwachend nun empor? —
Ach, gar nichts mehr ist wie zuvor,
Und nur der Stern noch grinst mich an:
„Dein ganzes Streben — war ein Wah n!“

E. Straube.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 9. September, zum ersten Male: „Sigmund,“ Schauspiel in 2 Aufzügen. Nach dem Romane: „Indiana“ und nach Scribe von F. A. von Kurländer. — Hierauf zum ersten Male: „List und Strafe,“ Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen des Sedaine von Herzenskrön.

Adolphine von Kalph, die junge, blühende Gattinn eines alten und fränkischen Mannes, ist von diesem, während seiner mehrmonatlichen Abwesenheit im Bade, in der Residenz zurückgelassen und der Obhut eines jungen Mannes anvertraut, der als elternlose Waise von Herrn von Kalph aufgenommen, als Sohn des Hauses behandelt und endlich zum Theilnehmer des Handlungshauses Kalph befördert worden ist. Von Anebertern und Verführern umschwärmt bedarf die lebenslustige Adolphine eines sorglichen Hüters; Sigmund, obwohl selbst von ihren Reizen gefesselt, aber auch nicht minder von der Treue und Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter durchdrungen, bequemt sich zu diesem undankbaren Amte. Besonders warnt er sie vor einem Marquis von Barades, einem eben so verschmitzten als glattzüngigen Verführer, dem bisherigen Begleiter und Hausfreund der jungen Frau. Ein Ball gibt die Veranlassung zur eigentlichen Schürzung des Knotens. Adolphine, Sigmunds Gründen und Bitten nachgebend, geht nach dem Ball auf ihr nahes Landgut, aber gerade dort wird sie von dem Marquis, der in der Stille noch ein zweytes Verhältniß mit Betty, der Hausgenossinn und Milchschwester Adolphinens, angeknüpft hat und hieher zur zärtlichen Schäferstunde beschieden war, gefunden und sogleich mit feurigen Erklärungen bestürmt. Aber auch Sigmund ist Adolphinen gefolgt, er überrascht das unbedachte Paar in dem Augenblicke, wo der Marquis auf den Knien liegend sein Bekenntniß ablegt, und Adolphine ihm die Hand drückt. Sigmund, der nun erkennt, wie die Sachen stehen, versucht wenigstens durch Eifersucht die bethörte Leichtgläubige zu retten; er entdeckt ihr des Marquis Betrug. Anfangs zwar gereizt, erzürnt, läßt sie sich dennoch von den lügnerrischen Beteuerungen des Verführers verschönnen: da erscheint Sigmund mit der Nachricht, daß Hr. von Kalph zurückgekehrt und bald erscheinen werde. In der Verzweiflung und der Furcht, von Sigmund ihrem Gatten verrathen zu werden, beschließt sie, sich selber diesem zu entdecken und zu fliehen. Sie schreibt ihrem Gatten einen Brief, der ihr Bekenntniß enthält; Sigmund aber fängt den Brief auf und bringt ihr ihn, mit dem Versprechen seines Stillschweigens, zurück; er und der Marquis huldigen ihrer probefesten Tugend, und sorglos eilt sie dem Gatten mit offenen Armen entgegen. —

Scribe ist ein Meister in der Kunst, einen Stoff dramatisch zu gestalten, und aus einem unbedeutend scheinenden Material ein bühnengerechtes, wirksames Ganze herauszubilden. In dieser Eigenschaft mag er wohl von keinem seiner Zeitgenossen oder Vorgänger übertroffen werden, und unsern jüngeren Lustspielsdichtern füglich als Muster gelten. Die Wahl seiner Stoffe dagegen, so wie die sittliche Tendenz seiner Stücke hat er vor einem Richterstuhle zu vertreten, der denn doch noch etwas Höheres im Auge hält, als die flüchtige Unterhaltung einer Stunde oder das Entzücken an den Triumphen eines leichtfertigen Wihes. Wir fühlen es recht gut, indem wir diese Bemerkung niederschreiben, daß wir wohl schwerlich dem Vorwurfe der Pedanterie und des unzeitigen Moralsirens entgehen werden: allein schon manche Wahrheit, zumal eine solche, die dem Betreffenden unbequem war, ist Pedanterie gescholten worden, aber darum nicht minder eine Wahrheit geblieben. Wird sie als solche auch nur von Wenigen erkannt, so ist ihr Zweck erfüllt, und sie war nicht ganz umsonst gesagt. Im Leben geschieht freyllch Manches, was wir nicht billigen dürfen, jedoch vergeben und dulden

müssen, da wohl Keiner sich berechtigt fühlen mag, den ersten Stein zu heben; die Kunst aber soll rein bleiben, rein auch von der unmerklichsten, verstecktesten Trivialität der Gesinnung; denn sie ist nicht, wie jenes, ein Schauplatz der Schwächen und Irrungen, sondern die Aufgabe der bedachten Wahl, der weisen Überlegung, und der hat nur einen schwachen Begriff von ihrer Bestimmung, der den Grundsatz, daß die Kunst wahr seyn müsse, so versteht, daß alles, was wahr und wirklich, auch schon Kunst ist, oder auch nur in die Kunst gehört. Wahr, d. h. von tausend Beispielen in der Erfahrung bestätigt, ist freylich alles, was in diesem Stücke geschieht, was gethan und gesagt wird; aber ist in dieser Wahrheit etwas, was uns ein belehrendes, erhebendes oder auch nur erfreuliches Bild der Wirklichkeit wieder gäbe? Ja, wäre es uns als solches nur geboten, stellte der Dichter dieses Bild der Wirklichkeit nur ohne allen Commentar und alle Folgerung hin, so könnten wir wenigstens aus dem was ist, abnehmen, was nicht seyn sollte, und der Dichter hätte, zwar auf umgekehrtem Wege, aber darum mit nicht geringerem Erfolge, den Zweck der Kunst erreicht. Hier aber finden wir die Wirklichkeit in einem ganz andern Sinne aufgefaßt und aufgelegt; denn wir sehen das Tadelnswerthe, Verwerfliche nicht allein nicht getadelt, sondern sogar gelobt, gepriesen und mit dem glücklichsten Ausgange belohnt; wir sehen eine leichtsinnige Frau die Verheuerungen eines werthlosen Verführers nicht bloß entgegennehmen, sondern mit dem eigenen Geständnisse erwiedern, und diese Frau, die auf dem geraden Wege zum Treubruch, nur durch Zufall vom Untergange gerettet wird, sehen wir von ihrem Verderber sowohl, als von dem Mitwisser ihrer Pflichtverletzung, als ein Muster aller weiblichen Vollkommenheiten, als ein Ideal der Tugend und der Treue bewundert! Das ist der Gang der Handlung in diesem Stücke; der Verführer wird, für den Augenblick wenigstens, entlassen, der Vertraute des ganzen Herganges verspricht zu schweigen, und die junge Frau eilt ohne Umstände dem betrogenen Gatten in die Arme! — Zufall und Glück kommen einer wankenden Tugend öfter als man glaubt, im Augenblicke der Gefahr zu Hülfe; aber dann sollte man auch dieser großmüthigen Vermittelung des Schicksals ihr Recht und ihren Namen lassen. Das Grobthun mit einem unverdient glücklichen Ausgange steht der menschlichen Demuth übel an, und es hiesse die Begriffe wunderbarlich verkehren, wenn man einem Menschen die Bürgerkrone reichen wollte, bloß deswegen, weil er nicht gehängt worden ist. — Freylich geschieht in dem, was wir in diesem Stücke zu sehen bekommen, nichts, was geradezu und gleichsam in die Augen fallend die Sitte und das Herkommen verletzete; der Schein ist überall gerettet und wenn man sich mit empfindsamen Floskeln und prunkenden Redensarten begnügen will, so könnte man versucht werden zu glauben, es sey hier auf eine recht handgreifliche Huldigung der Tugend abgesehen. Allein das Gift ist dann am gefährlichsten, wenn es am sorgsamsten überzuckert ist, und die herausgeputzte Sünde verführt doppelt. Einen Verstoß gegen Anstand und Sitte rügt man immer am strengsten, aber Verderbtheit der Gesinnung überfiehet man, weil man sie entweder nicht erkannte oder nicht erkennen wollte. Man nennt so etwas *piquant*, und hat sich dergestalt mit seinem besse- ren Urtheil ein für alle Mal abgefunden. — Dem Vernehmen nach ist Manches in der deutschen Übertragung des heutigen Stückes weggelassen und verändert worden, wofür wir dem Bearbeiter desselben nur verpflichtet seyn können. Seine Gewandtheit im Dia- loge und in der scenischen Gestaltung eines Stückes haben wir auch heute wieder ken- nen gelernt und glauben, daß der, wenn auch nicht lebhafter Beifall, den das Stück gefunden hat, größtentheils diesen Vorzügen desselben zuzuschreiben ist. — Der Darstel- lung kommen die beynahe schon stereotyp gewordenen Charaktere des neuen französischen Lustspiels gleichsam von selbst entgegen. Eine leichtsinnige, empfindsame Frau, die viel glücklicher als schuldlos ist, ein ausgelertener Roué von Stande, der sehr gut reden und überreden kann, ein naives Mittelding von einem Gänschen und einer Coquette, endlich ein tugendhafter, sich selbst verläugnender Jüngling, der den Ehrenwächter macht. Die Rolle der Adolphine wurde von *Mlle. Pêche*, die immer mehr Sicherheit in ihren Lei- stungen gewinnt, und auch heute ein eben so wahres als anmuthiges Bild hinstell- te, mit vielem Erfolge gegeben. *Mad. Fichtner* als *Betty* erschien in ihrem eigentli- chen Elemente, da sie in Charakteren dieser Art wirklich vortrefflich ist. Die *H. Herze- feid* und *Fichtner* gaben ihre so ganz verschiedenartigen Rollen mit dem Fleiße und der Wirkung, die man an ihnen gewohnt ist, und welche ihnen beyden einen so eh- renvollen Platz unter den Mitgliedern unsers Hoftheaters anweisen.

Einen nicht ganz so glücklichen Erfolg hat die zweyte Neuigkeit des heutigen Abends gehabt, nemlich das Lustspiel „*List und Strafe*“, nach dem Französischen des *Sedaine* von *Herzenskron*. Das Stück gehört unter die älteren französischen Lustspiele (es

wurde zuerst im Jahre 1768 unter dem Titel: „la gageure imprévue“ aufgeführt) und mag zu seiner Zeit durch ein gewandtes Spiel gehoben, seine gebührende Wirkung gehabt haben. Auch in der neuesten Zeit ist es in Frankreich wieder in Aufnahme gekommen, und hat durch die treffliche Darstellung der *M. Mars* seinen verjähren Standpunct zu behaupten gewußt. Daß es bey uns nicht einen gleichen Anklang fand, liegt wohl größtentheils in der Unbedeutendheit der Hauptintrigue begründet, nemlich in der von der jungen Frau ihrem Manne vorgeschlagenen Wette, die in Form eines Räthsels gebracht wird, dessen Lösung aber entweder zu leicht oder doch nicht interessant genug erscheint. Alles übrige im Stücke ist dieser etwas einförmigen Wendung untergeordnet, und selbst die Entwicklung des Ganzen, mit den fremden, im Hause des Barons geheimmisvoll verborgenen Damen, kommt so überstürzt und zugleich so nebenbey, daß man am Ende nicht recht weiß, wovon eigentlich die Rede gewesen ist, und die Schlussworte der jungen Frau befolgen muß, nach denen der Spaß verschwiegen bleiben und nicht weiter unter die Leute kommen soll. Im Dialog und in der Behandlung der Einzelheiten ist die Geübtheit des Bearbeiters nicht zu verkennen. Die Aufführung war rasch und lebendig, wie sie bey solchen Gelegenheiten seyn muß. *M. Müller* und *Hr. Korn* in den Rollen der Baroninn und des Barons spielten mit all der Munterkeit und Laune, die ihnen so ganz zu Gebote stehen und die unsern Theaterfreunden schon manche Stunde verkürzt haben. Unstreitig lag es nicht an dem Willen und dem Vermögen Beyder, daß das Stück nicht allgemeiner angreifen wollte. *M. Zeiner* als Kammermädchen machte aus ihrer kleinen Rolle ein recht angenehmes, wirksames Ganze, auch *Hr. Herzfeld* bewährte als Capitän von Lendheim seinen Tact und Anstand. *M. und M. Reichel* waren in den Nebenrollen beschäftigt.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 10. September zum ersten Male: „Kerel die Nachtwandlerinn.“ Localposse mit Gesang in drey Aufzügen nach *Scrib's* Balletfujet frey bearbeitet. Musik von *Fr. Gläser*.

Die genannte Posse ist dem Publicum durch oftmalige Aufführung in einem andern hierortigen Theater bereits zur Genüge bekannt; daß sie dort nicht zu den unbeliebten gehörte, bewies das sehr zahlreich besuchte Haus, welches sich von dem Erfolge dieser Transponirung in Kenntniß setzen wollte. Bey dem idyllischen Anstrich, den diese Localkomödie an sich trägt, der nun einmal keine größeren Bewegungen gestattet, und bey welchem zugleich eine Art von Dürftigkeit der Erfindung und Ausführung fühlbar wird, vermochte diese theatralische Erscheinung in einem so großen Rahmen keine sehr erfreuliche Wirkung hervorzubringen. Auch fand sich für beliebte Mitglieder keine besondere Gelegenheit hervorzutreten: indem hier alles mehr auf Gruppen und Ensemblestücke als vorzugsweise auf Individualitäten berechnet ist. Das erste wurde bey dem Inszenesenzen vergessen — das letztere fand sich nicht und das Publicum verlor daher jeden Anhaltungspunct. Die *H. Scholz* und *Kerel* boten als *Pancrattus* und *Jucundus* alles auf, ihre Parthien durch Humor und heiteres Spiel zu heben: es gelang stellenweise, im Ganzen fehlten jedoch die rechten Veranlassungen. Auch für *M. Zeiner* war nach längerer Abwesenheit die Titelrolle eben keine sehr empfehlende Antrittsparthie und überdies sey es der Wahrheit gemäß gestanden, daß die Darstellerinn sich es eben nicht sehr angelegen seyn ließ, dieselbe zu heben. *M. Planer* war als *Wirthinn* recht nett. Der erste Act gefiel ziemlich. Das Trompetercorps fand vielen Beyfall. Im Ganzen ließ die Vorstellung kalt und vermochte nicht zu befriedigen.

B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 109, Seite 887, Zeile 5 von oben soll es heißen, statt: 20 Jahrhunderten: Jahrtausenden. — Ebenda: Zeile 9 von oben statt: *Champollion's* Hieroglyphen, soll es heißen: Hieroglyphentafeln.

Auflösung der Homonym: Streckcharade im vorletzten Blatte:
Kopfstauer.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 24. September 1833.

115

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Aufwärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensart eines Gelehrten in Paris.

Die Erzählung eines reisenden Engländers liefert uns die Schilderung eines der außerordentlichsten Menschen, deren in literarischen Denkwürdigkeiten Erwähnung geschieht. Sein Name klingt italienisch; er ist aber ein geborner Ungar, und lebt seit vielen Jahren in Paris. „Ich lernte ihn durch einen Zufall kennen,“ sagt dieser Reisende. „Alles, was die Alten von manchem Philosophen erzählt haben, ist unerheblich in Vergleichung mit dem Leben, das Herr Mentelli in Paris führt, wo er seit mehreren Jahren wohnt. Einer meiner Freunde, Officier in der englischen Marine, hatte den zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden zu einer Reise nach Paris benutzt, in der Absicht sich dem Studium der höhern Mathematik zu widmen. Diese Hauptstadt ist der Mittelpunkt der Wissenschaften; ihre prächtigen Bibliotheken stehen jedem Fremden offen; die, fast ohne Ausnahme, vortrefflichen Professoren, sind leicht zugänglich; die Kenntnisse, welche man sich anderwärts nur für theures Geld und durch starke Anstrengung des Geistes erwerben kann, bieten sich hier dem Wißbegierigen von selbst dar. Mein Freund machte sich seit einigen Monaten diese Vortheile zu nutze, als mich Beweggründe und Geschäfte anderer Art eben dahin riefen. Kaum angekommen, ließ ich mich zu ihm führen. Ein berühmter Geometer hatte ihm einen Theil seines Hauses vermietet. Nach beendigtem Besuche begleitete er mich bis in den Hof. „Sehen Sie,“ sagte er mir, „dieses baufällige Gartenhäuschen. Es wohnt darin seit zwey Jahren Einer der sonderbarsten Menschen von der Welt. Wollen Sie ihn sehen?“ Ich antwortete bejahend. Wir gingen durch den Garten und kamen zu einer hölzernen, an die Mauer eines nachbarlichen Hauses gelehnten Hütte, deren Durchmesser beyläufig 7 Schuh betrug. Der Eigenthümer dieses Gartens hatte dem Hrn. Mentelli dieses Nest unentgeltlich eingeräumt. Mein Freund klopfte an, wir treten ein; kaum war in diesem engen Raume für uns Drey Platz. Rechts stand nach der Quier eine Art Bettlade von weichem Holze und ohne Gestell, welche fast die ganze Breite

dieses seltsamen Gemaches einnahm. In diesem Behältnisse, worin eine zerrissene wollene Decke lag, hatte der Gelehrte, auf einem Brete sitzend, die Füße. Darüber stand vor ihm eine Gattung Tisch, mit einer Schiefertafel, worauf er die Lehrsätze und Auflösungen derselben schrieb. Durch den Ungestüm der Witterung waren die Fensterscheiben gebrochen, und die Breterwände beschädigt worden. Dem Übel abzuhelfen, hatte unser Gelehrte die Öffnungen mit Papier verstopft, dessen Durchsichtigkeit uns deutlich griechische und arabische Schriftzeichen lesen ließ, die wegen ihrer außerordentlichen Feinheit, Reinheit und Zierlichkeit merkwürdig waren. Links befand sich ein alter Armfessel, der, so wie die übrigen Theile des Gemaches, mit Büchern in jedem Formate, von riesenmäßigen Folianten, bis zum winzigen achtzehntelförmigen Bändchen aus *Blaeu's* Druckerey, überhäuft war. Diesen Armfessel hatte ihm ehemals der Cardinal *Fesch* geschenkt. Ein plumptes Stück Zinn, so gebogen, daß es die Gestalt eines unförmlichen Gefäßes hatte, hing über dem Tische, und diente als Lampe. Ich entdeckte in einem finstern Winkel einen blechernen Topf, einen Krug Wasser und ein Stück schwarzes Brot. „*Herr Mentelli*,“ sagte mein Freund, nachdem er mich ihm vorgestellt hatte, „spricht englisch, so gut als Sie und ich, obschon er nie andere Engländer als uns zwey gesehen hat.“ Wirklich redete er mich mit Fertigkeit und gewählten Ausdrücken an, ohne französische Wörter einzumischen, und was mich am meisten wunderte, ohne einen ausländischen Accent. Dieser außerordentliche Mann sprach gleich gut latein, deutsch, alt- und neugriechisch, slavisch, arabisch, sanskritisch, persisch, italienisch, ungarisch und französisch; er verstand die meisten übrigen bekannten Sprachen; er hatte sich auf das Chinesische verlegt, wovon er beyläufig dreytausend Schriftzeichen kannte. Sehr bewandert in den strengern Wissenschaften und in der Statistik, hatte er alle Annehmlichkeiten des Lebens dem Bedürfnisse, Kenntnisse zu sammeln, aufgeopfert. Er gab in der Mathematik wöchentlich eine Lehrstunde, die ihm drey Franken abwarf; mit diesem Einkommen kaufte er alle acht Tage seinen Mundvorrath, welcher in einigen Erdäpfeln und zwey Commißbrotten bestand. Hätte er täglich frisches Brot gekauft, so hätte er mehr davon verzehrt, deswegen zog er das Altbackene vor, welches weniger leicht zu verdauen ist. Ein- oder zweymal in der Woche ließ er in seinem blechernen Topfe über dem Dampfe seiner Lampe zwey oder drey Erdäpfel kochen, und dieß war der einzige Leckerbissen, den er sich erlaubte. Er hatte einen Schlafrock von grobem Flanelle an. Im Winter streckte er sich in seinem hölzernen Benschlage aus, um zu schlafen, im Sommer diente ihm der Armfessel statt des Bettes. Weder diese übertrieben genügsame Lebensweise, noch seine beständigen Nachtwachen, hatten seine Gesundheit geschwächt. Seine Physiognomie war freundlich und offen, seine Gesichtsfarbe frisch und gesund; dabey war er ziemlich beleibt; lange Haare wallten ihm über die Schultern hinab, und der schöne braune Bart gab seiner Gestalt vollends ein ehrwürdiges, antikes Aussehen. Dieser Bart hatte oft in den Werkstätten des Bildhauers *Girodet* als Modell gedient, was ihm auch eine kleine Beyhülse verschaffte. Ich fragte ihn, ob er solch' einer Lebensart nicht überdrüssig werde; er sagte nein und fügte hinzu: er führe sie schon beynahе zwanzig Jahre; die Süßigkeiten des Lebens wären freylich nicht zu verachten; um sie aber genießen zu können, müßte er die kostbare Zeit dem langweiligen Lectionengeben opfern; er wolle lieber seine Studien fortsetzen, für die ihm die Stunden und Minuten immer

zu wenig werden, obschon er all' seine Tage und die Hälfte seiner Nächte dar auf verwendet; kurz er könne ganz bestimmt versichern, daß er sich in keiner Beziehung für unglücklich halte. Also hat die Sucht, für einen Sonderling zu gelten, keinen Theil an dieser selbstgewählten, strengen Lebensweise. Er brachte seine Zeit zu, Schätze von Kenntnissen zu sammeln, und den Reichthum derselben zu vermehren, so wie der Geizhals seine Ruhe, sein Daseyn dem Mammon aufopfert, der all' seine Neigungen und Empfindungen verschlingt.

Ich erfuhr von ihm, daß er alle Länder Europa's (England ausgenommen) zu Fuße durchwandert hatte; daß mehrere Mitglieder des Instituts von Frankreich, ungeachtet seines armseligen, seltsamen Costüms, Arm in Arm, mit ihm spazieren gingen, und es ihrer nicht unwürdig hielten, ihn zu ihren Versammlungen einzuladen: ein Beyspiel, welches die Mitglieder unserer Universitäten und jene in England unter den Professoren nicht seltenen Pierbengel (dandys) beherzigen dürften. Bey uns muß nothwendigerweise der Umgang die Wissenschaft herauspuhen. Gott weiß, welche Verachtung das schlecht gekleidete Talent erregen würde! Der gute Mentelli erzählte mir ein hieher passendes Geschichtchen, das ich zur Erbauung unserer Gelehrten mittheile.

„Einige meiner Freunde schickten mir eines Tages,“ sagte mir Mentelli, „eine große Menge Kleidungsstücke von allen Gattungen. Ich zog sie ein- oder zweymal an; aber bald siegte meine Bücherliebhaberey über das Vergnügen, mich in meiner Herrlichkeit sehen zu lassen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, diesen ganzen Vorrath zu verkaufen, um mir einige Werke anzuschaffen, deren Besitz mein sehnlichster Wunsch war. Ich ziehe also meinen alten Überrock an, und trage die neuen Kleider zum Trödler, der die armselige Beschaffenheit meiner Kleidungsstücke mit der Vortreflichkeit und dem hohen Werthe derjenigen vergleichend, die ich ihm feil biete, mich für einen Dieb hält und der Obrigkeit anzeigt. Ich werde angehalten und in den gemeinen Verhaftsort gebracht, der für die Landstreicher bestimmt ist, welche die Polizey aufgreift. Ich wagte es nicht mehr, mich an meine Freunde zu wenden; und meines unbesonnenen Streiches mich schämend, blieb ich noch eine ganze Woche unter Schloß und Riegel. Als ich mich endlich besann, daß ich die kostbare Zeit verlor, faßte ich den Entschluß, die Feder zu ergreifen, und — meine Freunde zogen mich aus diesem schlimmen Handel. Hätte man mir ein abgesondertes Gefängniß angewiesen, mit der Freyheit meine Studien fortzusetzen, so hätte ich diesen Aufenthalt so bald nicht verlassen: denn ich fand ihn sehr bequem, lebte umsonst, und konnte folglich mehr Zeit zu meiner Beschäftigung verwenden.“

Mein Freund lud manchmal den Mentelli zum Mittagessen ein, aber diese außergewöhnlichen Mahlzeiten störten seine strenge Lebensordnung auf eine für seine Gesundheit gefährliche Weise. Ein Glas Wein brachte ihm das Fieber.

Er wünschte sehr England zu sehen, und da er wußte, daß dort Alles übermäßig theuer ist, äußerte er sich, er hoffe, alle Theile desselben zu durchreisen, und mit 150 Franken auszukommen. Ich konnte mich nicht enthalten zu lächeln, indem ich ihm versicherte, daß dieß platterdings unmöglich wäre. „Meine Reisen auf dem Continent,“ erwiederte er, „haben mich verhältnißmäßig dreyimal weniger gekostet. Ich bringe in meiner Rechnung die Theuerung der Lebensmittel mit in Anschlag. Ich werde mich aber mit Brot und

Wasser begnügen, und Nachts in irgend einem Gebüsch, unter einem Baume oder in der Vorhalle einer Kirche niederlegen *).“ „Ach, mein lieber Herr! in England ist es, leider! das größte Verbrechen, wenig Geld zu haben. Wer arm ist, der ist eo ipso strafbar. Unsere Geseze beschützen nur das Eigenthum, nie die Armuth. Wenn Sie unter einem Baume schlafen, so wird man Sie wecken und ins Gefängniß führen. Der Friedensrichter des Ortes wird Sie als einen Landläufer oder Walddieb behandeln. Geben Sie sich für den aus, der Sie wirklich sind, so deutet er auf Ihren alten Rock und beweist Ihnen durch diesen unverwerflichen Zeugen, daß Sie gelogen haben. Wer weiß, ob nicht eine schmäbliche Strafe Sie Ihre Unflugheit würde bitter bereuen machen. Ich kenne in den Provinzen mehr als eine Magistratsperson, welche im Stande wäre, Sie ohne weitere Umstände an den Pranger stellen zu lassen, einzig und allein, weil Ihr Überrock nicht 10 oder 12 Guineen gekostet hat. Wenn Sie nach England kommen, so bringen Sie einen gut beschaffenen Kleidervorrath mit, und machen Sie sich darauf gefaßt, den fünf- oder sechsfachen Werth für Alles zu bezahlen, was Sie auf Ihrer Reise verzehren werden.“

Diese pathetische Ermahnung machte auf den guten Menschen vollkommen den Eindruck, welchen ich davon erwartet hatte. Er gab ein für allemal das Project auf, mit 150 Franken in der Tasche, England zu durchreisen. Ich sah ihn oft während meines Aufenthaltes in Paris. Er bat mich, ihm ein satirisches Werk zukommen zu machen, welches ich, zu meinem Verdrusse, in London nicht ausfindig machen konnte. Als gewandter Dialektiker fand er ein Vergnügen daran, manchmal paradoxe Sätze zu behaupten; das war bey ihm ein Spiel des Verstandes. Sein Betragen hatte etwas Sanftes und Verführerisches; sein langer Bart, seine geistreiche und ernste Physiognomie erinnerten an die von Tizian's Meisterhand gemalten Porträte einiger seiner Zeitgenossen. Menschenfreund und gesellig hatte er alle Lebensfreuden seiner unerfättlichen Lernbegierde aufgeopfert. Kurz, nie hatte ein Mensch mit mehr Begeisterung, mit weniger Selbstsucht und Eitelkeit sich so ausschließlich den Wissenschaften geweiht.

Von der französischen Verwaltung, welcher die freygebigen Kammern so bedeutende Summen zur Aufmunterung der Künste und Wissenschaften bewilligen, hat *Mentelli* nie eine Unterstützung erhalten. Und doch ist er ein Wunder von Gelehrsamkeit, eine unerschöpfliche Fundgrube von Kenntnissen in allen Fächern. Fragen Sie ihn um die Meinung der alten und der neuen Schriftsteller über diesen oder jenen Gegenstand, so wird er auf der Stelle Alles, was die Prosaisien und Poeten verschiedener Nationen hierüber geschrieben haben, in ihrer eigenen Sprache und mit ihren eigenen Worten auswendig hersagen. *Mentelli* hätte daher gründlichere Ursache, als der berühmte Fürst *Pino* von *Mirandola* sich zu rühmen, daß er *de omni re scribili* zu sprechen weiß. Man erstaunt noch mehr über seine ausgebreiteten und mannigfaltigen Kenntnisse, wenn man bedenkt, daß er keine Erziehung erhalten, und Alles einzig und allein sich selbst zu verdanken hat.

*) In der französischen Übersetzung steht: *me coucher la nuit à l'ombre de quelque taillis dans la campagne . . .* ich werde mich Nachts im Schatten irgend eines Holzschlages (Häues oder Meißes) im Felde niederlegen.

L i e b e s k l ä n g e .

Von Montanus *).

7.

Ein munt'res Vöglein lebte frey
Und heiter,
Und sang, und wünschte sich dabey
Nichts weiter;
Es schwebte stets in freud'ger Hast
Von Baum zu Baum, von Ast zu Ast.

Da geht lustwandelnd sie einmal
Im Grünen,
Dem lezten Purpursonnenstrahl
Beschieden;
„Verweile!“ tönt des Vögleins Fleh'n,
Doch mochte sie es nicht versteh'n.

Und wie von Zauberallgewalt
Umfangen,
Folgt ihr der Säng'er alsobald
Mit Bangen,
Schwebt freudig, schmerzlich um sie her,
Das Herz schlägt ihm so sehnsuchtschwer.

„Ach,“ seufzt er leise, „wenn sie mich
„Erblickte,
„Und einmal liebevoll an sich
„Nur drückte,
„Ich stürbe gern im Augenblick,
„Ich hätt' ja dann mein All, mein Glück.“

8.

Als sie scherzend mich einst fragte:
Was wohl Liebe sey?
Lachte ich sie an, und sagte:
Ländeleh.

Nun sie fern ist, zieh'n mir Schmerzen
Feindlich in die Brust,
Und verschrecken aus dem Herzen
Jede Lust.

Möchte sie nur wieder fragen,
Was doch Liebe sey,
O, ich würd' gewiß nicht sagen:
Ländeleh.

9.

Ich liebte einst so innig,
Und wurde nicht geliebt,
Und diese alltägliche Sache
Hat mich bis zum Tode betrübt.

Unzählige Klagelieder
Hab' ich darauf gemacht,
Fast hat mich das böse Mädchen
Um den Verstand gebracht.

Nun lieb' ich noch einmal, und ahne,
Es schlage für mich ihr Herz,
Und muß doch ewig schweigen —
Das ist kein alltäglicher Schmerz.

Und doch ist mir lieb noch das Leben,
Noch unverwirrt mein Sinn;
Das macht, weil um fünf Jahre
Ich jezo älter bin.

10.

Verloren in Gedanken
Geh' ich die Straf' hinab,
Begegne ihr, die heimlich
Ich längst geliebet hab'.

Sie winkt und grüßt so freundlich,
Schaut lebenswarm nach mir,
Und ich vor inn'rer Wonne
Geh' scheinbar kalt von ihr.

Mein Auge zwar muß leuchtend
Ein Stern gewesen seyn,
Doch konnte sie's nicht merken
Vor meiner Brille Schein.

Ein böser Gefangenwärter
Ist diese Brille mir,
Sie hütet meine Augen
Wie eine Kerkerthür.

Läßt widerstandlos einzieh'n
Jedweden Frauenblick,
Und meine Augenblitze
Hält tückisch sie zurück.

Ist es dann noch zu wundern,
Daß mich, der waffenlos,
Ein blitzbewehrtes Auge
So leicht in Bande schloß?

*) S. Wiener Zeitschrift Nr. 97, 1833.

Die künftig ich lieben werde,
Gleicht rohem Marmor ganz,
Es fehlet beyden Gestaltung
Und Glättung noch und Glanz.

Wie tausend bläuliche Adern
Den weißen Marmor durchzieh'n,
So alle schönsten Gefühle
Ihr reines Gemüth durchglüh'n.

Und formen will ich sie selber,
Ich will ihr geben den Glanz,
Bewähren werd' ich als Bildner
Am herrlichen Stoffe mich ganz.

Ein neuer Pygmalion werd' ich
Erglüh'n für das eig'ne Gebild,
Und brauche nicht einmal zu bitten,
Dass Zeus mir beseele das Bild.

Seit ich liebe, seh' ich Liebe
Auf der Erde und am Himmel,
Doch vor Allem in der Wolken
Leichtem, luftigen Gewimmel.

Wenn sie grau den Himmel decken
Und herab zur Erde weinen,
Nahmt's mich an der Liebe Thränen,
Und vor allen an die meinen.

Sind sie gar nicht zu erschauen,
Glaub' ich, daß sie sich verborgen
Hinter jenen blauen Bergen,
Um zu kosen ohne Sorgen.

Aber wenn die Wolken einzeln
Nach einander eilig ziehen,
Ist's ein liebendes Verfolgen
Und ein liebloses Entfliehen.

Da erwachen meine Schmerzen
Aus dem halben Schlummer alle,
Denn mit der nachzieh'nden Wolke
Bin ich selbst in gleichem Falle.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, am 30. August 1833.

Wir leben in steten Festen, welche uns die langentbehrte Anwesenheit Ihrer Majestäten bereitet. Tausende von Menschen versammeln sich mit fröhlichem Angesicht bey jeder Ausfahrt des geliebten Kaiserspaars auf den Straßen, um ihnen ein „Lebehoch!“ darzubringen, und jede derselben erhöht und belebt den Enthusiasmus der Volksliebe, da sie neue Beweise von Milde und Gnade der Herrscher gibt. Arme und Bedrängte — oft auch Zudringliche — treten den allerhöchsten Herrschaften in den Weg, Ihnen Suppliken zu überreichen, die oft genug kaum lesbar, unorthographisch und unlogisch abgefaßt sind; wenn Ihre Majestät die Kaiserin im offenen Wagen ausfährt, werden Ihr Bittschriften in den Wagen geworfen, die Sie mit mütterlicher Huld annimmt, und weder der Monarch noch die Monarchin gestatten, wie viel Sie auch belästigt werden, daß einer Ihrer Unterthanen mit Strenge aus Ihrer Nähe gewiesen werde.

Seine Majestät unser geliebter Kaiser hat Seinen Böhmen schon mehrmals Seine hohe Sorgfalt und Liebe bewiesen, indem Er von den Großen, die Seinen Thron umstehen, immer nur einem der Ausgezeichnetsten und Würdigsten dieß Königreich anvertraute, und findet seinen schönsten Lohn in dem von Jahrzehend zu Jahrzehend erhöhten Flor des Landes und in der ungetrübten, dankbaren Anhänglichkeit seiner Bewohner, die sich schon in dem festlich-kindlichen Empfang des Vaters bekundete, womit der Monarch so zufrieden war, daß Er sogleich anordnete: „Man solle der wackern Bürgerschaft, und zwar Allen und Jedem, bekannt machen, daß sie durch die ungeheuchelten Beweise von kindlicher Liebe, Ergebenheit und Anhänglichkeit Ihrem Vaterherzen das schönste Fest und einen recht freudigen Tag bereitet habe.“

Seit der Anwesenheit Ihrer Majestäten sind auch mehrere erlauchte Gäste zum Besuche bey Ihnen eingetroffen, und zwar schon am Tage der allerhöchsten Ankunft Se. Majestät der König von Sachsen, dann am folgenden Tage Se. Hoheit Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, dann Se. k. Hoheit der Kronprinz von Preußen, so wie H. k. Hoheiten die Prinzen Friedrich August und Johann von Sachsen nebst Ihren erlauchten Gemahlinnen den Prinzessinnen Marie und Amalie Auguste.

Das Revue-Manöver der Prager Garnison, womit man die militärischen Übungen — welche täglich fortgesetzt werden — eröffnete, bot ein interessantes und großartiges

Schauspiel dar. Während J. M. die Kaiserin mit S. M. dem Könige von Sachsen zu Wagen die Reihen der Truppen durchfuhr, war Se. Majestät der Kaiser, trotz des kühlen Wetters, zu Pferde und im Generalsgallunifrom erschienen und bezeugte der Generalität und dem Officierscorps in der Folge in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine allerhöchste Zufriedenheit sowohl über die ausgezeichnet schöne Adjustirung als Haltung und Sicherheit, Bestimmtheit und Schnelligkeit in den kunstgerechten und zweckmäßigen Bewegungen, wie über die militärische Ruhe und Ordnung der Truppen und den Zustand der Dienstpferde bey der Cavallerie und der Artilleriebespannung. Dies war unstreitig der schönste Lohn für die Bemühungen der Befehlshaber wie für den Fleiß der untergeordneten Truppen. Unzählige Equipagen und eine unübersehbare Menschenmenge hatten sich zur Theilnahme an diesem militärischen Feste versammelt, und bey der Rückfahrt der allerhöchsten Herrschaften nach der Stadt standen noch Tausende zu beyden Seiten der Straße, mit Sehnsucht dem Anblicke des geliebten Herrschers entgegensehend.

Als Ihre Majestäten sich am 24. August nach Kleinkuchel und Smichow begaben, um am ersten Orte die seit drey Jahren errichtete fürstlich Drettingen'sche Runkelrübenzuckerfabrik, am zweyten die Ziz- und Kattunfabrik der Gebrüder Porges zu besichtigen, waren die Gebäude, an welchen Ihre Majestäten vorüberfuhr, mit Laub und Blumen verziert und 4000 Landleute der Herrschaft Königsaal hatten sich in kurzer Zeit versammelt, und an beyden Seiten des Weges gereiht, um dem Landesvater die Huldigung ihrer Herzen darzubringen, während die Schuljugend und die Musikhöre die Volkshymne anstimmten, vom lauten Volksjubel unterbrochen und überrascht.

Nach dem Kammerball, der am 21. den gesammten Adel Prags um das verehrte Kaiserpaar, welches jedem Einzelnen erneuerte Beweise von Huld und Gnade gegeben, versammelte, hatte vor Tagesanbruch Se. k. Hoheit der Kronprinz von Preussen die Stadt wieder verlassen, um nach Teplitz zurückzukehren.

Den Böglingen des Conservatoriums der Musik ist die Ehre zu Theil geworden, in die k. k. Hofburg berufen zu werden, um sich nach der Tafel vor Ihren Majestäten und den erhabenen Gästen hören zu lassen. Von den aufgeführten Stücken fanden insbeson dere die Ouverture aus „Zampa“ und ein Sertett für sechs chromatische Waldhörner, vom Institutsdirector Fr. D. Weber so großen Beyfall, daß Ihre Majestät die Kaiserin deren Wiederholung für die nächste ähnliche Gelegenheit anzuordnen geruhte.

Während Se. Majestät der Kaiser sich den Staatsgeschäften widmet und Audienzen gibt, läßt Ihre Majestät die Kaiserin keinen Tag unbenützt, ohne eine oder mehrere der hiesigen Wohlthätigkeits-, oder Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten zu besuchen, und erschien, mehrmals unverkündet und überraschend, theils mit Ihren k. Hoheiten den Prinzessinnen Marie und Amalie Auguste, theils mit der Oberburggräfinn Ercelesenz in verschiedenen Kirchen, im böhmischen Museum, den beyden Klöstern der Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen, der Kleinkinderwartanstalt, dem Taubstummeninstitut und der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde. Vorzüglich erschien die Monarchinn gleich einem segensbringenden höheren Wesen in dem letzteren Institute, wie in den Krankenzimmern des Elisabethinerfrauenhospitals, durch welche die erlauchte Fürsinn langsam und freundlich durchging, die Leidenden mit sanften und mütterlichen Worten tröstend. Die Blindenanstalt, als deren erste Gründerinn und Beschützerinn Ihre Majestät die Kaiserin betrachtet werden muß, besuchte die hohe Frau schon den Tag nach der allerhöchsten Ankunft, und als der Sohn des Stifters (Prof. Klar) herbengerufen wurde, Ihre Majestät die Kaiserin zu empfangen, sprach die Monarchinn Ihr Bedauern aus, seinen Vater nicht mehr am Leben zu finden, erkundigte sich sorgfältig nach der abwesenden Witwe, welche den Unterricht in den Handarbeiten der Schülerinnen übernommen hatte, welche Sie sich zeigen ließ und sich in das Gedentbuch des Instituts einschrieb. Unter den Fragen der Kaiserin, welche sowohl den Scharfsinn als Ihre lebhafteste Theilnahme an der jugendlichen Anstalt bewährte, war eine der ersten: „was in der Musik geleistet werde?“ die zweyte: „ob sich nicht bey einem der Pensionäre ein Talent zur Poesie offendaret habe, was der Erfahrung gemäß in diesem Zustande, wo die Welt des Innern vorherrschend rein und ungetrübt wirken kann, nicht ungewöhnlich ist,“ wovon Ihre Majestät selbst mehrere Beyspiele anführte. Die erste Frage wurde durch Ausführung zweyer Gesänge beantwortet, die zweyte rief wahrscheinlich das Gedicht: „Der Blinde bey der Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin“ (welches wenige Tage nachher in der „Bohemia“ erschien) ins Leben. Die Kaiserin ließ sich nicht allein von allen Einrichtungen und der Entstehung des Instituts genau unterrichten, das Sie mit ähnlichen Anstalten in Wien und Paris, zumal mit der wohlthätigen Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern verglich, sondern

befichtigte Alles, befragte die Böglinge unter aufmunternden Beweisen der Gnade um ihre Heimat und Lebensumstände, erwähnte bey Erblickung des unter dem Bildniß Seiner Majestät des Kaisers aufgehängten Porträts des Oberstburggrafen, der großen Verdienste und des thätigen, liebevollen Antheils, den er als Protector dem Institute gewiebt, und äußerte bey dem Bericht, daß die Wittve des Stiffters auch die Oberaufsicht über die Ökonomie führe, mit rührender Huld: „Sie könne sich wohl denken, wie diese das Ganze als ein theures Vermächtniß ihres Gatten ansehe, und hier im Wohlthun einen doppelten Trost finde. Ihre Majestät bezeigte die höchste Zufriedenheit mit dieser Anstalt, welche Sie mit der Bemerkung verließ, daß Institute dieser Art gerade in ihrem Beginnen, wegen des noch frischen, begeisterten Zusammenwirkens der Gründer und Wohlthäter am besten und treuesten verwaltet würden.

Alle Menschen, welchen das Glück zu Theil wurde, sich Ihren Majestäten nahen zu dürfen, sind von Entzücken über das huldreiche Benehmen des Kaisers und der Kaiserinn durchdrungen, welches aus der reinsten Gemüthlichkeit zugleich mit hoher Geistesbildung hervorgehend, den Untergeordneten zu erheben und zu beglücken sucht, und diesen Zweck auch vollkommen erreicht. G.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Agave lurida. (*Aiton.*) (Vulgo: Hundertjährige Asoë.) Aus Vera Cruz. Bromeliaceae. Hexandria, Monogynia.
 Arthrostemma versicolor. (*Decandolle.*) Aus Brasilien. Melastomaceae. Octandria, Monogynia.
 Cuphea Llavecana. (*Hortor. Anglic.*) Aus Mexico. Salicariaceae. Dodecandria, Monogynia.
 Fuchsia virgata. (*Hortorum.*) Aus Mexico. Onagrarieae. Octandria, Monogynia.
 Haemanthus coccineus. (*Linne.*) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Amaryllideae. Hexandria, Monogynia.
 Leptostelma maximum. (*Don.*) Aus Mexico. Compositae. Syngenesia, Superflua.
 Malpighia fucata. (*Ker.*) Aus Westindien. Malpighiaceae. Decandria, Trigynia.
 Neaea hirsutula. (*Schott.*) Aus Brasilien. Nyctagineae. Pentandria, Monogynia.
 Rhodochiton volubile. (*Hort. Monacens.*) Scrofularinae. Didynamia, Angiospermia.
 Solanum amazonicum. (*Jacquin.*) Aus Brasilien. Solaneae. Pentandria, Monogynia.
 Urtica diversifolia. (*Link.*) Aus Ostindien. Urticeae. Monoecia, Tetrandia.

A n k ü n d i g u n g.

Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Anfange des vierten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerationsbetrag dafür zu entrichten. Die Bedingungen wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

(Mit Nr. 39 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 26. September 1833.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Des alten Kuenringers Meerfahrt.

Der alte Kuenringer
Wollt' zieh'n zum heil'gen Grab,
Drum was an Gut sein eigen,
Er seinen Söhnen gab.

Auch ward mit reicher Pfründe
Von ihm ein Stift bedacht,
Dort sollten für ihn bethen
Zwölf Mönche um Mitternacht.

Und nun er's so berichtet,
Zieht er hinaus zum Land,
Baarhaupts und ohne Schuhe,
Den Stab in seiner Hand.

Doch als am Meeresufer
Nach langer Fahrt er steht,
Da sind viel schwarze Wolken
Herbey vom Wind geweht.

Und als das Schiff will stechen
Mit ihm hinaus in's Meer,
Da schäumen wild die Wogen,
Der Sturm erbrauset sehr.

Es sieht's der Kuenringer
Mit trübem Angesicht:
„Ach Schiffer, guter Schiffer,
Jetzt kann ich fahren nicht!“

„Ach Schiffer, guter Schiffer,
Jetzt kann ich fahren nicht,
Es drücket mich im Innern
Zu sehr der Schuld Gewicht!“

„Muß harren hier am Strande,
Bis kommt die Mitternacht,
Da werden Zwölfe bethen,
Daß mich der Herr bewacht.“

Der Schiffer d'rauf verdrossen:
„Was fällt Euch, Alter, ein? —
Nicht günst'ger wird das Wetter
So spät zur Nacht uns seyn.“

Der fromme Pilger aber
Kniet hin und spricht kein Wort,
Doch ach, stets wilder brauset
Die Windsbraut fort und fort!“

Ein nächt'ger Hölle'nrauchen
Aufgähnt des Meeres Schlund, —
Da schallt's mit eh'nen Schlägen,
Es ist die zwölfte Stund'.

Noch liegt der Greis am Ufer,
Sein Haar im Winde weht,
Jetzt liegen wohl die Zwölfe
Für ihn auch im Gebeth!

Und horch — durch's Sturmgesaus
Herweht's im felt'nen Klang,
Wie ferne Orgeltöne,
Wie dumpfer Mönchsgefang.

Und wie vor Zauberworten
Flieht mählig Sturm und Nacht,
Schon schimmern wieder helle
Die Stern' in hehrer Pracht.

Da steigt der gläub'ge Wüßer
In's Schiff mit freud'gem Muth,
Und ziehet ungeschädet
Dahin auf blauer Flut.

Joh. N. Vogl.

Die Erscheinung.

(Nach Voucher de Perthes.)

„Ich bin,“ äußerte eines Tags ein Freund, „eben nicht leichtgläubiger als die Mehrzahl der gebildeten Welt; vor zehn Jahren glaubte ich durchaus noch nicht an Geistererscheinungen; auch heute räume ich, daran zu glauben, nicht gerade ein, bekenne aber, daß es unerklärliche Ereignisse gibt, die wir schlechterdings uns nicht zu enträthseln wissen; die, unserer Vernunft zum Trost, uns in Staunen setzen, in ein Labyrinth von Grübeleyen uns verwickeln. Ist von solchen Erscheinungen die Rede, so heißt's immer: „Genug, mit meinen eigenen Augen habe ich's gesehen, was braucht's mehr?“ Auch ich kann dasselbe behaupten und fragen. Man glaube mir oder nicht, gleichviel; ich erzähle Wahrheit, die übrigens ganz Lissabon, wo die Sache sich zugetragen, bekräftigen kann.“

„Während meines Aufenthaltes in jener Hauptstadt ward ich der Marquise Lorenza Spinola, Witwe des letzten genuesischen Gesandten zu Lissabon, Francesco Spinola, vorgestellt.“

„Die junge reizende Marquise hatte aus mir unbekanntem Gründen ihrem Vaterlande entsagt, und sich in Portugal, wo sie Güter besaß, nach ihres Gemahls Tode, definitiv niedergelassen. Reize und Geistesgaben gewannen ihr mein Herz; meine Liebe fand Erwiederung.“

„Mehrere Monate bereits hatte unser zärtliches Einverständnis gedauert, als wichtige Geschäftsangelegenheiten mich nach Madrid riefen. Da meine Reise mich in der Nähe von Jniga, in dessen Umgegend die Marquise ein Landgut besaß, vorüberführte, ersuchte sie mich, zu Einziehung von Erkundigungen hinsichtlich eines, von Grenznachbarn gegen sie beabsichtigten Prozesses, einen oder zwey Tage auf ihrem Gute zu verweilen. Ich unterzog mich dem Auftrage mit größter Bereitwilligkeit, reiste am folgenden Morgen ab, traf am nächsten Tage zu Jniga ein, und begab mich sofort nach dem, nur etwa eine Viertelstunde von der Stadt entlegenen Gute der Marquise.“

„Das mitten im Walde gelegene Schloß von bedeutendem Umfange war, obgleich von seiner Gebieterin seit langer Zeit nicht bewohnt und nur der Obhut einiger Domestiken überlassen, in sehr wohl erhaltenem Zustande. Nach einer ziemlich langen Promenade durch die reizenden Gärten des Schlosses, speiste ich, von meiner Reise ermüdet, zeitig zu Nacht, und legte mich zu Bette.“

„Eben begann ich einzuschlummern, da schien eine mir nicht unbekanntes Damenstimme, ganz aus der Ferne, meinen Namen zu rufen. Ich lauschte, doch hörte ich nichts weiter, und glaubte daher mich getäuscht zu haben.“

„Bald jedoch wiederholte dieselbe Stimme, und zwar weit näher, meinen Namen, wie mir schien, mit dem Zusätze: „Adieu!“ Bestürzt springe ich aus dem Bette, tappe im Zimmer umher, öffne die Fenster; alles ruhig; die Schloßuhr schlug eben eif. Jetzt glaubte ich, wieder in weiter Ferne, ein Todesröcheln zu hören. Ihm folgten Stöhnen und klagende Stimmen mehrerer Personen; dann trat die tiefste Todesstille ein. Nachdem ich das ganze Zimmer vergebens durchspäht, schloß ich die Fenster, und legte mich wieder nieder.“

„Die Nacht war schwül; ich schlummerte bald von Neuem ein; mein rechter Arm entblöste sich durch eine unruhige Bewegung im Schlafe. Plötzlich erfaßt eine eiskalte Hand die meinige. Ich blicke entsetzt auf, glaube im matten Mondenschimmer eine leichenblasse Frauengestalt in weißem Gewande zu erblicken, die Marquise in ihr zu erkennen. Ihre Augen waren erloschen, schauerliche Trauer athmete aus ihren Zügen; starr blickte sie mich an. —

„Sind Sie es?“ fragte ich. Ein dumpfer, nicht menschlicher Seufzer war die Antwort. Die eisige Hand der Erscheinung presste die meinige mit Innigkeit; Fieberfrost durchrieselte mich. In dem auf mir hastenden Blicke lag, anstatt seines mich sonst entzückenden zärtlichen Ausdruckes, etwas Düsteres und Furchtbares. Nach langer grauenvoller Pause schien der Mund des Phantoms mir unverständliche Worte zu flüstern; nun begriff ich seinen Wink nach der Pendule, auf der es mir eine Stunde bezeichnete. Dann warf mir die Erscheinung einen Abschiedsgruß zu, und entchwand; ich wollte sie zurückhalten, erfaßte aber nur die Bettgardinen, und vernahm ein fernes Rauschen, wie jenes eines Damengewandes. — Kalter Schweiß perlte mir auf der Stirne, mein Haar sträubte sich empor, ich versiel in eine Art todtenähnlicher Erstarrung.“

„Als ich erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel; ich fühlte mich an allen Gliedern wie gerädert, suchte meine wirren Gedanken zu sammeln, und war, nachdem ich mir Alles zurückgerufen und reiflich erwogen, der Meinung, es habe mich, da ich mit starkem Appetite schnell gespeist, und bald nachher zu Bette gegangen war, ein Alpdrücken befallen.“

„Indeß dachte ich nicht ohne ängstliche Besorgniß an die Marquise und vermochte mich des Gedankens an meinen Traum nicht zu entschlagen, erzählte ihn sogar, wiewohl darüber scherzend, den Schloßbewohnern.“

„Nachdem ich einen Theil des Tages mit Besorgung der Aufträge der Marquise verbracht, besuchte ich die romantischen Umgebungen des Schlosses; Zerstreuung, pittoreske Landschaften mit ihrer gemüthlichen Staffage, begannen das Andenken meiner Vision zu verlöschen, als ich an meinem Finger einen gestern daran noch nicht befindlich gewesenen Ring erblickte; ich erkannte ihn als jenen — der Marquise. Wäre ihr Geist mir abermals erschienen, er konnte nicht furchtbarer auf mich wirken; ich schwankte; Alles um mich her schien sich im Kreise zu drehen, ich mußte, nicht umzusinken, mich an einen Baum lehnen. Alle Schrecknisse der verwichenen Nacht stiegen vor meinem Geiste wieder auf; ich glaubte die Marquise nun in der That des Todes verblichen.“

„Bey anbrechender Nacht steigerte sich meine Seelenangst. In mein Schlafzimmer nicht zurückzukehren wagend, bedauerte ich, am Morgen nicht sogleich abgereist zu seyn. Ich wollte das Schloß noch an demselben Abend verlassen, oder Jemand zur Nachtwache bey mir behalten; Eigenliebe aber besiegte meine Furcht; ich erwog den, wenn meine Gespensterfurcht ruckbar würde, mir drohenden Spott; ließ mir daher, um in meinem Entschlusse nicht zu wanken, gleich nach meiner Heimkunft das Souper in meinem Schlafzimmer serviren, und beurlaubte dann die Domestiken. Ich vermochte keinen Bissen zu genießen. Beym Niederlegen ließ ich eine der Wachskerzen brennen; zufällig fiel dieselbe aus dem Leuchter zur Erde herab, und erlosch; das tiefe Dunkel um mich her steigerte meine innere Angst noch höher.“

„Umsonst schämte ich mich meiner kindischen Furcht, und warf mir meine Schwäche vor; ich vermochte meine Gefühle nicht zu bemeistern; bey dem leisesten Geräusche fuhr ich entsezt empor. Eilf Uhr schlug's; ich glaubte das Stöhnen und Nöcheln von gestern zu vernehmen, meine Hand abermals eisig gepreßt zu fühlen. Lebend schob ich die Gardinen zurück, — sah aber nichts. Eben begann ich mich zu beruhigen, da stog eines der Fenster krachend auf. Außer mir, stürzte ich aus dem Bette, will fliehen; finde jedoch die Thüre nicht. Alle Meubeln, mein eigener Schatten, erscheinen mir im Mondlichte als Gespenster. Als indeß Alles ruhig blieb, schrieb ich das Aufstiegen des Fensters lediglich dem Winde zu, und legte mich wieder zu Bette. Mein Schlaf war höchst unruhig, wohl ein dutzendmal fuhr ich in halbawachen, schauerlichen Träumen auf; so überraschte mich der anbrechende Tag. Ich stand auf, war leichenblaß, noch entstellter als am vorigen Morgen. Vor mir selbst mich schämend, ging ich hinunter, und wandelte geraume Zeit im Garten auf und nieder. — Es war am fünfzehnten Julius, die Luft zum Ersticken schwül; Alles schien einen furchtbaren Sturm, vielleicht selbst einen Erdstoß anzukündigen. Um neun Uhr händigt mir ein Bedienter einen Brief ein; ich öffne ihn: am dreyzehnten, Abends eilf Uhr, — war die Marquise plötzlich verstorben.“

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Prag.

Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserinn haben das Theater zweymal besucht, das erste Mal von Sr. M. dem König von Sachsen und J. F. H. den beyden Prinzen Friedrich August und Johann und deren Gemahlinnen den Prinzessinnen Marie und Amalie Auguste, das zweyte Mal nur von dem Ersteren begleitet, und der innigste Enthusiasmus der Volksliebe begleitete Ihre Majestäten jedesmal. Vorzüglich aber bildete die erste Erscheinung des geliebten Monarchenpaares im Schauspielhause ein wunderherrliches Seitenstück zu dem allerhöchsten Einzug in Prags Mauern. Wenn dieser einem ländlichen

Zubelfeste zu vergleichen war, dessen Gäste, mit frischen Blumen geschmückt, im Schatten einer Eiche in natürlichen Tanzreihen dahinschweben, so glich jene einer prunkvollen Festschmücktheit, wo ein ganzes Volk in Festgewändern des geliebten Herrschervaters harrt, und über Seinem Anblick alles Andere um sich her wieder vergift. Die Räume des Hauses vermochten die Menschenmenge kaum zu fassen, die sich in denselben zusammengedrängt hatte, und doch mußten Hunderte misanthropisch davon wandern, ohne mehr auch das kleinste Plätzchen finden zu können, während andere Hunderte, die im Voraus die Hoffnung aufgegeben hatten, in das Schauspielhaus zu gelangen, und sich mit dem Anblick des Kaisers und der Kaiserin im schnellen Vorüberfahren begnügend, den ganzen langen Weg von der Kaiserburg bis zum Theater bedeckten und dem geliebten Kaiser ihr herzliches „Lebehoch“ zuriefen. Auch die Logengänge nächst der Treppe waren mit Menschen erfüllt, und Ihre Majestäten zogen durch ein Spalier getreuer Unterthanen bis in die Hofloge, dem langanhaltenden Volksjubel entgegen, der sich beim Anblick des Kaisers und der Kaiserin aus der tiefen ehrfurchtsvollen Stille entwickelte und allmählig zur Kraft des Donners wuchs, so daß es schien, als habe dieser Moment die ernsten ruhigen Böhmen in glühende Südländer verwandelt. Die milde Freundlichkeit, womit Ihre Majestäten den Tribut der Volksliebe aufnahmen, erneuerte die Ausbrüche desselben immer wieder, und es vergingen mehrere Minuten, ehe selbe nach und nach verhallten. Das reich beleuchtete Prager Schauspielhaus bot in der That diesen Abend einen imposanten Anblick dar. In der Hofloge das Kaiserpaar mit Seinen hohen Gästen, in allen übrigen, im Parket, wie in den Sperrsitzen glänzend geschmückte Damen, Herren mit Ordenssternen und Uniformen aller Farben und Gattungen zwischen den übrigen in festliches Schwarz gekleideten Herren, und auf allen Gesichtern die Freude über das rüstige, muntere und zufriedene Aussehen des Kaisers und die anmuthvolle Herablassung Seiner erlauchten Gemahlinn. Welch' irdische Pracht wäre wohl einem solchen Anblick zu vergleichen? Nachdem der Volksjubel verstummt war, erhob sich der Vorhang und Hr. Bayer trat vor, den sinnigen Prolog unsers geistreichen K. E. Ebert vorzutragen; doch schien er selbst von dem wichtigen Moment der ersehnten Nähe unsers Landesvaters so ergriffen, daß er seine reichen Mittel weniger als gewöhnlich geltend zu machen im Stande war. Gleichwohl wurde jede auf den Kaiser und die Kaiserin bezügliche Stelle mit dem lautesten Enthusiasmus aufgenommen, und da der Schluß des Gedichtes:

„Es wolle Gottes Walten
Uns unsern Vater Franz noch lang erhalten!“

gleichsam unwillkürlich an die Volkshymne erinnerte, so stimmte das Publicum, sich plötzlich in einen zahlreichen Chor verwandelnd, das: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ an, das Orchester fiel in der zweyten Strophe ein, und das weite Haus dröhnte von dem mächtigen Gesang und dem wiederholten Volksjubel am Ende des Liedes.

Während der Aufführung des zweyactigen Babo'schen Lustspiels: „Der Puts“, waren alle Augen mehr auf die Hofloge als auf die Bühne gerichtet, und selbst das anziehendste Stück hätte die Prager nicht so sehr ergötzen können, als die herzliche Theilnahme an der allgemeinen Volksfreude, welche auf dem Antlitz Ihrer Majestäten zu lesen war. Nach dem Lustspiel erhoben sich der Kaiser und die Kaiserin, winkten Ihren treuen Unterthanen ein freundliches Lebewohl und entfernten sich, eben so herzlich begrüßt als bey Ihrem Eintreten. Für den zweyten Theaterbesuch hatten Se. M. der Kaiser ein böhmisches Schauspiel verlangt, und schienen sich an dem kräftigen Volksscherz des Stepanek'schen Lustspiels: „Der Böhme und der Deutsche“, von Herzen zu belustigen. Der Empfang der Majestäten war eben so herzlich als das erste Mal, doch weniger war es allgemein bekannt geworden, daß der Monarch die Schaubühne besuchen werde, und das Haus deshalb nicht so überfüllt als das erste Mal. Ihre Majestäten entfernten sich nach dem Lustspiele, welchem die Aufführung der kleinen italienischen Oper: „l'Inganno felice“ folgte.

Eine zahllose Menschenmenge hatte die erste Spazierfahrt J. J. M. des Kaisers und der Kaiserin in den Baumgarten daselbst versammelt, und abermals trat Kaiser Franz und Kaiserin Caroline Auguste wie ein liebevolles Elternpaar unter ihre unzähligen Kinder, die, so stürmisch sie sich auch zudrängten, nicht von dem Herrscherpaare weggedrängt werden durften. Merkwürdig war dabey die Wirkung der Nähe des Kaiserpaars; wo dieses nahte, wich die Menge, von beyden Seiten ehrfurchtsvoll Platz machend, und bildete ein regelmäßigeres Spalier als eine Armee von Soldaten hätte zuwege bringen können. Die Eingangspforte des Baumgartens war grün decorirt und mit dem böhmischen Löwen verziert, und wie die Pölerschüsse die Ankunft der Majestäten verkündigten, erscholl das Volkslied von einer Militärbande. Vor dem festlich ver-

zierten Gebäude — an dessen Fronte die Allerhöchsten Namenszüge in Blumenschrift blühten, darunter in einem großen Blumenbouquet von Aloe, den Wunsch für die lange Lebensdauer des Kaisers und der Kaiserinn sinnbildlich aussprechend — wurden Ihre Majestäten mit einer Cantate von Prof. Zimmermann, componirt von U. Welen, empfangen, nach deren Schlusse der Kaiser und die Kaiserinn einen Spaziergang durch den ganzen Baumgarten machten. Bey der Rückfahrt durch das Dorf wurden Sie von der Geistlichkeit, den Unterthanen und Kindern der obristburggräflichen Güter mit Gesang und Lebehoch begrüßt, und schon an demselben Abend beglückte das Herrscherpaar die Stadt durch eine abermalige öffentliche Erscheinung bey der allgemeinen Beleuchtung. Der Kaiser und die Kaiserinn nebst dem König und Prinzen Mitregenten von Sachsen fuhren um $\frac{3}{4}$ auf 9 Uhr aus der Burg und ihnen schloß sich eine so unermeßliche Wagenreihe an, daß die letzten derselben den kaiserlichen Equipagen bey der Rückfahrt um 11 Uhr noch auf der Brücke begegneten. In den Straßen, besonders bey den schönsten Stellen, war ein Gewühl, daß man oft kaum durchkommen konnte; doch ging abermals Alles ohne Störung und Unglücksfall ab. Der glänzendste Punct der Stadt war unstreitig das neu erbaute Roththor, das mit seiner schimmernden Lampenpracht und gelungenen architektonischen Zeichnung wie ein Feentempel aus der Dunkelheit auftauchte. Die Universität, das Generalcommando, und das Haus der Gebrüder Haase zeichneten sich durch gelungene Transparentgemälde aus, und auf dem Wienerschen Fabrikgebäude erhob sich ein imposantes Portale von reichem Glanz und sinniger Anordnung. Auch das Gartengebäude des Grafen von Schönborn, so wie die Palläste Clam-Gallas, Waldstein, Colloredo, Lobkowitz, das Altstädter Rathhaus, die adelige Ressource, der kaufmännische Verein, die Häuser des Großhändlers Zdekauer und Schneidermeisters Krach (an welchem letzteren Ihre Majestäten anhielten und ein Gedicht von dem Eigenthümer huldreichst annahmen), so wie viele andere Palläste, Privat- und öffentliche Gebäude zeigten Geschmack und Reichthum, während die kleineren Häuser bloß mit Lichtern und Blumen verziert, nur ein bescheidenes Schärfelein zu der allgemeinen Festlichkeit bebrachten.

Ein Kinderball in der kaiserlichen Burg versammelte die Kinder aller Hoffähigen von sechs bis sechzehn Jahren mit ihren Anverwandten, und gewiß bot diese Versammlung reizender Jugend, in deren Mitte sich die Kaiserinn wie ein freudebringendes Wesen aus höheren Sphären bewegte, und sich am meisten über jene Kleinen erfreute, die sich Ihr mit der größten kindlichen Vertraulichkeit naheten, eines der erfreulichsten Schauspiele dar. Se. M. der Kaiser zog sich zeitlich in Seine Gemächer zurück, dagegen blieb J. M. die Kaiserinn bis zum Schlusse des kleinen Tanzfestes gegenwärtig und beschenkte die jugendlichen Ballgäste mit zierlichen Geschenken.

Nachdem die militärischen Manoeuvres geendet waren, besuchte der Monarch nicht allein die Universität und mehrere andere Erziehungs- und Bildungsanstalten, sondern untersuchte auch die Spitäler und Strafanstalten, die Beschäftigungsanstalt der Blinden; besichtigte den Volksgarten, so wie die vielen, während der letzten neun Jahre entstandenen Verbesserungen der Stadt, und beglückte den commandirenden General in Böhmen, Fürsten von Lichtenstein, dem eine schwere Krankheit nicht erlaubte, das Glück der Böhmen in der Anwesenheit des Monarchen zu theilen, auf dem Landhause, wohin ihn der Ausspruch der Ärzte sandte. Während Se. M. der Kaiser sich den Staatsgeschäften weihete und in allgemeinen (oder Privataudienzen einer großen Zahl Seiner bedrängten Unterthanen Hülfe, oder wenigstens Trost und Hoffnung spendete, die in der Regel, von der Huld des Landesvaters, entzückt, mit frohem Gesichte sich aus dem Audienzsaale entfernen, besuchte J. M. die Kaiserinn mehrere wissenschaftliche und Kunstanstalten; vorzüglich aber schenkte Sie Ihre hohe Aufmerksamkeit den Erziehungsanstalten, so wie den zahlreichen Freystätten der Kranken und Hülfslosen, und in diesen wie in jenen hinterließ die erhabene Frau die schönsten Beweise wahrhaft mütterlicher Fürsorge und Wohlthätigkeit.

Ein für die letzten Tage der allerhöchsten Anwesenheit bestimmtes Volksfest im Volksgarten wurde durch die ungünstige Witterung verhindert, die auch die Freude des Fackelzuges trübte, welchen die Studierenden und Candidaten am Abende vor der Abreise darbrachten.

Ein schönes Fest für das Vaterherz des Monarchen wurde diesem gewiß durch die Gewerbsausstellung in den beyden großen Sälen der Hofburg bereitet, da sie ihm die sicherste Bürgschaft für den wachsenden Flor Seines Königreiches ablegte. Se. M. der Kaiser hatte nemlich gleich nach Seiner Ankunft den Wunsch geäußert, eine Zusammenstellung der Producte böhmischer Industrie zu sehen, und durch die rasche Thatkraft des Oberstburggrafen, so wie durch die rege Begeisterung, welche ein so landesväterlicher

Wunsch in den böhmischen Fabricanten erweckte, wurde dessen Erfüllung möglich, und gewiß ist diese Ausstellung mehr als alle frühern, die sie an Glanz und Menge der Gegenstände weit übertraf, ein schöner Beweis der industriellen Productionskraft in Böhmen, da sie in der schnellsten Zeit ohne alle frühere Vorbereitung zu Stande gebracht wurde. Zugleich muß dieselbe auch als ein höchst wichtiger Moment in der Geschichte der waterländischen Industrie betrachtet werden, da die meisten Producenten persönlich erschienen waren, und durch die huldvolle Theilnahme Ihrer Majestäten, noch mehr durch die sachkundigen Bemerkungen dieser hohen Personen, welche ihnen das erhebende Bewußtseyn verliehen, daß selbst die Fürsten auf Ihrem hohen Throne es nicht unter Ihrer Würde hielten, die Technik der Gewerbskunde im Detail kennen zu lernen, den höchsten Lohn für ihre wachsende Industrie darboten und sie gewiß zu erneutem Streben ermuntern wird.

Am 3. September um 8 Uhr Morgens verließen Ihre Majestäten Prag, wieder eben so festlich von den Bewohnern begleitet, als Sie empfangen worden waren, doch mißte sich in die Freude über den letzten Anblick der Hochverehrten der Schmerz der Trennung, den nur die von Sr. M. dem Kaiser ausgesprochene Hoffnung eines baldigen Wiedersehens beschwichtigen konnte, und Prag scheint seit der Abfahrt Ihrer Majestäten einsam und verödet, wie das Haus, aus dem der Vater und die Mutter geschieden sind.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Die erstmalige Aufführung des Weber'schen „Frenschütz,“ welcher am 5. September bey einem übervollen Haufe gegeben und aus diesem Grunde am nächsten Tage wiederholt wurde, trug, mit alleiniger Ausnahme des Hrn. Pöck in der Parthie des Kaspar, alle Spuren der Mittelmäßigkeit. Den Mar sang Hr. Kreipel, vom Regensburger Theater, als Gast; wir gewahrten in ihm, was Spiel und Gesang betrifft, den Anfänger, der, vielleicht nicht ohne Mittel, diese jedoch in dem Zustand seiner dermaligen Ausbildung noch nirgends geltend zu machen weiß. Ue. Seeburg erschien als Agathe, und ein strenges Urtheil über ihre Leistung würde von dem, über Hrn. Kreipel ausgesprochenen nicht sehr verschieden seyn. Hier sind noch bedeutende Fortschritte wünschenswerth; das Organ wäre wohl an und für sich angenehm, allein die Sängerin ist noch immer zu zaghaft, um den vollen Klang ihrer Stimme zum Besten zu geben. Möge sie überzeugt seyn, daß nur erst die Erzeugung des vollen Tones dem Gesange Sicherheit und Kraft verbürgt; daß nur diese Fülle und dieser Umfang wirken und das Organ von seiner besten Seite darstellen können, und daß man erst von dieser Grundlage zu allen übrigen Nuancen und Schattirungen überzugehen befähigt sey. Ue. Diefen sang das Anuchen großentheils genügend: doch gehört diese Parthie nicht zu ihren gelungensten. Das Terzett des zweyten Actes zwischen Tenor und zwey Sopranen war ein ewiges Schwanken. Der Frauenchor war schwach und unrein; auch der Männerchor nahm kein besonderes Lob in Anspruch. Die angenehmste Erscheinung des Abends war Hr. Pöck, welcher im ersten Acte glänzend hervortrat, und wenn er nicht vollends so wirkte, wie ihm dies in andern Parthien gelingt, muß dieses dem Umstande zugeschrieben werden, daß für den Kaspar eigentlich ein schärferer Bass erfordert wird, während Hrn. Pöck's weichmelodisches Organ mit einem solchen Charakter gewissermaßen von Natur aus contrastirt. Er wurde nach der Schlussarie des ersten Actes lärmend gerufen und — Ref. konnte es kaum begreifen — erschien mit Hrn. Kreipel, was von recht schöner collegialischer Gefinnung zeugt, jedoch dem Wunsche des Publicums wie dem Verdienste des Gastes sehr entgegen war. Die Scenen der Wolfschlucht litten durch einen übermäßigen Pulverqualm wie durch eine ungewöhnlich einfallende Beleuchtung. Die Ouverture wurde mit Präcision ausgeführt und sehr beyfällig aufgenommen.

Am 14. d. M. wurde Ueber's „Stumme von Portici“ zur Benefice des Hrn. Dams unter Mitwirkung der Ue. Friederike Herbst in der Rolle der Fenella als Gast gegeben. Die üble Witterung allein mochte Ursache seyn, daß sich eine Vorstellung, welche zwey Novitäten brachte, keines zahlreichern Besuches erfreute. Die Leistung des Hrn. Dams als Masaniello bestätigt unsere frühere Ansicht über die Fähigkeiten dieses Sängers. Anfangs war seine Stimme etwas belegt, was unter den dermaligen Witterungseinflüssen sehr begreiflich ist: diesem Umstande war es beizumessen, daß er mehr Anstrengung aufbieten mußte, um in den Besitz seiner Mittel zu gelangen und auf diesem Wege geschieht es leicht, daß ein „zu viel“ eintritt. Befremdend war es allerdings, einen so gewandten Sänger in mehreren Stellen so unrein zu hören. Aber gleicherweise

muss es mit Lob erkannt werden, daß Hr. Dams an vielen Orten durch Feuer, Kraft und wahre Leidenschaft hinriß, wie dieß im Duett mit Pietro und im vierten Acte stellenweise der Fall war, in welchem letzteren er durch den gelungenen Vortrag des beliebtesten „Schlummerliedes“ sehr vielen Beyfall erwarb. Dlle. Ruth sang die Prinzessin; wäre die Leistung so vollendet gewesen als die Erscheinung angenehm, so hätte die Kritik keine weiteren Anforderungen. So aber müssen wir bemerken, daß es Dlle. Ruth an Übung zu fehlen scheine, welche so viele vorhandene Befähigungen zur Fertigkeit und Sicherheit umgestalten könnte. Über die Darstellung der Fenella durch Dlle. Herbst sprechen wir bey Beurtheilung ihrer sämmtlichen Gastrollen; sie fand in dieser Rolle vielen und verdienten Beyfall und gab einen Beweis, wie weit vorzüglichlicher sich diese Parthie in den Händen einer Schauspielerinn als in den Bewegungen einer Tänzerinn ausnehme. —

Am 16. d. M. wohnte Ref. der Darstellung des „Räthchen von Heilbronn“ bey, dessen erste Vorstellung einen Tag früher vor einem übermäßig besetzten Hause Statt fand. Hr. Fischer spielte den Grafen Wetter von Strahl namentlich im Vorspiele und im vierten Acte mit jener Klarheit und Wärme, die er schon oft recht erfreulich an den Tag zu legen Gelegenheit fand. An andern Stellen zeigten sich jedoch Spuren eines Strebens, wie es ein Schauspieler, nach Beyfall haschend, etwa vor einem Sonntagspublicum entfalten möchte; eine Bemerkung, die uns um Hrn. Fischer's willen leid thut, der zu solchen Behelfen wohl nicht seine Zuflucht zu nehmen braucht. In diesem Sinne sprach unter andern Hr. Fischer den kurzen Monolog am Schlusse des zweyten Actes: „Die nehm' ich mir zum Weib“, wo alles Gemüthliche unter dem Ausdrucke eines zu sehr hervortretenden Humors, der an Lustigmacherey grenzte, zu Grunde ging. Die Darstellung der Titelrolle durch Dlle. Weisener war in einigen Theilen recht gelungen zu nennen; im Ganzen scheint jedoch noch nicht das gehörige Studium darauf verwendet worden zu seyn. So hatten gar viele Stellen, wo sich Räthchens innigste gemüthvollste Hingebung kund gibt, einen an das Naive grenzenden Anstrich, und mitunter wieder eine Art von Verstecktheit, welche dem Geiste der Parthie entgegen ist. Überraschend glücklich war Dlle. Weisener mit dem Schlafgespräche des vierten Actes. Es scheint, als ob Kleist's „Räthchen“ in den Händen dieser sonst recht verdienstlichen und talentvollen Schauspielerinn erst heranreifen müsse, um mit der Zeit ein ganz freundliches und gelungenes Bild zu werden. Die übrige Besetzung ist nicht von sonderlichem Belange. Mad. Matthe spielte die Thurneck und sah sehr gut aus. Dlle. Frank war als Gräfinn Mutter störend.

Der „Frenschütze“, welcher am 19. September wiederholt zur Vorstellung kam, war ein ganz anderer, als der früher besprochene; er hatte seine Vorzüge wie seine Schwächen im Vergleiche mit dem ersteren. Silt es die Vorzüge, so müssen wir zuvörderst des Hrn. Dams erwähnen, welcher den Mar als letzte Gastrolle sang und in den ersten Ensemblestücken, wie in seiner großen Arie eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete. Er war bis zur großen Pulverrevolution der Wolfschlucht sehr wohl bey Stimme und wußte die schönen Lichtpunkte der Parthie effectvoll hervorzuheben. Die zweyte Verbesserung trat durch das Erscheinen der Dlle. Segatta als Agathe ein, welche durch den eleganten und gefühlvollen Vortrag ihrer Cavatine und durch die ausgezeichnete Mitwirkung in dem schönen Terzette des zweyten Actes alle Zuhörer entzückte. Nun aber auch ein Wort über die Schattenseiten. Hieher gehört die durch Hrn. Böck's Unpäßlichkeit nothwendig gewordene veränderte Besetzung des Kaspars; der in dieser Parthie beschäftigte Sänger, unstreitig mit musikalischer Kenntniß und Fertigkeit ausgestattet, ist zum Schauspieler durchaus ungeeignet, daher geht bey ihm alles sonst Dramatisch-Wirksame verloren und selbst in Bezug auf seine Mittel könnte man das Ovid'sche: „Ingenium longa rubigine laesum“ anwenden. Zu den frappantesten Unannehmlichkeiten des Abends aber gehören zwey Requisitenfehler, welche eine ungemeine Störung verursachten. Kaspars Büchse, womit Mar den Adler herunterschleßt, ging nicht los — der Adler fiel; man lachte; die vielfältigen Bezüglichkeiten des Textes auf diesen allerdings sehr wunderbaren Schuß erregten noch mehr Gelächter. Im dritten Acte, als Annchen die Schachtel öffnet, um den Kranz herauszunehmen, fand sich in dieser statt einem kleinen Kranze weißer Rosen ein sehr weitläufiges Gewinde großer dunkelrother Blumen. Dieser Verstoß, vom Publicum weniger bemerkt, dankte einem glücklichen Impromptu der Dlle. Diele seine Beseitigung. Trotz dieser Störungen sprach sich die beyfällige Theilnahme des Publicums zu öfteren Malen zu Gunsten der Aufführung aus.

Modellbild XXXIX.

Überrock von Gros-de-Naples. — Pelisse: Überrock von genché Gros-de-Naples. Binde von Band. Nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse Nr. 1108.

Eine Gros-de-Naples Capotte mit Gasse-Band. — Eine Tull-Englais Haube mit Band geziert. Nach Originalen von M. Langer in der Annagasse Nr. 936, im 1. Stod.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 28. September 1833.

117

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lord Jacob Douglas's Tod in Spanien.

Nach Froissart, B. I, Cap. 20, von Anton Langerhans.

Walter Scott läßt den Obristen Claverhouse zu seinem Gefangenen sagen: „Ich könnte wünschen, daß Sie sechs Monate eingesperrt würden, bloß damit Sie Muße gewännen, Froissart zu lesen;“ und fürwahr, wären die übrigen Bedingungen nicht hart, so könnte man sich, um eines solchen Gefährten willen, eine nicht allzu lange Gefangenschaft gar wohl gefallen lassen. Unter den französischen Chronikschreibern stehen Froissart und Joinville oben an, und von diesen Beyden gehört vielleicht Ersterem der Preis. Die Lebendigkeit seiner Schilderungen entrückt den Leser der Gegenwart, und versetzt ihn in die Zeiten, wo der Ritter, le casque sur le front, et la croix sur le sein, Gefahren nicht nur muthig entgegentrat, sondern sie aussuchte wie Lebensgenüsse. Ist seine Sprache manchmal unbeholfen wie die Bewegungen der Schwergewapneten, die er beschreibt, so ist sie dafür männlich wie die Thaten, und zuweilen einfach edel, wie die Herzen seiner Helden. Der Auszug, den wir unsern Lesern hier geben, beschreibt einige der letzten Lebensaugenblicke Robert Bruce's, jenes Königs von Schottland, dessen Andenken nie stirbt in den Herzen seiner Landsleute, und die Art und Weise, wie zu jener Zeit ein treuer Diener das Wort seines Herrn erfüllte.

„— Und während dieses Waffenstillstandes begab es sich, daß König Robert von Schottland, ein sehr tapferer Ritter, in eine schwere Krankheit versiel, und da er schon hoch bey Jahren war, so fühlte er bald, daß sein Ende sich nahe. In diesem Glauben berief er seine Heerführer zu sich, und alle Edeln, die sein Vertrauen besaßen, und nachdem er ihnen mitgetheilt, wie er alle Hoffnung auf Genesung verloren habe, ließ er sie durch ein feyerliches Versprechen sich verbinden, das Reich zu vertheidigen und zu schützen für seinen Sohn David, und daß sie ihm als König gehorsamen und dafür sorgen wollten, daß er, wenn er mündig geworden, zu seiner Gemahlinn eine Dame wähle, die solch' hohen Ehrenplatzes würdig sey.

Als dieß geschehen war, bat er den tapfern Ritter Jacob Douglas näher zu treten, und sprach in Gegenwart Aller also zu ihm: „Mein lieber und edler Freund Jacob Douglas, Ihr wißt, wie viele und was für schwere Pflichten

mir obgelegen im Laufe meines Lebens, und wie viele Gefahren ich bestanden in der Vertheidigung meiner Krone. Doch wißt Ihr nicht, daß, als ich mich am härtesten bedrängt sah, ich ein Gelübde that, das meinem Gewissen jezt schweren Kummer macht. Ich gelobte nemlich feyerlich, daß, wenn es mir gelänge mich des Thrones auf eine Weise zu verschern, die mich in den Stand setze, mein Reich in Frieden zu regieren, ich ausziehen wollte zum Kampfe gegen die Feinde unseres Herrn Jesus Christus und seiner heiligen Lehre. Dieses Vorhaben hat mir immer schwer auf dem Herzen gelegen, da es aber des Herrn Wille nicht gewesen, es mich auch ausführen zu lassen, weil er mir in den Tagen meines Lebens so viel zu verrichten auferlegt, und weil der letzte meiner Züge, der so lange gedauert, mit schwerer Krankheit endet, so will ich, daß, obgleich ich nicht im Stande gewesen meiner Wünsche Ziel in Person zu erreichen, sich doch mein Herz zur Erfüllung auf den Weg mache. Da ich nun keinen tapferern und kühnern Ritter kenne als Euch, auch keinen, der geschickter wäre in dem, was ich vorhabe, nach meinem Wunsche zu handeln, so bitte und fordere ich von Euch, als meinem liebsten Freunde, daß ihr diese Angelegenheit auf Euch nehmen wollet als Eure eigene, damit meine Seele nicht zu leiden habe in der andern Welt. Ich habe eine so hohe Meinung von Eurem Rittersinne, und von der Liebe, die Ihr zu Eurem Könige heget, daß ich der festen Überzeugung bin, das Unternehmen könne unmöglich andere als edle Früchte tragen, sobald Ihr Euch der Ausführung unterziehet. Und jezt will ich das Vorhaben Euch nennen, und wenn Ihr es billiget und auf Euch nehmet, so macht das Sterben mir wenig Sorge. — Ich will nemlich, daß, sobald ich todt bin, Ihr mir das Herz aus dem Leibe nehmet, und es mit großer Sorgfalt einbalsamiren laffet, und aus meinem Schatze so viel Geld nehmet, als Ihr für Euch und Euer Gefolge für nöthig erachtet, um jene Gabe meiner Andacht nach dem Grabe Christi zu bringen, das im Leben zu besuchen mir nicht vergönnt war. Sparet keine Kosten, und sucht Euch Gesellschaft aus, die Eurer und Eures Ranges würdig ist: und aller Orten, wo Ihr durchreiset, verkündet, daß ihr Roberts, des Königs von Schottland, Herz geleitet, um es nach Landen jenseits des Meeres zu führen, damit erfüllt werde, was in Person zu erfüllen er nicht vermochte.“

Beym Anhören dieser Worte zerflossen alle Anwesenden in Thränen; als aber der edle Jacob der Sprache, die das Weinen ihm geraubt, wieder mächtig geworden, hub er also an zum Könige: „Tapferer und edler König, ich sage Euch tausend Dank für die Ehre, die Ihr mir erweist, und für das unschätzbare und geliebte Kleinod, das Ihr mir anvertrauet. Mit ungetheiltem und besten Willen werde ich thun, was Ihr mir auferleget, und ohne in einem einzigen Puncte davon abzuweichen; denn nicht um die Welt möchte ich, daß Ihr Euch in mir täuschtet, oder daß ich mich des Vertrauens unwürdig bewiese, das Ihr in mich setzet.“

Hierauf sagte der König: „Dank, tapferer Ritter! — Ihr versprecht es mir also wirklich?“

„Von ganzem Herzen,“ erwiderte Jacob, und verpflichtete sich mit seinem Ritterwort.

„Dank sey Gott!“ rief der König; „jezt werde ich ruhig sterben, da ich weiß, daß der stattlichste und tapferste Ritter meines Reichs für mich thun wird, was selbst zu vollbringen ich nicht vermochte.“

Nicht lange nach diesem Gespräche, am 7. November des Jahres 1327, endigte der tapfere Robert Bruce, König von Schottland, seine Tage, und sein Herz ward alsobald einbalsamirt, und sein Leichnam im Kloster Dunfermline beigesetzt.

Kaum zeigten des Frühlings erste Keime sich, als Jacob Douglas sich mit allem verfab, was zum glücklichen Ausgange seines Unternehmens beytragen konnte. Er schiffte sich im Hafen von Montrose ein, um nach Sluis, in Flandern, unter Segel zu gehen, in der Absicht, zu andern Rittern zu stoßen, die zur Abfahrt nach Jerusalem in Bereitschaft waren.

Ohne Lust zu verspüren an das Land zu steigen, verblieb er in diesem Hafen zwölf Tage lang vor Anker, während welcher er am Bord seines Schiffes offene Tafel hielt bey beständiger Musik von Trompeten und Pauken, als ob der König selbst zugegen wäre. Sein Gefolge bestand aus einem Panierritter*) und sieben andern der tapfersten Ritter Schottlands, von denen jeder alle seine Knechte und Diener bey sich hatte. Sein Tafelgeräth, Kannen, Handbecken, Schalen, Flaschen, Krüge und alles sonst Erforderliche waren von Gold und Silber. Auch kamen mit ihm 26 Edelknechte, stattliche Jünglinge aus den besten Familien Schottlands, die ihm dienten. Alle Personen, die da kamen, Lord Jacob zu besuchen, und deren Zahl war groß, wurden reichlich mit zwey Gattungen Wein mit zweyerley Gewürz bewirthet — ich meine nemlich alle Personen von adeliger und ausgezeichnete Herkunft.

Und nach Verlauf von zwölf Tagen kam ihm zu Ohren, daß Alfonso**), König von Spanien, Krieg mit den Mauren von Granada führe. Da fiel ihm ein, daß die Wünsche seines Herrn zum Theil in Erfüllung gehen würden, wenn er sich den Spaniern anschloße, um die Ungläubigen zu bekriegen, und daß, wenn dieß geschehen, er seine Reise beendigen könnte.

Um das ins Werk zu stellen, ging er nach Spanien unter Segel, und schiffte sich zu Valencla aus, von wo er sich ohne Säumen aufmachte, um sich dem Könige vorzustellen, der mit seinem Heere an den Grenzen von Granada stand.

Kurze Zeit nach Lord Jacob Douglas's Ankunft rückte der König ins Feld, denn der Feind kam näher. Ein Gleiches that der König der Mauren, so daß man aus einem Feldlager die Standarten in dem andern erkennen konnte, und bald rückten die Heere aus zum Angriff.

Lord Jacob mit seinen Gefährten stellte sich an einem der Flügel auf, um mit Nachdruck auf den Feind zu stürzen.

Wie er nun beyde Heere in Schlachtordnung aufgestellt sah, und als er wahrnahm, daß des Königs von Spanien Schaaren anfangen sich in Bewegung zu setzen, so glaubte er, sie rückten vor um anzugreifen. Da er nun bey dergleichen Gelegenheiten nicht gerne zurückblieb, so setzte er seinem Rosse die Sporen ein; dasselbe that jeglicher seiner Gefährten, und alsobald befanden alle sich in der Mitte von des Königs von Granada Schlachthaufen. Douglas glaubte,

*) Panierritter, Bannerets, waren Ritter, die über ritterliche Vasallen zu gebieten hatten, mit denen sie in Kriegszeiten zu des Königs Heere stießen. Ritter, die keine adeligen Lehnsleute hatten, hießen Bachelors (Junggesellen — an Ruhm). Oft, wenn der König eine ausgezeichnete That eines Bachelors auf ausgezeichnete Weise belohnen wollte, schnitt er das dreneckige Ende, in welches dessen Fahne rausstief, mit eigener Hand ab, und machte sie dadurch zum Panier, dessen Form viereckig war, und den Bachelor zum Banneret.

**) Don Alfonso XI.

die Spanier würden ihm folgen, um ihm beizustehen in dem ungleichen Kampfe, den er begonnen; doch hierin irrte er sich. Eingezwängt auf allen Seiten, thaten er und die Seinigen Wunder der Tapferkeit; aber der großen Übermacht vermochten sie nicht zu widerstehen: alle kamen um bis auf den letzten Mann. — Wie Schade, daß die Spanier ihnen nicht zu Hülfe kamen!“

So weit Froissart. Mariana, der des Krieges Alfonso's gegen die Mauren erwähnt, übergeht die Theilnahme der schottischen Ritter daran mit Stillschweigen. Dagegen sagt Lord Hales in seinen Annalen von Schottland bey dem Jahre 1336: „Das Gefecht hatte zwischen zwey abgesonderten Haufen Statt; Douglas, nicht zufrieden, die feindlichen Reiter zum Weichen gebracht zu haben, verfolgte die Flüchtigen, wobey er das goldene Reliquienkästchen mit Bruce's Herz, das er am Halse trug, unter die Mauren schleuderte, mit den begeisterten Worten: „Geh voraus, Bruce, wie du es immer gethan, ich will dir folgen oder den Geist aushauchen.““ Wie die Mauren sahen, daß nur Wenige ihnen folgten, machten sie Halt. Douglas und seine Gefährten wurden von allen Seiten eingeschlossen, der erstere fand den Tod, indem er seines Freundes St. Clair von Roslin Leben vertheidigte. Die Überlegenheit der Mauren an Zahl war so groß, daß selbst Douglas Tod St. Clair nicht retten konnte. Die wenigen Schotten, die das Gefecht überlebten, fanden Douglas Leichnam und das Reliquienkästchen auf dem Felde, und brachten sie mit gebührenden Ehren nach Schottland. Douglas ward in der Kirche des Ortes, der seinen Namen führt, neben seinen Vorfahren begraben, Bruce's Herz aber zu Melros beygesetzt.“

Der S ä n g e r v o n B u r g u n d .

„Nied'rem Auge nicht zur Weide
„Strahlt die Tochter von Burgund,
„Darum, frecher Dube, meide
„Hof und Land noch diese Stund';
„Diese Stunde noch von dannen
„Spüte dich aus meinem Schloß,
„Bögerst du, bey meinen Ahnen,
„Heh' ich meine Hunde los!“

Also mit des Bornes Mienen
Rief der mächtige Vasall: —
Still sich neigend, wund tief innen,
Tritt der S ä n g e r aus dem Saal.
„Ewig bannt aus deiner Nähe
„Mich des Vaters strenges Wort,
„Aber, Emma, meinem Wehe,
„Meiner Klage lebst du fort.“

Nochmal an der Theuren Munde
Saugt er Luft und Schmerz zugleich,
Gehet, und wandelt von der Stunde
Einem Schattenbilde gleich.
Und schon fern den hohen Zinnen
Zieht der arme S ä n g e r dort;
Aber, horch, im Schlosse drinnen
Wimmer's leis — und leiser fort.

Durch die weiten schönen Gauen,
Wo die deutschen Eichen steh'n,
Und durch Welschlands heit're Auen,
Wo die Lüfte sanfter weh'n;
Durch der Alpen stille Räume,
Durch der Städte lauten Schwarm,
Trägt er seiner Minne Träume,
Trägt der S ä n g e r seinen Harn.

Doch es will ihm nicht gelingen,
Und die heisersehnte Ruh —
Nirgend kann er sie erringen,
Und er eist der Heimat zu;
Sieht das Schloß der Theuren wieder,
Sieht das stille traute Thal,
Freude zückt vom Himmel nieder,
Aber, ach, zum letzten Mal.

„Rast mein Mädchen? Aus die Flamme?
„Stirbt die Zeit im Lenzgewand?
„Blumen, noch am Lebensstamme,
„Wurzeln schon im Schattenland? —
„Roth der Wangen, schöne Lüge!
„Augen, himmlisch Gaukelspiel!
„Wenn das Blau am Himmel trüge? —
„Schwarzer Zweifel, schweige still!“

„Was du schufst, magst du zerstören,
 „Niesig Ungeheuer, Zeit,
 „Aber meinem Schmerz zu wehren,
 „Tausche mit der Ewigkeit!
 „Staub magst du im Sturm verwehen,
 „Liebe ist kein ird'scher Hauch;
 „Wenn die Geister fortbestehen,
 „Leben uns're Todten auch!“

„Ihr ein Denkmal will ich bauen,
 „Nie gesehen, nie gekannt,
 „Aus dem feinsten Thon gehauen,
 „Von des größten Meisters Hand.
 „Dass es mög' der Welt gefallen,
 „Herrlich und vollendet sehn,
 „Leben, höchster Preis von allen,
 „Dich zum Pfande seh' ich ein.“

Und am Grabe, ernst und schweigend,
 Ohne Lied und ohne Sang,
 Sich herab zur Theuren neigend,
 Kniert' er Tage, Nächte lang.
 Bis er an der dunklen Pforte
 Eines Tages einst erblickt,
 Und er selber, treu dem Worte,
 Einem Marmorbilde gleich. —

Frans von Erco.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende August 1833.

So trostlos trübe, stürmisch und regnerisch auch hier, wie überall, die Witterung seit vielen Wochen ist, um desto willkommener sind die reichen Genüsse, die uns seitdem das Theater bietet, welches wirklich mit frischem Eifer allen Wünschen des Publicums entgegenkommt. Diesen Sommer waren die französischen Schauspieler aus Berlin nicht hier; auf die Reihe von athletischen Vorstellungen des Hrn. Rapp'o folgten einige Vorstellungen grotesker Ballettänzer, von denen besonders ein Hr. Carrelle durch seine ungeheueren Gelenkigkeit und Biegsamkeit Aufmerksamkeit erregte; freylich hatte diese wunderfame Geschmeidigkeit so viel Affenartiges und blieb so fern von allem edleren Kunststreben, daß es mit der Bewunderung über die Möglichkeit doch zugleich Mitleid erregte, über diese Herabwürdigung der menschlichen Natur! Ein Hr. Purzschler, der bey dieser kleinen Gesellschaft war, zeigte Grazie; das Ganze gefiel als Sommerbelustigung. Von mehreren kleinen Stücken, die neu waren, gefielen besonders: „Der Brautschleier,“ „das Anekdotenbüchlein,“ und „der kleine Tambour Rataplan.“ Mad. Schröder-Devrient trat nach ihrer Rückkehr aus London zuerst als Fidesio wieder auf; dann gab sie die Desdemona bey der italienischen Aufführung des „Otello;“ diese mußte öfter wiederholt werden und die berühmte Künstlerinn erwarb sich in dieser Rolle enthusiastischen Beyfall, es wurden ihr Blumen zugeworfen und das Haus ist jedes Mal über voll. Ueberhaupt zeigt es unser Publicum jetzt deutlich, wie sehr die Mehrzahl sich wieder italienische Opern wünscht, denn auch bey den öftern Wiederholungen der Cenerentola ist der Beyfall sehr lebhaft; Dlle. Maschina Schneider gibt aber auch diese Rolle vortreflich. Man wird eine junge Conrealsängerinn kommen lassen, um dann mehrere italienische Opern einstudieren zu können; mit dankbarer Freude wird das Publicum diese anerkennen, was um so besser gelingen kann, da wir noch die treffliche Direction eines Morlacchi und Noll haben, und so brave italienische Sänger wie Bezzi und Pesadori. Die Ankunft der Mad. Kettich, geb. Gley, die wieder bey uns angestellt ist, verurfachte mehrere Debutrollen für sie und ihren Gatten. Daß diese beliebte und willkommene Künstlerinn hier zuerst solche Rollen wählte, die geradezu nicht in das ihr angewiesene Rollenfach gehören, wie die Donna Diana und die Olga, konnte Manchem wohl nur deswegen auffallen, weil dieses Fach hier durch Mad. Merivius vorzüglich gut besetzt ist, und wir nur an jüngeren Liebhaberinnen Mangel leiden. — Mad. Kettich wurde mit Freuden, wie es ihrem Verdienste zukommt, aufgenommen; ihrem Gatten ist Talent und Anlage nicht abzuspochen, doch da wir sein Fach durch zwey solche Künstler besetzt haben, wie die Brüder Devrient sind, so muß man nur lebhaft wünschen, daß durch eine billige Vertheilung uns auch die Freude bleibe, jene Künstler so oft als möglich zu sehen. Die Aufführung der „Mündel“ von Iffland war sehr interessant, doch so gerne man auch Hrn. Kettich's Verdienst als

Philipp Broof aufmunternd anerkannte, so sehr vermiften wir doch unsern Emil Devrient in dieser Rolle! Hr. Werdy als Kaufmann Drawe und Carl Devrient als Ludwig waren vortreflich. — Wegen der Debutrollen des Hrn. Kettich wurden auch „das Leben ein Traum“ und Schiller's „Kabale und Liebe“ aufgeführt, in beyden zeichneten sich Mad. Mevius und Hr. Werdy besonders aus. — Die Anwesenheit des berühmten trefflichen Künstlers, Hrn. Anschüh, schenkte uns hohen, unvergesslichen Kunstgenuß; nur in vier Gastrollen konnten wir sein meisterhaftes Spiel bewundern, doch der Enthusiasmus, womit es anerkannt und aufgenommen wurde, läßt hoffen, daß wir ihn vielleicht ein nächstes Jahr auf längere Zeit hier wieder begrüßen dürfen. Zuerst trat er als Wallenstein auf; hier steht er einzig und unerreich! Wem gelang es noch diese Ruhe und würdevolle Haltung mit der Kraft und Wärme, diesen träumerischen Tiefsinn mit so ächt deutscher Innigkeit und Herzensgüte zu einem gediegenen Ganzen so zu verschmelzen! Dieß Schwanken mit wahrer Heldengröße so richtig zu vereinen! Manche Momente erschienen überraschend und neu, durch seine geniale, ächt künstlerische Art sie aufzufassen: so erregte die Scene, wo er seinen Traum erzählt, einen wahren Sturm des Beyfalls. Wie bewundernswürdig ist das herrliche Organ dieses Künstlers! tönend bey dem leisesten Hauch, voll Wohlklang bey dem stärksten Ausdruck, nie grell, nie ermattet. Carl Devrient als Max, Werdy als Buttler, Pauli als Illo, Mad. Mevius als Gräfinn Terzky, standen würdig neben dem hohen Meister; Mad. Kettich war als Thekla eine holde Erscheinung. — Mad. Anschüh trat als Käthchen von Heilbrunn auf, und gefiel allgemein; ihre liebliche Stimme spricht so treu und wahr zum Herzen, alles ist Natur und Anspruchslosigkeit an ihr und dadurch gerade wirkt sie hinreißend. Sie wurde trefflich unterstützt, da unser Emil Devrient den Graf von Strahl gab. — Die zweyte Gastrolle des Hrn. Anschüh war der Abbé de l'Espée im „Taubstummen“, wo seine Gattinn den Julius gab. Meisterhaft zeigte er sich wieder in der stillen Würde und innern Herzenswärme verbunden mit dem feinen französischen Ton, wie er diese Rolle durchführte; hier ist das Nichtzuvielthun gerade das Schwere. Mad. Anschüh hatte ganz die Innere glühende Hestigkeit der Natur abgelauscht, welche den Taubstummen eigen ist; dieß dankbare Aufstammen, sobald jemand sich die Mühe gibt sich ihnen verständlich zu machen, und dieß ernste Versinken in die klanglose Welt innerer Anschauungen, während der Gespräche Anderer. — Belisar war die dritte Rolle unsers lieben Gastes, wo seine holde Gattinn die Irene gab; die Kunst Beyder ließ nichts zu wünschen; er nahm das Ganze so großartig, so dichterisch und malerisch zugleich, daß jeder Moment tiefen Eindruck machte; sie war eine höchst liebliche und rührende Irene. Unsere brave Mevius gab die schwere Rolle der Antonina ganz vortreflich und unser Pauli wußte aus diesem Justinian ein wahres Charakterbild des Monarchen zu machen, dessen ganzer Sinn auf den Wunsch gerichtet ist, vollkommen gerecht zu seyn. Es war sehr Schade, daß Alamir nicht mehr so wie sonst durch Carl Devrient dargestellt wurde. — Die letzte Gastrolle des trefflichen Anschüh war „König Lear.“ Sein Ruf in dieser Rolle ist allgemein verbreitet und so gegründet, daß er sich überall bewähren wird. Wie richtig zeichnet er durch die zügellose Hestigkeit und Leidenschaftlichkeit, womit er im Anfange erscheint, den ganzen Charakter des unglücklichen Königgreises, der nie sich selbst beherrschend, nie die Wahrheit aus einem andern Munde als dem des Narren hören wollend, auch so ganz unfähig ist weder sein Geschick noch Andere zu regieren; wie erschütternd wird diese regellose Riesenkraft, wo sie im Wahnsinn auflodert! wie unbeschreiblich rührend und webmüthig spricht dieß gebrochene Herz sich aus, welches immer so dringend Liebe heißte! Jede Scene ist ein Meisterwerk: Haltung, Mienenspiel, stufenweise Fortschreitung, Ton, Beherrschung der Stimme von der donnerndsten Kraft des wilden Despoten bis zum erlöschenden Wehelaute des Tiefgebeugten, alles wird uns unvergesslich bleiben. Ganz herrlich stand unser Emil Devrient in der schweren Rolle des Edgar dem großen Meister zur Seite; wie ein Engel des Lichtes steht diese reine Idealgestalt der holden Cordelia gegenüber in dem düstern erschütternden Gemälde, selbst in der grausamsten Herabwürdigung so edel und himmlisch; Hr. Pauli als Narr war ausgezeichnet, den ächten Ton ganz richtig treffend; Dlle. Berg gab die Cordelia edel und wahr; General und Regan wurden durch Mad. Mevius und Dlle. Herold sehr gut dargestellt; Hr. Werdy als Gloster, Hr. Dittmarsch als Kent waren trefflich, nur den Edmund hätte man anders gewünscht, obschon es immer noch eine der besten Rollen des Hrn. Pusch ist. Daß unser verehrter Gast jeden Abend zweymal hervorgerufen wurde, versteht sich; die sinnig schönen und bescheidenen Worte, die er sprach, machten ihn uns nur noch werther; sehr erfreuen wird es uns, ihn auf längere Zeit ein nächstes

Jahr zu sehen. — Seit Anfang August ist die Kunstausstellung geöffnet, nächstens erhalten Sie darüber ein Weiteres.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Unter den Vorspielen, oder eigentlich Lückenbüßern, welche zur Ausfüllung der Balletabende unsers Hofopertheaters dienen, haben wir unter andern der bekannten französischen Posse: „Der Bär und der Pascha“ im Vorbengehen zu gedenken. Früher ein nicht unbeliebtes und, bey gutem Spiel, selbst ergöhliches Zugstück für das Sonntagspublicum der Vorstadttheater, ist es nunmehr auch auf dieser Hofbühne für appartmentfähig erklärt worden. Der Name des hierortigen Übersetzers ist auf dem Zettel nicht erwähnt worden, doch kommt uns, wenn wir uns anders recht erinnern, die im Auslande eingeführte Bearbeitung des bekannten Übersetzers und Componisten Carl Blum unterhaltender und spaßiger vor. Auch in musicalischer Hinsicht ist das Stück dort bedeutend freygebiger ausgestattet worden; bey uns treten der Bär, der Pascha und die übrigen Charaktere ziemlich unharmonisch und dürftig einher. Der Mittelpunkt des Ganzen ist die Figur des Mundschentken, hier Mauschellino genannt; die Rolle scheint zum Improvisiren und Schwänkmachen besonders eingerichtet, und hat auch oft durch eine glückliche Benützung dieser Gelegenheit von Seiten des Darstellers entschiedene Wirkung hervorgebracht. Zu den Glanzparthien des Hrn. De Troit, vom königl. sächsischen Hoftheater zu Dresden, gehört sie nicht; wir sahen ihn noch vor Kurzem in andern Kleinigkeiten mit größerem Glücke auftreten. Seine Späße erschienen heute zu vorbereitet und eben so schleppend, als überhaupt das ganze Stück. Hr. Gottdank bringt zu der Rolle des Pascha Alles und besonders eine überaus glückliche Gestalt mit; er besitzt die Eigenschaft, die man einst einem bekannten englischen Schauspieler nachrühmte, daß er den Falstaff ohne sich auszustopfen spielen könne. Unter den übrigen Mitwirkenden haben wir des Hrn. Weis als Schwalbe, wegen seines munteren und launigen Spiels, rühmend zu erwähnen. — Zum Beschluß der heutigen Vorstellung, deren Hauptbestandtheil ein mehr oft als gerne gesehenes Ballet: „Das Schweizer Milchmädchen“ ausmachte, sahen wir „das Fest der Handwerker“, in welchem ein Hr. Buch den Maurergesellen als Gast spielte. Daß ein Stück dieser Art sich so lange halten kann, und daß es Schauspieler gibt, die auf solche und nur solche Rollen reifen, gehört mit unter die Unbegreiflichkeiten unserer Tage, die man nur mit stummer Verwunderung kommen und gehen sieht. Übrigens spielte Hr. Buch seine Rolle recht gut und natürlich; wäre er um ein Jahr früher gekommen, so hätte er vielleicht alle die Lorbeern gepflückt, die seinem glücklicheren Mitbewerber so reichlich zugefallen sind.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Zur Einnahme des Hrn. Kunst wurde am 13. September zum ersten Male gegeben: „Montbars der Franke, oder: die Eroberung von Panama.“ Schauspiel in vier Aufzügen nach van der Velde's „Flibustiern“ bearbeitet.

Über dramatische Producte einer gewissen Gattung, welcher dieser Montbars unbesritten angehört, ausführliche Berichte und Beurtheilungen zu liefern, liegt unter der Würde der Kritik. Wenn man den hübschen Roman gelesen hat, ist es kaum begreiflich, wie ein so erbärmliches Stück daraus fabricirt werden konnte. Irren wir nicht, so ist uns eine ähnliche Bearbeitung bereits auf einer Provinzbühne vorgeführt worden, die dort den sinnigen Titel: „Sittengemälde“ trug; sie war als solches vollkommen werthlos; — für das Theater an der Wien wurde um der local üblichen Effecte und Evolutionen willen vermuthlich Vieles geändert, gekürzt und nach Belieben verlegt, die anziehende Beziehung „historisch-romantisches“ Schauspiel beygefügt, und das Ganze, oder besser gesagt, das Stückwerk ist nun entschieden schlecht. Am Ende laufen all die funterbunten Scenen und der abgeflickte Lappen „Handlung“ eigentlich auf nichts anders hinaus, als ein Kriegsschiff nehmen, entsetzen und in die Luft sprengen zu lassen. Das ist nun einer der gewöhnlichen Hochgenüsse, welche dieses Theater als den höchsten und besten Zweck der Kunst fördert und zur Anschauung bringt; das Auge soll, um mit Macbeth zu reden, die andern Sinne zu Narren machen und das leere Staunen über einen nichts sagenden Moment soll in ihm die Thräne über ein verfinckendes Verleses zurückdrängen. Ist es dann noch zu wundern, daß der Schauspieler, der seine

Leistung um eines solchen Erdbeß willen minder beachtet, wohl ganz vernachlässigt sieht, daß er zu übertriebenen excentrischen Mitteln seine Zuflucht nimmt, um bemerkt zu werden, und um sich von dem Applaus, der erwartungsvoll dem Coullissen- und Maschinenspiel aufgepart wird, vor der Hand ein Schärfelein anzueignen. — Solche Gebrechen liegen nicht in der Zeit: sie werden ihr aufgedrungen; was noch mehr, sie sind Gegenstand der Berechnung, der forcirten Speculation. Daß sie mitunter glücken, bey einem so empfänglichen und wohlwollenden Publicum, wie das unsere, glücken, ist leider eine Thatsache, die aber den früheren Satz nicht umstößt, wohl aber eben so wenig Ruhm einbringt als die Hintergehung eines arglos Ehrlichen; eine Thatsache, die höchstens darauf hinweist, daß die Interessen der Geschmacksbildung, von dem Podium einer vormals beliebten Bühne aus, besser und redlicher gefördert werden könnten. — Die Aufführung war mit alleiniger Ausnahme der Mad. Pann, welche ihre Rolle dem Sinne und den Worten nach aufgefaßt hatte und deren Leistungen überhaupt immer Eifer und Ernst bekunden, sehr mittelmäßig. Alles hatte schlecht memorirt; da kamen denn falsche Betonungen, doppelte Reden, Lücken und dergl. zum Vorschein, daß selbst dem Zuseher bange wurde. Nur eine Probe: „So konnte mich mein vielgeübtes Auge täuschen“ lautet eine Rede des Admirals; der Darsteller sprach unter artigen Kunstpausen von seinem „vielgeliebten Auge.“ Ähnliches und die Anstrengung des Souffleurs wurde sehr oft vernehmbar. Wie sich unter solchen Verhältnissen die Leistung des Beneficianten ausnahm, der es nicht an seinen beliebten Kraftschattirungen mangeln lassen wollte und sie gewöhnlich höchst unglücklich anbrachte, läßt sich leicht errathen. Der Admiral Morgan litt völligen Schiffbruch. Das bessere Publicum sprach dem Stücke alsbald sein Urtheil; die einzelnen Bravo's von oben fanden unten nicht nur keinen Anklang, sondern Widerstand, und nachdem sich das Haus fast geleert hatte — wurde Hr. Kunst gerufen.

Am 21. d. M. erschien zum ersten Male: „Die blaue Maske, oder: Corea die Improvisatorinn,“ romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen (von Chr. Kollmann), eine Vorstellung, welche kurz vorher als Benefice des Lucas'schen Ehepaars angekündigt war, jedoch bey dem Umstande, daß der präsumtive Darsteller des Herzogs von Asta so plötzlich als unvermuthet seine gewöhnliche jährliche Kunstreise angetreten, unter veränderter Befehung bloß simpliciter in die Scene ging. Der Werth dieser Piece ist von dem der vorigen nicht im geringsten verschieden: mit dem einzigen Unterschiede, daß es hier am Schlusse auf kein scenisches Manövre abgesehen war, und daß man mit einer hübschen Salondecoration und mit einem improvisirten Sonette über den Stoff: „Hero und Leander“ nach aufgegebenen Endreimen wegkommt. Allerdings nimmt sich in einem Schauspiel, wo so viel verfolgt, um Erbschaften intriguirt, duellirt und vergiftet wird, solch ein scurriler Schluß sehr sonderbar aus; allein bis man dahin gekommen ist, mußte man sich bereits so vieles Unmotivirte und einen solchen Guckkastenwechsel gefallen lassen, daß man am Ende froh ist, keine härtere Geduldprobe ausstehen zu müssen. Das Stück ist ein Nachzügler jener dramatischen Periode, die längst verschwunden und bey den vorgerückten Anforderungen und abgeklärten Ansichten unserer Tage so gut als vergessen ist. Es besteht überdies aus einem ewigen Kommen und Gehen, aus Anschlägen, deren Plan und Ausführung man fast in derselben Minute zugleich erfährt, kurz aus einem solchen Convolut von Scenen, daß unter dem fracas des choses das Interesse zu Grunde geht und nicht einmal ein Charakter zum Vorschein kommt. Die Darstellerinn der Corea, Mad. Pann, gab sich recht viele Mühe; es fällt jedoch schwer, ein solches Uding über dem Wasser zu erhalten. Die H. Bosard und Stahl, Oberst Bruffon und Andrea Banti, leisteten Genügendes. Die H. Lucas, Gamméler und Mad. Lucas sahen gut aus: — das ist aber auch alles, was der wohlwollendste Referent über die Darstellung dieses verunglückten Productes sagen könnte. Das Haus war mäßig besucht und die Aufnahme, wie verdient, sehr kühl.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.